

Mitteilungen

des

Oberhessischen
Geschichtsvereins
Gießen



2012

97. Band

Mitteilungen
des
Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen

Redaktion:
Manfred Blechschmidt, Michael Breitbach,
Eva-Marie Felschow, Susanne Gerschlauer,
Carsten Lind und Dagmar Klein

97. Band

Gießen 2012

Dieser Band wurde mit einem Zuschuss der
Universitätsstadt Gießen gedruckt.

Impressum:

Herausgegeben vom Vorstand des Oberhessischen
Geschichtsvereins Gießen e.V.

Titelbild:

Drei Marktfrauen auf dem Marktplatz,
Blick Richtung Einmündung Schulstraße
(Foto: Charles Francis Himes)

ISSN: 0342-1189

Druck und Bindearbeiten:

VDS-Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt a. d. Aisch

INHALT

Dagmar Klein Nachruf auf Hans-Joachim Weimann	1
I. Beiträge	
Dieter Neubauer Mit dem Bagger ins Mittelalter - Archäologische Erkenntnisse zur Siedlungsentwicklung der südlichen Innenstadt von Gießen	3
Susanne Gerschlauer, Michael Gottwald, Volker Hess, Christoph Röder „Der Totenberg - Fränkischer Rasthof mit schöner Aussicht“ - Vorbericht über die Grabung 2012	15
Manfred Blechschmidt Die Burg Grüningen	29
Erwin Knauß Gießener Straßennamen	41
Elke Noppes Auf Sen(c)kenbergs Spuren	71
Volker Benad-Wagenhoff/Konrad Schneider Die Falschmünzerfamilie Sichel aus Kröffelbach und ihr Formkasten	115
Dagmar Klein/Hans-Joachim Weimann † Ferdinand J. Cohn in Gießen	131
Dieter Steil „... es wird mir Nichts übrig bleiben, als mich taufen zu lassen ...“ - Der Gießener Dirigent Hermann Levi im Spannungsfeld von jüdischer Tradition und Richard Wagners germanisch-christlicher Kunstreligion	171
Hans Ramge Otto Behaghel – Philologe und Sprachautorität	195
Jürgen Dauernheim Dr. Fritz Pfeffer aus Gießen - Anne Franks „Dr. Dussel“	221
Clemens Uhlig Streiflichter von Entrechtung und Verfolgung - Kommunalverwaltung und Holocaust: Rekonstruktion eines „Einzelfalles“	229

Heidrun Helwig Verachtet – verfolgt – vergessen: Auf den Spuren der Gießener Sinti - Ein Werkstattbericht	287
Jeannette van Laak Die Geschichte des Notaufnahmelagers in Gießen zwischen 1946 und 1961	305
Florentin Mück Gedenkveranstaltungen zum 17. Juni 1953 im Notaufnahmelager Gießen	319
Dagmar Klein Der Freundeskreis Alter Friedhof Gießen	345
II. Miszellen	
Ludwig Brake Augenblicke für die Ewigkeit - Gießen im Sommer 1890. Fotografien von Charles Francis Himes (1838-1918)	357
Matthias Recke Jahresbericht aus der Antikensammlung	362
Lutz Trautmann Nachlass von Prof. Dr. Hugo Hepding und seiner Familie neu im Universitätsarchiv Gießen	371
Manfred Blechschmidt Dendrochronologische Untersuchung am Dachstuhl der evangeli- schen Kirche in Gießen-Allendorf	373
Jürgen Leib Aus der Arbeit des Gleiberg-Vereins	374
Hans-Joachim Weimann † Die Büste der Irena	380
Marei Söhngen-Haffer Archivverbund Langgöns/Grünberg erhielt den Hessischen Archiv- preis 2012	388
Susanne Urban Spurensuche im International Tracing Service (ITS)	389

III. Rezensionen

Hermann Otto Geißler: Ernst Ludwig Dietrich (1897-1974). Ein liberaler Theologe in der Entscheidung. Evangelischer Pfarrer – Landesbischof – Religionshistoriker
Karl Dienst 395

Andreas Ay, Neues Wohnen in alten Mauern. Joseph Maria Olbrichs Innenausstattung der Privaträume für Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein im Alten Schloss in Gießen
Eckhart G. Franz 399

Hanno Müller: Juden in Gießen 1788-1942, hrsg. vom Magistrat der Stadt Gießen
Dagmar Klein 402

Neue Publikationen 403

IV. Vereinsleben 405

V. Presseberichterstattung 407

VI. Autorinnen und Autoren 419

Nachruf

Prof. Dr. Hans-Joachim Weimann,
geb. 19.08.1932 in Kassel, gest. 14.12.2012 in Biebental-Rodheim

Unser langjähriges verdientes Vereinsmitglied Prof. Hans-Joachim Weimann ist tot. Ein Hausunfall riss den 80-jährigen Mitte Dezember jäh aus seinem aktiven Leben. Sein Vortrag Ende November beim Oberhessischen Geschichtsverein war damit sein letzter. Er referierte zu dem Thema, das ihn zuletzt nicht mehr losgelassen hatte: Die Geschichte des „Gießener Kunstverein 1912“, die er erstmals recherchiert und zum 100-jährigen Bestehen in diesem Jahr publiziert hatte. Vor allem ging es ihm darum, dass die Kunstsammlung im Oberhessischen Museum eine bessere Würdigung erhalten möge. Gespräche zwischen dem Vereinsvorstand und der Stadt Gießen waren für das neue Jahr geplant.



Hans-Joachim Weimann, 2009

Im August hat er sein neuestes Buch vorgestellt, die Biografie des Gießener Forstwissenschaftlers Carl Justus Heyer. Die Biografie des nächsten Forstwissenschaftlers war in Arbeit, und dies sollte nicht sein letztes Buch bleiben. Er hatte noch viele Pläne. Beim Freundeskreis Gail'scher Park war die Renovierung des Uhrtürmchens sein aktuelles Lieblingsprojekt. Hier war er von Anfang an im Vorstand, die Sicherung des Nachlasses der Familie und der Zigarrenfabrik Gail ist ihm zu verdanken. Systematisch hat er sich an die Aufarbeitung der vergessenen Parkgeschichte gemacht, die er im zeitgemäßen Medium der CD-Rom publiziert. Auf der Darmstädter Mathildenhöhe hat er sich auf die Spurensuche nach Gail'scher Keramik gemacht.

Dabei entdeckte er immer wieder bislang unbekannt Details der Gießener Lokalgeschichte, die er in den MOHG veröffentlichte (siehe Miscelle in diesem Band) oder in der OHG-Vortragsreihe mit seinem unnachahmlichen Humor vorstellte. Manchmal schien er mehr Historiker als Förster zu sein, wenn er etwa über den Alten Friedhof in Gießen

führte und begeistert zu den vier Klassikern der Forstgeschichte erzählte (Carl und Gustav Heyer/Vater und Sohn, Richard Heß, Christian Hundeshagen).

Er war stets hilfsbereit bei Anfragen zu historischen Personen und geschichtlichen Bezügen, gab mit offenen Händen aus seinem angesammelten Wissens- und Dokumentenschatz, und kam auch meiner Bitte um Transkription und Unterstützung bei einer Edierung gern nach (siehe Beitrag zu Ferdinand Cohn in diesem Band). Eine Edierung in großem Umfang hatte er bereits mit den Tagebuchaufzeichnungen des Gießener Schriftstellers Georg Edward erbracht (zusammen mit Dr. Brigitte Hauschild), die 2005 als CD-Rom erschien.

Hans-Joachim Weimann studierte Forstwissenschaft und publizierte in diesem Bereich gut 150 Beiträge in fachwissenschaftlichen Publikationen, öfter auch mit Bezug zu den schönen Künsten. Der gebürtige Kasseler kam 1961 zum Dienstantritt nach Gießen, im gleichen Jahr heiratete er die Apothekerin Freya Kneisel, die aus einer alt eingesessenen Kasseler Familie stammt, also Kasselerin ist, wie er gern schmunzelnd erläuterte. Die beiden wurden in Rodheim (Biebertal), in Nachbarschaft zum Gailschen Park heimisch und bekamen zwei Söhne, mittlerweile auch einige Enkel.

Nach verschiedenen Karriereschritten an derselben Dienststelle wurde Weimann 1986 Direktor der „Hessischen Landesanstalt für Forsteinrichtung, Waldforschung und Waldökologie in Gießen und Hannoversch-Münden“. Von Anfang an gehörte zu seinen Aufgaben auch die Organisation der Datenverarbeitung, das heißt er zählt auch zu den Pionieren der Computerarbeit. Neben all seinen Aufgaben schrieb er 1969 noch seine Doktorarbeit und 1983 seine Habilitation. Über seine Pensionierung 1996 hinaus lehrte er an der Gießener Universität als außerplanmäßiger Professor bei den Agrarwissenschaften im Bereich Umweltsicherung (1990-2000). In dieser Zeit entdeckte er die Gießener Lokalgeschichte, begann mit einer Publikation über die „Gärten der Ludoviciana“ (2001).

Er war in zahlreichen forstlichen Kommissionen und Gremien tätig, etwa als Vorsitzender des Forstgeschichtlichen Ausschusses im Hessischen Forstverein und der Hartig-Stiftung, die ihn Ende Oktober 2009 mit dem Georg-Ludwig-Hartig-Preis ehrte: Wegen seiner Verdienste „um die Weiterverbreitung des Nachhaltigkeitsgedankens“, den Hartig als erster beschrieben hatte. Nachhaltigkeit war ein Lebensthema von Weimann, es bedeutet im ursprünglichen Sinn – worauf er nicht müde wurde hinzuweisen: Walderhaltung und -vermehrung als Sicherung unserer natürlichen Lebensgrundlage. Diese Ehrung war für Prof. Weimann der Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Karriere. Familie und Freunde hatten ihn ins Jagdschloss Kranichstein begleitet, von dort stammt das Foto.

Dagmar Klein

Mit dem Bagger ins Mittelalter

Archäologische Erkenntnisse zur Siedlungsentwicklung der südlichen Innenstadt von Gießen

DIETER NEUBAUER

In den Jahren 2009 bis 2011 fanden in der südlichen Innenstadt von Gießen umfangreiche Bodeneingriffe im Zuge der Neuverlegung und Sanierung bestehender Versorgungsleitungen statt, in deren Folge Straßen und Plätze zwischen Markt und Löwengasse umfassend neu gestaltet werden sollten. Da die historische Quellenlage zur Siedlungsentwicklung in diesem zentralen Bereich der Stadt für den Zeitraum des späten Mittelalters sowie der frühen Neuzeit bislang nur geringe Erkenntnisse anzuzeigen vermochte und breiten Raum für Spekulation bot, galt es seitens der archäologischen Denkmalpflege, diese wohl letztmalige Möglichkeit zur Erforschung und Dokumentation der im Untergrund überlieferten Befunde zumindest mittels einer durchgängigen archäologischen Beobachtung der Bodeneingriffe wahrzunehmen.

Während etwa bekannt ist, dass mit der Neustadt spätestens ab 1325 Gießen gen Westen, später nach Norden und Osten über seine mittelalterliche Stadtmauern hinaus expandierte, schien die südlich angrenzende Aue zwischen Wiebeck und Lahn zunächst als siedlungsfeindlich gemieden worden zu sein. „Erst später, so scheint es, wurde der Süden aufgeschlossen, wo Wolken- und Löwengasse die Stelle bezeichnen, an der die Walker und Lohgerber wohnten“, konstatierte 1938 das Kunstdenkmälerverzeichnis,¹ zu einer Zeit also, als im Stadtbild die historischen Spuren noch deutlicher ablesbar waren. Bis heute zeichnet die historische Forschung, Wilhelm Graverts Skizzen aus den 30er Jahren folgend, diese Entwicklungslinie zur Stadtentfaltung.² Erich Keyser sah hingegen 1964 gerade den südlich vor der Stadtmauer gelegenen Bereich beiderseits der wichtigen nach Süden führenden Straße – dem heutigen Seltersweg – als bevorzugte Richtung der städtischen Erweiterung bereits während des Spätmittelalters (Abb. 1).³ Bei den systematischen Baubeobachtungen durch den ehrenamtlichen Bodendenkmalpfleger der Stadt Gießen, Herrn Manfred Blechschmidt, konnten in den folgenden Jahren von archäologischer Seite indes lediglich Funde und Befunde der frühen Neuzeit nachgewiesen werden.⁴ So fanden sich zahlreiche

1 H. Walbe, Die Kunstdenkmäler des Kreises Gießen, Darmstadt 1938, S. 76.

2 W. Bingsohn/L. Brake, Die Stadt wächst 1265 bis 1530. In: W. Bingsohn/L. Brake/H. Brinkmann, Von der Burg zur modernen Stadt. 800 Jahre Gießener Stadtentwicklung 1197-1997, Gießen 1998, S. 10 ff., 15 m. Abb. 24.

3 E. Keyser, Die städtebauliche Gestaltung Gießens im Mittelalter. MOHG NF 48/1964, S. 81 ff., bes. Anlage 2.

4 M. Blechschmidt, Die stadttarchäologische Forschung. In: L. Brake/H. Brinkmann (Hrsg.), 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, Gießen 1997, S. 313 ff., 344.

Hinweise auf die Tätigkeit von Töpfern während des 16. bis 18. Jahrhunderts südlich des Kreuzplatzes und im Bereich des heutigen City-Centers.⁵ Bis zu den Bauarbeiten der Jahre 2009 bis 2011 blieb daher die Erwähnung eines „hospitium publicum“ von 1280, das östlich des Seltersweges zwischen Neuenweg und Maigasse lokalisiert wird (Abb. 1), einziger Hinweis auf mittelalterliche Siedlungstätigkeit südlich der Stadtmauer.

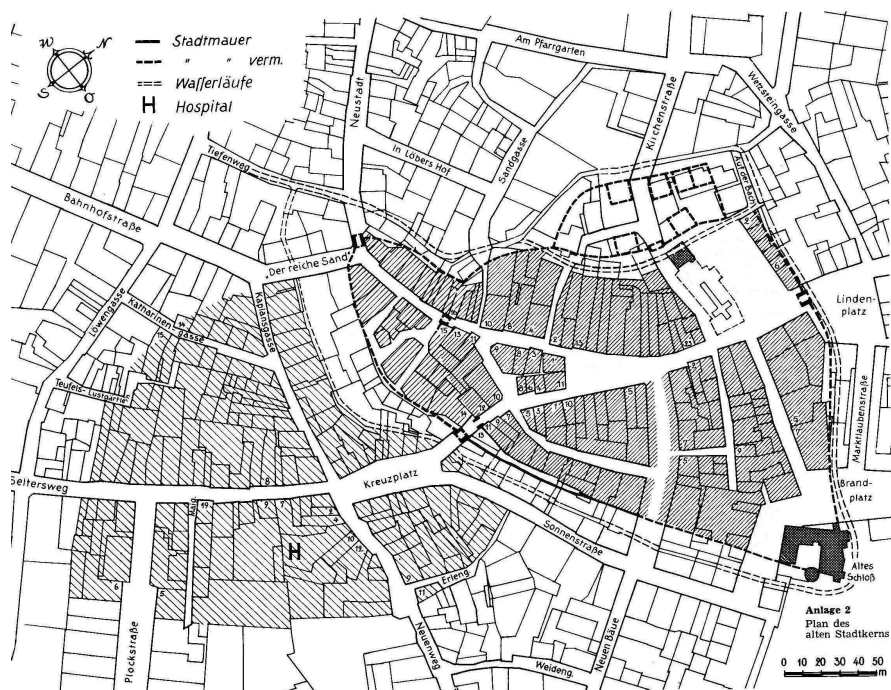


Abb. 1: Plan der spätmittelalterlichen Stadterweiterung nach Süden von E. Keyser (nach: Ders., Die städtebauliche Gestaltung Gießens im Mittelalter. MOHG NF 48/1964, Anlage 2).

Zudem war die archäologische Begleitung der Sanierung angeraten, da ja bereits im Jahre 2005 unerwartet neue Erkenntnisse zu Stadtentstehung und -entwicklung bei den Untersuchungen am Marktplatz erbracht werden konnten.⁶ So gelang es vornehmlich aufgrund außergewöhnlich günstiger Erhaltungsbedingungen für organische Materialien durch die Ergebnisse der Dendrochronologie den Siedlungsbeginn bereits um 1180 zu datieren. Für die historische Forschung mindestens ebenso überraschend präsentierte sich der archäologische

5 Zu den Funden: K. Engelbach, Beiträge zur Gießener Töpferei. I. (MOHG NF 64/1979, S. 147 ff.), II. (MOHG NF 65/1980, S. 227ff.), III. (MOHG NF 66/1981, S. 161 ff.).

6 D. Neubauer, Die Ausgrabungen am Marktplatz in Gießen 2005. MOHG NF 90/2005, S. 221 ff. – D. Neubauer/Th. Westphal/U. Recker/C. Meiborg, Geschichte unter dem Asphalt – Ausgrabungen auf dem Marktplatz in Gießen 2005. Hessen Archäologie 2005 (2006), S. 102 ff.

Nachweis einer ummauerten Hofanlage inmitten des Marktplatzes, der eine gleichzeitige Funktion als Markt ausschloss. Obwohl die Bearbeitung der umfangreichen Ausgrabungsergebnisse im Rahmen einer Marburger Dissertation derzeit noch andauert, kann eine Errichtung dieser Anlage gegen Ende des Mittelalters und ein Bestehen während der frühen Neuzeit, zumindest während des 16. Jahrhunderts, angenommen werden. Auf die Frage, wo denn dann während der Bestehenszeit des Hofes die ja historisch nachgewiesenen Märkte abgehalten wurden, ist neben dem Brandplatz in erster Linie der unmittelbar südlich der mittelalterlichen Stadtmauer gelegene Kreuzplatz als wahrscheinlichste Lösung angeführt worden.

Die umfangreichen Bodeneingriffe im Zuge der Stadtsanierung 2009 bis 2011 im Bereich von Mäusburg, Sonnenstraße, Kaplansgasse, Kreuzplatz, Katharinengasse, Löwengasse, Seltersweg und untere Bahnhofstraße bis hin zur Westanlage wurden daher archäologisch begleitet. Aufgrund der feuchten Bodenverhältnisse in dem noch tiefer als der Marktplatz gelegenen Areal waren aus archäologischer Perspektive außergewöhnlich gut erhaltene Funde und Befunde aus der Frühgeschichte Gießens zu erwarten.

Und tatsächlich bestätigten sich diese hohen Erwartungen. Ein vom Marktplatz durch die Mäusburg nach Süden ziehender Weg zeigte eine mit Lagen von Erlen- und Ulmenästen wiederholt befestigte Oberfläche. Gleiches war bereits 2005 auf dem Marktplatz beobachtet worden, wo bis zu vier derartige Straßenbefestigungen in zeitlicher Abfolge nachgewiesen werden konnten. Diese primitiv anmutende Art der „Pflasterung“ innerstädtischer Wege war im Mittelalter weit häufiger anzutreffen als die unverhältnismäßig aufwendigere Gestaltung mittels Pflastersteinen. In mineralischen Böden bieten sich jedoch kaum Möglichkeiten der Erhaltung derart fragiler Konstruktionen aus organischen Materialien. Daher sind neben Gießen vergleichbare Befunde auch nur aus gewässernahen Städten wie Lübeck und Konstanz bekannt.⁷ Zu beiden Seiten dieses mittelalterlichen Weges zogen sich etwa zwei Meter tiefe Sohlgräben sowie in Reihe liegende, mächtige Eichen- und Buchenstämme hin. Sie dienten in der Art einer Randbefestigung als Begrenzung gegenüber den begleitenden Straßengräben. Die geborgenen Eichenhölzer ergaben gemäß einer exakten Altersbestimmung mittels Dendrochronologie (Jahrringzählung) durch das Dendrochronologische Labor Westphal in Frankfurt ein Fälldatum von 1199. Sie dürften folglich im Jahr 1200 oder kurz danach verbaut worden sein.

Die im Bereich der Mäusburg nachgewiesene Straße fluchtet mit der auf dem Marktplatz 2005 beobachteten Trassenführung und zog sich gegen ein zum Kreuzplatz öffnendes Stadttor des mittelalterlichen Mauerberings. Auch dieses bislang nur vermutete Tor konnte in der Mäusburg durch die archäologischen Baubeobachtungen nun lokalisiert werden. Dessen massive, noch 1,8 m tief erhaltenen und 2,5 m starken Fundamente aus mit Kalkmörtel gebundenem

7 J. Goll, Baumaterial. In: Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300, Zürich/Stuttgart 1992, 272. – M. Grabowski, Die mittelalterlichen Straßen in Lübeck. Mitt. Deutsche Ges. Arch. Mittelalter u. Neuzeit 14/2003, S. 92 ff., 92 u. 95.

Bruchsteinmauerwerk ruht auf senkrecht in den feuchten Untergrund getriebenen Holzgründungen (Abb. 2). Auch hier ließ die dendrochronologische Bestimmung der geborgenen Hölzer eine aufs Jahr genaue Datierung des Torbaues erwarten. Bei den Untersuchungen erwies sich indes, dass die Holzpfähle aus Pappelholz angefertigt worden waren, was sich aufgrund seines gewässernahen Wuchses kaum zur Datierung heranziehen lässt, da die Jahrringbildung nur geringe Schwankungen abzeichnet.



Abb. 2: Das massive Fundament des mittelalterlichen Stadttors, das über einer Gründung aus senkrecht in den feuchten Untergrund getriebenen Pappelpfählen (am unteren Bildrand) errichtet wurde.

Die mittelalterlichen Fundschichten im Wegebereich und aus den Grabenverfüllungen bargen jedoch auch zahlreiches Fundmaterial, vornehmlich Keramikgefäße wie die charakteristischen Kugeltöpfe (Abb. 3). An Metallobjekten fanden sich neben Armbrustbolzen auch einzelne Hufeisen mit Wellenrand. Die Datierung dieser Formen zeigt eine Nutzung von Wegen und Gräben in der Mäusburg während der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts sowie dem frühen 13. Jahrhundert auf.

Während also bereits im Bereich der Mäusburg die archäologischen Befunde den hohen Erwartungen gerecht wurden, kamen überraschend auch jenseits der mittelalterlichen Mauern auf dem Kreuzplatz neue Ergebnisse zur Stadtgeschichte ans Tageslicht.



Abb. 3: Kleiner Kugeltopf der Zeit um 1200 aus einer Fundschicht in der Mäusburg.

Da bereits die ältesten erhaltenen Stadtpläne aus der Mitte des 18. Jahrhunderts eine annähernd rechteckige Platzfläche verzeichneten, war in der stadthistorischen Forschung angenommen worden, dass der Kreuzplatz spätestens bei der Stadterweiterung im Zuge des Ausbaus zur Festungsstadt um 1530 als zentrales Wegekreuz angelegt worden wäre. Die Aufschlüsse im Zuge des Leitungsbaues zeigten jedoch, dass sich hier eine feuchte Niederung direkt vor der mittelalterlichen Stadtmauer ausdehnte, die Anfang des 16. Jahrhunderts um bis zu zwei Meter mit Erdreich und Bauschutt aufgehört wurde. Eingetieft in diese Aufschüttung offenbarten sich jedoch die Fundamente von massiven Gebäude- und Hofmauern. Diese Bauwerke inmitten des späteren Kreuzplatzes hatten folglich in der Zeit zwischen 1500 und 1750 Bestand. Eine Platzanlage war demnach an dieser Stelle wohl nicht vorgesehen. Der annähernd Nord-Süd gerichtete Verlauf der Mauerzüge trennte den östlichen Teil des heutigen Platzes ab und legt eine Fortführung des aus dem mittelalterlichen Stadttor in der Mäusburg nach Süden ziehenden Weges in annähernd gleicher Breite nahe, wie sie sich im weiteren Verlauf durch den Seltersweg noch in der Bebauung bis 1945 widerspiegelte.

Im Bereich der Einmündung von Neuenweg und Kaplansgasse wurden dann im Oktober 2009 weitere massive Mauerfundamente aufgedeckt (Abb. 4). Bedingt durch den Bauablauf wurden die Flächen hier nur in relativ geringer Größe geöffnet, so dass sich erst nach der Zusammenführung der separat aufgemessenen Mauerfragmente in einen Gesamtplan der Charakter der Baulichkeit zu erkennen gab.



Abb. 4: Südostecke des Fundamentes des sechseckigen Bauwerkes (Turm) auf dem Kreuzplatz;

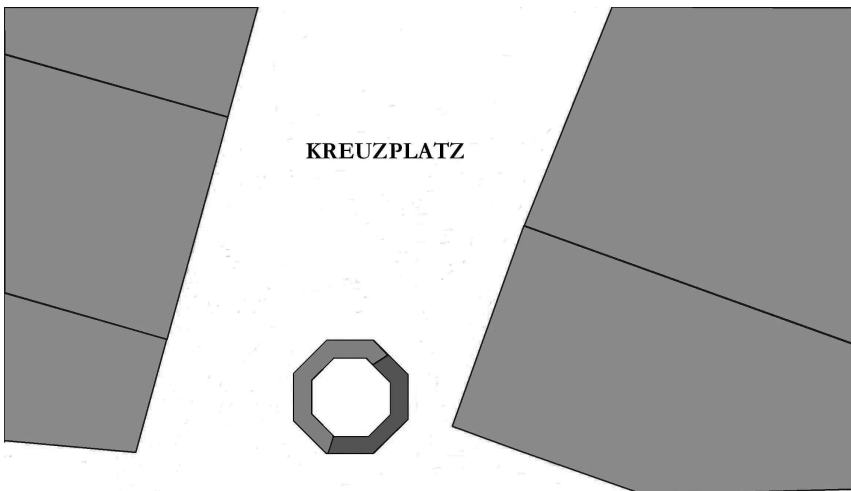


Abb. 5: Grundrissplan des sechseckigen Bauwerkes (Turm) auf dem Kreuzplatz (dunkelgrau: erhalten; hellgrau: ergänzt) mit den Baugrenzen der Vorkriegsbebauung.

Hierbei offenbarten sich drei Ecken eines wohl ehemals sechseckigen Baues von etwa 6 m Durchmesser (Abb. 5). Da einer Mauerstärke von 1,5 m somit ein relativ kleiner Innenraum gegenüberstand, kann das ehemals sich über diesen Fun-

damenten erhebende Bauwerk eigentlich nur als Turm rekonstruiert werden. Die noch 0,8 m hoch erhaltenen Fundamentmauern waren in die bereits erwähnte Auffüllschicht mit Fundmaterial der Zeit um 1500 eingetieft und überlagerten dabei teilweise noch ältere Fundamentreste. Der Nachweis eines Turmes an derart prominenter Stelle stellt die Stadtgeschichte von Gießen vor neue Rätsel, da über ein entsprechendes Bauwerk an dieser Stelle weder bildliche noch schriftliche Hinweise vorliegen.

Die gleichen durchschnittlich 1,5 m hohen Aufschüttungen wie auf dem Kreuzplatz waren auch im weiteren Verlauf des Seltersweges zu beobachten. Doch auch aus tiefer liegenden Schichten konnten hier 16 Hölzer einer Pfostenreihe beobachtet werden, die senkrecht in den gewachsenen Boden gerammt worden waren. Ihre Altersbestimmung auf dem Wege der Dendrochronologie zeigte für die einzelnen Eichenholzpfosten Fälldaten jeweils um 1476, 1489 und 1492 auf. Die erwähnte großflächige Aufschüttung überlagerte diese im rechten Winkel aufeinander zulaufenden Zaunreihen. Die zeitliche Einordnung der großflächigen Aufhöhung des südlichen vorgelagerten Geländes illustrieren auch zahlreiche Keramikfunde, welche in der Sonnenstraße im tiefer gelegenen Bereich dieser Schicht angetroffen wurden. Sie datieren sämtlich in die Zeit um 1500 sowie die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Im weiteren Verlauf des Seltersweges nach Süden traten im Kreuzungsbe- reich mit Goethestraße und Löwengasse erneut Hölzer bei den Bodeneingriffen ans Tageslicht. Hier waren zwei vierkantig zugebeilte und angespitzte Eichen- pfähle, die noch bis zu 2 m Länge erhalten waren, nebeneinander senkrecht bis tief in den anstehenden Auelehm getrieben worden. Waagrecht diese beiden Pfähle verbindend, lagen dazwischen Fragmente zweier weiterer Eichenstämmе, so dass sich der Eindruck der Stützkonstruktion für eine Brücke ergab. Alle Hölzer waren im Jahre 1389 geschlagen worden. Notwendig war ein solcher Unterbau für die nach Süden ziehende Straße im Verlauf des heutigen Selters- wegес hier wohl deshalb, weil im Bereich der Löwengasse eine sumpfige Nieder- ung in Form eines Tümpels oder verlandenden Altarms von Wieseck oder Lahn lag. Bei den Baggerarbeiten zur Kanalsanierung wurden hier einschlägige Beob- achtungen möglich, die großflächig humose Sedimente mit waagrecht eingela- gerten Holzresten offenbarten, wie sie sich bei stehenden Gewässern bilden. In dieses Milieu eingebettet zeigten sich wiederholt Langknochen und Knochen- fragmente von Rindern. Offensichtlich haben Teile der zeitgenössischen Ein- wohnerschaft dem Verlandungsprozess durch die Deponierung von Schlachtab- fällen tatkräftig nachzuhelfen versucht. Datierbares Fundmaterial wurde indes nicht geborgen, auch die eingeschlossenen Hölzer wiesen für eine dendrochro- nologische Einordnung zu wenige Jahrringe auf.

Offensichtlich war der ja durch seine tiefere Lage im Bereich der Wieseck- mündung feuchte und hochwassergefährdete Stadtteil beiderseits des Selters- wegес erst durch umfangreichen Erdauftrag im Zuge der Stadterweiterung (um oder nach 1530) bewohnbar gemacht worden. Hier siedelten sich die Hand- werksbetriebe an, die als unangenehme Nachbarschaft empfunden wurden.

Darauf verweisen wie erwähnt neben Straßennamen wie Wolkengasse (Walker) und Löwengasse (Lohgerber) auch historische Nachrichten, welche hier etwa den Wohnsitz des Abdeckers und Henkers verzeichnen.⁸ Die archäologischen Beobachtungen südlich des Kreuzplatzes sowie bei Bau des City-Centers zwischen Katharinengasse und Bahnhofstraße belegen zudem einen Töpfereibezirk des 17./18. Jahrhunderts im heutigen Katharinenviertel.



Abb. 6: Befund einer runden Grube in der Katharinengasse, bei der es sich wohl um einen verfüllten Brunnenschacht handelt.

Bei den Bodeneingriffen im Verlauf der Katharinengasse konnten letztere indes nicht verifiziert werden. Zwar fanden sich vier kreisrunde Gruben (Abb. 6), die mit frühneuzeitlicher Keramik und Bauschutt verfüllt waren, doch waren unter den archäologischen Funden keine Hinweise auf einen Töpfereibetrieb ersichtlich. Die über 1,8 m tief eingegrabenen Schächte waren wohl als Brunnen angelegt und nach deren Aufgabe mit Abfall verfüllt oder bereits ursprünglich als Abfallschächte in einer Zeit individueller Müllentsorgung angelegt worden. Das Fundgut lieferte Datierungsanhalte für eine Verfüllung im Laufe des 18. Jahrhunderts. Bedeutend ältere Objekte barg indes eine im Einmündungsbereich der Löwengasse bei den Baggerarbeiten aufgedeckte Kulturschicht in etwa 0,8 bis 1,2 m Tiefe unter der rezenten Straßenoberkante. Sie beinhaltete neben zersprungenen Schieferplatten, Dachziegelfragmenten und Knochenresten große Mengen

⁸ Chr. Wagner/J. Failing, *Vielmals auf den Kopf gehacket ... Galgen und Scharfrichter in Hessen*, Nidderau 2008, S. 25.

zerbrochener Keramikgefäße. Neben einzelnen Exemplaren manganviolett gebrannten Frühsteinzeugs bestand das Gros der Keramikfragmente aus grautoziger Irdenware. Unter den teilweise fast vollständig erhaltenen Gefäßen dominierten späte Formen von Kugeltöpfen (Abb. 7).



Abb. 7: Kugeltopf der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aus der Katharinengasse.

Diese charakteristisch beutelförmig gestalteten Kochgefäße waren vornehmlich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts gebräuchlich und verschwanden spätestens im frühen 15. Jahrhundert völlig von den Herden.⁹ Sie belegen zugleich eine unweit an Löwengasse oder ursprünglicher Katharinengasse gelegene Bebauung des späten Mittelalters, denn wie die jüngeren Abfallgruben kamen auch die Funde der Kulturschicht einst im Hinterhofbereich einer randständigen Bebauung in den Boden.¹⁰ Sie liefern damit den wenn auch indirekten so doch

⁹ Vgl. Engelbach 1980 (wie Anm. 5) S. 234, Taf. 1.

¹⁰ Der heutige Verlauf der Katharinengasse wurde nach Niederlegung des Viertels erst 1970 durch ehemals bebauten Areal gelegt. Bis zu diesem Zeitpunkt verlief sie weiter westlich, im Bereich des heutigen Kaufhauses.

eindeutigen Nachweis mittelalterlicher Bebauung in der südlichen Innenstadt, wie sie von Keyser bereits 1964 vermutet wurde.

Im Verlaufe der Bodeneingriffe in der unteren Bahnhofstraße konnte zudem mit dem ab 1530 errichteten Festungswall die südliche Begrenzung der Innenstadt archäologisch nachgewiesen werden. Vor dem Gebäude Bahnhofstraße 40 kam 2010 die steinerne Innenfront des Festungswalles ans Tageslicht. Dies bot keinerlei Überraschung, war sie in diesem Bereich doch schon lange vermutet und bei Baumaßnahmen wiederholt angetroffen worden. Dass jedoch auch bezüglich der historisch belegten Entwicklung der Gießener Festung noch neue Erkenntnisse durch archäologische Maßnahmen beigesteuert werden können, offenbarte sich nur ein Jahr später, als Sanierungsmaßnahmen in der nach Westen abzweigenden Schanzenstraße anstanden. Hier wurde unter dem Festungswall die gut erhaltene Gründung aus einem hölzernen Pfahlrost mit liegender Rahmenkonstruktion aufgedeckt (Abb. 8). Die historische Überlieferung berichtet vom Bau der Festung in den Jahren 1530 bis 1533, ihrer Schleifung nach der Niederlage in der Schlacht von Mühlberg 1547 und schließlicher Neuerrichtung ab 1560. Dem steht jedoch die dendrochronologische Bestimmung der Eichenhölzer aus der Schanzenstraße entgegen, die – soweit jahrgenau bestimmbar – 1542 gefällt worden waren. Keinesfalls können sie demnach Teil der ersten Bauphase gewesen sein und auch eine Verwendung im Zuge der zweiten Bauphase ab 1560 erscheint unwahrscheinlich. Hierzu hätten die benötigten Bäume noch während des Bestehens des ersten Walls gefällt, hernach mindestens 18 Jahre gelagert und dann erst verbaut worden sein müssen. Allgemein bleibt festzustellen, dass über das Aussehen der Gießener Festungskonstruktionen im 16. Jahrhundert wenig Gewissheit herrscht. Die in diesem Zusammenhang regelhaft abgebildeten Querschnittszeichnungen des 18. Jahrhunderts mit ihrer Abbildung geschütteter Erdwälle nach Vorgabe der französischen Festungsbaukunst¹¹ bieten hierbei keine Hilfe. Vielmehr bleibt eine archäologische Überwachung von Baumaßnahmen in den entsprechenden Bereichen der Innenstadt geboten.

Eine Verzögerung der Baumaßnahmen konnte bislang trotz der bedeutsamen Befunde vermieden werden, da die Archäologie in den Bauablauf eingetaktet und zumeist erst nach Abschluss der Neuverlegungsarbeiten tätig wurde. Demgegenüber bieten sich nach Auswertung aller Forschungsergebnisse – wie bereits bei den Ausgrabungen auf dem Marktplatz 2005 – zahlreiche neue Erkenntnisse zu Entstehung und historischer Entwicklung Gießens. Als ein Ergebnis kann aber bereits die eingangs aufgeworfene Frage nach einer südlichen Vorstadt während des Mittelalters beantwortet werden.

11 W. Bingsohn, Gießen als Festung 1530 bis 1806. In: Bingsohn/Brake/Brinkmann 1998 (wie Anm. 2), S. 25, Abb. 42.



Abb. 8: Hölzerne Rahmenkonstruktion von 1542 aus der Gründung des Festungswalles in der Schanzenstraße.

Spätestens ab der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ist die Niederung nach Maßgabe der Funde aus der Katharinengasse besiedelt. Wie in Keyser's Plan zur

Stadtentwicklung (Abb. 1) verzeichnet, scheint die Besiedlung südlich durch die Löwengasse begrenzt zu sein, wo sich eine sumpfige Niederung oder ein stehendes Gewässer erstreckte, das gleichfalls in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts von einer brückenartigen Konstruktion im Verlauf des Seltersweges überspannt wurde. Ab dem frühen 16. Jahrhundert wurde das durch Anlage des Festungswalles zur Innenstadt gewordene, tiefer liegende Areal durch flächige Aufschüttungsmaßnahmen um bis zu zwei Meter dem Niveau der mittelalterlichen Kernstadt angeglichen. Als zweite Erkenntnis darf festgehalten werden, dass neben der äußeren Form auch der zeitliche Ablauf des frühen Festungsbaues noch Fragen in sich birgt. Drittens muss die Frage nach einem zur Abhaltung von Märkten geeigneten Platz auch im Falle des Kreuzplatzes negativ beschieden werden. Während der frühen Neuzeit existierten sowohl im Bereich von Marktplatz als auch Kreuzplatz Bauwerke, die eine Nutzung als Markt ausschlossen. Offenbar wurden beide Plätze, die ja bereits auf den ältesten bekannten Stadtplänen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts verzeichnet werden, erst durch Schleifung von im 16. Jahrhundert errichteten Baulichkeiten geschaffen, um der gerade über ihre mittelalterliche Enge hinausgewachsenen, jungen Festungsstadt entsprechend repräsentative Freiflächen nutzbar zu machen. Hier zeigt sich eine Parallelität des Vorgehens zur Neugestaltung Gießens nach der Katastrophe der Bombennacht vom 6. Dezember 1944 auf, als die Stadt diese Zäsur nutzte, um sich ein vordergründig zeitgemäßes Gepräge unter weitgehender Negierung historisch gewachsener Baustrukturen zu geben.

„Der Totenberg Fränkischer Rasthof mit schöner Aussicht“

Vorbericht über die Grabung 2012¹

SUSANNE GERSCHLAUER, MICHAEL GOTTWALD,
VOLKER HESS, CHRISTOPH RÖDER

Seit Anfang 2011 untersucht die Arbeitsgruppe Archäologie im Oberhessischen Geschichtsverein Gießen e.V. (OHG) die archäologischen Hinterlassenschaften der Vor- und Frühgeschichte auf dem Gipfelplateau des Totenbergs nördlich des Staufenberger Ortsteils Treis. Die zunächst nur als Schulung für an der Regionalarchäologie interessierte Laien geplanten Prospektionsübungen (Rasterbegehung) erbrachten so unerwartet umfangreiches und viel versprechendes Fundmaterial, dass relativ schnell ein auf Dauer angelegtes Projekt in Kooperation mit Kreis- und Bezirksarchäologie in Angriff genommen werden konnte.²

Ohne die noch ausstehende detaillierte Auswertung und Dokumentation der verschiedenen Maßnahmen vorwegnehmen zu wollen, lassen sich bereits jetzt mehr oder weniger intensive Begehungs- und Besiedlungsphasen des Berges ausmachen: Stark repräsentiert sind Hinterlassenschaften der jungsteinzeitlichen Michelsberger Kultur (um 4000 v. Chr.). Die spätbronze- und früheisenzeitliche (ca. 1000 – 500 v. Chr.) Anwesenheit von Menschen deutet sich im Begehungsfundspektrum zwar an, tritt aber deutlich bislang nur durch eine späthallstatt-/frühlatènezeitliche (um 500 v. Chr.) Fundkonzentration im nordwestlichen Teil der Anlage besonders hervor, die als Ergebnis einer Notbergung nach illegalen Schürfungen 1994 bekannt wurde.³ Nach einer offensichtlichen Lücke von mehreren hundert Jahren stellt sich das Frühe Mittelalter – speziell die Zeit des 9. und 10. Jahrhunderts – durch prominente Metallfunde herausragend im Fundspektrum dar.

-
- 1 Der Titel dieses Vorberichts zitiert die Überschrift der Informationstafel „Totenberg“ am Radrundweg Lumda-Wieseck, die wiederum auf einen Aufsatz Bezug nimmt: Willi Görich: Rast-Orte an alter Straße. Ein Beitrag zur hessischen Straßen- und Siedlungsgeschichte, in: Festschrift Edmund E. Stengel. Zum 70. Geburtstag am 24. Dezember 1949 dargebracht von Freunden, Fachgenossen und Schülern, Münster/Köln 1952, S. 473 – 494.
 - 2 Über die Ergebnisse der Begehungsübungen vgl.: Michael Gottwald, Volker Hess, Christoph Röder, Die „Rudera vom Schlos Totenberg“ bei Treis an der Lumda. Vorbericht über eine systematische Fundaufsammlung im Bereich der mehrperiodischen Höhensiedlung „Totenberg“ bei Staufenberg-Treis (Ldkr. Gießen). Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereines N. F. 96, 2011, S. 299 – 317. Dort neben weiteren Literaturhinweisen auch eine knappe Einordnung der bis dahin zum Totenberg vorliegenden archäologischen Befunde.
 - 3 Eckehart Schubert: Der Totenberg bei Treis an der Lumda. Führungsblatt zu dem Ringwall in der Stadt Staufenberg, Kreis Gießen. Archäologische Denkmäler in Hessen 125 (Wiesbaden 1995).

Angesichts der offensichtlichen Relikte einer vor- und/oder frühgeschichtlichen Befestigung, die ca. 1,78 ha des Totenberg-Plateaus in Form eines Steinwalls mit einer Länge von ca. 520 m umzieht, stellt sich die Frage nach deren Beziehung zu dem inzwischen beträchtlich angewachsenen Fundmaterial bzw. den darin zum Ausdruck kommenden Besiedlungsphasen sowie der konkreten baulichen Ausprägung, zeitlichen Einordnung und Entwicklung. Zwar sind Mauerreste insbesondere im nördlichen Bereich der Umwallung direkt erkennbar, ebenso treten an verschiedenen Stellen Mörtelstücke zutage, konkrete Aussagen ermöglichen allerdings nur die archäologische Untersuchung durch entsprechende Grabungsschnitte und der bauhistorische Vergleich. Weiterhin ist bislang nicht deutlich, ob die historische Befestigungsanlage nicht auf vorgeschichtlichen Vorläufern gründet.

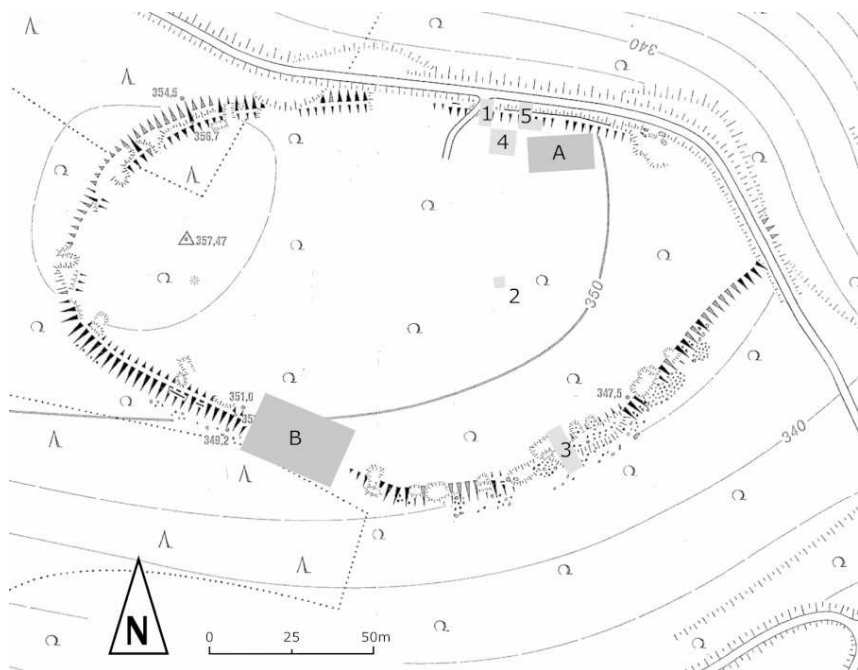


Abb. 1: Maßnahmen 2011/12 – (1 - 5) Grabungsflächen, (A - B) Geoelektrik (schematisch).

Die Umwallung des Totenberg-Plateaus ist durch Steinentnahmen, forstlichen Wegebau, Manövereinwirkung und mutmaßlich weitere illegale Grabungsaktivitäten in vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten an vielen Stellen gestört. Mit einer systematischen archäologischen Untersuchung an drei solcher Flächen begann die AG Archäologie im Oktober 2011 die Ausweitung des Totenberg-Projekts, um die oben gestellten Fragen beantworten zu können. In mehrtägigen Kampagnen wurden seitdem an bereits nachhaltig gestörten Bereichen des Bodendenkmals insgesamt fünf Flächen in ehrenamtlicher Arbeit archäologisch

gegraben und untersucht (vgl. schematische Übersicht Abb. 1). Die vorläufigen Ergebnisse dieser Maßnahmen werden in der Folge kurz skizziert.⁴

Fläche 1

Im Bereich einer in das Innere der Wallanlage führenden rezenten Zuwegung wurde der erste Schnitt durch die gestörte nördliche Umwallung vorgenommen und auf 3,0 m Länge eine zweischalige, in Mörtel gesetzte Mauer freigelegt (Abb. 1, 1). Die bereits am ersten Grabungswochenende im Herbst 2011 vollständig ergrabene Außenschale war nur noch eine Steinlage hoch erhalten und gründete direkt auf dem anstehenden Basaltfelsen. Die verwendeten Steine sind von unregelmäßigem Format. Auf die Sohle des rund 1,6 m breiten Befundes wurde im Innenraum über insgesamt vier Plana (dokumentierte Grabungsflächen) abgetieft; die erhaltene Höhe beträgt hier an den höchsten Stellen noch nahezu 1,0 m (Abb. 2).



Abb. 2: Grabungsfläche 1 – Blick Richtung Osten, Profil 7, Fläche abgetieft auf Planum 2.

Auch bei der Innenschale sitzt die Mauer dicht auf dem felsigen Basaltuntergrund auf. Das offenkundige Fehlen von Resten einer Zwischenschicht von Basaltverwitterungsböden deutet auf eine zumindest grobe Vorbereitung und Planierung des Mauerfundaments hin.

4 Die Grabungen fanden zwischen 1. und 3. Oktober 2011 sowie 22. April und 12. Mai 2012 statt, die Rasterbegehung wurde am 3./4. März 2012 fortgesetzt. Zu den ersten Befunden der Grabungen 2011 vgl.: Michael Gottwald, Volker Hess, Christoph Röder: Untersuchung an einer mehrperiodigen Höhensiedlung bei Staufenberg-Treis, Landkreis Gießen. Begehung und Grabung an den *rudera vom Schlos Todenberg*, in: hessenArchäologie 2011, Stuttgart 2012, S. 187-191.

Im Außenbereich fällt das anstehende Gestein nach Norden hin deutlich ab. Hier liegt unmittelbar vor dem Wall ein alter, etwa 6,0 m breiter Wald- und Grenzweg, der am nördlichen Steilhang des Totenbergs entlang verläuft. Die ursprüngliche Geländeausprägung ist dadurch überformt. Es kann jedoch aufgrund des geringen Platzes davon ausgegangen werden, dass zumindest im nördlichen Bereich weder Berme noch Graben als zusätzliche Sicherung der Mauer vorgelagert waren.⁵ Im Innenbereich fand sich direkt unter dem Waldhumus eine beträchtliche Versturzschicht aus Mauersteinen und Mörtel. Darunter folgte eine stark humose, mit Basaltschotter versetzte Schicht mit Keramik meist karolingisch-ottonischer Zeitstellung. Diese schloss direkt an der Mauer ab.⁶ Der Fragmentierungsgrad der keramischen Funde ist im Durchschnitt weitaus geringer als bei der im Rahmen der Begehung aufgesammelten, meist kleinstückigen und verrollten Scherben.

Unter Planum 4 kam eine in den gewachsenen basalten Untergrund ca. 0,1 m eingetiefte, ovale Mörtelpfanne von etwa 1,0 mal 0,8 m Ausdehnung zum Vorschein (Abb. 3).



Abb. 3: Grabungsfläche 1 – Detail der Mörtelpfanne.

Fläche 2

Im Zentrum der relativ planen Osthälfte des Totenberg-Plateaus konnte ebenfalls bereits im Oktober 2011 einer rezenten Störung (Windbruch oder Wildschweinwühlung) folgend eine Fläche von 3,0 m² ergraben werden (Abb. 1, 2). Der anstehende Basalt wurde nach Ausräumen einer dünnen Schicht von humos

⁵ Genauere Aussagen sind natürlich nur nach Anlage eines Grabungsschnitts durch den Weg möglich.

⁶ Die Schicht enthielt ebenso reichlich vorgeschichtliche Keramik.

durchmischtem Basaltverwitterungsschotter schon in einer Tiefe von etwa 0,2 m erreicht. Neben dem Fragment eines steinernen Einsatzbeils stellte vorgeschichtliche und karolingisch-ottonische Keramik das Fundmaterial dar.

Fläche 3

Im südlichen Wallbereich wurde einer größeren Eingrabung unbekannter Zeitstellung folgend ein 2,0 m breiter Schnitt durch den Wall angelegt (Abb. 1, 3). Obwohl hier oberflächlich weder Steinstrukturen noch Mörtelreste auf eine Mauer hinwiesen, kam knapp unter der Humusschicht eine 1,4 m breite, ebenfalls vermörtelte, zweischalige Mauer zutage (Abb. 5). Im Innenraum, nach Norden, war sie lediglich zwei Steinlagen hoch erhalten und gründete direkt auf dem anstehenden Basaltverwitterungsboden. Bei der Außenschale im Süden war auch in einer Tiefe von etwa 1,0 m noch keine Unterkante erreicht. Die Grabung an dieser Fläche dauert noch an und soll im Dezember 2012 abgeschlossen werden.



Abb. 4: Grabungsfläche 3 – Interessiertes Publikum am 1. Mai 2012 zur archäologischen Werkstatt auf dem Totenberg.

Fläche 4

Die vierte Grabungsfläche befand sich im Inneren der Umwallung in etwa 3,0 m Abstand von der Mauerinnenseite. Sie schloss mit ihrer Nordseite schachbrettartig an die Flächen 1 und 5 an (Abb. 1, 4). Die 4,0 mal 4,0 m große Fläche wies während der systematischen Absuchung der Oberfläche im Vorjahr eine mittlere Funddichte bei vorgeschichtlicher wie frühmittelalterlicher Keramik auf. Sie wurde auf insgesamt drei Plana im südlichen Bereich ca. 0,5 m, im mauernahen nördlichen Bereich auf ca. 0,7 m bzw. 0,8 m bis auf den anstehenden Basalt-

untergrund abgetieft. Die stark mit Basaltschotter versetzten Deckschichten erbrachten zahlreiche weitere, mit dem bei der Begehung geborgenen Fundspektrum vergleichbare Keramikfunde. In die Schicht oder gar in den gewachsenen Basaltuntergrund eingetieft Befunde zeichneten sich lediglich in einem begrenzten Areal der Nordwestecke ab. Ob eine hier erfasste, wenige Zentimeter in den gewachsenen Fels reichende, grubenartige Struktur anthropogenen Ursprungs ist, muss allerdings ungeklärt bleiben. Es kann sich auch um das Relikt eines Baumwurfes gehandelt haben. Auffällig ist allerdings, dass dieser Befund lediglich vorgeschichtliches Fundmaterial enthielt. Somit lassen sich – anders als erhofft – aus diesem Gesamtbefund keine deutlichen Hinweise auf eine mögliche bauliche Binnenstruktur ableiten.



Abb. 5: Grabungsfläche 3 – Vermörteltes Zweischalenmauerwerk der Umfassungsmauer.

Fläche 5

Direkt nordöstlich von Fläche 4 wurde ein weiterer L-förmiger Schnitt über die weiter westlich bereits in Fläche 1 untersuchte Mauer angelegt. Er hatte eine Länge von 6,0 m sowie eine maximale Breite von 4,0 m (Abb. 1, 5). Unter der nur knapp 0,2 m starken Schicht von Waldhumus kam im Bereich des Wallkörpers die bereits bekannte, in Zweischalentechnik errichtete und vermörtelte Mauer zum Vorschein, die bis auf den gewachsenen Boden freigelegt wurde. Innen wie außen sind noch zwei Lagen unregelmäßiger Schalsteine in einer Höhe von ca. 0,9 m erhalten. Die Mauerbreite beträgt 1,6 m.

Besondere Erwähnung verdienen deutlich erkennbare Bearbeitungsspuren an den Schalsteinen als Hinweis auf deren grobe handwerkliche Zurichtung (Abb. 6).



Abb. 6: Grabungsfläche 5 – Außenschale der Umfassungsmauer von Norden, im Vordergrund der zum Nordhang hin abfallende basaltene Untergrund. Der Sandsteinquader im Zentrum weist deutliche Bearbeitungsspuren auf.

Im äußeren Mauerversturz konnte ein kleines Putzfragment mit Bemalung aufgefunden werden (Abb. 7).



Abb. 7: Grabungsfläche 5 – Heller Putzrest mit Resten roter Bemalung (ca. 5 × 5 cm).

Ebenso liegen zahlreiche Putzfragmente ohne Bemalung vor. Ob der Putz in direkter Beziehung zu der frühmittelalterlichen Anlage zu setzen ist, muss vorerst offen bleiben. Die Fundumstände lassen eine weiträumige Verlagerung auf dem Plateau als unwahrscheinlich erscheinen. Ebenso unwahrscheinlich ist, dass die Umfassungsmauer verputzt oder gar bemalt war. Denkbar ist, dass der Putz

als Rohstoff mit weiterem Kalk und Sand zum Mischen des Mörtels für die Umfassungsmauer von andernorts angefahren und somit „zweitverwendet“ wurde.

Südlich des Mauerverlaufs wurde im Westprofil eine weitere Mörtelgrube randlich angeschnitten. Der Abstand zur bereits erwähnten Mörtelgrube in Fläche 1 beträgt ca. 6,0 m.

Das Fundmaterial aus Fläche 5 deckt sich weitestgehend mit dem aus Flächen 1 und 3. Neben zahlreicher – auch großstückiger – karolingisch-ottonischer Keramik wurde auch solche vorgeschichtlicher Machart gefunden. Tierknochen, die sich im kalkreichen Milieu bei der Mauer offenbar gut erhalten haben, konnten ebenso geborgen werden, wie kleinere Eisenstücke, darunter Nägel.

Geoelektrik

Der ursprüngliche Charakter der frühgeschichtlichen Anlage auf dem Totenberg erschließt sich besonders auch aus der baulichen Ausführung der ergrabenen Ringmauer und einer möglichen Innenbebauung. Zu Ersterem liefern die Grabungen der AG Archäologie nunmehr erste konkrete Befunde, zu Letzterem fehlen bislang belastbare Anhaltspunkte.

Vergleiche mit ähnlichen Anlagen gleicher Zeitstellung legen nahe, Spuren einer Innenbebauung besonders im Nahbereich der umlaufenden Befestigung zu suchen. Vorstellbar sind sowohl Reste steinerner Gebäude oder Fundamente ebenso wie Eintiefungen für Pfosten, Grubenhäuser und ähnliches. Der Versuch, entsprechende Strukturen im Bereich der Nordmauer durch eine dichte Gruppe kleinerer Flächen (Fläche 1, 4 und 5) aufzudecken, hat bislang keine diesbezüglichen Hinweise erbracht. Eine zweite Anstrengung wurde unter Einsatz geophysikalischer Methoden in Kooperation mit dem Geotechnischen Büro Dr. Tarasconi aus Fürth unternommen. Am letzten Aprilwochenende 2012 wurden zwei nahe der nördlichen Ummauerung gelegene Quadranten des Begehrgrasters, eine Fläche von 200 m², einer geoelektrischen Untersuchung unterzogen (Abb. 1, A). Durch ein dichtes Netz von Messungen des elektrischen Widerstands des Erdbodens an einer jeweils definierten Position und Tiefe lassen sich Aussagen über die Beschaffenheit des Untergrunds treffen. Im Idealfall ergeben sich aus den in der Fläche abgetragenen Messwerten auch Hinweise auf im Boden noch vorhandene menschliche Hinterlassenschaften wie Mauern, Gruben etc.. Die Aussagekraft solcher Untersuchungen ist allerdings von vielfältigen Randbedingungen abhängig, die die Interpretation schwierig gestalten. Die vorläufige Auswertung der Daten aus den beiden Quadranten ergab keine eindeutigen Hinweise auf eine Innenbebauung.

Eine zweite geoelektrische Untersuchung sollte Licht hinter eine augenscheinliche Besonderheit der Ringmauer bringen (Abb. 1, B). Im Südwesten der Anlage fällt eine ca. 20 m lange Lücke auf. Bereits E. Schubert bemerkte 1995 zu dieser Stelle: „Hier müßte das alte Tor gelegen haben, weil sich einmal keinerlei losen Steinreste oder Eingrabungen finden, die das Verschwinden der Mauer zu erklären vermöchten, zum zweiten an keiner anderen Stelle des Mauer- bzw. Wallverlaufs eine Zugangsmöglichkeit zu erkennen ist.“

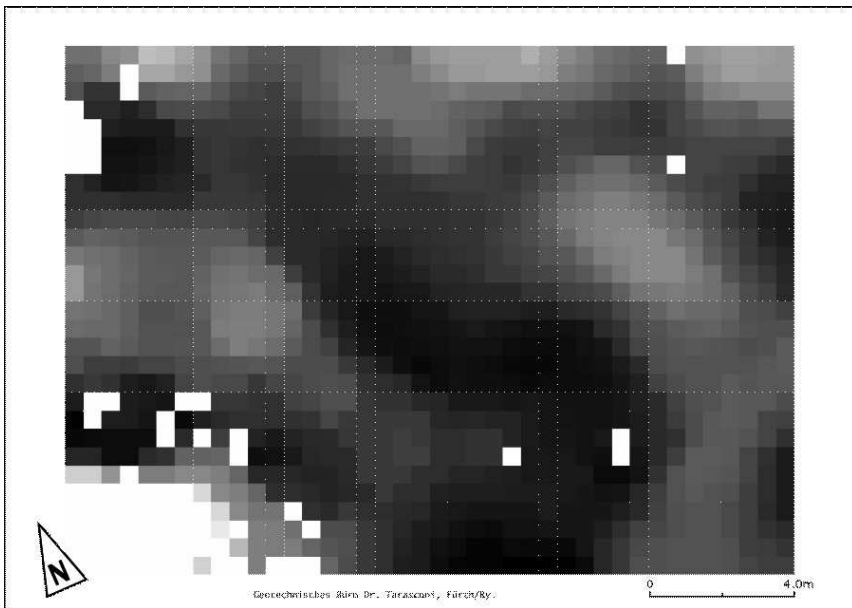


Abb. 8: Geoelektrikfläche A – Die weißen Auslassungsstellen basieren auf Messlücken (z.B. Baum oben links oder Mauerverstoß unter links).

Wie allerdings die Torkonstruktion in dieser doch sehr breiten Walllücke ausgehen haben mag, entzieht sich unserer Kenntnis.⁷ Es galt also einerseits auszuloten, ob es sich hier tatsächlich um eine Lücke im Mauerwerk handelt, also selbst im Untergrund keinerlei Spuren derselben auffindbar sind. Andererseits sollte möglichst die Hypothese einer Toranlage überprüft und ggf. deren konkrete bauliche Ausführung erkannt werden. Eine Fläche, die die westliche Wange der Mauerlücke und einen größeren Bereich im Innenraum in einer Tiefe von 15 m auf einer Länge von 20 m, insgesamt also 300 m² umfasste, wurde zu diesem Zweck am gleichen Wochenende geoelektrisch prospektiert. Eine detaillierte Auswertung der Ergebnisse steht noch aus (Abb. 8).

Neben diesen beiden großflächigeren geophysikalischen Messungen kam die Geoelektrik noch an einigen kleineren Stellen zum Einsatz. Grundsätzlich liegen bislang nur grobe Einschätzungen der Daten dieser naturwissenschaftlichen Untersuchung vor. Es sind noch weitere Messungen für 2012/2013 vorgesehen. Eine abschließende Analyse und Gesamtbewertung aller Daten bleibt daher einer künftigen Publikation vorbehalten.

7 Zit.: Schubert 1995, S. 8.

Zusammenfassung und Perspektiven



Abb. 9: Katalogisieren, Dokumentieren, Auswerten – die Aufgaben für 2013.

Die bisherigen archäologischen Untersuchungen der Arbeitsgruppe auf dem Totenberg erlauben nach einer cursorischen Bewertung der Funde und Befunde zu den eingangs gestellten Fragen erste, aufgrund ihres punktuellen, noch nicht abgeschlossenen Charakters aber weitgehend vorläufige Antworten:

Bislang konnten in keiner der Grabungsflächen Spuren einer vorgeschichtlichen Befestigung erkannt werden. Hingegen kann aufgrund des Grabungsbefundes sowie obertägig sichtbarer Spuren mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden, dass sich die gesamte sichtbare Wallstruktur (ca. 520 m) mit einer Ummauerung deckt, die sich als Zweischaalenmauerwerk in einer Stärke von 1,4 bis 1,6 m darstellt. Die jeweils grob zwischen 0,3 und 0,5 m breiten Schalen sind vermörtelt und bestehen aus unregelmäßig, nicht lagerhaft, partiell aber in Läufer-/Bindertechnik versetzten, unterschiedlich dimensionierten Mauer- und Füllsteinen zusammen. Es handelt sich vorrangig um grob quaderförmig zugerichtete Sandsteine aus der Umgebung (Buntsandstein und Tertiärquarzit), die rudimentäre Bearbeitungsspuren aufweisen. Möglicherweise lassen sich durch künftige Geländeuntersuchungen und Materialvergleich historische Steinbrüche im näheren und weiteren Umfeld des Totenbergs konkret als Herkunftsorte identifizieren. Der Raum zwischen den Mauerschalen ist in einer Breite zwischen 0,6 und 1,0 m mit Basaltschotter und kleineren Lesesteinen, die vor Ort anfallen, verfüllt und vermörtelt.⁸ Bei einer groben baustatischen Abschätzung kann von einer ursprünglichen Höhe der Ummauerung von 3,0 bis 5,0

⁸ Mörtelproben für einen naturwissenschaftlichen Abgleich zur Alters- und Herkunftsbestimmung der Ausgangsmaterialien liegen vor.

m ausgegangen werden. Die handwerklichen Arbeitsverfahren der Erbauer spiegeln sich u.a. in einer beträchtlichen Menge an Fallmörtel auf der Basis beiderseits der Mauer und den wohl in regelmäßigen Abständen im Innenbereich angelegten Mörtelgruben wider.

Während sich für den südlichen Wallschnitt noch keine Aussagen über eine etwaige Vorbereitung des Untergrunds bzw. eine Fundamentierung für die Übermauerung treffen lassen, sind für die beiden nördlichen Grabungsflächen zumindest erste Mutmaßungen möglich: Der Boden fällt zum Nordhang hin sanft ab und scheint dann im Mauerbereich (Fläche 1) auf einer Tiefe von ca. 2,0 m relativ eben ausgeprägt. Wie weit dies als Hinweis auf Einebnung vor der Fundamentierung mit dem Ziel einer nachhaltigen Stabilisierung der Baumaßnahme zu werten ist, bleibt der weiteren Auswertung vorbehalten. In Fläche 5 (Profil 19) scheint sich demgegenüber anzudeuten, dass die Mauer zumindest partiell auch in ein einige Zentimeter in den Basaltverwitterungsboden eingetieftes Fundament gesetzt worden sein könnte – Fallmörtel und die Sohle einer zweiten Mörtelgrube liegen oberhalb der Mauerunterkante.

Archäologisch-bauhistorische Indizien für eine Mehrphasigkeit der Anlage liegen nicht vor. Leider haben weder Grabungen noch Geoelektrik bislang Spuren einer mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmenden Innenbebauung ergeben.⁹ Gleiches gilt für die ursprüngliche Gestaltung des direkten Außenbereichs der Mauer und die Ausprägung einer notwendigen Zuwegung. An der bereits durch den Steilhang über weite Strecken fortifikatorisch sicheren Nordseite ließen sich keine Hinweise auf einen vorgelagerten Graben erschließen. Während im Inneren der nördlichen Ummauerung eine große Menge an Steinversturz – Schalsteine wie Füllmaterial – in Mauernähe auftreten, fehlt dies im Außenbereich weitgehend, was auf die Verwertung des Materials für den neuzeitlichen Wegbau hindeutet, der heute den Steilhang im oberen Bereich überformt. Wieweit im direkten Vorfeld der Ringmauer im Süden, Osten und Westen eine Grabenumwehrung ggf. in Verbindung mit Bermen vorhanden war, lässt sich mit den derzeitigen Befunden nicht klären. Die topographische Lage, die leichte Zugänglichkeit der Hochfläche von diesen Seiten würde entsprechende Sicherungsmaßnahmen unter strategischen Gesichtspunkten zumindest nahe legen.

Die erschlossenen baulichen Strukturen finden vielfältige Parallelen im mitteleuropäischen Raum. Bisher deutet alles auf eine Entstehung der Befestigung auf dem Totenberg in karolingischer Zeit während des 9. Jahrhunderts hin. Wahrscheinlich kann bei der relativen Dichte an Fundmaterial frühmittelalterlicher Zeitstellung von einer dauerhaften Besiedlung über mehrere Jahrzehnte in karolingisch-ottonischer Zeit (9./10. Jahrhundert) ausgegangen werden. Eine nur sporadische Nutzung in dieser Phase ist aufgrund des reichhaltigen Fundmaterials auszuschließen.

9 Die geologischen Rahmenbedingungen, große Mengen anstehenden und verlagerten Basaltverwitterungsschotter mit nur dünner Humusbedeckung sowie die dichte Bewaldung, erschweren hier die Untersuchung nachhaltig.

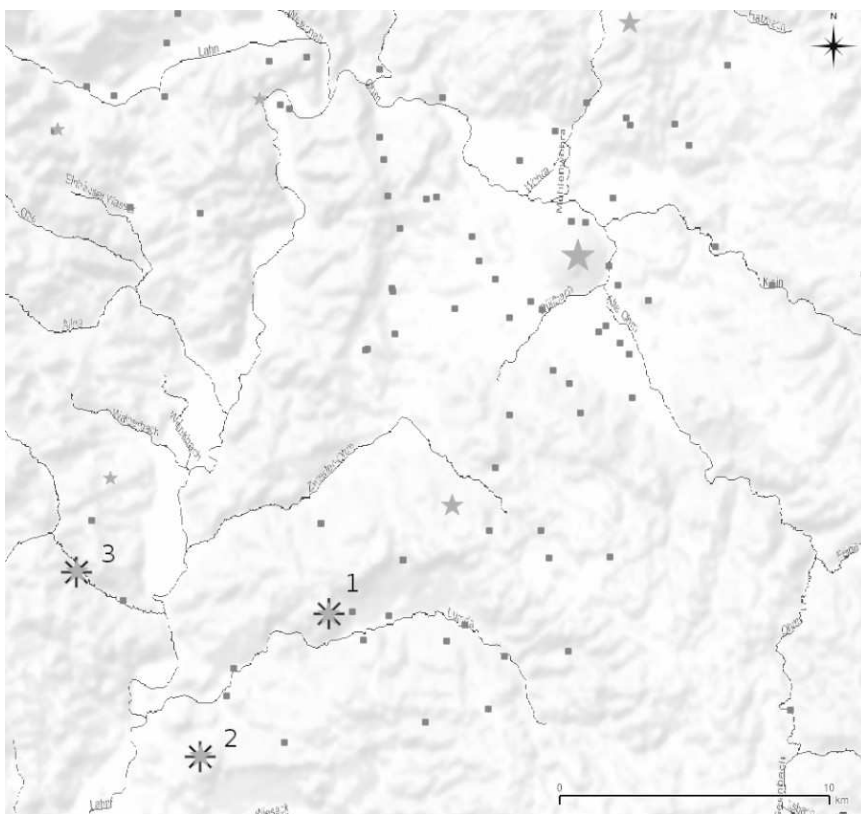


Abb. 10: Frühmittelalterliche Besiedlung im mittelhessischen Raum.¹⁰

Die These, die in der Formulierung vom „Rasthof mit schöner Aussicht“ noch anklingt und die den Totenberg wie viele ähnliche Befestigungen besonders in Hessen, Thüringen und Niedersachsen in den Zusammenhang eines Systems fränkischer befestigter Königshöfe – „curtes“ – und die militärische Expansion der ersten Karolingerkönige gegen die Sachsen bis zu deren Unterwerfung durch Karl den Großen 804 stellt, ist heute nur noch bedingt zeitgemäß. Über die Funktion der Anlage auf dem Totenberg, ihre konkrete Dauer, bauliche Ausprägung etc. lassen sich bislang mehr Fragen und Hypothesen als Antworten formulieren:

Wer kommt als Erbauer und Träger der Befestigung in Frage? In welcher Form ist die Burg auf dem Totenberg im frühen Mittelalter in herrschaftspoliti-

¹⁰ Ausschnitt mit Ergänzungen nach: Rolf Gensen, Eine archäologische Studie zur frühmittelalterlichen Besiedlung des Marburger Landes, in: Fundberichte aus Hessen 15, 1975 (1977), S. 361 – 386. Sterne: Befestigungsanlagen (klein: Kleine Höhenburgen, mittel: Mittelgroße Burgen, groß: Großburgen), Rechtecke: Orte mit Wüstungen mit frühmittelalterlichen Keramikfunden oder urkundlicher Erwähnung, hervorgehoben die mittelgroßen Burgen Totenberg (1), Hangelstein (2) und „Gronauer Schloss“ (3).

scher, infrastrukturell-verkehrlicher und wirtschaftlicher Hinsicht in die nähere und fernere Umgebung eingebunden? Kann der Anlage in dieser Hinsicht zentralörtlich Bedeutung beigemessen werden und prägte sich diese auch kulturell oder religiös aus? Wie weit reichte die „Einflusssphäre“ unter diesem Gesichtspunkt tatsächlich? ...

Der Beantwortung dieser Fragen wird sich die Arbeitsgruppe Archäologie auch in Zukunft intensiv widmen. Da für den Totenberg konkret jede schriftliche Überlieferung aus dem Frühmittelalter fehlt und auch das nähere Siedlungsumfeld nur marginal in den historischen Quellen aufscheint, wird es vor allem die Archäologie sein, die weitere Antworten liefern muss. Die bei Begehung und Grabung angefallenen Klein- und Keramikfunde bieten sicher im typologischen und materiellen Vergleich Ansätze zur Datierung der Anlage und Hinweise zu deren politischer, gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und kulturell-religiöser Einordnung (Abb. 9). Es liegt durchaus nahe, auch mit historischen und siedlungsgeographischen Methoden den Totenberg und die ihn umgebende Region als Altsiedellandschaft intensiver zu betrachten. Darüber hinaus wird der archäologische und bauhistorische Vergleich mit ähnlichen Anlagen insbesondere im regionalen Umfeld hilfreich sein. In dieser Hinsicht plant die AG Archäologie, ältere archäologische Untersuchungen u.a. zum so genannten „Gronauer Schloss“, auf einem Sporn über der Salzböde gelegen, und zum „Hangenstein“ nördlich von Gießen den Befunden auf dem Totenberg gegenüberzustellen und ggf. angesichts des archäologischen Erkenntnisfortschritts neu zu bewerten (Abb. 10).

Für die von den Kommunen Allendorf/Lda. und Staufenberg dankenswerterweise finanziell unterstützte umfangreiche Aufarbeitung, Dokumentation und Publikation ist das Jahr 2013 vorgesehen. Danach hofft die Arbeitsgruppe, die regionalarchäologische Feldforschung auf dem Totenberg fortsetzen und den bei der Auswertung entwickelten weiteren Fragestellungen nachgehen zu können.

Dafür wirbt die AG auch weiterhin um Unterstützung in Form von ehrenamtlicher Mitarbeit, Fundpatenschaften und sonstiger sächlicher wie finanzieller Zuwendungen. Weitere Informationen zu der AG und dem Totenberg-Projekt sind auf den Webseiten des OHG unter <http://www.ohg-giessen.de/> (Arbeitskreise) zusammengestellt; direkten Kontakt erhalten Sie über die Email-Adresse archaologie@ohg-giessen.de oder die Autorin und Autoren dieses Vorberichts.

Zum Abschluss gilt ein herzlicher Dank allen, die dem Projekt Unterstützung sowohl durch aktive Mitarbeit und organisatorische Beiträge als auch in Form von Spenden und Fundpatenschaften haben zukommen lassen! Ohne deren unschätzbaren Einsatz bliebe die Regionalarchäologie am Totenberg Utopie.

Die Burg Grüningen

MANFRED BLECHSCHMIDT

Einen wichtigen Platz in der geschichtlichen Entwicklung Grüningens hat die Burg mit seinen Bewohnern bzw. Herrschaftszugehörigkeiten eingenommen.

Der Zustand der Burg vor Grabungsbeginn 1983

Der 1978 gegründete Heimatverein richtete schon sehr bald sein Augenmerk auf die Burg, lag sie doch als Ruine mitten im Ort und bot einen nicht sehr schönen Anblick. Bereits 1933 hatte Heinrich Walbe in „Die Kunstdenkmäler des Kreises Gießen“ geschrieben: „... eine von Baum- und Strauchwerk dicht überwucherte Ruine“. An diesem Zustand hatte sich nichts geändert. Der erste Vorsitzende des Heimatvereins Friedrich Tippmann hält im Protokoll vom ersten Arbeitseinsatz am 3.6.1983 fest: „Als wir an diesem Abend 18 Uhr den Burghof betreten, stehen wir vor einem heillosen Durcheinander. Schulterhohes Gras, Brenneseln, Sträucher und Bäume sowie eingestürzte Mauerteile liegen vor uns. Ich bewundere im Stillen den Mut der Männer, die sich vorgenommen haben, diese Wüstenei aufzuräumen“. Ältere Leute erzählten, dass sie als Kinder dort ungestört von den Erwachsenen spielen konnten. Irgendwann soll eine Gärtnerei darin untergebracht gewesen sein. Wie sich später herausstellte, gab es zahlreiche Hinweise dafür: u. a. viel Erde, entsprechende Steinsetzungen, Werkzeugreste. Und nun wollte der Heimatverein sich ihrer annehmen, denn in der Satzung des Vereins sind die Pflege und Erhaltung der historischen Stätten Grüningens ausdrücklich verankert. 1979 hatte die Stadt Pohlheim das Burgtor durch eine Firma restaurieren lassen (die Reste wie Kalkmörtel u. a. hatte diese unsachgemäß in Gewölbekeller A [der südliche Keller] „entsorgt“ und uns damit die späteren Arbeiten erheblich erschwert!). Friedrich Tippmann hatte als Vorsitzender und Ortsvorsteher erreicht, dass in einem Grundsatzbeschluss der Stadtverordnetenversammlung jährlich 10.000 DM auf mindestens zehn Jahre ausgewiesen wurden. Es sei an dieser Stelle auch bereits darauf hingewiesen, dass die politischen Gremien der Stadt für die Arbeiten sehr aufgeschlossen waren und neben Bürgermeister Georg immer wieder Stadtverordnete und Magistratsmitglieder sich über den Fortgang informierten.

Nach Vorgesprächen wandte sich nun Friedrich Tippmann in einem Schreiben vom 1. September 1982 über den Archäologischen Denkmalpfleger des Kreises Gießen an das Landesamt für Denkmalpflege in Hessen in Wiesbaden. Er bat um die Genehmigung, den Innenhof der Burg aufzuräumen und eine Erdschicht von 30 – 40 cm zu entfernen. Schließlich stimmte der Landesarchäologe Dr. Fritz-Rudolf Herrmann im Mai 1983 zu, mit der Auflage, dass diese Arbeiten und mögliche weitere Untersuchungen nur nach Absprache mit dem Landesamt und unter örtlicher Leitung des Verfassers durchgeführt wür-

den. Wie bereits oben erwähnt, begannen die Arbeiten dann am 3. Juni 1983. Es wurde sehr bald deutlich, dass es nicht beim Aufräumen bleiben würde. Das Beseitigen von Strauchwerk und Bäumen auf der Burgmauer machte eine Restaurierung erforderlich. Und das Wegräumen des Schuttes im Innenhof brachte Erkenntnisse, die umfangreichere Untersuchungen bedingten. Dazu war es erforderlich, über eventuell vorhandene schriftliche Urkunden etwas über die Geschichte der Burg zu erfahren.

Zur Geschichte Grüningens und besonders der Burg

Heute ist Grüningen ein Stadtteil der modernen Großgemeinde Pohlheim (benannt nach der Wüstung Pohlheim). Neben Holzheim und (Dorf-)Güll wird es im Lorscher Codex erwähnt (799). Alle drei Orte sind mit Sicherheit älter; darauf weisen die Namengebungen hin (Grüningen = zu den Abkömmlingen des Gruono) und u. a. die merowingerzeitlichen Grabfunde in den 60er Jahren in Holzheim. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass dieser Gruono (Grün) bereits ein festes Haus, eine Burg, hatte.

Grüningen hat schon früh eine zentrale Stellung eingenommen. Es gehörte zum Gau Wettereiba, in dem es mit den Orten Holzheim, Dorfgüll, Bergheim (Wüstung), Berinkheim (Wüstung) und Arnsburg (mit Alteburg) ein eigenes Gericht bildete, welches als „*commune placitum, quod vulgariter dicitur sprak*“ schon 1210 erwähnt wird. Seit 1247 erscheinen in zahlreichen Urkunden Schöffen, die „*nach des gerichtes rechte und gewonhey zu Gruningen*“ urteilen und urkunden. 1265-1278 wird ein Centgraf Otto genannt. Er oder sein gleichnamiger Sohn erscheint noch einmal als Zeuge auf der Urkunde vom 8. November 1309 über die Abtrennung der Filialkirche von Grüningen. Die zentrale Stellung Grüningens wird zusätzlich deutlich, wenn man bedenkt, dass es als einziger Pohlheimer Stadtteil eine Burg besaß, Markt- und Stadtrechte erhielt und in diesem Zusammenhang eine Stadtmauer errichten durfte. Die Kirchen in Dorfgüll und Holzheim waren Filialkirchen von Grüningen. Grüningen unterstand im Mittelalter wechselnden Herrschaften. Wichtig ist hier auch nur der Zusammenhang mit Burg (Schloss) Grüningen. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts kam der Ort durch Heirat Eberhards v. Hagen (Dreieich) mit der Erbtochter Kunos v. Arnsburg an die Herren von Münzenberg. Nach dem Aussterben des Münzenberger Mannesstammes (1255) erbten ihn die Herren von Falkenstein. Bei der 1271 zwischen Philipp II. und seinem Bruder Werner I. vorgenommenen Teilung der zum Schlosse Münzenberg gehörigen Ortschaften, fiel die Jurisdiktion Grüningen an Philipp. Erzbischof Werner von Trier, der letzte Falkensteiner, vereinigte noch einmal das ganze Erbe in seiner Hand. Als er 1418 gestorben war, fiel Grüningen mit dem sogenannten Butzbacher Drittel an die Brüder Gottfried und Eberhard v. Eppenstein. Ab 1459 erhalten die Solms'er Grafen Anteile an Grüningen; nach verschiedenen Käufen ist 1712 ganz Grüningen im Besitz von Solms-Braunfels. Gab es nun schriftliche Hinweise auf Entstehung und Verfall oder Zerstörung der Burg, die uns weiterhelfen konnten? Zunächst gab es keine. Erst im Laufe der Jahre stießen wir auf einige Urkunden.

Die älteste Erwähnung datiert vom 8. Juli 1394. Der Text wurde dem Heimatverein in einer Kopie vom Staatsarchiv Würzburg zur Verfügung gestellt. Es ist eine Ablichtung aus Band 70 der „Mainzer Bücher verschiedenen Inhalts“. Die Mainzer Erzbischöfe und das Domkapitel ließen in diesen Büchern bis 1806 Urkunden und Abschriften aus Kopialbüchern aufschreiben. Dabei schlichen sich Schreibfehler ein oder wurden Ergänzungen vorgenommen. In diesem Text bekennt und tut kund Edelknecht Tiel (Tick) von Falkenb(er)g, dass er von seinem edlen, lieben, gnädigen Herrn Philip zu Falk(enber)g und zu Münzenb(er)g ein Burglehen zu sechs Gulden Wetterauer Währung erhalten hat „*gelegin ... in des edlen m(ei)n(e)s hrn (Herren) scoß gruningen*“. Tiel von Falkenberg verpflichtete sich dafür als Burgmann seine Herrschaft Tag und Nacht zu warnen vor Schaden, d. h. die Burg zu verteidigen. – 1459 verkauft Werner v. Eppenstein dem Grafen Bernhard zu Solms „... *burc und stat halb zu gruningen ...*“, die er geerbt hatte. Am 18. September 1464 erhält Dietrich Geißler von seinen Dienstherren, den Brüdern Gottfried und Eberhard von Eppstein, die Genehmigung für eine Hofstatt zu Grüningen neben der Burg zwischen Kirchhof und der Brücke, Haus, Scheune und Stall darauf zu errichten. Bei der Brücke kann es sich nur um die Brücke vor dem Burgtor handeln. Am 12. November 1498 quittiert Eckart Brant v. Buseck für sich und seinen Bruder dem Herrn von Königstein und Eppstein über die auf Rat und Bürgermeister zu Grüningen verwiesene Hälfte ihres 8½ fl. betragenden Burglehens. – Am 1. Juli 1502 richtet Joh. v. Trohe ein Schreiben an Bürgermeister und Rat des Schlosses Grüningen betr. Bezahlung seines versessenen Lehens entsprechend dem Befehl des Grafen von Königstein. Am 3. Mai 1503 verspricht Eberhard v. Eppenstein, Herr zu Königstein und Münzenberg, den Burgfrieden zu Grüningen, über dessen Existenz und Geltung bei der Einnahme der Huldigung Zweifel entstanden waren, auf Ansuchen der Ganerben zu beschwören.

Im Inventar des evangelischen Pfarrarchivs Grüningen finden sich einige Urkunden, die sich mit der Erlaubnis zur Huldigung der Grüninger Bürger an den jeweiligen neuen Besitzer beschäftigen. Dies geschieht z. B. mit Urkunde vom 13. April 1459, in der Werner v. Eppenstein im Zusammenhang mit o. g. Verkauf der Hälfte von Burg und Stadt Grüningen Bürgermeister, Rat und Gemeinde des Schlosses Grüningen anweist, dem neuen Besitzer Graf Bernhard zu Solms zu huldigen. Weitere Urkunden dieser Art gibt es vom 19. September 1462 (wobei ein Amtmann stellvertretend anwesend ist), 8. Juni 1466, 12. Juni 1564. Auffallend an diesen Schreiben ist, dass sie an Bürgermeister, Rat und Gemeinde des Schlosses Grüningen gehen. Auch in der Urkunde von 1394 ist das Burglehen gelegen in meines Herren „*schoß*“ Grüningen. Am 11. November 1400 stellte Philipp von Falkenstein Herr zu Münzenberg einen Freiheitsbrief aus für: „*unser Schloß Grüningen und unser Bürger die darin wohnhaftig sein ...*“. Im Schlossarchiv Solms-Braunfels befindet sich eine Kopie des Originals, auf der Bürgermeister und Rat der Stadt Grüningen am 8. März 1655 die Übereinstimmung beurkunden. Wilhelm Moritz Graf zu Solms Herr zu Münzenberg erneuerte den Freiheitsbrief am 12. September 1679 für seine Burgmannen und

Bürger in Grüningen. (Von diesem Grafen wird in der Grüninger Kirchenchronik berichtet, dass er in einem Häuschen, das wohl zum Vorwerk der Oberpforte gehörte, sich öfter aufhielt. Dieses Haus hatte er sich selbst erbaut oder wohnlich einrichten lassen.)

Es gab in Grüningen ein Stadtsiegel und ein Schlosssiegel. Zwei Beispiele dafür seien aus dem Pfarrarchiv Grüningen genannt: Am 25. März 1421 treffen Pfarrer und Altaristen von Grüningen mit den Kaplänen von Birneckheim und Dorfgüll eine Verabredung. Gesiegelt wird im Beisein von Schöffen durch zwei Bürgermeister mit dem Stadtsiegel. – 17. – 20. Februar 1445 verkauften die Eheleute Nickils der Pfarrkirche zu Grüningen ein Achtel Korngülte und verunterpfänden verschiedene Landstücke. Zeugen sind zwei Bürgermeister, zwei Schöffen und zwei Ratsleute. Gesiegelt wird mit dem Schlosssiegel. Leider sind in beiden Fällen die Siegel ab. Es ist kein Schlosssiegel mehr vorhanden, so dass wir nicht wissen, wie es ausgesehen hat. – Wir sind bisher davon ausgegangen, dass mit Schloss Grüningen gleichzeitig unsere Burg als Gebäude gemeint ist. Es kann „sclöß“ aber auch ein abgeschlossener Raum, Bezirk sein, so dass eventuell eine Doppelbedeutung möglich sein kann.

Die schriftlichen Urkunden belegen demnach die Existenz der Burg ab 1394. Wann wurde sie zur Ruine? Aus einer Abrechnung vom 13. Januar 1603, beurkundet in Grüningen, geht hervor, dass die Burg verfallen zu sein scheint. „... ob ggggh. solche Hausgräben so wol auch die gemeinde Stück der Landhege, desgleichen die verfallene Burgk mitt Irem bezirk Ingeneinander abtheillen ...“. Dies bestätigt auch indirekt ein Bericht über die Plünderung und Zerstörung Grüningens durch Reiter im 30jährigen Krieg. In einer Urkunde des Grafen Wilhelm d. Ä. zu Solms, Herr zu Müenzenberg gesiegelt am 23. September 1634 zu Greifenstein heißt es u. a.: „... daß, den dritten Septembris ... vor unser Stättlein Grüningen sind gekommen etliche Reuter ... bald die Vorderste Thor aufgehauen, an die andere Thor feuer angelegt ... Da haben die Reutter alles waß ihnen ist begegnet darnieder geschossen und geschlagen ... Nach diesem haben sie das Stättlein geplündert, Kirchen und Heuser, Küsten und Kasten ufgehauen ... und entlich das Stättlein, ins feuer und brandt gesetzt, dergestalt, daß dreißig Neun (39) beww ... einngäschert worden.“ Es sollen lediglich vier Häuser stehengeblieben sein. Die Burg wird nicht erwähnt. Es gibt auch keine Urkunden über einen möglichen Wiederaufbau, während dies bei der Kirche völlig anders ist. Die Burg könnte also schon soweit zerfallen gewesen sein, dass sie sich für eine Plünderung nicht mehr anbot oder aber durch den Wassergraben zu gut geschützt war. Würde es darauf eine Antwort bei der Freilegung geben?

Fassen wir also vorläufig zusammen: Die schriftlichen Urkunden sagen wenig aus über die Burg. 1394 hat sie existiert. Wir müssen eventuell unterscheiden zwischen „sclöß“ als Burggebäude und als Bezirk. Wir wissen nicht, ob die Burg zerstört oder aufgelassen wurde und wann dies geschah. Wir wissen nichts über ihr Aussehen, nur dass sie eine Wasserburg war. Hatten wir uns also für die Freilegung der Burg Hilfe aus schriftlichen Urkunden erhofft, so konnten wir sogar jetzt eventuell durch Bodenukunden und archäologische Befunde mehr

Klarheit gewinnen. Es wurde uns aber auch bewusst, dass wir sehr sorgfältig und umsichtig ans Werk gehen mussten. Aus dem ursprünglich nur geplanten Ausräumen des Innenhofes und Restaurierung der Burgmauern war plötzlich eine wichtige Ausgrabung geworden. Alle Schritte mussten nun gut geplant und sorgfältig mit dem Landesarchäologen abgesprochen werden. Die Heimatfreunde fanden sich aber sehr schnell in die Materie ein und über die Jahre wurden aus Laien Experten, mit denen die Zusammenarbeit große Freude bereitete.

Freilegung und Restaurierung der Burg durch den Heimatverein

Erinnern wir uns: Der 1978 gegründete Heimatverein stellte 1982 einen Antrag auf Ausräumung der Burg, dem 1983 mit bestimmten Auflagen zugestimmt wurde. Der Verein hatte damals 64 Mitglieder. Friedrich Tippmann schrieb u. a. in seinem Antrag: „Derzeitiger Zustand des Burghofes: Der Burghof ist mit einer Erdschicht in einer Höhe von 30 – 40 cm überzogen und mit Gestrüpp und Bäumen bewachsen. Unsere Vorstellung: Diese Erdschicht in freiwilliger Arbeitsleistung zu entfernen und somit die Voraussetzung für eine spätere Konservierung an der Burgruine zu schaffen. ... An den Restaurierungsarbeiten selbst können wir uns als Verein nicht beteiligen, diese wird später eine Firma durchführen. Wir glauben aber, daß wir durch die Aufräumungsarbeiten in der Burg wesentlich zur Verbilligung dieses Vorhabens beitragen können.“ Die Burg befindet sich im Besitz der Stadt Pohlheim; diese hatte ihr Interesse an den Arbeiten bekundet. – Im Juni 1983 wurden bei den ersten Arbeitseinsätzen zunächst einmal nur Unkraut, Gestrüpp und kleine Bäume beseitigt. Die Heimatfreunde arbeiteten sich vom einzigen Zugang aus vor: dem Burgtor im Süden. Auf der Ostmauer wurden z. T. sehr große Bäume beseitigt. Die Süd-Ost-Ecke war innen stark heruntergebrochen; ebenso die Nord- und die Westmauer in der Nähe des Turmes. Das Freilegen der Mauer, d. h. das Entfernen von Gestrüpp, Unkraut, kleinen und größeren Bäumen, Herauslösen lockerer Steine und das Restaurieren bzw. Wiederaufmauern zog sich über mehrere Jahre hin. Dabei wurde vom Burgtor aus gegen den Uhrzeigersinn gearbeitet. Als Letztes kam der Turm dran. Während anfangs noch eine Firma die Aufmauerungen durchführte, machten das später die Heimatfreunde selbst.

Es fanden sich noch zwei Schießscharten in der Mauer. Sie lagen beidseits des Turmes in der Nord- und Westmauer in fast gleichen Abständen. Beide waren 1,60 m über dem Fußbodenniveau, innen 80 cm breit und 80 cm hoch. Sie verjüngten sich konisch nach außen zu. Von der Innenkante der Nord-West-Ecke lag die eine, die noch im Ursprungszustand ist, 3,70 m nach Süden, die andere, die zum größten Teil ergänzt werden musste, 4,00 m nach Osten. - An der Innenseite der südlichen Burgmauer ragen östlich des Burgtores bis in etwa 2 m Höhe einige Steine heraus. Eine Entsprechung gibt es genau gegenüber an der Nordmauer. Es sieht so aus, als hätten hier Mauern angesetzt, obwohl im Süden das Hofpflaster nicht unterbrochen ist und auf der anderen Seite im Norden die Pflasterung eines Gebäudes sich zeigt. Die Bedeutung ist unklar, möglicherweise haben wir hier einen Hinweis auf verschiedene Bauperioden,

Die Burg bildet ein Quadrat von ca. 23,30 m lichte Weite; die Mauerstärke beträgt 2,20 m. In der Nord-West-Ecke ist der Turm angesetzt mit einem Innendurchmesser von 2,50 m und einem Außendurchmesser von 9,55 m.

Die Motivation der Mitglieder des Vereins war von Anfang an sehr groß. Jeden Donnerstag während der Sommerzeit wurde gearbeitet. Der Vorsitzende Friedrich Tippmann notierte alles mit größter Genauigkeit und fertigte Skizzen an. Sein Nachfolger Franz Porsche entwarf einige interessante Rekonstruktionszeichnungen.

Der Schutt im Innenhof konnte nicht einfach abgeräumt werden. Wollte man archäologische Befunde gewinnen, musste man behutsam vorgehen. So wurden zunächst überall Suchschnitte angelegt, um verschiedene Bauperioden, Zerstörungshorizonte, Brandschichten usw. erkennen zu können. Im Süd-Ost-Bereich des Innenhofes wurde nach Abräumen des Schuttes in ca. 60 cm Tiefe ein Pflaster aus flachen, unterschiedlich großen Basaltsteinen gefunden, das sich in Süd-Nord-Richtung auf 14,50 m Länge erstreckte und in Ost-West-Richtung bis vor die Treppe der Kellereingänge am Palas. Etwa 68 cm vor der Ostmauer endet das Pflaster; es bildete hier eine Art Kante parallel zur Mauer und geht in eine Art „Tropfrinne“ über, die zunächst zur Mauer zu etwas abgesenkt ist, dann hochgezogen ist. Diese „Tropfrinne“ ist ebenfalls aus flachen Steinen gebildet. Das Pflaster war zu beiden Seiten etwa zur Mitte hin abgesenkt und bildete in West-Ost-Richtung eine Rinne, die in einen Auslauf in den Burggraben überging. In der Süd-Ost-Ecke fanden sich einige Mauerreste. Sie waren auf dem Pflaster aufgesetzt und sind heute weggeräumt. Ihre Bedeutung kennen wir nicht. Das Schuttmaterial bestand vorwiegend aus Steinen, Erde, Keramikscherben, Dachschiefer, Tierknochen, Eisenteilen, ohne dass besonders kennzeichnende Funde zu erwähnen wären. In den letzten Jahren hat der Heimatverein der besseren Begehbarkeit wegen das Pflaster angehoben und ausgeglichen. Leider wurde dabei die alte Fläche erweitert bis an die Palas-Ostwand und unter dem neuen Treppenaufgang zum Turm hindurch bis an die Westmauer.

Wo heute der Palas (mehrgeschossiges Hauptgebäude mit heizbaren Räumen) steht, befand sich zu Beginn der Arbeiten ein einziger Schutzhügel, der in der Zeichnung von Walbe als dünne Linie zum übrigen Burghof hin erkennbar ist. Zu Grabungsbeginn war nur der Einstieg in den heutigen (südlichen) Gewölbekeller A möglich. In den heutigen (nördlichen) Gewölbekeller B gelangte man durch ein Loch von außen in der westlichen Burgmauer. Beide Keller waren jedoch mit Schutt teilweise angefüllt. Weiterhin vermuteten wir, dass sich – entsprechend der dünnen Linie in der Zeichnung Walbe – weitere Keller oder Gebäudereste bis an die Nordmauer anschließen würden. Zunächst wurde der Schutt bis an die Palas-Ostwand weggeräumt. In der Ecke zwischen Burg- und Palasmauer vor Gewölbekeller A fanden wir eine Häufung von Scherben, Bodenfliesen und Dachschiefer. Wie sich später herausstellte, stammen die Fliesen vom südlichen Raum des Palas, die Schiefer von seiner Bedachung. Die Eingänge in die Keller wurden freigelegt und der Schutt aus diesen herausgeräumt. Es führten Stufen hinab. Die beiden untersten liegen bereits im Keller.

Die gestampften Lehmfußböden lagen etwa 4 m unter der Fußbodenoberkante des Palas. Die Keller sind durch eine Wand abgetrennt. Die Gewölbe bestehen aus senkrecht gestellten Steinen und verlaufen in West-Ost-Richtung. Aus Keller A führen zwei Lüftungslöcher in der Südwand schräg nach oben. Die Eingänge haben eine lichte Breite von 1,65 m; sie liegen knapp 6 m auseinander (jeweils Eingangsmitte gemessen). Die südliche Innenwange von Kellereingang A ist etwa 1,30 m von der Burgmauer entfernt. Die Treppen wurden durch 67 cm breite Mäuerchen begrenzt. Die beiden „inneren“ waren am Ende zum Burghof hin durch eine weitere Mauer verbunden (heute leider nicht mehr sichtbar). Welche Bedeutung das so entstandene Rechteck hatte, wissen wir nicht.

1987 wurde nach eingehender Rücksprache mit dem Landesarchäologen Herrn Dr. Fritz-Rudolf Herrmann mit dem Freilegen des oberen Palasbereiches begonnen. Zunächst wurden „versetzte“ Suchschnitte von Süd nach Nord und von West nach Ost angelegt. Erst danach wurde die gesamte Fläche freigeräumt. Das Gebäude war an die südliche und westliche Burgmauer angebaut worden (diese waren Außenmauern); die Mauern nach Nord und Ost sind 1,10 m dick. Es gibt zwei Räume, die durch eine Zwischenwand von 80 cm Stärke in West-Ost-Richtung getrennt sind. Diese ist aufgesetzt auf die Wand zwischen den beiden Kellern. Der südliche Raum war 6,20 m lang (West – Ost) und 5,80 m breit (lichte Maße) und war mit diagonal verlegten braunroten Fliesen mit den Maßen 13 x 13 x 2,3 cm ausgelegt. Auf der Unterseite sind Rillen zum besseren Verlegen in den Kalkestrich, der noch überall vorhanden war. Etwa 2,70 m von der Südwand und 2,90 m von der Westwand entfernt lagen noch vier Fliesen original. Auf ihnen musste früher eine (hölzerne?) Säule von 28 cm x ? cm gestanden haben, deren Abdruck noch teilweise zu erkennen war. Der Raum hatte drei gleichgroße Fenster, zwei in der Südwand und eines in der Westwand. Die Fensteröffnungen verjüngten sich nach außen zu. Sie hatten innen das lichte Maß 2 m, wobei jeweils 50 cm auf die beidseitig angeordneten Fensterbänke entfielen. Zu allen Fenstern führte eine kleine Stufe; in allen Fensternischen lagen braunrote Bodenfliesen, wobei die im westlichen der Südmauer noch original vorhanden sind. Es fanden sich Reste von Fensterglas; zum Innenhof zu sogar von Butzenscheiben. Der Raum hatte in der Westwand 1,60 m vom Fenster entfernt einen Wandschrank von 50 x 50 cm Größe. Die gefaste Unterplatte war noch im Original vorhanden, der Rest ließ sich aus den vorhandenen Mörtelansätzen rekonstruieren. (Die Mauer war darüber ausgebrochen.) Ein Kachelofen von 1,40 x 1,40 m, der nach Süden und Westen (Raumseiten) verputzt war, befand sich vermutlich in der Nord-Ost-Ecke des Raumes; neben den Putzresten fanden wir darüber und davor zahlreiche Scherben, Bodenfliesen und Schiefer. Das Innere war ausgefüllt mit einer 10 cm dicken rotgebrannten Lehm-schicht.

Der nördliche Raum war 4,40 m breit und mit Steinplatten ausgelegt. An der Westwand lagen besonders viele Dachschiefer mit Nägeln übereinander; sie waren aber nicht wie nach einem Brand miteinander verbacken (entsprechende Funde machten wir auf dem Dachgeschoss der Kirche = möglicher Hinweis auf

den Brand von 1634). Der helle Wandputz ist in beiden Räumen noch teilweise bis 80 cm vorhanden. Da er im Bereich der Quermauer nicht unterbrochen ist, könnte dort eine Zwischentür gewesen sein. Während die Burgmauerseiten noch bis 1,50 m hoch vorhanden waren, waren die Nord- und Ostseite zum Teil bis unter Fußbodenniveau herausgebrochen. Es ist daher fraglich, wo der Zugang zu diesem Geschoss gewesen ist. Die Wandstärken lassen darauf schließen, dass sich eventuell noch ein weiteres Geschoss –vielleicht in Fachwerkbauweise – darüber befand. Der Palas war mit Schiefer gedeckt.

Im hinteren (nördlichen) Drittel des Burginneren zeichnete sich nach Wegräumen des besonders im westlichen Teil sehr umfangreichen Schuttmaterials eine Dreiteilung ab. In der Nord-Ost-Ecke setzt sich die bereits beobachtete „Tropfrinne“ fort, vermutlich noch ein Stück sogar an der Nordmauer entlang. Im Anschluss daran sind die Mauerreste eines rechteckigen Gebäudes (?) gefunden worden von 4 m lichte Weite von Ost nach West und 4,60 m von Süd nach Nord. Die Mauerstärke beträgt 44 cm, nur im Norden 30 cm, im Süden 40 cm. Die südliche Mauer hat Anschluss an das Hofpflaster. Die Mauerreste waren zum Teil durch Reste einer trocken aufgeführten Mauer überlagert. Ein Fußboden fand sich nicht. Nach Westen zu schließt sich ein Raum von 6 m (lichter) Länge von Ost nach West an, die Breite ist die gleiche wie beim vorhergehenden. Dieser ist mit großen Steinplatten ausgelegt, die in einer hellen Sandschicht verlegt sind. Sie senken sich nach Norden zu einem Auslauf in den Burggraben ab. Er liegt bei 9,65 m von der Ostmauer und ist 40 cm breit.

Die Nord-West-Ecke ist „frei“ (hier ist jetzt Gras angesät). Hier hatte der Schutt bis 1,70 m hoch gelagert (siehe „dünne Linie“ in der Zeichnung Walbe). Herr Dr. Herrmann ordnete an, dass auch hier schichtenweise vorzugehen sei. Zwei Fundstücke sind besonders zu erwähnen (gefunden von der Nord-West-Ecke entfernt 1,60 m nach S und 1,60 m nach O 40 cm über heutigem Niveau): Eine Scherbe bemalter Keramik von 1,65 x 20,5 cm Größe mit der Jahreszahl 1729 und eine eiserne Spitzkelle von 25 cm Länge, davon der Griff 10 cm. Die Funde waren vermutlich nicht in primärer Lage. – Man gewinnt den Eindruck, dass irgendwann der Schutt absichtlich beiseite geräumt wurde (Gärtnerei?). In diesem Bereich wurde 1988 in Absprache mit Herrn Dr. Herrmann ein Suchschnitt von 2 m Breite in 1,30 m Abstand parallel zur Nordmauer des Palas gezogen. Die obere Schicht lag bei 0 – 48 cm unter dem Burghofniveau (0 = 26 cm unter dem gesetzten Höhenmesspunkt 242,348 NN). Von der Innenkante der westlichen Burgmauer zog eine Tonschicht 1,60 m nach O, die durchsetzt war mit Dachschiefern, Scherben, Knochen, Fußbodenfliesen, Nägeln und dem Rest einer grünen Ofenkachel. Die nächste Schicht (22 cm) zeigte verschiedene Verfärbungen, war aber nahezu fundleer. In der dritten Schicht (22 cm) zeigte sich in den beiden letzten Dritteln nach O eine sehr feste Schicht mit Hüttenlehm durchsetzt und Dachschiefern. Ob es sich hier um umgefallenes Fachwerk handelte? Auf dem Grund der Schicht zeigte sich eine dunklere Verfärbung von der Burgmauer aus, die nach O heller wurde. Mit der letzten Schicht brachten wir das Planum auf Sohlentiefe (1,05 m unter Oberkante Burghof). Im Nordprofil

zeigte sich eine dunkle Schicht, die von W nach O nach oben anstieg. Hier schien es sich um die Aufschüttung der Erde für den Burghügel zu handeln.

1988 begannen wir damit, das Turminnere (2,55 m Durchmesser) freizuräumen. Wir fanden viele Steine und Erde, aber wenig Scherben o. ä. Da die Innenwand beschädigt und ausgebrochen war, wurden gleichzeitig Sicherungsmaßnahmen (Ausmauern) durchgeführt. Im Juni 1990 wurde in 6 m Tiefe (gemessen von der noch vorhandenen Mauerhöhe aus) an der nördlichen Innenwand ein Bronzeblech mit Gravur von 24 cm Länge und 2 cm Breite gefunden; eine Woche später 20 cm tiefer ein weiteres zugehöriges Stück. Das Blech könnte von einem Trinkhorn oder Zierkrug stammen. Die vorhandene Gravur lautet: „M•DCXXI (Wappen, Wappen) MACHT•HANS•KIME ... LM•ANN ...“. Im August 1990 wurde schließlich die Sohle bei 7,80 m erreicht; wir befanden uns damit unter Burghofniveau. Auf dem Boden zog sich an der Turminnenwand ein Mörtelschichtring von 45 – 50 cm Breite entlang, der an der Wand eine Stärke bis ca. 10 cm erreichte. Darüber lagerte eine dunkle Schicht. Darauf lagen u. a. folgende Funde: Scherben verschiedener Gefäße, ein vollständig erhaltenes Krüglein von 18 cm Höhe mit Henkel und Ausguss, Teile von tönernen Wächterhörnern, viele Knochen von unterschiedlichen Tieren (z. T. abgesägt und abgehackt), drei eiserne Gürtelschnallen, zwei eiserne Armbrustbolzenspitzen, ein in der Mitte zerbrochenes eisernes Messer mit Nieten am Griff, eine Münze, einige verkohlte Balkenreste, ein Stück Dachschiefer.

Die Münze wurde dankenswerterweise von Herrn Dr. Niklot Klüßendorf vom Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde in Marburg bestimmt. Es handelt sich um einen 0.17 g schweren Rest eines Handhellers im H/A/L/L/A-Typ der königlichen Münzstätte Schwäbisch Hall (Mitte 13. Jhd.). Die Vorderseite zeigt eine große schlanke Hand mit längerem Mittelfinger und stark abstehendem Daumen im Fadenreif und H/A/L/L/A in Resten. Auf der Rückseite ist ein gleichschenkliges Kreuz mit kurzen breiten Gabeln, die an den Fadenreif reichen und Reste der Randornamente. So wichtig gerade diese Münze für die Datierung ist, muss man aber wissen, dass diese Heller bis zum Anfang des 16. Jhds. im Umlauf waren. Eine genauere Datierung ist durch den Krug möglich. Hier gab Frau Dr. Christa Meiborg von der Archäologischen Abteilung des Hessischen Landesamtes für Denkmalpflege im Januar 1999 entscheidende Hinweise, für die ich ihr herzlich danken möchte. Der etwa 18 cm hohe Krug mit Henkel und Ausguss gehört ins 13. Jhd.

Aus dem vorgefundenen Schuttmaterial und der Wandstärke von 3,50 m lässt sich schließen, dass der Turm ursprünglich eine beträchtliche Höhe gehabt haben muss. Vergleiche lassen sich mit den in der Nähe befindlichen Diebsturm (Tiefsturm) der Stadtmauer anstellen; sicher bestand auch eine Sichtverbindung zur Warte. Der Zugang erfolgte entweder vom Wehrgang der Burgmauer aus, die mit Sicherheit auch höher als der heutige Zustand gewesen ist. Möglicherweise war der Einstieg aber, wie bei Bergfrieden üblich, noch höher. Es gibt eine 1530 gezeichnete Straßenkarte, auf der auch eine Ansicht Grüningens erkennbar ist. Darauf trägt der Turm eine Zinnenkrone; das hohe Haus daneben könnte

der Palas sein. Man bedenke aber, dass es sich vielleicht um eine schematisierte Ansicht handelt.

Rechts und links vor dem Burgtor befinden sich im rechten Winkel zur Burg zwei Mauerreste, die vermutlich die Brücke trugen. Bei einem Sondierungsschnitt mit einem Bagger wurden 1990 im Burggraben vor dem Tor mächtige Balken der Brückenkonstruktion gefunden. 3 Buchen- und 8 Eichenproben wurden zur dendrochronologischen Untersuchung geschickt. Die Bestimmung ergab ein Fälldatum nach 1368 (aber nicht später als 1400!). Über das Aussehen des Burggrabens konnten wir einen Eindruck durch einen kleinen Probeschnitt vor der Westmauer gewinnen. Die bei Walbe angegebene Sohlenbreite von 10 m bestätigte sich; der Graben war an beiden Seiten von einer kleinen Mauer begrenzt. – Der Zulauf erfolgte vermutlich von dem bis Ende 1924 in der Born-gasse bestehenden Fronbrunnen.

Mit fortschreitender Freilegung und Restaurierung stellte sich die Frage des zukünftigen Aussehens des Palas und des Turmes. Hier erfolgte eine intensive Zusammenarbeit mit der Archäologischen und Baudenkmalpflege-Abteilung des Landesamtes für Denkmalpflege in Wiesbaden (Herr Dr. Herrmann, Herr Dr. Enders, Frau Dr. Steinbach), der Unteren Denkmalschutzbehörde beim Landkreis Gießen (Frau Linke) und der Stadt Pohlheim (Herr Bürgermeister Georg, Herr Bellof). Man einigte sich, dass Ergänzungen, über deren früheres Aussehen man nicht Bescheid wusste, „modern“ gestaltet werden sollten. So geschah es mit dem Dach des Palas, dem Aufgang zum Turm und dessen Plattform. Von einer Bedachung des Turmes sah man ab. – Für die wissenschaftliche Beratung und Leitung der Grabungen gilt der besondere Dank dem Landesarchäologen Herrn Dr. Fritz-Rudolf Herrmann; unterstützt wurden wir durch Mitarbeiter der archäologischen Denkmalpflege des Kreises Gießen, besonders durch Herrn Fritz Bösweiler bei den Vermessungs- und Zeichenarbeiten. Dank gilt den Gremien der Stadt Pohlheim, besonders Bürgermeister und Stadtverordnetenvorsteher. Die Restaurierung wurde möglich durch Zuschüsse der Stadt Pohlheim, des Landkreises Gießen, des Landesamtes für Denkmalpflege und besonders durch den intensiven und ausdauernden Einsatz der Mitglieder des Heimatvereins.

Ergebnisse der Ausgrabung

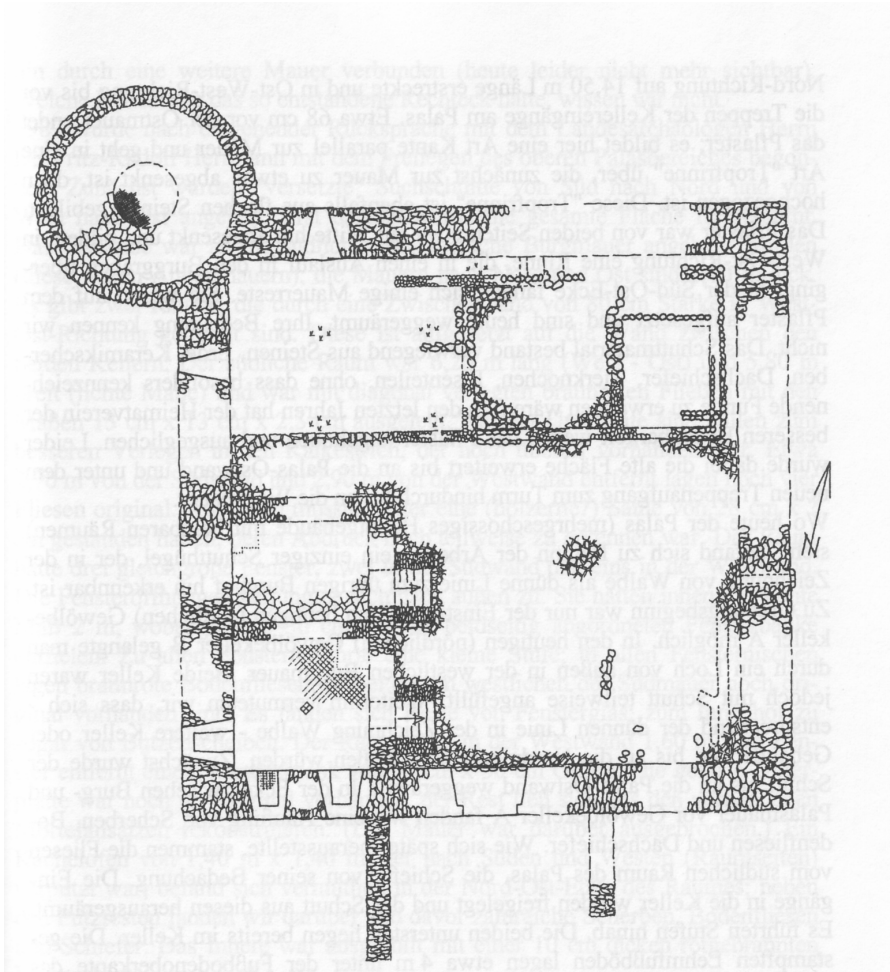
Man kann sich jetzt ein Bild vom Aussehen der Burg machen. Es handelte sich um eine quadratische Wasserburg von 27,60 m äußerer Seitenlänge. Es war Erde für den Burghügel aufgeschüttet worden. Auf oder an der Mauer war vermutlich ein Wehrgang. In der Nord-West-Ecke war ein Rundturm angesetzt. In der Mitte der südlichen Burgmauer befand sich ein einflügeliges Burgtor, davor eine Brücke (nach 1368 und vor 1400) über den Wassergraben mit 10 m Sohlenbreite. In der Süd-West-Ecke stand das beheizbare Hauptwohngebäude (Palas) mit zwei Räumen und vermutlich einem weiteren Geschoss darüber. Im Untergeschoss waren zwei Gewölbekeller.

Es gab einen Burghof mit großen und mittleren Pflastersteinen und einer Rinne mit Auslauf. Mögliche Gebäudereste befinden sich in der Süd-Ost-Ecke. In der Nord-Ost-Ecke stand ein weiteres Gebäude mit zwei Räumen im Erdgeschoss. Der linke Raum war mit großen Steinplatten ausgelegt mit einem Auslauf nach Norden. Möglicherweise handelt es sich hier um einen Küchen- oder Wirtschaftstrakt. Ob der rechte Raum wirklich ein Raum war oder sich als Zisterne entpuppt, muss noch ergraben werden. Denn die Wasserversorgung (Brunnen oder Zisterne) ist bisher noch nicht gefunden. Es gibt aber noch andere Möglichkeiten dafür: Der Bereich der Nord-West-Ecke oder vor dem Palas zwischen den Kellern. Ohne Wasserversorgung ist die Burg eigentlich nicht denkbar. – Wie Burg und Stadt Grüningen im 16. Jhd. ausgesehen haben könnten, zeigt eine Rekonstruktionszeichnung von Franz Porsche im Bildband Grüningen.

Wann ist die Burg nun entstanden? Die Vergabe der Stadtrechte ist nach der Urkundenlage zwischen 1397 und 1410 anzusetzen. Zu diesem Zeitpunkt hat die Burg schon bestanden. Entscheidende Hinweise gab auch hier Frau Dr. Meiborg. Wenn auch der Heller aus der 2. Hälfte des 13. Jhds. lange in Umlauf gewesen sein könnte, so trifft dies für den Krug des 13. Jhds. nicht zu, zumal er unbeschädigt ist. Die Fundlage auf dem ursprünglichen Bodenniveau im Inneren des Turmes gemeinsam mit Heller, tönernen Wächterhörnern, Armbrustbolzen, eisernen Gürtelschnallen usw. belegt, dass die Burg bereits im 13. Jahrhundert bestanden hat. Auch die Anlage und das Aussehen der Burg lässt eine Erbauung im 12./13. Jhd. vermuten. Die Datierung der Hölzer der Brücke, die vorragenden Steine in der Burgmauer z. B. östlich des Tores, die Mauerreste im südöstlichen Burghofbereich u. a. lassen nun tatsächlich verschiedene Bauperioden vermuten.

Wer hat in der Burg gewohnt? Hier gewinnt die Urkunde vom 8. November 1309 über die Abtrennung der Filiale Holzheim von der Mutterkirche Grüningen im Pfarrarchiv eine wichtige Bedeutung: Es sind zahlreiche Zeugen genannt. Darunter sind Philipp d. J. Herr von Münzenberg und Centgraf Orto. Während also Philipp der Besitzer von Burg und Stadt Grüningen ist, ist Orto Verwalter und Bewohner der Burg Grüningen. Dies würden die Bodenerkunden bestätigen. Auch die Eppensteiner, Königsteiner, Solmser Herrscher haben sicher nicht in der Burg gewohnt. Denkbar wäre einer oder mehrere Burgmannen, ein Amtmann, Schöffe.

Wann ist das Ende der Burg anzusetzen? Nach der Urkundenlage soll sie 1603 verfallen gewesen sein. Mit hoher Sicherheit kann gesagt werden, dass die Burg mit dem großen Brand von 1634 nicht zerstört wurde. Dies lässt sich durch die Befunde belegen. Das Bronzeblech von 1621 und die Scherbe von 1729 sind aber kein Beweis dafür, dass die Burg da noch intakt gewesen ist. Die Grabungen haben wichtige Erkenntnisse gebracht, aber auch neue Fragen aufgeworfen.



*Plan der archäologischen Befunde, Stand 1999,
Zeichnung Fritz Bösewetter*

Gießener Straßennamen

ERWIN KNAUB

Wenn man die Entwicklung einer Stadt betrachtet kann man verschiedene Blickwinkel wählen. So können die Einwohnerzahlen wichtige Anhaltspunkte liefern, aber auch die größeren Planungsvorhaben oder Stadtpläne geben Auskunft über den Wandel der baulichen Gestalt einer Stadt.

Die Entwicklung, das Wachstum einer Kommune lässt sich aber auch gut anhand der Straßennamen nachvollziehen. So geben die älteren Straßennamen wesentliche Hinweise auf längst vergangene soziale und ökonomische Gegebenheiten in einer Stadt. Die in unterschiedlichen Zeitabschnitten jeweils hinzugekommenen Straßen ermöglichen es nachzuvollziehen, wie sich eine Stadt räumlich entwickelt hat und mit welcher Dynamik sich die bauliche Veränderung vollzog.

Im Folgenden wird versucht, anhand der Straßennamen die Stadtentwicklung Gießens nachzuvollziehen, zunächst bis zu Beginn der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts. Die wichtigsten Quellen hierzu sind Adressbücher und Stadtpläne.

Seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts liegen für Gießen die ersten Adressbücher vor. In den folgenden Jahrzehnten erscheinen sie vereinzelt und ab Mitte der siebziger Jahre liegen für Gießen Adressbücher vor, die in regelmäßiger Folge etwa alle zwei bis drei Jahre erscheinen.

Den Beginn der folgenden Darstellung macht eine Bestandsaufnahme der die Gießener Straßennamen bis zum Vorliegen des ersten Adressbuches festhält. Sie werden erläutert und eingeordnet. Daran anschließend werden die neu hinzugekommenen Straßennamen aufgeführt und jeweils baugeschichtlich eingeordnet. Daraus ergeben sich Bilder der Gießener Stadtentwicklung, an denen in einzelnen Zeitabschnitten sowohl beschleunigtes Wachstum als auch Stagnationsphasen der Stadtentwicklung abgelesen werden können.

A. Namen bis zum Jahre 1840

Die Stadt Gießen hatte im Jahre 1840 ca. 7000 Einwohner.

Trotz der nach 1806 erfolgten Schleifung der starken Festungsmauern und der Einebnung der Wälle zu den heutigen „Anlagen“ hatte sich die Bebauung noch kaum über den ehemaligen Festungsring hinweg vorgewagt, so dass die damals vorhandenen Straßen fast ausnahmslos schon in der frühen Neuzeit vorhanden waren oder sogar bis ins späte Mittelalter zurückgehen.

Noch war die Stadt in die 4 Quartiere mit den Buchstaben A - B - C - D eingeteilt, denen wir hier folgen wollen.

Quartier Lit. A

- Asterweg:** Ursprünglich wohl der „Achstätter Weg“, also die Straße nach dem ausgegangenen Dorf Achstatt, dessen Siedlungskern am westlichen Rodtberg in der Nähe der Sandfeldschule lag. Im Gießener Urkundenbuch heißt es noch 1379 am „Achstadter wege“. Durch die schon früh abgebrochene „achstatter porten“ führte einst der Weg aus der Stadt in die Feldmark des ausgegangenen Dorfes.
- Brand:** Im Wesentlichen der heutige Brandplatz, der seinen Namen zweifelsfrei von jenem Großbrand hat, der am 27.5.1560 hier und zum „Waldtor“ (heute Walltor) hin 168 Gebäude und zahlreiche Stallungen vernichtete. Die Fläche blieb weitgehend unbebaut.
- Brandgasse:** Die Gasse verbindet den Brandplatz mit der Walltorstraße und dem Asterweg.
- Erlengasse:** Sie führte bis zur Zerstörung der Innenstadt von der Sonnenstraße zum Neuenweg und geht wahrscheinlich auf den 1492 bezeugten Flurnamen „Irlingraben“ zurück; im 17. und 18. Jahrhundert heißt es „Irlengasse“.
- Flügelgasse:** Die heutige Dammstraße. Der Name könnte auf einen Bürger „Henne Flogil“ zurückgehen, der im Gießener Urkundenbuch 1373 genannt wird. Mit dem Durchbruch der ehemaligen Sackgasse zum 1849/50 errichteten Bahndamm der Main-Weser-Bahn verschwindet dieser Straßename.
- Hintergasse:** Ein Teil der späteren Wetzsteingasse (heute Wetzsteinstraße), ausgehend vom Lindenplatz, der in vielen Orten typische Name für eine Gasse hinter der Kirche.
- Hundsgasse:** Eine kleine Gasse, die einst gegenüber der Dammstraße von der Walltorstraße zur Lindengasse führte. Die Herkunft des historischen Namens ist unsicher. 1239 und 1379 wird der Familienname **H u n d** im Gießener Urkundenbuch erwähnt.
- Kirchenplatz:** Platz vor der gegen Ende des 15. Jahrhunderts erbauten spätgotischen Pankratiuskirche, die 1821 durch eine im klassizistischen Stil errichtete neue Stadtkirche unter Beibehaltung des alten Turmes ersetzt wurde. Nach der Zerstörung der Kirche am 6.12.1944 steht der Platz heute vor seiner Neugestaltung.

- Lindenplatz: Historischer Name des Platzes vor dem älteren Stadttor. Es ist überliefert, dass der Platz im 16. Jahrhundert mit Linden bestanden war.
- Marktplatz: Ursprünglicher Mittelpunkt der Stadt in Dreiecksform zwischen Mäusburg, Marktstraße und Kirchenplatz.
- Schloßgasse: Verbindet den Kirchenplatz mit dem Brandplatz und dem Alten Schloß.
- Walltorstraße: Führte vom älteren Waldtor zum Tor der Festung des 16. Jahrhunderts in Richtung Marburg. Ursprünglich also „Waldtor“, dann nach dem Bau der Festung mit Wall und Graben „Walltor“.
- Zozelsgasse: Ein heute verschwundenes Sackgässchen, das von der Walltorstraße zwischen Wetzsteinstraße und Dammstraße abging. Ursprünglich standen dort nur einige große Scheunen, später wohnten bis zur Zerstörung 1944 auch einige Bürger hier. Im Zinsregister von 1495 ist ein Henne Zcodezyl mit einem Haus und Garten vor dem Waldpforte erwähnt, auf den der Name wahrscheinlich zurückgeht. Einer Notiz in den städtischen Akten von 1708 und 1712 zufolge hieß die Zozelsgasse im 18. Jahrhundert „Steinwegsgasse“: „... Scheuer Mistenstatt darvor in der Steinwegergaß oder Zoßelgaß vorm Walltor“.

Quartier Lit. B

- Erlengasse: Sie verband die Sonnenstraße mit dem Neuenweg und ist heute nur noch eine Sackgasse, die vom Neuenweg in nördlicher Richtung abzweigt. Im Gießener Urkundenbuch 1492 als „Irlingraben“ erwähnt, also ehemals ein mit Erlen bestandener Graben.
- Kanzleiberg: Die Straße verbindet die Sonnenstraße mit dem Brandplatz. Am Alten Schloß lag die ehemalige landgräfliche Kanzlei, die zentrale Verwaltungsinstanz des fürstlichen Stadtherm in Darmstadt.
- Kreuz: Der heutige Kreuzplatz lag außerhalb der ersten Stadtbefestigung an der alten Gemarkungsgrenze gegen Selters. Ebel vermutet wohl mit Recht, dass hier der Treffpunkt von Seltersweg, Kaplangasse und Neuenweg, der auf Plänen der inneren Stadt im 18. Jahrhundert deutlich die Kreuzform zeigt, dem Platz seinen Namen gegeben hat.

- Hier stand das Haus, das Landgraf Hermann seinem Lebensretter, dem Gießener Bürger Eckhart Holzschuher auf ewige Zeiten von allen Abgaben befreite.
- Mäusburg: Diese Verbindung vom Marktplatz zum Kreuzplatz hat ihren Namen von der Gießener Familie *M a u s*, die vom 15. bis zum 18. Jahrhundert nachgewiesen ist und 1555 mit Balthasar Maus auch einen Bürgermeister in Gießen stellte.
- Markt: Der spätere Marktplatz am Zusammentreffen von Marktstraße und Mäusburg in der Mitte der alten Stadt.
- Kaplaneigasse: Vom Kirchenplatz führte diese kleine Gasse im rechten Winkel zur Schulstraße. In ihr lag das älteste Pfarrhaus, das ursprünglich nur von einem Kaplan bewohnt wurde, da Gießen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts ein Filial der Pfarrkirche von Selters war. Ein vorreformatorischer Name, obwohl die „Caplaney“ erst 1625 schriftlich überliefert ist.
- Neuenbäuen: Nach dem Festungsbau Landgraf Philipps des Großmütigen (1530 ff.) erweiterte sich die Stadt nach Osten. 1645 heißt es „in den neuenbäuen“.
- Neuenweg: Einst wichtige Straßenverbindung vom Kreuzplatz zum Neuenweger Tor. Schon 1493 heißt es „vor dem nuwen Wege“.
- Schulgasse: Die heutige Schulstraße, aber kleiner und enger. Hier stand die erste Stadtschule.
- Sonne: Die heutige Sonnenstraße, früher auch „in der Sonne“ genannt, weil diese Straße unmittelbar vor der Stadtmauer auf der Ostseite (Sonnenseite) der Stadt verlief. Sie verbindet den Kanzleiberg mit dem Kreuzplatz.
- Weitengasse: Die heutige Weidengasse verbindet Neuenweg mit Neuenbäue. Der Name ist umstritten. Wilhelmi führt die alten Bezeichnungen „Waidgärten“ (17. Jahrhundert) und „Weithgasse“ (18. Jahrhundert) auf das Gewerbe der Färber zurück, das in Gießen weit verbreitet war und das die für die Tuchfärbung notwendigen Indigofarbstoffe aus den Blättern des „Waid“ gewann, einer Pflanze, die aus diesen Gründen in Gießen angebaut wurde.
Ebel dagegen glaubt, dass durch diese Gasse die zwischen ihr und der Erlengasse gelegene Schäferei ihre Tiere zur Weide trieb.

Quartier Lit. C

- Kaplansgasse: Verbindung zwischen dem Kreuzplatz und der Bahnhofstraße. Name ist wahrscheinlich schon vorreformatorisch, obwohl er erst 1665 schriftlich erwähnt wird. Es liegt nahe, dass hier das Haus eines Geistlichen stand.
- Catharinengasse: Die spätere Katharinengasse verband die Kaplansgasse mit der Löwengasse. In der nachreformatorischen Zeit werden die an der Pankratiuskirche bestehenden Altaristenstellen der Hlg. Jakob, Georg und Katharina umgewandelt. Der Name rührt von einem Grundstück, das vor der Reformation dem Katharinenaltar zugeordnet war.
- Löwengasse: Diese Verbindung zwischen Seltersweg und Bahnhofstraße war die Gasse der Lohgerber, die auch Löwer oder Löber genannt wurden und deren Gewerbe in Gießen weit verbreitet war.
- Aufm Kreutz (auch Kreuz) Siehe Quartier Lit. B
- Maygasse (auch Maigasse): Eine kleine Sackgasse parallel zur Plockstraße, die zum ev. Altenzentrum führt. Der Bürgername Mey tritt schon 1393 auf; 1669 wird Wendel Maye und Peter Mayen Witwe genannt.
- Reichensand: Der Name, der als Straßenbenennung seit dem Durchbruch der Bahnhofstraße an der Ecke Kaplansgasse („Schipkapaß“) verschwunden war, ist erfreulicherweise 1977 wieder aufgenommen worden. Der Name weist auf den früheren Lauf der Wieseck durch die Stadt hin (vor dem Bau der Festung 1530 ff.), wo an tiefen Stellen Sand durch den Flusslauf der Wieseck angeschwemmt wurde.
- Seltersweg: Die Verbindung vom „Kreutz“ in südlicher Richtung zu dem Anfang des 16. Jahrhunderts endgültig aufgegebenen Dorfes Selters, das schon in Lorscher Urkunden des 8. Jahrhunderts erwähnt wird. Der Seltersweg war eine sehr alte befestigte Straße, was in einer Urkunde des Jahres 1314 hervorgeht: „... extra portas, quo itur versus villam seltirise, iuxta viam lapideam“.

- Teufelslustgärtchen: Ein sehr prosaischer Name, der zu allerhand Deutungen Anlass gab. Die kleine Gasse verband den Seltersweg im rechten Winkel mit der Löwengasse; heute geht das Gässchen vom Seltersweg zur Katharinengasse. Der Name stammt von der in Gießen seit dem 17. Jahrhundert verbreiteten Familie Teufel oder Teuffel, später oft Deibel.
- Tiefenweg: Alte Verbindung von der Neustadt zur Mühlstraße. Mit 156,4 m war hier die tiefste Stelle im bebauten Stadtgebiet.
- Wolkengasse: Diese Gasse verbindet den Seltersweg mit der Katharinengasse (fr. mit der Bahnhofstraße). Hier wohnten die Blauwälder. In Dieterichs Beschreibung der Stadt Gießen aus dem Jahre 1770 heißt diese Verbindung „Blauwolkengasse“. In Straßburg gibt es eine Gasse, die denselben Namen führt und dort als Gasse der Blauwälder nachgewiesen ist.
In Gießen hat das Wollweber- und Tuchmacherhandwerk schon früh in Blüte gestanden. Im 1715 zählt die Zunft 33 Meister.

Quartier Lit. D.

- Burggraben: Ursprünglich Verbindung der Kirchstraße (heute Georg-Schlosser-Straße) zur Marktstraße. Der Burggraben führt heute in gerader Richtung nur noch bis zur Sandgasse, hat aber einen rechtwinkligen Abzweig zum Marktplatz. Der Name geht auf den ehemaligen Burggraben zurück, der um die erste Burg Gießen (erbaut ca. 1150) verlief. Im Gießener Urkundenbuch heißt es 1453: „in der Burggassen zum Gyeßen“.
- Judengasse: Die Gasse beherbergte im 18. Jahrhundert die meisten der in Gießen wieder ansässig gewordenen Juden (nach den Verfolgungen des 17. Jahrhunderts) und dort stand auch vor 1815 eine jüdische Schule.
Die Gasse wurde auf Bitten des beliebten Provinzialrabbiners Dr. Levi um 1880 in Rittergasse umbenannt. Sie führte früher in großem Bogen von der Marktstraße zur Mäusburg. Nach dem Wiederaufbau verbindet sie heute die Marktstraße mit der Kaplangasse.

Kreuz: Siehe Lit. B

Kleine Mühl- gasse: Große Mühlgasse:	Die kleine Mühlgasse besteht noch, die große Mühlgasse wurde später in Mühlstraße umgetauft. Vor dem Bau der Festung floss hier die Wieseck durch die Stadt und trieb die verschiedenen Mühlen, die später außerhalb der Mauern angelegt wurden. 1435 ist der Name „molenweg“ überliefert; im Zinsregister von 1495 hieß es „molngasse“.
Kornblumen- gasse:	Eine kleine Sackgasse von der Neustadt nach Norden, die heute verschwunden ist, und deren Name eindeutig darauf hinweist, dass innerhalb der Festung noch Getreide angebaut wurde.
Marktstraße:	Führt vom Marktplatz in westlicher Richtung zur Neustadt.
Im kalten Loch:	Ein kleiner bebauter Komplex am Tiefenweg, der später dort einbezogen wurde. Noch vor 1870 verschwand der Name, der ebenfalls den tiefsten Punkt der damaligen Stadt bezeichnet.
Neustadt:	Die älteste Urkunde des Gießener Stadtarchivs von 1325 spricht den Bewohnern der Neuen Stadt („nuwen stat“) die gleichen Rechte zu wie den Bürgern innerhalb der Mauern.
Sandgasse (auch ,in der Sand- gasse‘):	Die frühere Sandgasse führte in mehreren Biegungen von der Marktstraße zur Neustadt. Teile davon hießen vor 1840 Stallgasse und Bachgasse, wobei der letztere Name darauf hinweist, dass hier die Stadtbach (das ‚Eingerinn‘) vorbeilief. Die Sandgasse, die heute als Sackgasse von der Marktstraße nach Norden läuft, wird im Gießener Urkundenbuch schon 1379 erwähnt: „santgazze supra ripam wyske (wieseck) extra muros oppidi“ (Sandgasse oberhalb des Wieseckufers außerhalb der Stadtmauern).
Schanze:	Im Gebiet der heutigen Schanzenstraße weist diese Bezeichnung auf die Georgenschanze der Festung hin, deren Reste heute noch im Gelände der Fa. Ringel zu sehen sind.
Wettergasse:	Die heute verschwundene Gasse verband die Marktstraße mit der Mäusburg. Sie hieß im 18. Jahrhundert Kuhgasse und ist wahrscheinlich nach einer Familie Wetter genannt.

Stallgasse: Eine heute verschwundene Gasse, die von der Marktstraße (gegenüber der Rittergasse) abzweigt und verwinkelt zum Anfang der Neustadt verlief. Der Name deutet an, dass hier städtische Viehställe standen.

B. Namen von 1840-1868

Obwohl sich die Einwohnerzahl der Stadt von ca. 5000 im Jahre 1810 über ca. 7200 im Jahre 1840 auf ca. 10200 im Jahre 1870 vergrößert hatte, gab es in den drei Jahrzehnten von 1840 bis 1870 noch keine wesentlichen baulichen Ausdehnungen über den alten Festungsring hinaus. Die Verdoppelung der Einwohnerzahl zwischen 1810 und 1870 hatte vielmehr in erster Linie ihre Ursache in den Fortschritten auf hygienischem und medizinischen Gebiet, in den durch Liebig und Thaer verbesserten Bedingungen der landwirtschaftlichen Produktion, sowie in der fortschreitenden Entwicklung der industriellen Fertigung. Dies ergibt sich aus den folgenden Gebäudezahlen: Waren es nach städtischen Unterlagen im Jahre 1838 746 Gebäude, so war deren Zahl bis 1870 auf nur 871 angewachsen.

Um 1870 war die Stadt nunmehr in 5 Litera eingeteilt, wobei das Quartier E im Wesentlichen die neuen Straßen umfasste. Trotzdem erhöhte sich die Zahl der Straßen in diesem Zeitraum nicht unwesentlich.

Quartier Lit. A

Auf der Bach:

Eine Verbindung, die verwinkelt vom Kirchenplatz zur Wetzsteingasse führte. Hier verlief ein Teil der inneren Stadtbach, die noch bis in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts offen war, wie auf frühen Fotografien zu sehen ist.

Braugasse:

Sie führt vom Landgraf-Philipp-Platz/Ecke Landgrafstraße zur Walltorstraße und erinnert an die vielen kleineren und mittelgroßen Brauereien, die Gießen in früheren Jahrhunderten hatte. Noch 1863 gab es 8 Brauereien in der Stadt: Im Adressbuch von 1868 sind 11 Bierbrauer aufgeführt.

Gartfeld:

Benannt nach einem Flurnamen, der schon 1484 erwähnt wird, führt diese Straße (auch „im Gartfeld“) parallel zur 1849/50 eröffneten Main-Weser-Bahn, damals weit außerhalb der Stadtanlagen (alter Festungsgürtel) und des bebauten Gebiets.

- Galgenberg: Ein Straßename, der schon kurz nach 1870 wieder verschwindet, bezeichnet einen weit außen liegenden Teil der späteren Marburger Straße. Zwischen der alten Landstraße nach Kassel (östl. vom Neuen Friedhof abzweigend) und der Chaussee nach Marburg stand einst der Galgen des Hochgerichts.
- Schoor: Auch dieser Name wurde schon bald wieder aufgegeben, wahrscheinlich nachdem man begonnen hatte, die Anlagen um die Stadt entlang des alten Festungsringes anzulegen.
Zur Festungszeit hieß der um die Stadt laufende Weg Schoor, später auch Schur oder Schurgraben genannt. Nach Schleifung der Wälle wurde der Name auf den Spazierweg übertragen, der mit Hilfe des ehemaligen Glacis (Erdaufschüttung vor dem Graben) angelegt wurde. Nur die älteren Mitbürger können sich noch an den offenen Schurgraben erinnern, dessen Namen Ebel mit dem mittelhochdeutschen ‚schuren = schirmen, schützen‘, sichern erklärt, während Wilhelmi es von dem engl. ‚shore = Ufer, Gestade, ursprünglich durchschnittenen Land‘ ableitet.
- Lindengasse: Sie führte vom Lindenplatz (siehe dort) parallel zur Walltorstraße zur Brandgasse.
- Rodtberg: Eine Straßenführung, die etwa dem Verlauf der heutigen Reichenberger Straße folgt. Sie durchquerte das uralte Rodungsgelände am Südhang des Rodtbergs von der Marburger Straße in Richtung auf die Wüstung ‚Achstatt‘. Im Zinsregister von 1495 hieß es: „item der nach die nehsten eygen morgen landt am rode biß an das Acksteder velt.“
- Vor dem Walltor: Ursprünglicher Name des Anfangs der Marburger Chaussee(Straße).
- Wiesecker Weg: Verbindungsweg von der Marburger Straße zum Dorf Wieseck in heutiger Straßenführung.

Quartier Lit. B

- Dreihäusergasse: Eine heute verschwundene Gasse, die von der Sonnenstraße im rechten Winkel zur Mäusburg führte und in den Adressbüchern von 1874 und 1901 tatsächlich mit nur drei Häusern aufgeführt ist.

- Neue Anlage: Die zuerst bebaute Anlage (zwischen 1850 und 1870 begonnen) war die heutige Südanlage mit ihren Häusern auf der östlichen Seite, vor allem der ältesten Turnhalle (Ecke spätere Bismarckstraße) und der 1867 erbauten Synagoge der israelitischen Religionsgemeinde.
- Vor dem Neuenwegertor:
Neuenweger
Chaussee:
Grünberger
Chaussee:
Wagengasse: Später aufgegebene Straßennamen für die erste Bebauung vor dem Neuenweger Tor (Gartenstraße) bzw. entlang der Ausfallstraße nach Grünberg, die vom Ludwigsplatz abzweigt (später Grünberger Straße, dann Kaiserallee, dann wieder Grünberger Straße genannt).
- Die Gasse - heute Waagengasse - verbindet die Schulstraße mit der Mäusburg. Hier stand einst die Stadtwaage. Im Jahre 1704 wird ‚das Waaghaus‘ erwähnt. Auf dem Stadtplan von 1759 heißt die Schulstraße noch Wagengasse.
- Nahrungsberg: Ursprünglich war „Am Nahrungsberg“ die Benennung für die obere Bergstraße (heute Hein-Heckroth-Straße) und die Straße „Am alten Friedhof“. Die heutige Straßenführung von dem Beginn der Licher Straße an der Westmauer des Alten Friedhofs entlang in südöstlicher Richtung hieß bis 1925, Schiffenberger Weg. Der Name rührt von einem ‚Narrenhaus‘, das in Rechnungen des Jahres 1610 genannt ist und weit vor den Toren der Stadt in der Nähe des Friedhofs lag. In den Ratsprotokollen heißt es 1578 ‚am Narrenberge‘; 1675 ist dieser Name schon verballhornt in ‚am Nahrungsbergk‘. Der heutige Nahrungsberg heißt auf dem Stadtplan v. 1888 ‚Weg am Kirchhof‘ und von 1890 bis in die 20er Jahre ‚Schiffenberger Weg‘.
- Liebigshöhe: Hier erhielt Prof. Justus von Liebig von der Stadt Gießen jenes Gelände zugewiesen, auf dem er seine ersten agrikulturchemischen Versuche machte. Später wurde dort eine beliebte Ausflugsgaststätte mit Saalbau und Aussichtsterrasse gebaut; auch eine Schießhalle wurde schon vor 1870 angelegt.
- Philosophenwald: Dieser Wald, einst mit dem großen Stadtwald verbunden, erhielt seinen Namen schon bald nach der Gründung der Universität. Aber erst um 1860 wurde an seinem Westrand das bekannte Ausflugslokal errichtet. Als Straßename später aufgegeben ist die Restauration unter ‚In den Eichgärten‘ aufgeführt.

- Quartier Lit. C** Zwischen 1840 und 1970 keine neuen Straßennamen.
- Quartier Lit. D**
- Hamm: Die spätere Hammstraße, die vom Biebertalbahnhof parallel zur Main-Weser-Bahn bis zum Güterbahnhof führte.
Hamm bezeichnet ein geschlossenes Stück Land entlang einem Flussufer. Im Gießener Urkundenbuch heißt es schon 1379 ‚in dem hamme‘ und 1424 ‚im Ham vor der Nuwenstat‘.
- Hardt: Die frühe Bebauung am Fuß und auf der Höhe dieser herrlich gelegenen Hauptterrasse der Lahn umfasste die Textorsche Brauerei, Bichlers Hardtterrasse als beliebte Ausflugsgaststätte (heute Jugendherberge) und zwei Bauernhöfe.
Hardt ist eine sehr alte Bezeichnung für Wald oder Waldweide. In den Ratsprotokollen heißt es 1535 ‚eyn morgen wiesen under der Hart gelegen‘ und im Gießener Urkundenbuch wird hier aus dem Jahre 1554 Weinbau nachgewiesen ‚ein viertel landes auf der Gießer hart gelegen ... zu einem Weingarten zu machen‘.
- Heuchelheimer
Chaussee: Straßenführung vom Neustädter Tor über die alte Lahnbrücke (erbaut 1846/47) nach Heuchelheim. Wurde zeitweise auch ‚vor dem Neustädter Tor‘ genannt und heißt heute Rodheimer Straße.
- Krofdorfer Weg: Die heutige Krofdorfer Straße abzweigend von der Heuchelheimer Chaussee (Rodheimer Straße) nach Krofdorf.
- Bleichen: Unregelmäßige Bebauung zwischen Lahn und Lahnmühlsbach (später auch Lohbach oder Lohmühlsbach genannt) entlang des alten Wißmarer Weges. Hier waren bis in die 30er Jahre die städtischen Rasenbleichen für die Wäsche.
- Quartier Lit. E**
- Bahnhofstraße: Inzwischen war der Bahnhof vom Oswaldsgarten weg an die heutige Stelle verlegt worden. An der Straßenführung in Richtung Innenstadt, die noch nicht durchgehend war, wurden in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts die Hotels Kuhne und Lenz sowie das Postamt (1863/64) errichtet.

Klein-Lindener Chaussee:	Die heutige Frankfurter Straße als Verbindung zu dem Dorf Klein-Linden (1.4.1939 nach Gießen eingemeindet).
Leihgesterner Weg:	Verbindung zum Dorf Leihgestern, die ursprünglich von der Frankfurter, dann von der Wilhelmstraße abzweigte. Hier stand damals - weit außerhalb der Bebauung - eine Aktienbrauerei (heute Gummifabrik Poppe).
Riegelpfad:	Zu dieser Zeit gab es einen oberen Riegelpfad (etwa parallel der heutigen Liebigstraße) und einen unteren Riegelpfad (entlang der oberhessischen Eisenbahn). Beide sind als Flurnamen schon im 18. Jahrhundert erwähnt. Ebel lässt offen, ob der Name mit der oberdeutschen Bedeutung ‚riegel‘ = lang gestreckter Berg Rücken, auch Hindernis oder auf den schon 1245 in Gießen belegten Familiennamen Rudolfus Regil zurückgeht.
Universitätsstraße:	Die heutige Liebigstraße zwischen Bahnhofstraße und Frankfurter Straße, an der die alte Klinik, die erste Universitätsbibliothek und das chemische Laboratorium Justus von Liebigs lagen.
Wetzlarer Weg	Ein alter Verbindungsweg nach Wetzlar, der an der Frankfurter Straße beginnend etwa dem heutigen Alten Wetzlarer Weg folgt.

C. Namen von 1868-1890

In diesem Zeitraum verdoppelte sich die Einwohnerzahl der Stadt Gießen auf 20.571 im Jahre 1890; in der gleichen Zeit erhöhte sich die Zahl der Wohngebäude von 871 im Jahre 1870 auf 1414 im Jahre 1890.

Umso erstaunlicher ist es, dass die Zahl der Straßen nur relativ geringfügig zunahm. Die Erklärung darf darin gesehen werden, dass sich die zuziehenden Bewohner vor allem entlang der großen Ausfallstraßen ansiedelten. So wuchs die Bebauung in der Marburger Straße, der Grünberger und der Frankfurter Straße weit über das bisherige Weichbild der Stadt hinaus. Auch der Ausbau des Anlagenrings trug zu dieser Entwicklung bei.

Die ehemaligen Stadtquartiere A bis E wurden Mitte der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts in Stadtbezirke umbenannt; Mitte der 80er Jahre wurde auch diese Einteilung aufgegeben, und die Straßen wurden nunmehr alphabetisch aufgeführt.

- Die von 1868-1890 neu hinzugekommenen Straßen werden daher im Folgenden ebenfalls nach dem Alphabet geordnet.
- Alicestraße: Sie führte ursprünglich von der Ludwigstraße über die Frankfurter Straße zur Bahnhofstraße, wobei bis 1890 nur der Teil bis zur Frankfurter Straße ausgebaut war, also die Straße den heutigen Verlauf nahm. Bedauerlicherweise wurde der Name in Alicenstraße verändert, was deswegen unrichtig ist, weil die Straße nach der zweitältesten Tochter der englischen Königin Viktoria Alice (geb. 1843 in London, gest. 1878 in Darmstadt) benannt wurde. Sie heiratete 1862 den hessen-darmstädtischen Großherzog Ludwig IV. und gilt als eine sehr fortschrittliche, demokratisch und sozial gesinnte Landesmutter, die ihrer Zeit weit voraus war.
- An den Bahnhöfen: Eine Straße, die vom Güterbahnhof ausging und etwa dem Verlauf der heutigen Lahnstraße bzw. der Bahnlinie nach Wetzlar (damals Köln-Mindener Bahn genannt) folgte. Zu dieser Straßenführung gehörten damals das Bahnhofsgebäude mit seinem Restaurant und seinen Dienststellen, die Landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft und die Kläranlage. Der Name wurde erst im Rahmen der neuen Straßenführungen in diesem Gebiet Ende der 70er Jahre aufgegeben.
- Bismarckstraße: Um 1880 angelegt, zunächst nur von der Südanlage zur Ludwigstraße, später weitergeführt über die Stephanstraße bis zum Nahrungsberg/Gnauthstraße. Benannt nach dem Reichskanzler Otto v. Bismarck (1815-1898).
- Bleichstraße: Sie führt von der Südanlage über die Ludwigstraße zur Stephanstraße, wo sie in die Gnauthstraße übergeht. Hier befand sich am Ufer der Wieseck eine Bleiche.
- Dammstraße: Die ehemalige Flügelsgasse (siehe dort) wurde verbreitert und von der Walltorstraße bis zum Bahndamm der Main-Weser-Bahn durchgeführt, wobei zunächst nur das Stück von der Nordanlage zur Steinstraße ausgebaut wurde.
- Ederstraße: Diese Straße, die von der Nordanlage zunächst bis zur ‚Schwarzlach‘ ging und heute bis zur Sudetenlandstraße führt, hat ihren Namen nicht von dem Fluss Eder, sondern vom ‚Eddergraben‘, der auf dem Stadtplan von 1888 verzeichnet ist und von der Lahn in nordwestlicher Richtung den Bahndamm unterquerend in das Schwarz-

lachgebiet lief. Edder, auch etter heißt mittelhochdeutsch Zaun, der eine Siedlung umgibt. Schon 1717 heißt es „... ihren im Edder gelegenen Garten“. Wahrscheinlich war der Eddergarten in Gießen nach umzäunten Gärten benannt.

In den Eichgärten:

Zwei parallele Wegstränge zogen von der Gabelung Licher Straße/Grünberger Straße ungefähr in Fortsetzung des Großen Steinwegs in nordwestlicher Richtung zum Philosophenwald. Sie folgten der heutigen Pestalozzistraße bzw. dem schmalen Verbindungsweg Eichgärten. Als Namen sind auf dem Stadtplan von 1888 verzeichnet: Mittlere und Hintere Eichgasse und der Eichgartenweg. Die Flurnamen „Unter den alten Eichen“, „unter den neuen Eichen“ und „auf den Eichgärten“ gaben Anlass für diese Benennung.

Frankfurter Straße:

Umbenennung der bisherigen Klein-Lindener Chaussee, die weit außerhalb der damaligen Wohnbebauung an der Veterinärklinik auch noch Butzbacher Chaussee genannt wurde.

Gartenstraße:

Sie führte vom Neuenweger Tor zunächst bis zum Abzweig der Grünberger Straße. Sie ersetzte die Bezeichnung „vor dem Neuenweger Tor“.

Goethestraße:

Zunächst führte die Goethestraße (damals Göthestraße geschrieben!) von der Südanlage über die Wieseck und Ludwigstraße zur Stephanstraße. Der Durchbruch zum Seltersweg und die Weiterführung bis zum Nahrungsborg folgten viel später. Johann Wolfgang von Goethe, bedeutendster deutscher Dichter (1749-1832).

Grabenstraße:

Ursprünglich eine Sackgasse, die zum Stadtbach, dem ‚Ausgerinn‘, führte. Heute heißt die Straße, die von der Bahnhofstraße im rechten Winkel zum Hof der Goetheschule geht, Flutgraben.

Grünberger Straße:

Umbenennung der Grünberger Chaussee, später Kaiserallee (siehe dort) und heute wieder Grünberger Straße.

Hammstraße:

Erweiterung der Benennung ‚Hamm‘(siehe dort).

Krofdorfer Straße:

Umbenennung des Krofdorfer Wegs (siehe dort). Die Krofdorfer Straße war damals die heutige Schützenstraße. Die Namen wurden um 1912 ausgetauscht.

Lahnstraße:

Sie führt von der Rodheimer Straße am ehemaligen Biebertalbahnnhof in leichtem Bogen dicht an die Lahn heran und dann parallel bis zur Gabelsberger Straße.

- Licher Straße: Abzweigung von der Grünberger Straße an der Nordwestecke des Alten Friedhofs (Beginn des Nahrungsbergs) in Richtung Lich.
- Liebigstraße: Umbenennung der Universitätsstraße. Gerade Straßenführung von der Bahnhofstraße bis zum Aulweg. Justus von Liebig, berühmter Chemiker (1803-1873), von 1824 bis 1852 Professor in Gießen, dessen bekanntes Laboratorium heute als Liebig-Museum eingerichtet, in einem von zwei in klassizistischem Stil errichteten Wachtgebäude der alten Kaserne (später Alte Klinik) war.
- Löberstraße: Straße parallel zur Wieseck auf der östlichen Seite von der Gartenstraße zur Bleichstraße. Benannt nach dem Gießener Bürger Christoph Andreas Friedrich Löber, der 1836 eine Stiftung für Arme machte.
- Lonystraße: Straße parallel zur Wieseck auf der westlichen Seite von der Gartenstraße zur Bleichstraße. Benannt nach dem Gießener Bürger und Mitglied des Gemeinderats Friedrich Lony, der 1826 eine Stiftung für Arme machte.
- Ludwigsplatz: Platz in Dreiecksform am Abzweig der Grünberger Straße von der Gartenstraße und der Ludwigstraße von der Grünberger Straße. Benannt nach den Großherzögen von Hessen-Darmstadt: Ludwig II (1830-1848), Ludwig III (1848-1877) und Ludwig IV (1877-1892).
- Ludwigstraße: Führt vom Ludwigsplatz bis zum Otto-Eger-Heim am Beginn des Leihgesterner Wegs. Benennung siehe Ludwigsplatz.
- Marburger Straße: Umbenennung der Bebauung ‚vor dem Walltor‘ bzw. der Marburger Chaussee.
- Nordanlage: Straßenführung um den alten Ringgraben der Festung im Norden der Stadt zwischen Walltor und Neustädter Tor.
- Ostanlage: Straßenführung um den alten Ringgraben der Festung im Osten der Stadt zwischen Walltor und Neuenweger Tor.
- Plockstraße: Verbindung zwischen Seltersweg und Johannesstraße (Südanlage). Benannt nach dem Stadtsyndikus Johann Balthasar Plock, der 1771 eine Stiftung für Arme machte.
- Rittergasse: Umbenennung der Judengasse. Wahrscheinlich benannt nach dem Gasthaus „Zum Ritter“.

Rodheimer Straße:	Umbenennung der Heuchelheimer Chaussee.
Schanzenstraße:	Verbindet die Bahnhofstraße mit der Westanlage, wurde bisher nur ‚Schanze‘ (siehe dort) genannt.
Schiffenberger Weg:	Ausfallstraße in südöstlicher Richtung am Zusammenreffen von Nahrungsberg, Bismarckstraße, Goethestraße und Gnauthstraße nach dem Schiffenberg. Ursprünglich begann der Schiffenberger Weg an der Licher Straße. Bis ca. 1925 hieß der Nahrungsberg in seiner ganzen Länge Schiffenberger Weg.
Schillerstraße.	Führt vom Asterweg in nördlicher Richtung parallel zur Dammstraße bis zum Gartfeld am Eisenbahndamm. Friedrich von Schiller, bedeutender deutscher Dichter (1759-1805).
Schottstraße:	Die Straße beginnt an der Nordanlage und führt parallel zum Asterweg über den Schwarzlachweg zur Sudetenlandstraße. Philipp Wilhelm Heinrich Schott, Advokat und Stadtoberschultheis machte 1777 eine Stiftung für Arme.
Schützenstraße:	Bis zum Abschluss der großen Feldbereinigung (1905 begonnen) hieß diese Straße Krofedorfer Straße. Sie führte nach der Hardt und dem Gleiberg, und sie lag sehr nahe an den Schießständen ‚in den Schießgärten‘. Die heutige Schützenstraße hieß damals Krofedorfer Straße. Die beiden Namen wurden dann ausgetauscht.
Steinstraße:	Sie beginnt an der Marburger Straße und verläuft fast parallel zur Nordanlage, in die sie am Oswaldsgarten wieder einmündet. Die erste Bebauung (Ende der 70er Jahre) war zwischen Schottstraße und Ederstraße. Es gab mehrere ‚Steinwege‘ (lat. via lapidea) vor der Stadt. So die Steinweggasse (später Zozelsgasse), die möglicherweise nach einem Steinweg führte.
Stephanstraße:	Sie führte von der oberen Gartenstraße parallel zur Ludwigstraße bis an den Damm der beiden oberhessischen Bahnlinien, die sich hier trennen. Der Name erinnert an die Flur ‚stephansmark‘, 1310 schon erwähnt als ‚stebinsmarke‘, die sich zwischen der Wieseck und dem so genannten ‚alten feld‘ erstreckte.
Südanlage:	Straßenführung um den alten Ringgraben der Festung im Süden der Stadt zwischen Neuenweger Tor und Selterstor.

- Wiesenstraße: Sie verbindet die Ostanlage mit der Ringallee und führte in die herrschaftlichen Wiesen nördlich der Wieseck vor dem Wald.
- Westanlage: Straßenführung um den alten Ringgraben der Festung im Westen der Stadt zwischen Selterstor und Neustädter Tor.
- Weserstraße: Von der Nordanlage nach Norden abzweigend, parallel zur Ederstraße bis zum Schwarzlachweg führend. In der Annahme, dass die Ederstraße nach dem Fluss in Nordhessen benannt wäre, hat man diesen Namen gewählt.
- Wilhelmstraße: Sie führt von der Frankfurter Straße in südöstlicher Richtung bis zur Bahnlinie Gießen-Gelnhausen. Wilhelm I (1797-1888), König von Preußen 1861-1871, Deutscher Kaiser von 1871-1888.
- Wolfstraße: Ursprünglich als kleine Verbindungsstraße von der Licher zur Grünberger Straße gebaut, führt die Wolfstraße heute weiter bis zur Eichgärtenallee. Der Name erinnert an den landgräflichen Kanzler Wolf von Todenwart, der 1635 eine größere Stiftung zum Besten der Armen machte, die heute noch besteht.

D. Straßennamen von 1891 - 1895

- In diesem Zeitraum stieg die Einwohnerzahl um fast 2500 auf nunmehr 22.932. Auch die Zahl der Wohngebäude nahm um 130 auf 1543 zu. Erst jetzt beginnt die Stadt wenn auch recht zögerlich ihren Siedlungsrahmen zu sprengen, und wir können immerhin 8 neue Straßen registrieren.
- Diezstraße: Sie verbindet die Neuen Bäume mit der Ostanlage und ist benannt nach Professor Friedrich Diez (1794-1876), den in Gießen geborenen Begründer der romanischen Philologie.
- Grabenstraße: Diese kleine Straße, die von der Bahnhofstraße zur Main-Weser-Bahn verläuft, heißt heute Flutgraben, weil es im Ortsteil Gießen-Wieseck eine Grabenstraße gibt. Der Name weist auf den früher vorbei fließenden Flutgraben, einem Rest des alten Stadtgrabens hin.
- Hessenstraße: Sie führt vom Nahrungsberg zum Südhang und ist nach dem Verbindungshaus des Korps Hassia benannt.

- Lonystraße: Die Straße läuft parallel zur Wieseck an deren rechtem Ufer von der Gartenstraße zur Bleichstraße. Sie erinnert an den Gießener Bürger und Gemeinderat Friedrich Lony, der 1826 eine Stiftung für Arme begründete.
- Marktlaubenstraße: In den Jahren 1894/95 erfolgte ein Straßendurchbruch vom Lindenplatz zum Brandplatz. Die kleine Straße dient heute mit den Marktlauben und Verkaufsständen als Mittelpunkt des Wochenmarktgeschehens (mittwochs und samstags).
- Moltkestraße: Sie beginnt an der Ostanlage und führt zur Licher Gabel und ist benannt nach Helmut von Moltke (1800-1891), einem Feldherrn des Krieges 1870/71.
- Senckenbergstraße: Sie beginnt am Landgraf-Philipp-Platz und führt am Botanischen Garten entlang zur Ostanlage. Benannt ist sie nach Karl Renatus, Reichsfreiherr v. Senckenberg (1751-1800), Regierungsrat und Privatgelehrter, der Stiftungen für die Universität und für Arme machte.
- Schanzenstraße: Diese Straße beginnt an der Bahnhofstraße und endet an der Westanlage. Der Name geht darauf ein, dass sie die ehemaligen Festungswerke bei der Georgen-Schanze quert.
- Stephanstraße: Sie führt von der Gartenstraße bis zur Fußgänger-Unterführung an der Bahnlinie Gießen-Gelnhausen. Der Name geht zurück auf die alten Flurnamen „Stebinsmarke“ (1340), „Stebesmargk“ (1536) und „in der Stephansmarke“ (17. Jahrhundert).

E. Die Straßennamen von 1895 bis 1905

In diesen Jahren macht die Stadt einen großen Sprung. Nicht nur die Einwohnerzahl schnell gewaltig nach oben und erreicht fast die 30.000 Marke, auch die Wohngebäude nehmen von 1.543 auf 2.202 zu. Die Stadtverwaltung schafft einen Stadterweiterungsfond, um die bauliche Ausdehnung voranzutreiben. Nachdem bereits 1880 das erste Leitungswasser in die Häuser floss, nimmt 1900/01 das Elektrizitätswerk seinen Betrieb auf. 1898 eröffnet in der Innenstadt ein Hallenbad, damals eines der modernsten in Deutschland. 1902-1906 folgen die Kanalisation und der Bau einer Kläranlage. Die Universität empfängt im Sommersemester 1902 ihren 1.000 Studenten und wird immer stärker zu einem bestimmenden Teil städtischen Lebens.

- Es entstehen nun über 20 neue Straßen, die meisten im Kliniksbereich und im Universitätsviertel.
- Bergstraße: Sie zweigte von der Gartenstraße links ab und führte zum Nahrungsberg und darüber hinaus. Wegen der Eingemeindung von Allendorf/Lahn erfolgte 1977 die Umbenennung in Hein-Heckroth-Straße.
- Bruchstraße: Sie verbindet die Bleichstraße mit der Goethestraße und ist benannt nach einem Flurnamen „Der Bruch“.
- Crednerstraße: Diese Straße führt von der Hofmannstraße über Klinikstraße und Mittelweg zur Glaubrechtstraße. Namensgeber war der Gießener Professor der Theologie Karl August Credner (1797-1857).
- Ebelstraße: Sie beginnt am Riegelpfad und endet am Leihgesterner Weg. Namenspathe ist der Gießener Bürger Karl Andreas Emil Ebel (1802-1872), der eine Stiftung für Arme gründete.
- Eichweg: Er verbindet die Grünberger Straße mit dem Großen Steinweg. Um Namensähnlichkeiten zu vermeiden, wurde die kleine Straße nach dem 2. Weltkrieg umbenannt in „Am Brennofen“, worauf ein Flurname hinweist.
- Erdkauter Weg: Weg, der am Schiffenberger Weg beginnt und entlang der Bahnlinie Gießen-Gelnhausen zu den Gailschen Tonwerken führt. Er erinnert an die Tongruben, die sowohl der Gail'schen Ziegelei als auch den Bürgern diente.
- Gutenbergstraße: Sie verläuft vom Ludwigsplatz zum Nahrungsberg und erinnert an den Erfinder der Buchdruckerkunst Johann Gutenberg (um 1397- 468).
- Großer Steinweg: Zweigt von der Roonstraße ab und endet an der Moltkestraße.
Alter Flurname: 1306 heißt es „iuxta viam lapideam“ und 1495 ist die Bezeichnung „Wieseckersteinweg“ überliefert, d. h. dieser Weg führte in Richtung des Dorfes Wieseck.
- Hillebrandstraße: Sie beginnt an der Frankfurter Straße und führt zur Crednerstraße.
Joseph Hillebrand (1788-1871) war Professor für Philosophie und Gymnasialdirektor in Gießen.

Hofmannstraße:	Sie verbindet den Wetzlarer Weg mit der Frankfurter Straße und erinnert an den in Gießen geborenen berühmten Chemiker August Wilhelm v. Hofmann (1818-1892)
In Löbers Hof:	Verbindung von der Neustadt zur Sandgasse, benannt nach einem Glied der in Gießen verbreiteten Familie Löber.
Johannesstraße:	Sie führt von der Neuen Bäu zur Johanneskirche (erbaut 1891-1893).
Keplerstraße:	Zweigt von der Stephanstraße nach Osten zum Nahrungsberg Benannt nach Johannes Kepler (1571-1630). Begründer der neueren Astronomie
Kirchstraße:	Sie führt vom Kirchenplatz zum Oswaldsgarten. Wegen der Namensgleichheit mit der Wiesecker Kirchstraße erfolgte die Umbenennung in Georg-Schlosser-Straße.
Klinikstraße:	Diese Straße zweigt vom Alten Wetzlarer Weg ab und führt an verschiedenen Kliniken vorbei zur Gaffkystraße.
Landgrafenstraße:	Verbindungsstraße von der Ostanlage zum Landgraf-Philipp-Platz. Der Name weist auf die lange Reihe der hessen-darmstädtischen Landgrafen hin.
Landmannstraße:	Verbindet die Licher Straße mit der Grünberger Straße und erinnert an den Gießener Pfarrer Ludwig Landmann (1818-1875).
Mittelweg:	Heute nur noch eine kleine Straße von der Frankfurter Straße zum Alten Wetzlarer Weg. Soll lt. alten Karten noch im 18. Jahrhundert von der Kleinlindener Gemarkungsgrenze zum Wetzlarer Weg und von dort bis zur Wiesecker Gemarkung gehen.
Roonstraße:	Zweigt vom Ludwigsplatz in nördlicher Richtung ab und führt in leichtem Bogen parallel der Wieseck zur Moltkestraße. Sie ist benannt nach Albrecht v. Roon, preußischer General und Kriegsminister.
Wetzlarer Weg:	Heute „Alter-Wetzlarer-Weg“ führte einst nach Wetzlar.
Hinter der Westanlage:	Ein Sackgässchen hinter der Goetheschule.

F. Straßennamen von 1906 bis 1910

Erstaunlicherweise gibt es in diesen 5 Jahren kaum noch Zuwächse. Zwar steigt die Einwohnerzahl noch einmal um ca. 2.000 auf 31.153, aber es entstehen in dieser Zeit nur 4 neue Straßen. Erwähnenswert bleibt, dass es im Zusammenhang mit dem Besuch Kaiser Wilhelms II im Jahre 1907 zur Umbenennung der Grünberger Straße in Kaiserallee kommt. Auch der Zuwachs an Wohngebäuden ist gering. Kulturelle Fortschritte wie die Einweihung des Stadttheaters 1907 und der Einführung der Straßenbahn 1909 sind zu verzeichnen, lassen aber die Stadt nicht wesentlich wachsen.

Buddestraße: Eine Straße, die vom Hollerweg zum Bahngelände zieht und früher meist von Bediensteten der Bundesbahn bewohnt war. Der Name erinnert an Hermann Budde (1851-1906), General und preußischer Eisenbahnminister.

Friedrichstraße: Sie zieht vom Alten Wetzlarer Weg über die Frankfurter Straße in südöstlicher Richtung durch das Klinikviertel zum Leihgesterner Weg. Sie erinnert an Kaiser Friedrich (1831-1888), deutscher Kaiser, der 100 Tage regierte.

Henselstraße: Kleine Verbindungsstraße zwischen Bismarck- und Goethestraße. Die Gießener Bürger Karl und Emilie Hensel begründeten 1902 eine Stiftung für Arme.

Wilsonstraße: Kleine Verbindung vom Riegelpfad zur Liebigstraße. Peter Wilson: Bürger zu Gießen errichtete mit seiner Ehefrau im Jahre 1892 eine Stiftung für Arme.

G. Straßennamen von 1911-1920

Trotz des allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwungs stagniert die Stadt in ihrer Entwicklung. Kriegs- und Nachkriegszeit tun ein Übriges zu dem mageren Zuwachs von nur 6 neuen Straßen in diesem Jahrzehnt.

Am Steg: Diese Straße verläuft heute von der Frankfurter Straße bis ins Klinikviertel. Die Bezeichnung geht auf einen alten Flurnamen zurück, der an einen Steg über die Wiebeck erinnert. 1710 ist überliefert „1/2 morgen acker am Steg“.

Buchnerstraße: Sie führt von der Glaubrechtstraße zur Straße Am Steg und erinnert an den Naturwissenschaftler und Lokalgeschichtsforscher Prof. Dr. Otto Buchner (1828-1897).

- Bückingstraße: Sie verbindet die Marburger Straße mit der heutigen Ringallee. Die Gießener Fabrikanten Friedrich und Ludwig Bücking begründeten 1887 eine Stiftung für Arme.
- Gabelberger Straße: Sie beginnt an der Westanlage und läuft in westlicher Richtung bis zur heutigen Westtangente des Gießener Rings. Namenspatron ist Franz Xaver Gabelberger (1789-1849), der Erfinder eines stenografischen Systems.
- Georg-Philipp-Gail-Straße: Verbindung von der Grünberger Straße zur Licher Straße. Benannt nach dem Begründer der Gießener Tabakindustrie 1820/21. Bürgermeister Georg-Philipp-Gail errichtete 1867 eine Stiftung für Arme.
- Glaubrechtstraße: Zieht von der Straße Am Steg zum Alten Wetzlarer Weg. Deckname des in Gießen geborenen Volksschriftstellers Ludwig Rudolf Oeser (1807-1859)
- Mühlstraße (an Stelle der großen Mühlgasse): Von der Bahnhofstraße zur Westanlage
Hier floss die Wieseck einst vor ihrer Umbettung vorbei und trieb verschiedene Mühlen.
- H. Straßennamen von 1921-1925** Die Einwohnerzahl Gießens erhöhte sich in den 6 Jahren von 1919 (33.422) bis 1925 (35.653) nur unwesentlich. Demzufolge blieb auch der Zuwachs an Straßen relativ gering. Die wirtschaftliche und politische turbulente Nachkriegszeit insbesondere in den Inflationsjahren (1922-1923) hat dazu erheblich beigetragen. Immerhin sind 19 neue Straßennamen zu registrieren.
- Alter Rödger Weg: Die Straße ist heute nicht mehr vorhanden. Sie zog hinter dem Haus Grünberger Straße 89 in nordöstlicher Richtung an Volkshalle und Liebigshöhe vorbei zum Philosophenwald und weiter zum Verkehrsflugplatz (ab 1925) und zum Vorort Rödgen. An ihr lagen die sog. „Baracken“, ehemalige Kriegsgefangenen-Unterkünfte, die für sozial schwache Familien aufgestellt wurden. Annähernd parallel verläuft heute die Fröbelstraße.
- Am Kugelberg: Die Straße heißt heute Kugelberg und verbindet die Licher Straße mit der Grünberger Straße in Höhe der Volkshalle. Der Name erinnert an den ehemaligen Kugelfang des alten Schießhauses, das an der Gabelung der Grünberger Straße und der Licher Straße stand, wo heute ein Denkmal steht.

- Am Rodberg: Dieser Weg verlief einst von der Marburger Straße in der Nähe des chemischen Untersuchungsamtes in nördlicher Richtung zu einem Bahnwärterhäuschen an der Main-Weser-Bahn. Der Stichweg ist heute nicht mehr vorhanden sondern in das Baugebiet Rodberg integriert (siehe Rodtbergstraße).
- Am Steg: Beginnend am Ende des Wetzlarer Weges führt die Straße „Am Steg“ in östlicher Richtung über die Frankfurter Straße und biegt dann nach der psychiatrischen Klinik nach Norden in das Kliniksgelände ein. Der Name rührt von einem Steg her, der vor der Umbettung über die Wieseck führte.
- An den Bahnhöfen: Eine Straße, die einst von der heutigen Lahnstraße in Höhe der Gastwirtschaft „Lahnlust“ nach Westen abging und zum ehemaligen Viehmarkt in den Lahnwiesen führte. Straßename heute nicht mehr vorhanden. Teile der Straße sind heute in die Lahnstraße integriert.
- An der Hardt: Heute führt die Hardtallee nur noch von der Rodheimer Straße bis zur Westtangente und wird dort von der Paul-Zipp-Straße und der Hugo-von-Ritgen-Straße fortgeführt. Viele Flurnamen erinnern noch heute an die „Hardt“, was auf althochdeutsch und mittelhochdeutsch Wald, Waldweide und Gemeinweide zurückgeht. Bekannt sind der Untere und der Obere Hardthof. Eine heutige Straße heißt Unterm Hardtwäldchen, worauf der Name hinweist.
- An der Johanneskirche: Die kleine Stichstraße zieht südlich parallel der Südanlage von der Johanneskirche zum Parkhaus an der Südanlage.
- An der Warte - Wartweg: Führte vom Ende der Friedrichstraße in südlicher Richtung, bis zu einem Feldweg vor dem Bergwerkswald, der heute Schwarzacker heißt: Heute ist das der Wartweg. Dort stand in Höhe des Hauses Nr. 23 an der höchsten Stelle der bebauten Stadt das Ausflugslokal „Schöne Aussicht“ (Höhe 197,57 m). Der Name erinnert an einen Wachturm auf dem Seltersberg, der erstmalig im Jahre 1484 erwähnt wird.
- Anneröder Weg: Beginnt an der DB-Haltestelle, führt nach einem kurzen Knick in gerade östlicher Richtung zum Vorort Annerod. Nach dem 2. Weltkrieg wurde der schnurgerade Weg durch das Neubaugebiet um den Eichendorffring unterbrochen und setzt sich erst danach in gerader Linie bis Annerod fort.

- Aulweg: Führt in ziemlich gerade südlicher Richtung vom Eisenbahnübergang Gießen-Fulda bis in die jüngste Zeit bis zur Schubertstraße, dabei viele Querstraßen und die Eisenbahn Gießen-Gelnhausen überquerend. Der Name geht auf Ulner = Töpfer zurück, die den Weg benutzten, um Tonerde zu holen. 1393 wird ein Cuntze Ulner erwähnt.
- An der Kläranlage: Diese Verbindung führte als Teil der späteren Lahnstraße zur Kläranlage, die zwischen 1904 und 1905 errichtet worden war. Der Straßennamen wurde später aufgegeben, wahrscheinlich nach der Fortführung der Lahnstraße über die Gabelsberger Straße hinaus bis Klein-Linden.
- An der Margaretenhütte: Zugang von der späteren Lahnstraße zu einem Hüttenwerk (später „Zimmer-Guß“) und anderen Industriegebieten. Geblieben ist der einfache Name „Margaretenhütte“. Die Mehrzahl der Wohnungen wurde errichtet für sozial schwache Familien und wurde in jüngster Zeit restauriert.
- Beethovenstraße: Sie verläuft von der Schubertstraße zur Thaerstraße und ist benannt nach dem berühmten Komponisten Ludwig van Beethoven (1770-1827).
- Bootshausstraße: Sie führt von der Rodheimer Straße dicht am Bahndamm der Main-Weser-Bahn in nördlicher Richtung entlang. An ihr liegen die Bootshäuser der Gießener Rudergesellschaft von 1877 (GRG) und des Ski- und Kanuclubs (SKG). Früher lag an dieser Straße auch der Bootsplatz des „Vereins Rudersport“, der 1934 mit der GRG fusionierte.
- Cranachstraße: Die kleine Verbindungsstraße führt gegenüber der Friedhofsallee von der Marburger Straße nach Südwesten, wo sie auf die Thomastraße stößt. Sie ist benannt nach dem bedeutenden Maler Lukas Cranach dem Älteren (1472-1553).
- Doeringstraße: Sie zweigt in Höhe der Schlesischen Straße als kleine Stichstraße von der Licher Straße nach Norden ab. Ihr Namenspatron ist Hermann Döring, der 1845-1914 Direktor der Bezirkssparkasse war und sich in dieser Zeit um das gemeinnützige Bauwesen verdient gemacht hat.

- In den Eichgärten: Ein schmaler Verbindungsweg vom Beginn der Pestalozzistraße zur Wolfstraße. Heute nur noch Eichgärten genannt.
Bis zum 2. Weltkrieg führte die Straße entlang der Pestalozzistraße mit dem Namen Eichgärten durch das heutige Neubaugebiet zum Philosophenwald und zur beliebten Ausflugsstätte Harnickel, wo in den 20er Jahren die Schul- und Studentenfeste stattfanden. Der Name geht auf den Flurnamen zurück, die in diesem Gebiet häufig seit dem 15. Jahrhundert überliefert sind.
- Gaffkystraße: Zufahrtsstraße von der Schubertstraße zum Neuen Klinikum. Benannt nach Georg Gaffky (1850-1918), Professor der Hygiene, Stadtverordneter in Gießen seit 1895, später auch Ehrenbürger der Stadt Gießen. Nach seinem Weggang aus Gießen war er Direktor des Reichsgesundheitsamts in Berlin.
- Gnauthstraße: In Verlängerung der Bleichstraße führt sie zum Bahnübergang am Schiffenberger Weg.
Fedor Gnauth (1854-1916) war 1889-1900 Oberbürgermeister von Gießen, wurde dann hessischer Finanzminister und Ehrenbürger der Stadt.
- Iheringstraße: Sie verbindet Wilhelm- und Liebigstraße und erinnert an Rudolf von Ihering (1818-1892), einem berühmten Juristen, der 1860-1872 Professor in Gießen war.
- Lessingstraße: Sie verbindet die Goethestraße/Stephanstraße mit der Gnauthstraße. Der Name erinnert an den Dichter Gotthold Ephraim Lessing (1729-1791).
- Wetzsteingasse und Wetzsteinstraße: Ursprünglich 2 unterschiedliche Straßen, die die Walltorstraße mit der Nordanlage verbinden. Heute nur noch Wetzsteinstraße, die an den Pfarrgarten und die Georg-Schlosser-Straße (früher Kirchstraße) angrenzt. 1514 heißt es: „in Wetzsteins gaßen“. Schon 1495 wird ein Henne Wetzstein in den städtischen Zinsregistern erwähnt.
- Zozelsgasse: Ein kleines Sackgässchen, das von der Walltorstraße zwischen Dammstraße und Wetzsteingasse abging und das ehemals Steinweggasse hieß. Der Name geht vermutlich auf einen Henne Zozedyl zurück, der 1495 im Zinsregister erwähnt wird. Das Gässchen hatte nur 1 Haus und ist heute aufgegeben.

I. Straßennamen von 1925-1931

- In diesen Jahren erhöhte sich die Einwohnerzahl Gießens nicht wesentlich. Sie stieg bis 1933 auf 35910. Der wirtschaftliche Aufschwung nach der Überwindung der Inflation gab auch der Stadt und seiner Bevölkerung Auftrieb. Sichtbare Zeichen dafür war die Einrichtung eines kleinen Verkehrsflughafens im Osten der Stadt und der Bau einer großzügigen Volkshalle (später Millerhall genannt), die sowohl für größere Ausstellungen und Kundgebungen diente als auch für die neuen Hallensportarten zur Verfügung stand. Inwieweit sich die Weltwirtschaftskrise ab 1929 und die innenpolitischen Verwerfungen der Jahre nach 1930 auf die Ausbreitung der Stadt auswirkten, müsste noch wissenschaftlich untersucht werden. Immerhin sind 32 neue Straßennamen zu verzeichnen.
- Am Pfarrgarten:** Die Straße verbindet die Neustadt mit der Georg-Schlosser-Straße (früher Kirchstraße). Sie führt an dem großen Gartengelände der alten Stadtpfarrei (heute Pankratiusgemeinde) vorbei. Der Name ist heute nur „Pfarrgarten“.
- Am Wingert:** Eine Verbindung zwischen Ludwig-Richter-Straße und Grabenstraße im Ortsteil Wieseck, die heute nur noch „Wingert“ heißt. Der Name erinnert daran, dass im ausgehenden Mittelalter (1322-1554) Weinbau in Gießen nachgewiesen ist. In diesem Zusammenhang muss erwähnt werden, dass im Flurnamen (Flur 9) am SW-Hang des Seltersberges an der Gemarkungsgrenze zu Klein-Linden Weinbau im späten Mittelalter erwähnt wird.
- Am Zollstock:** Durchlaufende Straße von der Frankfurter Straße zur Carl-Franz-Straße. Als Flurname ist „Zollstock“ an dieser Stelle nicht überliefert. Allerdings ist nicht auszuschließen, dass dieser alte Flurname im Zusammenhang steht mit der Jahrzehnte lang strittigen Gemarkungsgrenze zwischen Gießen und Klein-Linden.
- An der Kaserne:** Führt von der Licher Straße nach wenigen Metern zum ehemaligen Eingang der Neuen Kaserne, die zwischen 1885-1914 erbaut wurde. Nach dem Abzug des Militärs wird das Gelände umgenutzt und man muss abwarten, welche neuen Straßen dort entstehen werden.
- Feuerbachstraße:** Kurzes Verbindungssträßchen vom Wiesecker Weg zur Thomastraße. Der Name erinnert an den Maler Anselm von Feuerbach (1829-1880).

- Freiligrathstraße: Eine kurze Verbindungsstraße von der Uhlandstraße hinter der alten Orthopädischen Klinik zur Fichtestraße an der Ludwig-Uhland-Schule. Sie soll an den Dichter Ferdinand Freiligrath (1810-1876) erinnern.
- Friedensstraße: Sie zweigt von der Licher Straße ab und führt zum Universitäts-Sportgelände. Kurz vor ihrem Ende hat sie eine Verbindung zum Kugelberg.
- Friedhofsallee: Verbindungsstraße von der Marburger Straße in nördlicher Richtung zum Eingang des Neuen Friedhofs, der 1903 eingerichtet wurde. Dorthin fuhr auch vom Jahre 1909 ab die grüne Linie der städtischen Straßenbahn.
- Gleiberger Weg: Er führte bis in die 50er Jahre in mehreren Windungen am Oberen Hardthof vorbei zum Gleiberg. Durch die Einrichtung der Gießener Westtangente (E40/429) läuft er heute mit Überwegen an der Straße unterm Hardtwäldchen aus. Vor dem 2. Weltkrieg wusste man auf Grund der Bodenbeschaffenheit des Wegs nicht, ob man noch in Hessen-Darmstadt (also Oberhessen) oder schon in Preußen war.
- Günthersgraben: Dieser Weg beginnt an der Wilhelmstraße und führt im rechten Winkel zum Aulweg. Aus den Koppialbüchern der Stadt von 1484 ist überliefert, „item 1 morgen bye selters und dem Günthersgraben“. Im Zinsregister von 1475 kommt der Personennamen Günter vor. Also darf auf einen Flurnamen geschlossen werden, zumal es an anderer Stelle heißt „im Günthersgraben am Leihgesterner Weg“.
- Gutfleischstraße: Die Straße führt vom Landgericht und dem gegenüber liegenden Amtsgericht, die durch eine Geländebrücke (mundartl. „Beamten-Laufbahn“) verbunden sind zur Ringallee und verlief dann in der Wieseck-Aue. Sie erinnert an Dr. Egidius Gutfleisch (1844-1914), Rechtsanwalt und Geh. Justizrat, Reichs- und Landtagsabgeordneter. Von 1884 bis 1913 Stadtverordneter hochverdient um das Gemeindewesen, Ehrenbürger der Stadt.
- Händelstraße: Sie verbindet die Schubertstraße mit der Straße „Am Zollstock“ und erinnert an den Komponisten und Organisten Georg-Friedrich Händel (1685-1759 London)

- Heegstrauchweg: Er beginnt am Schiffenberger Weg und verläuft in süd-östlicher Richtung an der Sportanlage des MTV-1846 Gießen entlang bis zur Rathenaustraße. Ein seit dem Ende des 15. Jahrhunderts oft gebrauchter Flurname in den alten Gießener Fluren 13 und 15 im Gebiet zwischen dem Schiffenberger Weg und dem Bruchgraben (Klingelbach).
- Heyerweg: Kleiner Verbindungsweg von der Landstraße nach Rödgen zur Grünberger Chaussee. Er erinnert an den Gießener Professor der Forstwissenschaft Karl Gustav Heyer (1797-1856), der sich große Verdienste um den Anfang des 19. Jahrhunderts devastierten Gießener Stadtwalds erwarb.
- Hinter den Schießgärten: Diese Straße führte einst von der Rodheimer Straße in nordnordöstlicher Richtung als Stichstraße in die Flur 28, in der mehrfach der Flurname „Schießgärten“ im 17. und 18. Jahrhundert auftaucht. Nach einer Überlieferung schoss hier u. a. die Bürgerwehr im Jahre 1848 f.
- Hollerweg: Er beginnt an der hinteren Frankfurter Straße und verläuft in rundlicher Form zwischen Bundesbahn und hinter der Veterinärklinik entlang. Der Name ist eine Dialektform zur Pflanze Holunder.
- Carl-Vogt-Straße: Sie führt von der Grünberger Straße zur Licher Straße, diese Stichstraße durch eine Treppenanlage mit kleinem Springbrunnen endet. Der Name erinnert an den in Gießen geborenen Naturforscher und Professor der Zoologie („Affenvogt“) Carl Vogt (1817-1895). Er wurde 1848 als Gießener Abgeordneter in das „Paulskirchenparlament“ gewählt, schloss sich nach dessen Scheitern dem Stuttgarter „Rumpfparlament“ an und musste dann als „Linker“ vor der Reaktion kapitulieren und floh in die Schweiz.
- Körnerstraße: Sie verlief von Beginn der Gaffkystraße einst zum Aulweg. Die Straßenführung und damit der Name entfielen mit den Umbauarbeiten im Universitäts-Klinikum. Ein Teil der früheren Straßenführung heißt heute Paul-Meimberg-Straße nach einem verdienstvollen Rektor der Justus-Liebig Universität. An ihr liegt die berühmte ‚Heilstätte Seltersberg‘.

- Röntgenstraße: Kleine Verbindungsstraße vom Leihgesterner Weg zur Friedrichstraße.
Ihr Name erinnert an den Entdecker der Röntgenstrahlen, der von 1879-1888 Professor der Physik in Gießen war. Wilhelm Konrad Röntgen (1845-1923) wurde auf eigenen Wunsch bei seinen Eltern auf dem Gießener Alten Friedhof beerdigt.
- Menzelstraße: Sie zweigt von der Marburger Straße in Höhe der Friedhofsallee in östlicher Richtung ab und endet an der Dürerstraße. Der Name erinnert an den bekannten Berliner Maler Adolf von Menzel (1815-1905).
- Richard-Wagner-Straße: Damals eine kleine Verbindungsstraße von der Beethovenstraße zum alten Aulweg ist sie heute eine durchlaufende Verbindungsstraße von der Beethovenstraße in südöstlicher Richtung bis zur Carl-Franz-Straße.
Der Name soll an den bedeutenden Komponisten Richard Wagner (1813-1883) erinnern.
- Rodthohl: Ein kurzes Sträßchen, das Wilhelmstraße und Friedrichstraße in fast nord-südlicher Richtung verbindet.
Die Bezeichnung geht auf einen Flurnamen des 17./18. Jahrhunderts zurück, der mehrfach in den Mutationsregistern der Stadt erwähnt ist.
- Sandkauterweg: Eine Verbindungsstraße vom Schiffenberger Weg zum Erdkauterweg. An seinem Ende stößt er auf die Bahnlinie Gießen-Gelnhausen. Dort steht noch das imposante Gebäude der Gailschen Tabakfabrikation, in das inzwischen die Polizeidirektion eingezogen ist.
Der Name erinnert an zahlreiche Flurnamen, die in diesen Feldgewannen der Fluren 14 und 15 überliefert sind und auf den dort reichlich verbreiteten Sandboden hinweisen.
- Schlachthofstraße: Zweigt hinter der Lahnbrücke nach Süden ab, führt am Schlachthof entlang und verliert sich in den Schrebergärten der Lahnaue. Der Schlachthof wurde 1899 erbaut.
- Schubertstraße: Sie verband zunächst die Frankfurter Straße mit dem Aulweg und führt heute bis zum Neubaugebiet Schlangenzahl.
Der Name erinnert an den Komponisten Franz Schubert (1797-1828).

- Thomastraße: Diese Straße beginnt an der Cranachstraße und endet an der Dürerstraße. Sie verläuft parallel zur Menzelstraße und zum Wiesecker Weg. Ihr Name erinnert an den Maler Hans Thoma (1839-1924).
- Uhlandstraße: Diese Stichstraße führt den Studentensteg weiter über den Wartweg. Sie endet nach wenigen Metern am Neuen Klinikum und ist benannt im Gedenken an den Dichter Ludwig Uhland (1787-1862).
- Weißerde: Eine kleine Verbindung zwischen Liebigstraße und Wilhelmstraße. Ursprünglich „Auf der Weißerde“. Alter Flurname, der in dieser Gegend öfter vorkommt wegen der tertiären Tone. So heißt es 1656 „auf der weißen erden“ (Mutationsregister).
- Studentensteg: Eine Verbindung des Wartwegs zum Leihgesterner Weg als Abkürzung für Studenten, die zur Klinik gingen.
- Welckerstraße: Eine kurze Verbindungsstraße zwischen Liebig- und Wilhelm-Straße. Sie erinnert an den Gießener Professor der Archäologie und Pädagogik Friedrich Gottlieb Welcker.
- Wißmarer Weg: Begann einst schon am Asterweg (später Sandfeld/Sudetenlandstraße) und führte zum Dorf Wißmar.
- Zu den Mühlen: Zweigt von der Lahnbrücke als schmaler Weg in nördlicher Richtung ab und verläuft sich bei den Mühlen.
- Zeppelinstraße: Sie war ein Teil der heutigen Ringallee zwischen Wiesenstraße und Gutfleischstraße. Der Name hielt sich nur kurze Zeit.

Quellen:

- Karl Ebel: Alte Gießener Flur- und Straßennamen, in: Gießener Anzeiger, Jubiläumsausgabe 1925.
- Karl Ebel: Beiträge zur älteren Ortsgeschichte der Stadt Gießen, Gießen 1925
- Karl Ebel: Alte Gießener Flurnamen, in: Gießener Adressbuch 1931
- Heinrich
Wilhelmi: Die Namen der Gemarkung Gießen, Marburg 1940
- Die Gießener Adressbücher ab 1840-1931

Auf Sen(c)kenbergs Spuren

ELKE NOPPES

Bei Spaziergängen durch Gießen stößt man des Öfteren auf den Namen Senckenberg. Eine Straße am Brandplatz trägt den Namen Senckenberg und unweit davon, am Gebäude des Regierungspräsidiums, findet man eine Gedenktafel für Renatus Karl v. Senckenberg. Diesem ist auch eine Inschrift im Eingangsbereich der Universitätsbibliothek Gießen gewidmet.

In der Kapelle des Alten Friedhofs in Gießen hängt ein Epitaph der 1744 im Wochenbett verstorbenen Caroline Kröber, verheiratete Senckenberg, und ihrem Sohn Ludwig Casimir.

Senckenberg ist ein bekannter Name in Mittelhessen und darüber hinaus.

Das Senckenberg-Museum in Frankfurt, unter anderem mit seiner Ausstellung von Dinosauriern und Mumien, ist ein Anziehungspunkt schon für die kleinsten Besucher.

Die Suche nach einer Verbindung zwischen Gießen und dem Frankfurter Museum führt uns auf eine spannende Reise in die Vergangenheit.

Zuvor noch eine kurze Erläuterung zur Schreibweise des Namens Sen(c)kenberg im Titel. Die heute verwendete Schreibung mit „c“ wurde nicht von jedem Familienmitglied gebraucht. Gerade der in Gießen lebende Renatus verwendete in der Regel eine Schreibung ohne „c“.

1. Friedberg und Frankfurt/Main

1.1 Johannes Senckenberg

Der Name Senckenberg taucht im hiesigen Raum zuerst in Friedberg auf.

Als Wallenstein während des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1626 das protestantische Troppau in Schlesien eingenommen hatte, wurden die Bewohner vor die Wahl gestellt, entweder zum katholischen Glauben zurückzukehren oder Haus und Hof zu verlassen.

Johannes Senckenberg gehörte zur letzteren Gruppe. Um weiterhin seinem Glauben treu bleiben zu können, gab er die väterliche Apotheke in Troppau auf und zog in das hessische Friedberg, wo er ab 1634 belegt ist.¹

Johannes Senckenberg(er) * 30. Nov. 1609 in Troppau / Mährisch-Schlesien + 6. Sept. 1674 in Friedberg ∞ 28. Nov. 1643 in Friedberg Anna Catharina Henrici * 19. Jan. 1626 in Rendel bei Frankfurt/Main + 30. Mai 1694 in Friedberg *
--

* Soweit nicht anders angegeben stammen alle Personendaten in den grauen Kästchen meist aus Jung/Uhlich (wie Anm. 1).

1 Jung, Hans und Diethild Uhlich: *Senckenberg. Nachkommen des Friedberger Apothekers Johannes Senckenberger (1609-1674)*; Frankfurt/Main 1981, S. 7.

Der gelehrte Apotheker und Spezereihändler² trat dort in den Dienst des Mohrenapothekers³ Ludwig Fels und übernahm nach dessen Tod im Jahre 1643 die Apotheke.

Johannes war ein hochangesehener und vermögender Bürger seiner selbsterwählten Heimat und Vater von neun Kindern. Mehrmals war er erster Bürgermeister in Friedberg. Er starb im Jahre 1674 und wurde im Familiengrab in der dortigen Liebfrauenkirche bestattet.

Sein ältester Sohn Johann Henrich übernahm die Apotheke in Friedberg. Als dieser 1707 starb, war sein ältester Sohn gerade 15 Jahre alt und somit noch zu jung, um die Apotheke zu übernehmen. Diese wurde nun an Johannes Seyfert verpachtet, der im folgenden Jahr die Witwe von Johann Henrich Senkenberg, Anna Dorothea Bausch, heiratete. Johannes Seyfert starb 1720. Otto Rudolf Senkenberg, Johann Henrichs ältester Sohn, war nun alt genug, um die Apotheke zu übernehmen.

Otto Rudolf konnte die Tradition der Übergabe an den ältesten Sohn nicht weiterführen, da er nur Töchter hatte. Vor seinem Tod, im Jahre 1745, übergab er die Apotheke an seinen Schwiegersohn Johann Trapp. Weitere drei Generationen blieb die Apotheke über die Nachfahren Trapp im Familienbesitz.

Von Friedberg aus gelangte der Name Senckenberg, nun meist mit „œ“ geschrieben, nach Frankfurt/Main. Der gezwungenermaßen ‚Wahlhesse‘ Johannes Senkenberg hatte mehrere Kinder. In der Geschichtsschreibung taucht in der Regel sein jüngerer Sohn Johann Hartmann Senckenberg auf. Mit ihm und seinen Nachfahren möchten wir uns nun etwas genauer beschäftigen.

1.2 Johann Hartmann Senckenberg⁴

Johann Hartmann studierte in Straßburg Medizin und promovierte 1676. Seine Tätigkeit als Physikus⁵ übte er bereits in seiner Heimatstadt Friedberg aus. Dort war er Mitglied des Rates und 1685 auch Bürgermeister. Im Jahre 1681 heiratete er die Tochter des Frankfurter Arztes von den Birghden. Dies mag der Grund für seine Übersiedelung nach Frankfurt am

Johann Hartmann Senckenberg * 15. Jan. 1655 in Friedberg + 26. Sept. 1730 in Frankfurt/Main I. ∞ 27. Okt. 1681 in Frankfurt/Main Marie Margarethe v. d. Birghden ~ 17. Aug. 1652 in Frankfurt/Main + 28. Febr. 1703 in Frankfurt/Main II. ∞ 13. Dez. 1703 in Gießen Anna Margaretha Raumburger ~ 25. April 1682 in Frankfurt/Main + 1. Mai 1740 in Frankfurt/Main

2 Jung/Uhlich (wie Anm. 1), S. 7.

3 Die Mohrenapotheke war 1621 von Johannes Zückwolf gegründet worden. Siehe August Eberhard, „Die Apotheken in Friedberg/Hessen.“ in: *Friedberger Geschichtsblätter* 15 (1940) S. 84-112, hier S. 95; und Jung/Uhlich (wie Anm. 1), S. 7.

4 Nach Thomas Bauer, *Johann Christian Senckenberg, Eine Frankfurter Biographie 1707-1772*, Frankfurt am Main 2007, S. 18, war Johann Hartmann der erste der Familie, der seinen Namen mit œ schrieb.

5 Amtsarzt.

Main gewesen sein, wo er 1688 in die Bürgerschaft aufgenommen wurde. Im Jahre 1695 erfolgte hier die Ernennung zum Physicus und 1700⁶ zum Physicus primarius.⁷ Zudem war er Leibarzt verschiedener Fürsten. Johann Hartmann war ein angesehenener, geachteter Bürger, doch es waren seine Söhne aus zweiter Ehe, die in der Frankfurter Geschichte zum Teil bis heute präsent sind.

Seine erste Frau Marie Margarethe von den Birghden⁸ starb im Februar 1703. Ihre drei Kinder waren zu dem Zeitpunkt bereits verstorben. Eine Mutter zur Erziehung seiner Kinder zu suchen war demnach nicht der Grund, dass Johann Hartmann bereits im Dezember 1703⁹ erneut heiratete. Der 48-jährige reiste nach Gießen und verheiratete sich dort mit der erst 21-jährigen Anna Margaretha Raumburger, einer Tochter des verstorbenen Frankfurter Stadtschreibers Antonius Raumburger und dessen Frau Anna Clara geb. Hoffmann.

Anna Margaretha lebte zu diesem Zeitpunkt in Gießen, weil ihre Mutter Anna Clara in zweiter Ehe mit dem Gießener Professor der Theologie Johann Heinrich May d. Ä. verheiratet war.¹⁰ Durch seine beiden Ehen war Johann Hartmann mit den besten und reichsten Frankfurter Familien verwandt.¹¹

Johann Hartmann und seine zweite Frau Anna Margaretha lebten in Frankfurt im Haus „Zu den drei Hasen“ an der Ecke Hasen- und Töngesgasse.¹²



Abb. 1: Johann Hartmann Senckenberg

6 G[eorg]. L[udwig]. Kriegk; *Die Brüder Senckenberg Eine biographische Darstellung*, Frankfurt am Main 1869, S. 5.

7 Erster Amtsarzt = Er war Leiter des Physikats, nach Krünitz, J[ohann]. G[eorg].: *Oekonomische Encyclopädie oder allgemeines System der Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft*; 1773 ff.: *die Stelle eines Physikus, d. i. eines obrigkeitlich bestellten Arztes, welche dahin zu sehen hat, daß die Anordnungen der medicinischen Politzey aufrecht erhalten werden, und der daher auch bey gerichtlichen Untersuchungen, dergleichen Gegenstände betreffend, zugegen seyn, und sein Gutachten abgeben muß; ingleichen der Bezirk, welcher einem Physikus, er sey Kreis= oder Stadtphysikus, zur Aufsicht anvertrauet ist.*

8 Jung/Uhlich (wie Anm. 1), S. 20; Tochter des Ratsherrn Johannes von den Birghden und seiner Frau Margarethe Jacobea geb. Rücker, Enkelin des Reichspostmeisters Johann von den Birghden.

9 Otto Stumpf, *Das Gießener Familienbuch (1575 – 1730)*, Bd. III, Gießen 1976, Anhang.

10 Otto Stumpf, *Das Gießener Familienbuch (1575 – 1730)*, Bd. II, Gießen 1974, Nr. 2705.

11 Jung/Uhlich (wie Anm. 1), S. 21.

12 Kriegk, (wie Anm. 6), S. 5 – *Dr. Johann Hartmann Senckenberg besaß als Wohnhaus das in der Hasengasse gelegene, mit Nr. 3 bezeichnete Haus, welches mit dem südlich anstoßenden Eckgebäude der*

Johann Hartmann wird als religiös und poetisch beschrieben. Dem Zeitgeschmack entsprechend schrieb er gerne Gedichte – *die von ihm hinterlassenen Gedichte zeugen von edler sittlicher Empfindung, nicht aber von dichterischer Begabung oder*



Abb. 2: Anna Margaretha Senckenberg geb. Raumburger

*auch nur von rythmischen Sinn und Geschick,*¹³ so ein Kommentar in einer ausführlichen Familienbeschreibung. Als Arzt war er tüchtig und beliebt. Seine körperliche Kondition war bis zu seinem Tod bestens. Als man ihn einmal fragte, was ihn so fit hielt, antwortete er: das *Frankfurter Pflaster*, und spielte damit auf seine Wege zu den Patienten an, die er wohl häufig zu Fuß zurücklegte. Diese stete körperliche Betätigung und seine Mäßigkeit in Essen und Trinken halfen ihm sicherlich bei guter Kondition zu bleiben. Während es beruflich und gesundheitlich für Johann Hartmann gut lief, wurde seine Ehe mit Anna Margaretha geb. Raumburger nicht glücklich. Nicht nur ihr Gatte, auch ihre Mutter und Schwester, sowie ihre Kinder – besonders ihr Sohn Johann Christian –

beschreiben sie als Megäre/Xanthippe.

Ihr Verhalten entsprach nicht den Vorstellungen einer Frau aus gebildeten, guten Verhältnissen, sie fiel u.a. durch übelste Wortwahl und körperliche Angriffe gegen Mann und Sohn¹⁴ auf. So soll sie zum Beispiel auf ihren Mann mit dem Messer losgegangen sein und ihm dabei fast die Pulsader durchgeschnitten haben. Es sind Bemerkungen gegenüber dem Gatten überliefert, die nicht von einem freundlichen Miteinander der Ehepartner zeugen. So soll sie geäußert haben: *Daß du verrecktest!* und *Du bist verachtet wie ein Hund!* oder *Wenn Gott dich umbrächte, so wäre es eine Freude!*¹⁵ Die Söhne wurden von ihr gegen den Vater aufgehetzt, sie gab diesen sogar Stäbe in die Hand um sich seiner zu erwehren, wenn er sie körperlich züchtigen wollte. Anna Margaretha war jähzornig, hysterisch und eigensinnig, dabei von geringer Bildung. Freude soll ihr das Vermehren

Töngesgasse und einem auf dem Fettmilch-Platze gestandenen anderen Hause früher vereinigt gewesen war. Dieses früher größere Haus führte den Namen zum Hasen, nach welchem man auch die betreffende Gasse benannte. Als dasselbe 1590 in drei Häuser getheilt wurde, blieb jedem von diesen der alte Namen; um sie jedoch von einander zu unterscheiden, nannte man das Senckenbergische auch das Haus zu den drei kleinen Hasen, sowie das Eckgebäude der Töngesgasse das Haseneck und das Haus zum alten Hasen, und nur das dritte erhielt keinen besonderen Namen, weil es, noch ehe ein solcher entstanden war, als das Wohnhaus des bekannten Vincenz Fettmilch für immer niedergerissen wurde.

13 Kriegk, (wie Anm. 6), S. 6.

14 Gegen den Sohn Johann Christian.

15 Kriegk, (wie Anm. 6), S. 7.

des Geldbesitzes und Prunksucht gemacht haben.¹⁶ Der Literatur¹⁷ nach trägt ihr überliefertes Verhalten deutlich schizophrene Merkmale.

Ungeachtet des schlechten Verhältnisses zwischen den Ehepartnern gingen aus dieser Ehe fünf Kinder hervor. Eine Tochter, Catharina Margaretha, wurde 1712 geboren und verstarb bereits im darauffolgenden Jahr.¹⁸ Der Sohn Conrad Hieronymus wurde 1709 geboren und begann 1728 in Gießen ein Medizinstudium. Nach dem Tode des Vaters verließ er Frankfurt. In alter Familientradition scheint er sich mehr für das Apothekerwesen interessiert zu haben. Zuerst finden wir ihn in Eisenach wieder, wo er als Apotheker arbeitete, später in London,¹⁹ einer Stadt die für ihre Pharmazeuten berühmt war. Dort verstarb er bereits 1739, nur 30-jährig. Mit den drei weiteren Söhnen wollen wir uns näher beschäftigen.

2. Frankfurt/Main, Gießen und Wien

Der älteste Sohn blieb ebenfalls nicht in Frankfurt. Schon früh nach Gießen gekommen, zählt uns sein weiterer Lebenslauf viele Stationen auf. Für seine Ausbildung und den akademischen Lebensweg musste er mehrfach umziehen, bevor er am Ende in Wien sesshaft wurde.

2.1 Heinrich Christian v. Senckenberg

Der in Frankfurt geborene Heinrich Christian v. Senckenberg war das älteste Kind von Hartman Senckenberg und seiner zweiten Frau Anna Margaretha geb. Raumburger. Er war noch keine drei Jahre alt als man ihn nach Gießen schickte. Dort lebte er bei seiner Tante Lucia Catharina Clara, einer Schwester seiner Mutter, die mit Johann Ernst Gerhard, einem Gießener Professor für Theologie, verheiratet²⁰ war.

Heinrich Christian v. Senckenberg
* 14. Okt. 1704 in Frankfurt/Main
+ 3. Juni 1768 in Wien
I. ∞ 5. Juni 1743 in Bischweiler/Elsaß
Caroline Kröber
* 24. Febr. 1721 in Rappartsweiler/Elsaß
+ 8. April 1744 in Gießen
II. ∞ 26. Sept. 1746 in Wien
Sophia Elisabetha v. Palm
+ 11. Juli 1798 in Ottersweiler/Ettingen

Lucia Clara hatte einen Sohn, der kaum ein Jahr jünger als Heinrich Christian war. Johann Ernst Gerhard verstarb im März 1707. Als seine Witwe im Oktober 1708 den ebenfalls in Gießen tätigen Professor Melchior Dettmar Grolmann

16 Kriegk, (wie Anm. 6), S. 8.

17 Heinz F. Friedrichs, „Johann Christian Senckenbergs Ahnen- und Sippengefüge in genealogischer und erbbiologischer Schau“ in: *Hessische Familienkunde* 3, 1 (1954) Sp. 11-18, hier Sp. 11.

18 <http://www.senckenberg-jahr.de/senckenberg> [01.10.2012].

19 Herman Haupt, *Renatus Karl Frhr. v. Senckenberg (1751 – 1800)*; Gießen 1900, S. 7.

20 Otto Stumpf, *Das Gießener Familienbuch (1575 – 1730)*, Bd. I, Gießen 1974, Nr. 1293.

heiratete,²¹ konnte Heinrich Christian nicht länger bei seiner Tante leben. Seine Großmutter, die Gattin von Johann Heinrich May d. Ä., nahm den Jungen bei sich auf. Es wird geschildert, dass es ein großes Glück für Johann Christian war, so früh von seiner Mutter getrennt zu werden und bei den Verwandten in Gießen aufzuwachsen.

Völlig der Willkür und den Tiraden seiner Mutter entzogen, blieb der Junge auch nach dem Tode der Tante und der Großmutter bei den Anverwandten in Gießen. Der Stiefgroßvater May soll mit besonderer Liebe an dem Knaben gehangen haben.²² Er ließ ihn in seinem Hause mit größter Sorgfalt und von gut geschulten Hauslehrern unterrichten. Heinrich Christian besuchte bis 1713 die Stadtschule in Gießen und im Anschluss das Pädagogium, dessen Superintendent May war, und welches als Vorbereitungsschule für die Universität galt. Den Jungen gab er in die Obhut des Lehrers Eberwein. Die Schule unterrichtete nicht nur die Stadtkinder, so war es üblich – ähnlich einem Internat – dass die Kinder in Gießen oft bei den Lehrern lebten. Eberwein beherbergte mehrere seiner Schüler in seiner Wohnung. Für Heinrich Christian begannen nun seine Flegel-

jahre – mit Unsinn und Müßiggang in der Gruppe seiner Lebensgefährten. Als der Stiefgroßvater davon erfuhr, nahm er den Knaben aus der Wohnung des Lehrers Eberwein und übergab ihn dem früheren Hauslehrer Pepler. Keine kluge Wahl, Pepler hätte selber eine Aufsichtsperson benötigt und das Zusammensein Senckenbergs mit seinem ehemaligen Hauslehrer schadete mehr als es nützte.

Am Ende nahm May den Jungen nach Ostern 1719 wieder in seine Wohnung auf und verpasste ihm einen weiteren der ehemaligen Hauslehrer, Andreas Walther, zur Aufsicht. Mit dessen Hilfe schaffte Heinrich Christian den Schulabschluss und besuchte im Anschluss seine Eltern in



Abb. 3: Heinrich Christian v. Senckenberg

Frankfurt. Diese hatten große Teile ihres Vermögens sowie ihr Haus bei der größten Feuerskatastrophe Frankfurts vor dem 2. Weltkrieg, dem Großen Christenbrand, verloren. Am 26. Juni 1719 war ein Feuer im Nordwesten der Frankfurter Altstadt ausgebrochen, das in 3 Tagen 400 Häuser vernichtete und 14 Menschen das Leben kostete. Darunter auch das Haus „Zu den drei Hasen“. Johann Hartman fiel es schwer, seinem Sohn nun das Studium in Gießen zu

21 Otto Stumpf, *Das Gießener Familienbuch (1575 – 1730)*, Bd. I, Gießen 1974, Nr. 1427.

22 Jung/Uhlich (wie Anm. 1), S. 22.

finanzieren. Doch wie so viele Eltern wollten auch er und seine Frau für die Kinder nur das Beste und so schickten sie Heinrich Christian zurück nach Gießen. Hier begann er am 1. September 1719,²³ im Alter von knapp 15 Jahren, ein Studium. Betreut von einem älteren Studenten studierte er Jura und Geschichte. Der Stiefgroßvater May war inzwischen verstorben, doch dessen ältester Sohn nahm sich Heinrich Christians an. Der jüngere Johann Heinrich May war 1709 als Professor für griechische und orientalische Philologie an die Universität in Gießen berufen worden. Bei ihm bekam Heinrich Cristian *den Tisch*, sprich die Versorgung. Gewohnt hat er in dieser Zeit bei Georg Clemens Draud, ebenfalls Professor in Gießen. Der noch immer ungezügelter Senckenberg hätte sich gerne dem Vergnügen und dem Spiel hingeeben. Sein Hauswirt Draud, der jüngere May und auch sein Onkel Grolmann, der Kanzler der Universität, redeten ihm jedoch wiederholt ins Gewissen und hielten ihn zum Lernen an.

Heinrich Christian studierte zuerst in Gießen, später in Halle und Leipzig Jura. Nach seiner Promotion im Jahre 1729 ließ er sich als Advocat in Frankfurt nieder. 1730 trat er für wenigstens acht Jahre in den Dienst des Wild- und Rheingrafen Karl von Dhaun. Als 1735 die Universität zu Göttingen gegründet wurde, wurde er auf eine Professur berufen. Bereits im Jahre 1737 begann die Universität Gießen damit, ihn in Göttingen abzuwerben. Nach intensiven Verhandlungen wechselte er im April 1738 in seine „Heimatstadt“ nach Gießen. Im Juni 1743 heiratete er in Bischweiler im Elsaß Caroline Kröber. Sie starb im folgenden April im Wochenbett, wenige Tage vor ihrem Sohn. Beider Grabstein findet sich noch heute in der Kapelle des Alten Friedhofes in Gießen. Nach dem Tode von Frau und Kind wollte er nicht länger in Gießen bleiben. Noch im Jahre 1744 ging Heinrich Christian nach Frankfurt zurück, wo ihn der Fürst von Oranien und Nassau als Justizrat in seine Dienste nahm.



Abb. 4: Kupferstich des Grabsteines von Heinrich Christian v. Senckenberg

23 Praetorius, Otfried: *Die Matrikel der Universität Gießen*, Bd. 2, Neustadt an der Aisch 1957.

In Frankfurt am Main wurde er am 4. Oktober 1745 bei der Krönung Kaiser Franz I.²⁴ zum Reichshofrath ernannt. Er zog danach nach Wien, wo ihm vom Kaiser 1751 die Reichsfreiherrnwürde verliehen wurde.

Heinrich Christian starb im Jahre 1768 in Wien und wurde dort begraben. Als Kaiser Joseph II. im Zuge seiner „Josephinischen Reformen“ die Friedhöfe innerhalb des Linienwalls in Wien schloss und die Grabstätten räumen ließ, beschlossen seine beiden Söhne aus zweiter Ehe, den teuren Grabstein des Vaters von Wien nach Frankfurt zu holen. Ihr Wunsch, ihn im Stiftungsgarten ihres Onkels Johann Christian aufzustellen, stieß auf Probleme.²⁵ Heute findet sich die Inschriftentafel des Grabsteines im Innenhof des Bürgerhospitals.

Zeitlebens arbeitete Heinrich Christian in seiner Freizeit an rechtswissenschaftlichen und historischen Studien, was einem seiner beiden Söhne, Rhenatus Carl (Kapitel 4.1), zum Verhängnis werden sollte.

2.1.1 Carl Christian Heinrich v. Senckenberg

Carl Christian Heinrich v. Senckenberg

* 23. April 1760 in Wien

+ 14. März 1842 in Esslingen

∞ 20. Febr. 1787

Marianne Luise Julianne v. Gaisberg-Schöckingen

* 6. März 1762 in Altensteig bei Nagold

+ 25. März 1833 in Rudmersbach

Carl Christian Heinrich war der jüngere Sohn von Heinrich Christian aus dessen zweiter Ehe und letzter des Geschlechtes im sogenannten Frankfurter Zweig. Er war Rittmeister in Sardischen Diensten. Mit seiner Eheschließung wurde er Rittergutsbesitzer des Schlossgutes in Rudmersbach.²⁶

Seine Ehe blieb kinderlos. Auf der Suche nach einem Erben wandte er sich nach dem Tode seiner Frau an den Sohn seines Vetters 2. Grades, Carl Senckenberg (Göllheimer Linie), mit der Frage, ob er ihn als Generalerben einsetzen dürfe. Obwohl es sich um eine große Erbschaft gehandelt haben soll, lehnte dieser ab. Seine Begründung lautete, dass er sich als Erbschleicher vorkäme, da beide sich noch nie im Leben gesehen hätten.²⁷ Diese Einstellung teilte die Familie einige Jahre zuvor noch nicht. Als der Bruder von Carl Heinrich Christian, Rhenatus, in seinem Testament aus dem Jahre 1800 noch auf die Unterstützung der „armen“ Verwandten in Göllheim hinweist und diese auch für die Zukunft sicherstellen möchte, scheint dies nicht auf Widerstand gestoßen zu sein.

24 Franz Stephan von Lothringen (* 8. Dezember 1708 in Nancy; † 18. August 1765 in Innsbruck; Franz I. Kaiser des Heiligen Römischen Reiches).

25 Friedrich Wilhelm Strieder, *Grundlage zu einer bessischen Gelehrten und Schriftsteller-Geschichte: seit d. Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten, Teil 14. Schröt – Seyb*, Cassel 1804, S. 201 f. Anm. **

26 Heute Straubenhardt Ortsteil Ottenhausen-Rudmersbach in Württemberg.

27 Jung/Uhlich (wie Anm. 1), S. 26.

3. Frankfurt/Main

3.1 Johann Christian Senckenberg

Johann Christian, der zweite Sohn von Johann Hartmann und Anna Margaretha geb. Raumburger wurde für die Nachwelt zum bekanntesten der Brüder, so ist unter anderem die Universitätsbibliothek in Frankfurt nach ihm benannt.

Johann Christian wuchs bei seinen Eltern in Frankfurt auf. Er litt sehr unter der Mutter. Da der ältere Bruder Heinrich Christian in

Johann Christian Senckenberg
* 28. Febr. 1707 in Frankfurt/Main
+ 15. Nov. 1772 in Frankfurt/Main
I. ∞ 6. Juni 1742 in Frankfurt/Main
Johanna Rebecca Riese
* 10. Juli 1716 in Frankfurt/Main
+ 26. Okt. 1743 in Frankfurt/Main
II. ∞ 17. Dez. 1744 in Frankfurt/Main
Catharina Rebecca Mettingh
* 28. Jan. 1716 in Bergheim bei Windecken
+ 11. Dez. 1747 in Frankfurt/Main
III. ∞ 8. Juli 1754 in Frankfurt/Main
Antoinette Elisabeth Ruprecht, Witwe, geb. Bach
~ 1. Sept. 1712 in Frankfurt/Main
+ 13. Sept. 1756 in Frankfurt/Main

Gießen lebte, konzentrierte sich die Mutter mit ihrem jähzornigen Verhalten auf den jüngeren Sohn Johann Christian – wie dieser später berichtete. Sie soll ihn noch im Alter von 26 Jahren geschlagen und sich gewünscht haben, *daß man ihn dahin einsperre, wo er weder Sonne noch Mond sähe und nichts als Wasser und Brod erhalte.*²⁸

Johann Christian wollte den Weg des Vaters beschreiten und Arzt werden.

Der Wiederaufbau des Elternhauses nach dem Christenbrand hatte das Vermögen des Vaters deutlich reduziert. Dem ältesten Sohn ermöglichte die angeheiratete Verwandtschaft in Gießen ein Studium. Für das Studium des jüngeren Sohnes musste der Vater anderweitig um Unterstützung nachsuchen. Die vom Frankfurter Arzt und Bürgermeister Joh. Hartmann Beyer 1624 gegründete Stiftung, die u. a. das Medizinstudium Frankfurter Bürgersöhne förderte, bot eine Chance. Hier bat Johann Hartmann Senckenberg um ein Stipendium für seinen Sohn Johann Christian. Es wurde ihm bewilligt. Den Bestimmungen des Stipendiums gemäß musste der Stipendiat später auch in Frankfurt arbeiten. Da das Stipendium nur einen Zuschuss darstellte, und der Vater sich den Rest der Kosten noch nicht leisten konnte, verzögerte sich Johann Christians Studienbeginn. Über seine spätere Tätigkeit als Arzt wurde vielfach berichtet.²⁹

Johann Christian war dreimal verheiratet und hatte drei früh verstorbene Kinder. In dritter Ehe heiratete er eine seiner Patientinnen. Bald nach der Ehe-

28 Kriegk, (wie Anm. 6), S. 7.

29 Zuletzt Thomas Bauer, *Johann Christian Senckenberg. Eine Frankfurter Biographie 1707-1772*; Frankfurt am Main 2007 – mit Verweisen auf ältere Literatur.

schließung merkten sie jedoch, wie wenig Gemeinsamkeiten sie hatten. Nach nur zwei Jahren Ehe trennte sich das Paar. Ein Entschluss, den sein Neffe später einmal lobte, mit der modern anmutenden Begründung, es sei besser sich zu trennen als lebenslang mit einem unpassenden Partner zusammen zu sein.³⁰ Johann Christians dritte Frau verstarb bald nach der Trennung an Krebs, ihr reiches³¹ Erbe schlug er zugunsten des Almosenkastens aus.³² Durch die schlechte Ehe und die Trennung fühlte er sich scheinbar nicht als Erbe berechtigt.³³ Inzwischen hatte er bereits ein eigenes, stattliches Vermögen erwirtschaftet und ererbt. Johann Christian heiratete nicht mehr, sondern widmete sich voll seinem Beruf. Eine Urlaubswoche in Allendorf/Lumda verbrachte er mit dem Studium der dortigen Botanik, speziell am Hangelstein.³⁴



Abb. 5: Johann Christian Senckenberg

Ohne Kinder und mit einer besonderen Liebe zu seiner Berufung überlegte er früh, was er mit seinem Vermögen anfangen wollte. Als Resultat gründete er in Frankfurt am Main die noch heute bestehende Dr. Senckenbergische Stiftung. Sie wurde 1763 errichtet und finanziert dem ursprünglichen Stifterwillen zufolge aus ihren Mitteln zunächst das Bürgerhospital sowie ein Medizinisches Institut. Weitere Institutionen, die aus der Dr. Senckenbergischen Stiftung hervorgegangen sind: der Botanische Garten, die Senckenbergische Anatomie, das Institut für Geschichte der

Medizin und der Grundstock zu der Frankfurter Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg.

30 Renatus Senckenberg, *Nachricht von dem Leben und Charakter D. Johann Christian Senckenbergs*; 1775, S. 9-10; „Als mein Onkel sah, daß beiderseitige Gemüther sich nicht zu der genauen Harmonie, die das Glück der Ehe ausmachen muß schickten, schickten [sic], that er das, was alle in gleichem Fall sich befindenden Eheleute, eingedenk ihrer beiderseitigen von der menschlichen Natur nie ganz zu trennen Unvollkommenheiten thun sollten. Er entfernte sich von seiner Gattin, doch ohne Bitterkeit, ohne Feindschaft.“

31 Kriegk, (wie Anm. 6), S. 296.

32 August de Bary, *Johann Christian Senckenberg (1707-1772). Sein Leben auf Grund der Quellen des Archivs der Dr. Senckenbergischen Stiftung*, Frankfurt/Main 1947, S. 190.

33 Kriegk, (wie Anm. 6), S. 240.

34 A. de Bary (wie Anm. 32), S. 92.

Das Bürgerhospital war das erste Hospital in Frankfurt, in dem dessen Bürger behandelt wurden. Alle früheren Hospitäler waren lediglich für auswärtige Kranke vorgesehen. Frankfurter Bürger wurden bis dahin nur zuhause behandelt.

Das Stiftungsvermögen von 95.000 fl wurde zunächst vom Rechneiamt³⁵ der Stadt Frankfurt verwaltet. Als man Joh. Christian aber zutrug, dass diese seinen Willen nur zu seinen Lebzeiten befolgen wolle, sicherte er die Stiftung durch Zusätze ab.³⁶

Auch in seiner Familie war man nicht rückhaltlos begeistert über die Stiftung. Bedenken Johann Christians gegen adlige Personen, speziell solche, die von Geburt an dieser Gesellschaftsschicht angehörten, hatten u. a. dazu geführt, dass weder seine – inzwischen geadelten – Brüder, noch seine Neffen im Testament bedacht wurden. Sein jüngerer Bruder Joh. Erasmus, ein Jurist, versuchte ihn entmündigen zu lassen, der ältere Bruder, ebenfalls Jurist, beklagte, dass seine beiden Kinder durch die Stiftung „enterbt“ wären. Die Klage des älteren Bruders hatte zur Folge, dass Joh. Christian den jeweils ältesten männlichen Nachkommen seines Bruders als Testamentsvollstrecker einsetzte. Nach Aussterben der männlichen Linie sollte der Dekan der medizinischen Fakultät in Gießen dieses Amt übernehmen. Gießen deshalb, weil Frankfurt damals noch keine Universität³⁷ hatte und zudem war Gießen zu Senckenbergs Zeit aus Frankfurter Perspektive gesehen Ausland – und somit von den Stadtvätern Frankfurts nicht beeinflussbar.

Zu seinen Stiftungen zählte auch eine Anatomie (*Theatrum anatomicum*), in der die Schüler beim sezieren die ärztliche Kunst erlernen sollten. Joh. Christian hatte allerdings angeordnet, dass er selber nicht obduziert werden wollte. Als er am 15. Nov. 1772 den fast fertigen Bau des Hospitals inspizierte fiel er bei der Besichtigung des Uhrentürmchens vom Gerüst und verstarb an den Folgen des Sturzes. Auf Grund des gewaltsamen Todes musste sein Leichnam nun doch obduziert werden und so wurde er als erster Leichnam in dem von ihm gestifteten *Theatrum anatomicum* sezieren.

Noch zu Lebzeiten hatte er erwirkt, dass er auf dem Stiftungsgelände am Eschenheimer Tor bestattet werden konnte. Dieses Gelände wurde Anfang des 20. Jahrhunderts verkauft und die Stiftungsgebäude über die ganze Stadt verteilt. Im Rahmen dieser Umzüge verlegte man auch seine Leiche und sein Grabmal. So befindet sich das Grabmal noch heute am Bürgerhospital und sein Leichnam ruht in der Kapelle des Krankenhauses.

Goethe berichtete über ihn: ...[Johann Christian] *behielt bis in sein höchstes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußere. Er war immer sehr nett gekleidet, und man sah ihn nie anders auf der Strasse als in Schub und Strümpfen und einer wohlgepuderten Lockenperücke, den Hut unter dem Arm. Er ging schnell, doch mit einem*

35 Seit dem Mittelalter die oberste Finanzbehörde der Stadt Frankfurt am Main.

36 Bauer (wie Anm. 4), S. 160 f.

37 Die Goethe-Universität in Frankfurt/Main wurde im Jahre 1914 eröffnet.

seltamen Schwanken vor sich hin, so daß er bald auf dieser bald auf jener Seite der Straße sich befand, und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel sagten: er suche durch diesen abweichenden Schritt den abgeschiedenen Seelen aus dem Wege zu geben, die ihn in gerader Linie wohl verfolgen würden ... Doch aller dieser Scherz und manche lustige Nachrede verwandelte sich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn, als er seine ansehnliche Wohnung mit Hof und Garten und allem Zubehör, auf der Eschenheimer Gasse, zu einer medicinischen Stiftung widmete, wo neben der Anlage eines blos für Frankfurter Bürger bestimmten Hospitals, ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium, eine ansehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Direktor eingerichtet ward, auf eine Weise, deren keine Akademie sich hätte schämen dürfen.³⁸

Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung

Die Dr. Senckenbergische Stiftung des Arztes, zum Wohle Frankfurter Bürger und der Stadt entstanden, wurde ursprünglich von ihnen jedoch nicht wirklich geschätzt. Weitere Stiftungsgelder für die wissenschaftliche Arbeit gingen nur zögerlich ein, während sich das Bürgerhospital dank zahlreicher Spendengelder gut entwickelte.

Bei einem Besuch seiner Heimatstadt informierte sich Johann Wolfgang v. Goethe ausführlich über die Senckenbergische Stiftung. Hierüber berichte er 1816³⁹ sehr positiv, nachdem er sich bereits 1811⁴⁰ einmal lobend über die Stiftung geäußert hatte. Er regte an: *und wir tragen kein Bedenken, sowohl die bürgerlichen und als[o] ärztlichen Herren Vorsteher aufzufordern, in Überlegung zu nehmen, inwiefern von dem Überfluß, dessen das Hospital genießt, ein Teil zur wissenschaftlichen Anstalt herübergewendet werden könne.*⁴¹

Goethes Worte blieben nicht ungehört. Am 22. November 1817 gründeten 32 Frankfurter Bürger einen Naturforschenden Verein. Im Gedenken und in Verehrung der Stiftung des Joh. Christian Senckenberg bat Goethe, dass man die Gesellschaft für Naturforschung ebenfalls Senckenberg nennen dürfe. Womit sie zwar nicht auf den Arzt Johann Christian Senckenberg zurück geht, doch seinen Nachlass ehrt. Dies wurde per Vertrag im Jahre 1819 von der Dr. Senckenbergischen Stiftung erlaubt.

Die Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung, bis 2008 *Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft*, ist heute Träger von sechs Senckenberg Forschungsinstituten und drei Naturkundemuseen. Neben dem bekanntesten in Frankfurt gibt es zwei weitere in Dresden und Görlitz.

38 Johann Wolfgang v. Goethe, *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, Erster Theil*, 2 Tübingen 1811, S. 169.

39 Johann Wolfgang v. Goethe, *Über Kunst und Altertum in den Rhein- und Main-Gegenden*, Stuttgart 1816, S. 85-110.

40 Goethe (wie Anm. 38), S. 172.

41 Goethe (wie Anm. 39), S. 99.

3.2 Johann Erasmus v. Senckenberg

Johann Erasmus Senckenberg war das jüngste Kind seiner Eltern und der Liebling seiner Mutter. Von ihr wurde er völlig verzogen und verwöhnt.

Johann Erasmus v. Senckenberg
* 30. April 1717 in Frankfurt/Main
+ 20. Juni 1795 in Frankfurt/Main

Im Alter von 15 Jahren ging er zur Universität. Wie sein ältester Bruder wurde er Jurist. Nach dem Studium kam er im Alter von 20 Jahren nach Frankfurt zurück.

Dort machte er Karriere: 1744 war er Hofrath von mehreren kleinen Reichsständen, 1745 wurde er Bürger in Frankfurt und 1746 in den Rat der Stadt Frankfurt gewählt. Zusammen mit seinem ältesten Bruder bekam er 1751 vom Kaiser die Reichsfreiherrenwürde verliehen.

Er wird als unangenehmer Zeitgenosse geschildert, verzogen und verschlagen. Als Laster sagt man ihm Schlemmen, Trinken und Unkeuschheit nach. Was noch nett formuliert sein dürfte, da ihm seine Partnerinnen nicht immer freiwillig folgten. Um 1749 gebar ihm seine Dienstmagd Johanna Maria Katharina Agricola – die Tochter eines Pfarrers – eine uneheliche Tochter, nachdem er sie vergewaltigt hatte. Sie klagte gegen Joh. Erasmus, verstarb jedoch 22 Jahre später, ohne dass die Klage je abschließend verhandelt wurde und ihr ein Richterspruch zugestellt worden war. Johann Erasmus hatte mit Verleumdungen, Erpressungen und Beweisfälschungen den Prozess immer wieder verzögern können. Schon früh hatte er sich ein ‚Archiv‘ mit unangenehmen Hinweisen auf Fehlverhalten reicher und einflussreicher Personen angelegt, mit dem er die Ratsherren der Stadt Frankfurt bis zu seinem Tode erpresste. So konnte er lange schalten und walten wie er wollte. Nicht nur die Erpressungen, auch der gute Ruf und die Macht seines ältesten Bruders und dessen Nähe zum Kaiser verschonten Joh. Erasmus vor einigen Strafverfolgungen. Als es dem Rat der Stadt dann doch zu bunt wurde, sperrte er ihn in der Hauptwache ein, jedoch erst nach dem Tode seines ältesten Bruders Heinrich Christian, der schützend die Hand über den jüngeren Bruder gehalten hatte. Ein Prozess wurde ihm nie gemacht. In der Hauptwache verbrachte er 26 Jahre bis zu seinem Tode im Jahre 1795. Dort schien er sich gut eingerichtet zu haben. Als die Franzosen 1792 Frankfurt eroberten, boten sie ihm an ihn freizulassen – Joh. Erasmus lehnte ab. Sein Neffe Renatus wurde von ihm zu seinem Testamentsvollstrecker bestimmt. 1798 gab es einen Vergleich der Stadt Frankfurt mit den Erben – wohl auf Grund jenes ‚Archivs‘ vor dem sich die Stadtväter noch immer fürchteten.

Über den Umgang der Frankfurter Stadtväter mit Joh. Erasmus und den Beschränkungen während dessen Aufenthaltes in der Hauptwache berichteten seine Neffen später in einem Bericht an den Kaiser. Als Joh. Erasmus im Jahre 1780 von seiner Dienstmagd bestohlen wurde,⁴² hat die Stadt Frankfurt wenig getan um die Magd zu ergreifen oder die Beute sicherzustellen. Zudem ging sie,

42 Joh. Erasmus unterhielt zu dieser Zeit, trotz der Festsetzung in der Hauptwache, noch eine Wohnung in Frankfurt, die von einer Dienstmagd in Ordnung gehalten wurde.

als man den verbliebenen Hausrat nach dem Diebstahl in das Dominikaner-Kloster überführte, mit den Möbeln und Büchern so nachlässig um, dass deren Wert stark geschmälert wurde. Joh. Erasmus wurden selbst privateste Gespräche, wie zum Beispiel mit seinen beiden Neffen und Erben oder einem Beichtvater nur unter Aufsicht gestattet. So verwundert es auch nicht, dass seine Neffen nicht über eine schwere Erkrankung ihres Onkels einige Tage vor seinem Tod unterrichtet wurden. Erst nach seinem Ableben schickte man einen Boten nach Gießen zu dem Neffen Renatus Carl.⁴³

Joh. Erasmus kannte zahlreiche bedeutende Personen. Dazu gehörte auch der bekannte französische Schriftsteller und Philosoph Voltaire. Der mit Voltaire geistesverwandte Joh. Erasmus traf diesen, während des „Vorfall Voltaire“ in Frankfurt und stachelte ihn gegen den Senat der Stadt auf.⁴⁴ Ein Briefwechsel aus dieser Zeit zwischen Joh. Erasmus und Voltaire findet sich im Universitätsarchiv Gießen.⁴⁵

Im Gegensatz zu seinem Bruder Joh. Erasmus lehnte Heinrich Christian – der Arzt – den Kontakt zu Voltaire mit folgenden Worten ab: *Ich habe mit Narren nicht gern zu thun*, und nach einem Hinweis auf Voltaires historische Schriften antwortete er: *Er ist ein gelehrter Narr, ich aber will nur mit weisen Leuten zu thun haben*.⁴⁶ Goethes Kommentar über Joh. Erasmus ist knapp: *Der zweyte ward in den Magistrat aufgenommen und zeigte vorzügliche Talente, die er aber auf eine rabulistische, ja verruchte Weise, wo nicht zum Schaden seiner Vaterstadt, doch wenigstens seiner Collegen in der Folge misbrauchte*.⁴⁷

Während seiner Tätigkeit als Anwalt war Joh. Erasmus u. a. für das Gräfliche Haus Leiningen-Westerburg tätig. Er versuchte diese Beziehungen zu nutzen, um eine Lehnsanwartschaft auf große Besitzungen des Gräflichen Hauses im Busecker Tal, genauer um Reiskirchen, zu erhalten. Hierbei handelte es sich um die Lehen der Familie v. Buseck gen. Münch, die mit dem Tod des letzten Vassallen Friedrich Ludwig v. Buseck gen. Münch im Dezember 1750 an das Gräfliche Haus Leiningen-Westerburg zurückfielen. Nebulös beschreibt Joh. Erasmus einen Vertrag aus dem Jahre 1747, der das Lehen im Busecker Tal betraf. Dieser hätte dem Haus Leiningen-Westerburg große Schwierigkeiten bereiten können und man solle ihn deswegen lieber ihm überschreiben.

Da dies jedoch im Widerspruch zu Leiningen-Westerburgischen Familienverträgen stand, war der Vertrag/die Lehnsanwartschaft ungültig. Der Schätz-

43 Renatus Karl und Karl Christian v. Senkenberg, Renatus Karl und Karl Christian: *An Ihro Kaiserliche und Königliche Majestät allerunterthänigster Gegenbericht unserer der Gebrüder Freyherrn von Senkenberg auf den von Burgermeister und Rath der Stadt Frankfurt unter dem 30. Mai 1796 eingegebenen Bericht, [allerunterthänigste Renatus Karl und Karl Christian Freyherrn von Senkenberg] 1797.*

44 Paul Arnsberg, „Anno 1753: Voltaire in Frankfurt“ in: *Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst*, Heft 56 (1978), S. 37-54.

45 Universitätsbibliothek Gießen Signatur Hs 152 c.

46 Kriegk, (wie Anm. 6), S. 240.

47 Goethe (wie Anm. 38), I S. 170.

wert des Buseckischen Lehnsgutes in Reiskirchen lag damals bei der nicht geringen Summe von ca. 32.500 Gulden.⁴⁸

4. Gießen

Gießen spielte in der Familiengeschichte der Senckenbergs immer wieder eine große Rolle. Neben der Zeit, die Heinrich Christian, der Vater von Renatus Carl, in Gießen zugebracht hatte, gab es intensive verwandtschaftliche Beziehungen zu Bürgern, besonders zu Professoren der Stadt. Als Renatus Carl in Gießen seine Heimat fand, konnte er dort auf bereits bestehende Bindungen zurückgreifen.

4.1 Renatus Carl v. Sen(c)kenberg⁴⁹

Renatus Carl war der älteste Sohn von Heinrich Christian v. Senckenberg und seiner zweiten Frau Sophie Elisabeth v. Palm. Wie sein Vater soll er von kleiner, zarter Gestalt und ungemeiner Lebhaftigkeit gewesen sein.⁵⁰

Er wuchs bei seinen Eltern in Wien auf und wurde zu Hause unterrichtet. Neben Hauslehrern unterrichtete ihn auch sein Vater, der besonderen Wert auf das Studium der alten Urkunden legte. Der Vater bestimmte ein ehrgeiziges Lernpensum. Renatus Carl berichtete später von einer Prüfung, die er im Alter von neun Jahren vor Freunden seines Vaters ablegen musste. Wobei er: *ein paar Stunden lang aus der Historie, Geographie, der Rechenkunst, dem Cornelius Nepos, Justin und ein paar ersten Lebensbeschreibungen des Suetonius zur Zufriedenheit antworten, auch griechisch lesen konnte.*⁵¹

Zeitgleich lehrte ihn ein Diener Französisch, später kam noch Italienisch auf den Lehrplan. Zu dieser Zeit litt der junge Renatus Carl unter anhaltenden schweren nervösen Schwächezuständen, was aber nicht zu einer Herabsetzung seines Lehrplans führte.⁵²

Nach dem Tode seines Vaters begann Renatus Carl im Herbst 1768 ein Rechtsstudium in Göttingen, 1771 studiert er in Straßburg. Bei seinen Kommilitonen galt der scheue Junge, der rastlos lernte und sich den geselligen Freuden des Studentenlebens entzog, als Sonderling. Im Jahre 1772 arbeitete er als Prak-

Renatus Leopold Christian Carl
v. Senckenberg
* 23. Mai 1751 in Wien
+ 19. Okt. 1800 in Gießen
∞ April 1776 in Gießen
Anna Margaretha v. Rauen
* errechnet Januar 1746
24. März 1805 in Gießen

48 Landesarchiv Speyer, Bestand E 6 Reichskammergerichtsprozess 2008.

49 In der gedruckten zeitgenössischen Literatur schreibt er sich meist wie sein Vater mit ck. In handschriftlichen Unterlagen und in seiner Unterschrift wird in der Regel auf das c in ck verzichtet, so dass hier für ihn die alte „Friedberger“-Schreibweise des Namens benutzt wird.

50 Haupt (wie Anm. 19), S. 43.

51 Haupt (wie Anm. 19), S. 9.

52 Haupt (wie Anm. 19), S. 10.



Abb. 6: Renatus Carl v. Senkenberg

tikant im Reichskammergericht in Wetzlar. Unterbrochen wurde sein Praktikum von Verwaltungstätigkeiten, die die Stiftung seines Onkels in Frankfurt von ihm forderte. Renatus Carl war nach dem Tode des Onkels mit der obersten Aufsicht über die Stiftung betraut worden. Ein Amt, das nach Tod des Onkels, als die Stiftung noch nicht fertig eingerichtet war, viel Zeit erforderte. Im Jahre 1773 kam er ans Reichskammergericht nach Wetzlar zurück. Am Ende des gleichen Jahrs unternahm er eine Reise nach Italien, wo er eine Audienz bei Papst Clemens XIV. hatte, den Hof des Königs von Neapel besuchte und in die Akademie der Arkadier aufgenommen wurde. Unter dem ihm dort verliehenen Namen Polydorus Nemeaeus veröffentlichte Renatus Carl später seine

Sammlung lateinischer und griechischer Dichtungen.⁵³

Im Jahre 1775 trat er eine unbezahlte Stelle als Assessor beim Landgrafen in Gießen an. Im folgenden Jahr heiratete er Anna Margaretha v. Rauhen und die Geburt des einzigen Kindes, der Tochter Sophia, erfolgte im Jahre 1777. Im März 1780 wurde er zum Regierungsrat ernannt. Die Tätigkeit des praktischen Juristen gefiel ihm immer weniger und lag ihm scheinbar auch nicht. Seine in den folgenden Jahren unternommenen Versuche, sein Arbeitsfeld zu verändern, wurden von seinem Schwager Grolmann durch scharfe Kritik an der amtlichen Tätigkeit von Renatus Carl unterbunden. So reichte Renatus Carl im Dezember 1783 sein Entlassungsgesuch ein.⁵⁴ Im Januar 1784 wurde er aus dem Staatsdienst entlassen. Auf Grund seiner guten Vermögensverhältnisse war ihm immer wieder eine besoldete Stellung verwehrt worden. Sein Ziel war es nun, seinem wissenschaftlichen Interesse nachzugehen; doch was für ein Mensch war Renatus Carl?

Auf einer Gießener Gedenktafel und der Straßenbeschilderung finden sich verschiedene Charakterisierungsbeschreibungen.

Gelehrter Schriftsteller, Historiker: Aus dem oben genannten wissenschaftlichen Interesse heraus, entsprangen seiner Feder im Laufe der folgenden Jahre mehrere Sammlungswerke, so 1787 der zweite Band seiner „*Mediationes*“. 1789 konnte er den zweiten Band der von Lipenius gegründeten großen juristischen Bibliographie „*Bibliotheca realis juridica*“ erscheinen lassen. Ab 1790 tritt seine juristische Schriftstellerei etwas in den Hintergrund. Er widmete sich nun stärker

53 Haupt (wie Anm. 19), S. 14 f.

54 Haupt (wie Anm. 19), S. 54.

historischen Arbeiten. 1797 erschien sein belletristisches Werk: „*Charlotte Gorday oder die Ermordung Marats*“.

Auch hier legte sein Schwager, der Regierungsrat Grolmann, Renatus Carl bei seinen Studien Steine in den Weg. Grolmanns Antrag verwehrte Senkenberg die Einsichtnahme in die Akten der Gießener Registratur bei seinen Forschungsvorhaben. Grolmann wollte *damit der Gefahr vorbeugen ... , dass den Interessen des Fiskus nachteilige Urkunden bekannt gemacht würden*.⁵⁵

Stifter seiner Bibliothek: Renatus Carl hatte von seinem Vater dessen Bibliothek geerbt. Im Laufe vieler Jahre konnte er deren Bestände deutlich erweitern. 1791 wird diese als unter den „*dasigen Privatbibliotheken die ansehnlichste*“⁵⁶ beschrieben. Mit seinem Tod im Jahre 1800 kam dieser Bücherbestand an die Universität Gießen. Er bestand aus circa 16.000 Bänden, hauptsächlich zum Thema Rechtswissenschaft und Geschichte. Dazu kamen über 900 Handschriften und eine Urkundensammlung. Mit dieser Büchersammlung verdoppelte sich der Buchbestand der Universität.⁵⁷ Zusammen mit seiner Bibliothek vermachte Renatus Carl der Universität sein zwei Jahre zuvor gekauftes Haus am Brand⁵⁸ in Gießen. Dieses Haus wurde als eines der größten Wohnhäuser in Gießen beschrieben und hierin sollte seine Bibliothek weiterhin aufgestellt bleiben. Ein Bibliothekar und ein Diener sollten hier Wohnung finden. Zudem gehörte zu diesem Vermächtnis noch eine Summe von 10.000 Gulden zur Unterhaltung von Haus und Bibliothek, sowie zur Bezahlung des Bibliothekars und des Dieners.⁵⁹ Erster Bibliothekar wurde der Jurist Carl Ludwig Wilhelm v. Grolmann, Neffe, Patenkind und Schüler von Renatus Carl. Da Grolmann bekanntermaßen eine sehr schöne Handschrift hatte, darf spekuliert werden, ob Renatus Carl bereits bei seiner „*Stellenbeschreibung*“, es solle der jüngste Professor der Rechtswissenschaft oder Geschichte mit der schöneren Handschrift Bibliothekar seiner Bestände werden, speziell seinen Neffen dafür ins Auge gefasst hatte.⁶⁰

Aus organisatorischen Gründen musste die Senkenbergische Bibliothek später, entgegen dem ausdrücklichen testamentarischen Wunsch von Renatus Carl, mit der Universitätsbibliothek zusammengelegt werden. Noch heute erinnert eine Tafel in der Eingangshalle der Universitätsbibliothek an dieses Vermächtnis.

Patriot: Im Leben von Renatus Carl gibt es eine recht unangenehme Geschichte, die sein Leben stark prägte. Es war ein Vorfall im bayrischen Erbfolgekrieg 1778/79. Österreich wollte, nach dem Aussterben der bayrischen Wittels-

55 Haupt (wie Anm. 19), S. 29.

56 Seelbach, Ulrich: *Ein mannigfaltiger Schatz; Die mittelalterlichen Handschriften*. online: <http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2010/7374/> [01.10.2012], S. 48.

57 Bernhard Friedmann, „Sponsoren, Mäzene, Stifter in der Geschichte der Universitätsbibliothek“ in: *Festschrift der Universität Gießen*, http://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2010/7382/pdf/UB_Festschrift_2007_258_283.pdf, S. 267.

58 So der frühere Name des Landgraf-Philipp-Platzes.

59 Siehe sein Testament im Anhang.

60 Karl Esselborn, „Karl Ludwig Wilhelm von Grolman in Gießen“ aus: *Archiv für Hessische Geschichte* 5/1907, S. 406-461, hier S. 426 f.

bacher, seine Ländereien und Macht erweitern. Deswegen erhoben sie Anspruch auf Niederbayern und die Oberpfalz. Preußen wollte jedoch diese Gebiete ebenfalls in Besitz nehmen.

Renatus Carl, der von seinem Vater früh mit dessen Arbeit vertraut gemacht wurde, ihm beim Abschreiben von Urkunden geholfen hatte und selber Jurist war, meinte sich an eine Urkundenabschrift aus dem Jahre 1429 zu erinnern, die sich im Nachlass seines Vaters befand. Darin wären die Habsburgischen Ansprüche negiert worden. Diesen Hinweis gab er, nach intensiven Beratungen mit befreundeten Juristen und gegen den Wunsch des hessischen Landgrafen, an die Kurpfälzische Regierung in der Hoffnung, kriegerische Auseinandersetzungen zu verhindern – Renatus Carl hatte sicherlich die besten Absichten. Mit seiner Aktion gefährdete er jedoch so manch politisch neutralen Standpunkt. Hier hieß es im besten Fall nun, sich zu Senkenberg bekennen oder ihn zu verleugnen. Das Original der Urkundenabschrift wurde nie gefunden, die Abschrift als Fälschung deklariert. In Österreich wurde Renatus Carl zur *Persona non grata* erklärt. Bei einem Besuch in Wien, um die Abschrift zu besorgen und den Sachverhalt zu klären, wurde er festgesetzt, verhört und mit einem Ausreiseverbot belegt. Sieben Monate musste er in Wien bleiben, bis man ihn der Stadt und der Österreichischen Lande auf Dauer verwies. Wie weitreichend diese Aktion für seine gelehrte Tätigkeit war, ersehen wir an dem Antrag seines Schwagers Grolmann ihm die Einsichtnahme in die Gießener Registratur zu verweigern.

Die Sehnsucht nach seiner Geburtsstadt bewegten Renatus Carl im Jahre 1790 dazu, den Kaiser anzuschreiben und um die Aufhebung des Bannes zu bitten, was 1792 geschah. So konnte er 1794 noch einmal seine Vaterstadt besuchen.⁶¹

Doch nicht nur die gut bekannte öffentliche Seite des Renatus Carl wurde auf den Tafeln und Schildern bewahrt, die dortige Bezeichnung Menschenfreund spielt auf seine privatere Natur an und ist speziell für den Großraum Gießen zutreffend.

Menschenfreund: Um diesen Charakterzug zu verstehen, sollte man sein Testament anschauen. Neben den Testamentsbestimmungen zur Verwendung seiner Bibliothek gibt es noch zahlreiche andere Punkte, die bisher in der Betrachtung seiner Person kaum angesprochen wurden.

Legate an die Angestellten waren bei vermögendere Personen durchaus üblich und finden sich auch in seinem Testament. Zusätzlich hat er stattliche Summen – je 1.000 fl – an den Stadtkirchenkasten und den Burgenkirchenkasten vermacht. Die Zinsen sollten an die Prediger der Kirchen gehen, *ohne dass man ihnen diese Summe an anderer Stelle abzog*. Auch der Armenkasten der Stadt Gießen bekam 1.000 fl, wobei die Zinsen jedes Jahr an eine arme Familie – die seine Tochter oder die Prediger aussuchten – ausgezahlt werden sollten. Den Rest seines Vermögens vermachte er seiner Tochter, wovon sie jedoch jährlich 10 % des Ertrages an Arme und Notleidende verteilen sollte. Seine notleidenden Pa-

61 Haupt (wie Anm. 19), S. 32.

tenkinder und die ärmeren Anverwandten⁶² sollten ebenfalls von ihr bedacht werden.

Diese Bestimmung wurde jedoch nichtig. Renatus Carl war gerade in Frankfurt, wo er als Geschäftsführer der Dr. Senckenbergischen Stiftung zu tun hatte, als seine Tochter an den Blattern erkrankte. Man warnte ihn vor der Heimkehr nach Gießen. Er solle in Frankfurt bleiben, bis die Krankheit überwunden sei. Doch er wollte zu seinem Kind, pflegte sie sogar, als er in Gießen angekommen war – und erkrankte ebenfalls an den Blattern. Er starb drei Wochen nach dem Tode seiner Tochter. Zuvor hatte er sein Testament noch geändert. Haupterbe war nun sein einziger Enkel Carl v. Buseck, ein Kleinkind.

Da seine Tochter nicht mehr jährlich 10% ihrer Erträge aus der Erbschaft für Arme und Notleidende spenden konnte, kam ein neuer Zusatz ins Testament: *Fünftens, vermache ich allen meinen Schuldnern, in hiesiger Stadt, auch dem ganzen Oberfürstenthum, die honoratiorees mit eingeschlossen, das was sie mir schuldig sind, per legitime liberationis zurück und soll mehrgedachte meine Frau, als einzige Nutznießerin meines Vermögens, die Obligationen oder Scheine über alles dergleichen, sämtlichen Schuldnern zurückzugeben oder zu schicken gehalten seyn.*

Damals waren Privatkredite üblich. Wer Geld brauchte, lieh es sich gegen Verzinsung bei reicheren Personen. Auch Renatus Carl war solch eine ‚Privatbank‘. So listet zum Beispiel das Hypothekenprotokoll 1750-1800⁶³ der Stadt Gießen Kleinkredite zwischen 100 und 240 Gulden von Renatus Carl an Gießener Bürger auf. Seine Vergabe von Kleinkrediten findet sich auch außerhalb von Gießen. So bekam 1789⁶⁴ Adam Paul von Beuern 200 Gulden von Renatus Carl geliehen. Mit seinem Tode wurden nun alle noch offenen Schulden als getilgt betrachtet: Ein wahrer Menschenfreund. Sein Zeitgenosse und Freund Nebel⁶⁵ beschreibt ihn folgendermaßen: *Notleidenden war er der theilnehmendste Freund, und er theilte mit freigebiger Hand reiche Spenden unter sie aus.* So manche gute Tat vom ihm sollte im Ansatz stecken bleiben. So schrieb er im Jahre 1797 acht Seiten zum Thema: *Ueber die Frage: ob und in wieferne die von einzelnen Gemeinden oder Personen gelittene Kriegsschäden vom ganzen Lande zu ersetzen sind? Insbesondere meinen lieben Mitbürgern in Giessen gewidmet.* Die Schrift sollte für 12 Kreuzer zugunsten der Abgebrannten von Leihgestern und Lisberg verkauft werden, schaffte es jedoch nicht bis in den Buchhandel.⁶⁶

Einige Anekdoten berichten uns von einer gewissen Zerstreutheit des Renatus Carl: *In das Grolman'sche Haus auf dem Brand zu einer Abendgesellschaft eingeladen, nahm S[enckenberg] den Weg durch die Brandgasse, verfehlte den Weg an der Kommandantenwohnung und ging, in Gedanken vertieft die steinerne Treppe hinunter in den Bach. Er*

62 Lt. Nebel, *Dem Andenken jüngst=verstorbenen Hessen geweiht. I. Frbr. von Senckenberg, in Justi, Hessische Denkwürdigkeiten.* Theil 3, Marburg 1802 S. 418-434, hier S. 430 bezieht sich dies explizit auf die Gollheimer Linie der Senckenbergs in der Pfalz.

63 Im Stadtarchiv Gießen.

64 HStAD, Signatur C 4 Nr. 45/11 Blatt 332.

65 Nebel (wie Anm. 62), S. 425.

66 Strieder (wie Anm. 25), S. 264 f.

wurde seinen Irrtum erst gewahr, als er Nässe an seinen Füßen empfand, kehrte dann, abermals von seiner Zerstreutheit hingerissen, nicht zum Wechseln der Kleider nach Hause zurück, sondern trat mit Schlamm bedeckt, in die Gesellschaft ein⁶⁷ oder dass er einst als Gast an fremdem Tische die ihm gereichte Suppe bei den anderen Gästen mit der Krankheit seiner Frau entschuldigte.⁶⁸

4.2 Sophia v. Senkenberg

Sophia Margaretha Christina
v. Senkenberg

* 26. Aug. 1777 in Gießen
+ 29. Sept. 1800 in Gießen
∞ 28. Febr. 1799 in Gießen

Carl Philipp Wilhelm v. Buseck

* 7. Mai 1776 in Reichelsheim
+ 25. Nov. 1852 in Butzbach

Sophia war das einzige Kind von Renatus Carl v. Senkenberg und seiner Frau Anne Margarethe v. Rauen. Die Mutter wurde vom Vater als kränklich beschrieben, er selber wurde gerade ausführlich beschrieben.

Man darf daraus schließen, dass Sophia recht behütet aufgewachsen ist. Ob sie eine Schule besuchte, oder ausschließlich von ihrem Vater⁶⁹ unterrichtet wurde, ist nicht bekannt. Sophia soll fromm und belesen gewesen sein. In einer Fassung seines Testamentes verfügte der Vater ihr den freien Zutritt zu seiner – der Universität gestifteten – Bibliothek. Sie durfte sich an Literatur, Andachtsbüchern ob in deutscher oder französischer Sprache ausleihen was sie mochte. Demnach beherrschte sie Französisch gut genug, um zur Erbauung Bücher in dieser Sprache zu lesen.

Als einziges Kind in diesem gebildeten Haushalt dürfte ihr Umgang mit jungen Männern meist aus strebsamen, ruhigen, wohlgezogenen Herren bestanden haben – und aus ihren Cousins, den Brüdern v. Grolmann.

Der mit seiner Cousine Sophia gleichaltrige Ludwig fragt in einem Brief an seinen Bruder Adolf spaßig an: *Hast Du Deine Netze noch nicht nach der reizenden Fr. v. S. (der ich in parentesi meine gar höfliche Empfehlung zu machen bitte) ausgeworfen, oder denkst Du brüderlich genug, mir dieses fette Bißchen nicht warm vom Maule wegschnappen zu wollen?*⁷⁰ Ludwig v. Grolmann trauert bald darauf mit seinem Onkel Renatus Carl um Sophie mit den Worten: *Wenn aber ein Freund, der mit Ihrem Glück zugleich die Freude seines Lebens dahinvuelken sieht, mit Ihnen eine Träne weint, so ist Ihnen der doch willkommen? Schrecklich waren die Empfindungen, die der Brief meiner guten Mutter, worin sie mich von dem Tode Ihrer Tochter benachrichtigte, bei mir erregten. Stumm sah ich vor mich hin, einzelne Tränen entquollen meinen Augen.*⁷¹ Ob Ludwig ernsthaft Sophie zugetan war, oder es sich um eine herzliche Freundschaft zu ihr handelte, bleibt ungewiss. Sophies Zuneigung gehört einem anderen, nämlich Carl v. Buseck. Leider ist nicht überliefert, wo und wie sich das Paar kennengelernt hatte. Charmant

67 Haupt (wie Anm. 19), S. 59.

68 Haupt (wie Anm. 19), S. 43.

69 Er unterrichtete sie nachmittags in Religion, Schreiben und Rechnen.

70 Esselborn, Karl: „Ludwig von Grolman“ – Ein Lebensbild aus *Hessische Geschichte und Altertumskunde*, Neue Folge, Band 7, Darmstadt 1910.

71 Esselborn (wie Anm. 70).

muss der Rittmeister à la suite Carl v. Buseck gewesen sein, vielleicht auch fesch anzusehen in seiner Uniform. Er scheint ihr Herz im Sturm erobert zu haben, denn einer längeren Brautwerbung und dem damit verbundenen Einblick in seinen Charakter und seine Situation hätte der Bräutigam wohl nicht standgehalten. Der Schwiegervater beschrieb ihn später in seinem Testament als einen *Wurm, der sie nie glücklich gemacht, und zuletzt gar in mein Haus zurück genöthigt hat. Jemand, der das seinige während der 15 Monate, dieser bei meiner Tochter zugebracht, mit Pferden, Karten und liederlichen Weibspersonen durchgebracht, meiner Tochter aber kaum das nothdürftigste in die Haushaltung gegeben hat.* Aus Unterlagen zu seinem weiteren Leben wissen wir von unehelichen Kindern,⁷² von Wirtshausschlägereien, von Misshandlungen und Schulden. Von einer zwielfichtigen Reise nach Amerika, die sehr nach Flucht vor dem Schuldturn aussieht, und vom Verlust des Familienbesitzes. Auf der anderen Seite war er in der Legislaturperiode 1820-24 als Abgeordneter der Liberalen (Vormärz und 1848/49) für den Wahlbezirk Vilbel in der 2. Kammer des Landtags des Großherzogtums Hessen.⁷³ Eine schillernde Persönlichkeit.

Doch zurück zu Sophia. Im Alter von 21 Jahren heiratete sie ihren Rittmeister Carl v. Buseck. Die Eltern gaben ihr als Mitgift ein Haus mit in die Ehe. Es lag in der Walltorstraße und dürfte ihr Elternhaus gewesen sein. Dort verbrachte sie die 15 Monate ihrer Ehe verbracht und gebar vielleicht ihren Sohn Carl, bevor sie zu ihren Eltern auf den Brand zurückzog. Von einem Nachruf auf ihren Vater wissen wir, dass Sophia zum zweiten Mal schwanger war,⁷⁴ als sie an den Blattern erkrankte und im September 1800 daran verstarb.

Vor ihrem Tod war scheinbar an eine Scheidung gedacht worden. Ihr Vater schrieb in seinem Testament *falls sie auch wirklich mit ihm in Unterhandlungen, einer freiwilligen Ehescheidung wegen stehet* – was er grundsätzlich *wenn beiderseitige Gemüther sich nicht zu der genauen Harmonie*⁷⁵ zusammenfinden, begrüßte – an deren Zustandekommen er jedoch seine Zweifel hatte. Meinte er doch, dass im Falle seines Ablebens sein Schwiegersohn Sophia *um die ansehnliche Erbschaft in seine Hände zu bekommen, durch glatte Worte und süße Versprechungen, oder welche Künste er auch wäre wieder an sich ziehen möchte.*

So war das Testament von Renatus Carl mit zahlreichen Klauseln versehen, die dazu dienten, seiner Tochter und dem Enkel zwar das Senkenbergische Vermögen zu sichern – dem Schwiegersohn jedoch so wenig wie möglich davon in die Hände fallen zu lassen. Für diesen Fall würde die Tochter aufs Pflichtteil gesetzt und der Enkel Carl v. Buseck sollte alles erben, jedoch sollte dieses Erbe

72 Siehe HStAD, Signaturen G 26 A Nr. 473/40 und G 26 A Nr. 473/41.

73 Hans Georg Ruppel und Birgit Groß, *Hessische Abgeordnete 1820-1933. Biographische Nachweise für die Landstände des Großherzogtums Hessen (2. Kammer) und den Landtag des Volksstaates Hessen.* Darmstadt 1980. Darmstädter Archivschriften 5.

74 Nebel (wie Anm. 62), S. 426.

75 Senkenberg (wie Anm. 30), S. 9; bezieht sich dort jedoch auf die Trennung seines Onkels Johann Christian von seiner dritten Ehefrau.

bis zum 25. Geburtstag des Enkels von der fürstlichen Regierung zu Gießen verwaltet werden.

4.3 Anna Margaretha v. Senkenberg geb. v. Rauen

Nach dem Tod der Tochter Sophia musste Renatus Carl sein Testament auch in Bezug auf die Versorgung seiner Frau ändern. Zuvor sollte sie lediglich die im Ehevertrag zugesprochenen Vermögenswerte erhalten. Das Haus am Brand, welches Renatus Carl zusammen mit seiner Bibliothek der Universität vermacht hatte, hätte der Witwe als Wohnsitz nicht weiter zur Verfügung gestanden. Renatus Carl war davon ausgegangen, dass die Tochter nach seinem Tode in ihr Haus in der Walltorstraße ziehen würde, welches sie als Mitgift erhalten hatte, oder aus dem Erbe ein anderes Haus kaufen würde. In diesem Haus hätte dann die als schwächlich beschriebene Mutter Unterkunft gefunden. Nun sicherte Renatus Carl seiner Frau ein lebenslanges Wohnrecht im Haus am Brand zu. Sie sollte „nach hiesigem Stadtgebrauch“ in allen Hinterlassenschaften ihres Mannes bleiben. Die Bestimmungen zum Erbe des Enkels Carl v. Buseck sollten erst nach dem Tod der Großmutter in Kraft treten.

Wie bereits Renatus Carl versuchte auch seine Witwe das Vermögen vor dem ungeliebten Schwiegersohn Carl v. Buseck zu schützen. Sie wählte dazu das Instrument des Fideikommiss,⁷⁶ in dessen Nutzung sie nach ihrem Enkel ihre beiden Schwestern Anna Sophia verh. v. Grolmann und Elisabetha Christina Theodora verh. Theuthorn und deren Nachfahren einsetzte. Dieses Fideikommiss sollte zum Tragen kommen, wenn beim Tode des Universalerben, ihres Enkels Carl v. Buseck, verschiedene vorherbestimmte Faktoren zusammenträfen. Dem war tatsächlich so und fast 70 Jahre nach Errichtung ihres Testaments musste über ihr Vermögen neu entschieden werden,⁷⁷ nachdem ihr Enkel im Jahre 1870 nach einer kinderlosen Ehe verstarb.

5. Renatus Carl v. Senkenbergs Wohnsitze in Gießen

Als Renatus Carl v. Senkenberg in Jahre 1800 verstarb, lebte er im Haus am Brand⁷⁸ (heute Landgraf-Philipp-Platz), ein Gelände, auf dem heute das Gebäude des Regierungspräsidiums steht. Renatus Carl hatte das Haus erst zwei Jahre vor seinem Tod gekauft.⁷⁹ Er lebte jedoch bereits seit 1775 in Gießen. In diesem Jahr wurde Renatus Carl v. Senkenberg als unbesoldeter Assessor der landgräflichen Regierung in Gießen angestellt.⁸⁰ Für die Anfangszeit dürfen wir davon ausgehen, dass Renatus Carl nicht in einem eigenen Haus wohnte. Wenn es nach überlieferten Kaufverträgen oder Eintragungen in Brandkataster oder

76 Durch Stiftung geschaffenes, unveräußerliches und unteilbares, einer bestimmten Erbfolge unterliegendes Vermögen, das üblicherweise auch nicht belastet werden durfte. Meist hat der Erbe (Fideikommissbesitzer) nur den Nießbrauch am Vermögen.

77 HStAD, Signatur F 28 Gießen F Nr. 6150.

78 Auf der unten eingefügten Karte von Pfronner 1754 handelt es sich um das Haus Nr. 14.

79 HStAD, Signatur G 26 A Nr. 406/4.

80 Jung/Uhlich (wie Anm. 1), S. 24.

Besteuerungsverzeichnissen geht, war das Haus am heutigen Landgraf-Philipp-Platz das einzige Haus in seinem Besitz. Im Folgenden soll versucht werden, einen früheren Wohnsitz oder gar Hausbesitz in Gießen nachzuweisen.

Im November 1801 ließ der Rittmeister Carl v. Buseck ein freiadeliges Haus nebst Zubehör in der Walltorstraße zum Wohle seines Kindes meistbietend versteigern. Das Haus wurde in der Anzeige als *das ehemalige von Senkenbergische, nunmehr dem Kind des Hrn. Rittmeisters von Buseck zugehörig*⁸¹ bezeichnet.

Dieses Haus hatte des Rittmeisters Frau Sophia als Mitgift mit in die Ehe gebracht. Mit ihrem Tod kam es in den Besitz ihres Sohnes, in dessen Namen es der Vater nun verkaufte. Beide Senkenbergs hatten in ihren Testamenten darauf geachtet, dass der Rittmeister keinen Zugriff auf ihr Vermögen bekam. Obwohl der Enkel Carl v. Buseck ihr Haupterbe war, sahen Klauseln vor, dass, sollte der Vater versuchen Zugriff auf das Erbe zu erlangen, der Enkel lediglich auf das Pflichtteil gesetzt wurde. Auf das Haus in der Walltorstraße hatten die Großeltern jedoch keinen Zugriff mehr und der Rittmeister wollte es verkaufen. Der Versuch der Großmutter Anna Margaretha v. Senkenberg, das Kaufgeld für das Haus zu erhalten, scheiterte. Das Gericht entschied für den Kindesvater.⁸²

Scheinbar handelt es sich um ein Haus an der Ecke Walltorstraße/Hundsgasse.

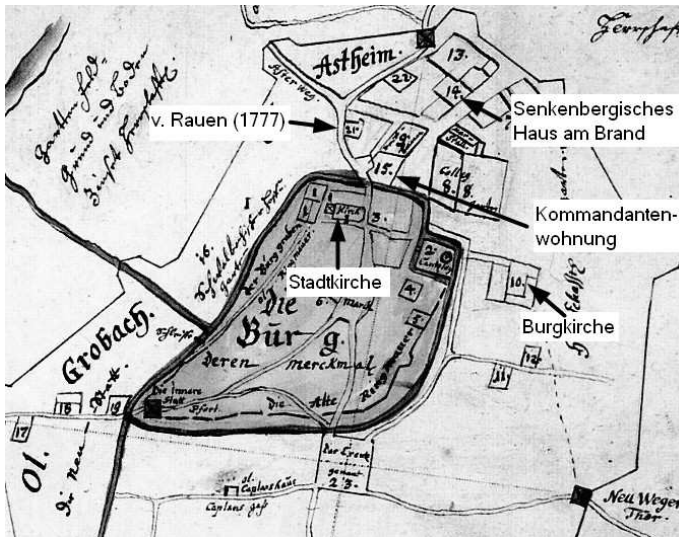


Abb. 7: Dem Ausschnitt aus der Karte von Pronner von 1754 wurden zur Verdeutlichung Besitzernamen eingefügt.

81 *Giessener Anzeigungs-Blättchen* Nr. 46 vom 14. November 1801.

82 Wegen des Hausverkaufes kam es zum Prozess zwischen dem Rittmeister Carl v. Buseck und seiner Schwiegermutter v. Senkenberg. Unterlagen dazu finden sich im HStAD in der Akte Signatur G 28 Gießen Nr. F 6150 unter Litt C zu I. sub 2. Im Haus wohnte zum Zeitpunkt des Verkaufes die Obristin v. Dresky Wittib zur Miete. Fr. v. Dresky verweigerte die Räumung des Hauses.

Folgende Konstruktion lässt diesen Schluss zu: Die Schwiegermutter von Renatus Carl, Anna Margaretha v. Rauen geb. Raumburger zu Frankfurt, kaufte im Jahre 1777 ein Haus in Gießen in der *Wallpforter Straße*.⁸³ Verkäufer waren Professor Dr. jur. Christian Hartmann Samuel Gatzert und dessen Ehefrau Katharina Ernestina Sophia geb. Haberkorn. Beide hatten das Haus erst wenige Jahre zuvor vom hessen-darmstädtischen Regierung- und Konsistorialrats Hans Mathias v. Schwartzenu und dessen Ehefrau Anna Maria Henriette geb. Cellarius erworben.⁸⁴ Aus dem Kaufvertrag von 1774 geht folgendes zum Haus hervor: Es liegt in Gießen in der *Wallpforter Straße* zwischen Johann Henrich Lynker und der gemeinen Gasse. Es war ein freiadeliges, niemandem verschriebenes oder verpfändetes Wohnhaus mit dazugehörigem Hof, Scheune, Stallung und *beiden hinter Gärten*. Der *hinter Garten* zinst 8 albus 1 ½ kreuzer Grundzins an die fürstliche Renterei und auf dem Hof lagen 1 albus 1 kreuzer Zins ins Rathaus. Zu Landgraf Georg seel. Gedächtnis wurde am 15. April 1645 dieses Haus mit einer *beigelegten adelichen Real-Freiheit* versehen.

Die oben abgebildete Karte von Pfronner aus dem Jahre 1754 nennt zur Nummer 21 den Besitzer v. Schwartzenu. Das Haus liegt an der heutigen Walltorstrasse. Die Abfolge der Besitzer lässt vermuten, dass es sich bei dem 1801 von Carl v. Buseck im Namen seines Sohnes Carl verkauften Haus um das in der Karte mit Nummer 21 bezeichnete Haus der Familie v. Schwartzenu (in Abb. 7 = v. Rauen) handelt.

Als Anna Margaretha v. Rauen geb. Raumburger das Haus 1777 kaufte lebten zwei ihrer wohlverheirateten Töchter bereits in Gießen. Anna Sophia, die Adolf Ludwig Grolmann geheiratet hatte und Anna Margaretha, die erst im Jahr zuvor die Ehe mit Renatus Carl v. Senkenberg geschlossen hatte. In diesem Haus wird das Ehepaar Senkenberg – wohl mit der Schwiegermutter v. Rauen zusammen – wahrscheinlich gewohnt haben, bevor sie das Haus am Brand erwarben. Dies geschah nur wenige Monate vor der Eheschließung der Tochter Sophia mit Carl v. Buseck. Eventuell in der Erwartung, Sophia dieses Haus in der Walltorstraße zur Mitgift zu geben.

Dies passt auch zu einem Eintrag im Hypothekenbuch⁸⁵ von Gießen, wonach ein Haus in der Lindengasse an die Senkenbergischen Gärten stößt und zu der oben beschriebenen Anekdote, in der Renatus Carl durch die Brandgasse ging, um einer Einladung zum Abendessen bei seinem Schwager Grolmann nachzukommen.

83 HStAD, Signatur G 26 A Nr. 406/3.

84 HStAD, Signatur G 26 A Nr. 406/1.

85 Stadtarchiv Gießen Hypothekenprotokoll 1750-1800.

6. Senckenbergische Familienwappen

Für die Familie Senckenberg sind verschiedene Wappen überliefert.

Johannes Senckenberg nutzte 1649 und 1671 in Friedberg ein Wappen, welches mit dem Mörser in den Pranken des stehenden Löwen sichtlich auf seine Tätigkeit als Apotheker anspielt.⁸⁶ Dieses Wappensiegel gebrauchten in Friedberg noch sein Sohn und der Enkel Otto Rudolf weiter. Erst der Enkel Johann Heinrich, der zwar das Apothekerhandwerk erlernt hatte, doch die väterliche Apotheke nicht übernahm und sich als Waagemeister, Winzer, Weinschenk, und Handelsmann verdingte und später einen Krämerladen mit Spezereien führte, legte sich ein neues Wappen zu indem seine Berufe berücksichtigt wurden.⁸⁷



Abb. 8: Wappen der Friedberger Senckenbergs



Abb. 9: Wappen der Troppauer Senckenbergs

Bereits aus Troppau ist ein bürgerliches Wappen Senckenberg überliefert. Hier handelt es sich um die Darstellung eines brennenden Berges im Schild und einem fünfstrahligen Stern zwischen den Füllhörnern auf dem Helm. Dieses Wappen nutzte der nach Frankfurt übergesiedelte Arzt Johann Hartmann Senckenberg.⁸⁸

Im Jahre 1751 wurden Heinrich Christian und sein Bruder Johann Erasmus in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Kriegk erläutert: „Zu den Eitelkeiten des

86 Jung/Uhlich (wie Anm. 1), S. 7; *Im Feld hinter dem Mörser steht ein rechts gekehrter Löwe, in den Pranken den Stampfer haltend. Helmzier: Aus einem Wulst ein wachsender, rechtsgekehrter Greif.*

87 Jung/Uhlich (wie Anm. 1), S. 10; *Feld geteilt durch einen mit 2 sechsstrahligen Sternen belegten Schrägbalken, oben eine sendende Gesichtssonne, unten ein Dreiberg. Helmzier: Linksblickender Winzer, wachsend, die Rechte in die Hüfte gestemmt, die Linke den Karst (=zweizinkige Hacke) geschultert. Decken: Rebenlaub.*

88 Jung/Uhlich (wie Anm. 1), S. 21.

damaligen Frankfurter Lebens gehörte auch das Erkaufen des Adels⁸⁹. Der Adelsstand erforderte ein neues Wappen. Die beiden Brüder trugen in ihrem reich unterteilten Wappen⁹⁰ unter anderem weiterhin den brennenden Berg und den Stern.



Abb. 10: Reichsfreiberrennwappen der Senckenbergs



Abb. 11: Wappen des Stiftungsbriefes von Johann Christian Senckenberg

Der Arzt Johann Christian Senckenberg hatte dafür, dass sich seine Brüder adeln ließen, wenig Verständnis. A. de Bary⁹¹ möchte dessen Worte aus den Briefen an den Bruder nach Wien gar nicht wörtlich wiedergeben. Das Angebot seines Bruders Heinrich Christian, auch ihm zum Adelsstand zu verhelfen, schlägt er empört aus. Seine drastische Meinung zu diesem Thema drückte er mit folgenden Worten aus: *Wenn ich dies annähme, so würde ich mir vorkommen, als mesallirte ich mich und träte von redlichen, weisen und vernünftigen Leuten in einen Haufen Diebe und Esel über.* Oder noch drastischer: *Ein ehrlicher Mann ist mehr als aller Adel und Baron. Wenn mich einer zum Baron machte, ich wollte ihn einen Hundsfott oder auch einen Baron selbst schelten. So lieb sind mir alle Titel.*⁹² So verwundert es nicht, dass der Stiftungsbrief der Dr. Senckenbergischen Stiftung ein Wappen trägt, das dem väterlichen gleicht.

89 Kriegk, (wie Anm. 6), S. 51.

90 Jung/Uhlich (wie Anm. 1), S. 23; *Adelswappen: Feld geviert, rechts oben und links unten goldene Eule auf blauem Grund. Links oben und rechts unten auf rotem Grund drei goldene Sterne 2:1. Als Herzschild in Silber auf schwarzem Berg eine rote sengende Flamme. Helmzier: in der Mitte goldne Freiberrenkrone, darauf ein schwarzer Adler, rechtsblickend. Auf den Helmen rechts und links davon ebenfalls je eine Freiberrenkrone, darauf rechts eine goldene Eule, rechtsblickend, links zwei Füllhörner golden geteilt, dazwischen ein sechsstraliger goldener schwebender Stern.*

91 A. de Bary (wie Anm. 32), S. 162.

92 Beide Zitate aus A. de Bary (wie Anm. 32), S. 162.

Anhang:
Testament des Renatus Carl v. Senkenberg ⁹³

I[n]. G[ottes]. N[amen]. A[men].

Die Ungewißheit aller menschlichen Dinge insonderheit der Stunde, welche mich aus dieser Welt ab – und vor Gottes Gericht stellen wird, und vorzüglich der neulich erfolgte ganz plötzliche Todesfall meines Friends, des R. R. Schmidts⁹⁴ zu Gießen, hat mich bewogen, anjetzt da ich mich Gottlob! bei ganz ungeschwächten Leibes- und Seelenkräften befinde, alles in Ansehung meiner zeitl. Güter so einzurichten daß, selbst auf den Fall eines eben so plötzl. Todes welchen doch Gott in Gnaden von mir abwenden wolle, ich desfalls mich in nichts übereilt finden möge,

Und zwar vermache ich

1. Meiner I[lieben]. Frau dasjenige, was ihr den Ehepacten nach bereits bestimmt ist.
2. Meinem I[lieben]. Bruder, und dessen ihn so sehr beglückenden Gattin, verlasse ich meine Ringe, und bitte beide, solche zu meinem Andenken zu tragen, übrigens aber Gott und der Tugend treu und einander mit aufrichtiger inniger Liebe zeitlebens verbunden zu bleiben, damit wir uns dereinst alle drei fröhlich und seelig wiedersehen. Ausserdem vermache ich auch m. Bruder als meinem bestimmten Nachfolger in der Oberaufsicht über die Familienstiftung zu Frankfurt noch weiter, die kleine in denen dort uns zur Wohnung und Bequemlichkeit zustehenden vier Zimmern des Stiftungshauses befindl. Einrichtung an Bettwerk, Kommoden, Schränken, Büchern u. s. w.

(NB:) *Im Bilder-Zimmer gehört nichts mein, im Bibliothek-Zimmer alles. In der grünen Stube mit den Ofen, sind die Stühle, der Tisch, der Spiegel, und der zunächst an demselben stehende Schreib-Kommode, in der Schlafstube aber die Stühle, die Bilder, der eichene Kommode, der kleinere Spiegel, der längliche Tisch am Bett, und die schwarze Kiste, der Stiftung.*

Alles andere, wie auch was inwendig in den Kommoden, u.s.w. ist, steht mir zu, und gehört also zum Vermächtniß.

3. Von meinen Hausleuten, mann- und weiblichen Geschlechts, so viele bei m. Tode vorhanden seyn werden

/hier sind zwei Zeilen im Original-Testament weggerissen :/ ⁹⁵

93 Nach einer Abschrift der Universitätsbibliothek Gießen Signatur All. Nr. 1674. Das Testament umfasst die Blätter 90-100 der Akte.

94 Hierbei dürfte es sich um den am 22. Juli 1800 in Gießen verstorbenen Rechts- und Literaturwissenschaftler Christian Heinrich Schmidt handeln. Schmidt, der 1774 in Gießen eine ordentliche Professur der Rhetorik und Poesie übernahm, war ab 1790 leitender Bibliothekar der dortigen Universitätsbibliothek.

95 An dieser Stelle ist, in der Akte HStAD G 28 Giessen Nr. F 6150 – die das Original des Testamentes enthält – der untere Rand am Blatt zerstört. Laut Nebel (wie Anm. 60), S. 430 wurden ihnen je 100 Gulden legt.

4. Dem Stadtkirchenkasten und dem Burgkirchenkasten zu Gießen vermache ich jedem 1000fl aus meinen besten zu 5 von 100fl stehenden Kapitalien zu nehmen, davon die Zinsen jedesmal an meinem Todestage, den beiden Predigern welche nicht Superintendenten sind, es versteht sich ohne Schmälerung ihres sonstigen Einkommens, jedem zur Hälfte, zugestellt werden sollen.
5. Dem Armenkasten zu Gießen, verlasse ich gleichfalls 1000fl auch von meinem zu 5 von 100fl stehenden Kapitalien zu nehmen, davon die Zinsen, jedes mal an meinem Todestag, an eine arme Familie, welche meine Tochter, so lange sie lebt, nach deren Ableben aber den oben in Nr. 4 von mir bedachten Pfarrer nachfalsweise zu wählen haben, abgegeben werden sollen.
6. Meinen gelehrten Nachlaß, sammt dem Hause worin er sich befindet, und 10,000fl sage zehntausend Gulden an Kapital, zu 5 vom 100 stehend, vermache ich der löblichen Universität zu Gießen, auf Maaß und Weise jedoch, wie es in der Beilage A. bestimmt ist, die in allen Stücken, gleich dieser Hauptverordnung gehalten, und derselben genau nachgelebet werden soll.
7. Von allem, was hier nicht vermacht worden, ist und bleibt zwar meiner einzigen Tochter nun vermählte von Buseck, auch die einzige Erbin, es wäre denn, daß mir, wieder meine bisherige Erwartung, noch mehrere Kinder geboren würden, welche dann auch hiermit bestermassen zu Erben eingesetzt werden. Weil sie aber, leider ! an einen Wurm verheurathet ist, der sie nie glücklich gemacht, und zuletzt gar in mein Haus zurück genöthigt hat, was falls sie auch wirklich mit ihm in Unterhandlungen, einer freiwilligen Ehescheidung wegen stehet, hierbei jedoch zu befürchten vorkommt, daß derselbe, wenn ich etwan, unversehens, ehe gedachte Scheidung zu Stande gebracht, worden, versterben sollte, gedachte meiner Tochter, um die ansehnliche Erbschaft in seine Hände zu bekommen, durch glatte Worte und süße Versprechungen, oder welche Künste es auch wäre wieder an sich ziehen möchte, so wird es mir nothwendig, auch auf solchen Fall eine Versehung zu thun.

Ich will demnach und verordne, daß wenn Gott, ehe diese Trennung geschehen, über mein Leben gebieten sollte, alles das was meine Tochter, über ihren den Rechten nach nicht zu beschwerenden Pflichttheil zufallen wird, meinen von ihr alsdann lebenden Enkeln gehören, und von wegen fürstlicher Regierung zu Gießen, bis zu dieser Enkel Großjährigkeit verwaltet, auch nach Befinden zur Erziehung oder Ausstattung derselben mit angewandt, /dabei jedoch allemahl das zu verwilligende lediglich der Mutter, nicht dem Vater, in die Hände zu geben ist/ nach erlangtem 25^{ten} Jahr aber jedem sein Theil, ohne weiteres, eingehändigt werden solle. Ist aber jene Trennung vor meinem Absterben schon geschehen, so fällt als dann

- jene bedingte, meine Tochter in ihrer Erbschaft einschränkende Verordnung, gänzlich hinweg.
8. Da es auch geschehen könnte, daß meine oftgenannte [liebe]. Tochter, in verkehrter Ordnung, vor mir verstürbe, und also ihre Kinder, den gemeinen Rechten nach, an ihre Stelle träten, diese aber leichtlich noch unmündig sein möchten, so verordne ich auf solchen Fall, daß der Genuß des jenen unmündigen Kindern solchergestalt zufallenden Vermögens, weder ganz noch zum Theil dem Vater, der das seinige während der 15 Monate, dieser bei meiner Tochter zugebracht, mit Pferden, Karten und liederlichen Weibspersonen durchgebracht, meiner Tochter aber kaum das nothdürftigste in die Haushaltung gegeben hat /:wie ich hier leider ! als die wahre Ursache dieser sonst hart scheinenden Verordnung hinzuzusetzen gezwungen bin/ zustehen sondern besagtes Vermögen auf eine der oben bei Nr 7. bedingten Weise verordneten ähnlichen Art, bis zur Großjährigkeit jedes der Kinder, von fürstlicher Regierung zu Gießen verwaltet werden solle, wofür der führenden Person ein jährliches Gehalt, im Verhältniß mit der habenden Mühe, nach sonstigem Gebrauch des erwähnten Gerichts, auszusetzen ist.
 9. Mehrgedachte meine liebe einzige Tochter und Erbin bitte ich, mit sämtlichen hier in dieser wohlbedachten letzten Willensmeinung, bis zu Ende derselben, von mir gemachten Verordnungen, falls auch eine derselben etwan angefochten werden könnte, zufrieden zu sein, und sich sonderlich den Verlust des zur Einrichtung meiner Bibliotheks Anstalten unentbehrlichen Hauses nicht dauern zu lassen, da ihr übrig genug / den leidigen Fall Nr 7. der hoffentlich nicht eintreten wird, ausgenommen/ anstirbt, um auch das beste Haus in Gießen ankaufen zu können. Und in der Voraussetzung daß sie dieses thun, sich mithin als ein gehorsames den Vater auch im Tode liebendes und ehrendes Kind beweisen werde, gebe ich hiermit meinen besten väterlichen Segen, der auch gewiß auf ihr ruhen wird, wenn sie Gott vor Augen und im Herzen hat, und daß sie dieses habe, nicht nur durch Beten und Singen, Kirch- und Abendmahlgehen, sondern noch mehr, durch ächt christliche Menschenliebe zu beweisen bedacht ist. Insonderheit bitte ich sie, daß sie das ihr zukommende so ansehnliche Vermögen wohl anwenden, und wie sie weis, daß ich es auch gethan habe, etwan ein Zehenttheil des jährlichen Einkommens für Arme und Nothleidende, denen ich mit Fleiß hier, in dieser Hoffnung nichts weiteres vermacht habe, bestimmen möge. Unter diesen wolle sie auch ihre ärmeren Anverwandte, denen ich blos um sie mit weiteren Vermächtnissen zu schonen, nichts vermacht habe, lebenslänglich sich anempfehlen seyn lassen, und sich ihrer thätig annehmen. Eben dieses gilt auch von denenjenigen meiner Taufkinder, welche arm sind. Alles aber, was sie an diesen und anderen Personen Gutes thut, suche sie

nur aus dem einzigen HauptGesichtspunkt zu thun, Gott wohlzugefallen und ihre Pflichten zu erfüllen, unter welchen die Dankbarkeit für die ihr, ohne alles besonderen Verdienst, von tausenden verliehene Glücksgüter eine der vornehmsten, eine nicht anders als durch Wohlthun zu erfüllende Pflicht ist. Übrigens soll sie nicht um mich trauern da die Trauer ein Überfluß, für mich aber genug ist, im Herzen betrauert zu werden, sie mag um in oder ausser Hessen sich befinden.

10. Wäre es, daß eben diese meine l[iebe]. Tochter bei meinem Ende noch ihre Großjährigkeit nicht erreicht haben, und auch als dann ihre Mutter nicht mehr am Leben sein sollte, so soll mehrerewähnte Fürstliche Regierung zu Gießen für ihre Bevormundung, so lange sie noch nöthig, gegen die Gebühr, Sorge tragen.
11. Sollte aber offerwähnte m[eine]. l[iebe]. Tochter gar etwa ohne Leibes-Erben vor mir versterben, so setze ich an derselben Statt, obbemelten m. l. Bruder falls er bei meinem Absterben Kinder hat oder auch nach ihm, diese seine Kinder, mit der Senkenbergischen Familie zu Göllheim zu gleichen Theilen, zum Erben ein. Sollte aber ersterer, bei meinem Absterben, wie leider ! das Ansehen ist, keine Kinder haben, so sind als dann gedachte Senkenbergische die einzigen Erben, welche auch auch [sic] meiner Tochter, falls sie nach mir ohne Leibes Erben und ohne Testament versterben sollte, hiermit nachgesetzt sind. Macht m[eine]. Tochter aber ein Testament, so bitte ich sie, in demselben diese ihre Verwandten vom Familien-Namen nicht vergessen sondern wohl bedenken zu wollen.
12. Die Vollziehung dieser meiner letzten Willensmeinung, die wenn sie nicht als ein förmliches Testament gelten könnte, unter welchem anderen lateinischen Namen es immer sei, gelten mag / so ich loco clausula codicillaris hier beisetze / so wie auch aller etwa durch Zeit und Umstände veranlaßten Zusätze, dergleichen ich mir jederzeit zu machen, und zu Hanau Frankfurt oder Gießen gerichtlich niederzulegen vorbehalte, bitte ich die fürstliche Regierung zu Gießen, gegen eine dem ernannten Kommissarius aus der Erbschaft zu reichende Vergeltung von fünfzig Gulden, zu übernehmen, will auch, daß wenn ich schon diese Verordnung, aus bewegenden zum Theil leicht zu erachtenden Ursachen, zu Hanau niedergelegt habe, dennoch bloß nach Hessen Darmstädtischen Rechten beurtheilt werden solle. Nach solchergestalt besorgten sämtlichen Welt-angelegenheiten, bleibt mir nun nichts mehr übrig, als an noch hier, so öffentlich als möglich, zu bezeugen, in welcher Gemüthsfassung gegen Gott und Menschen ich aus der Welt zu gehen gedenke.
Ich danke zuvörderst allen denen, nochmals und von Herzen, welche mir in der Zeit meiner Wanderschaft auf Erden etwas zu Liebe oder zu Gutem gethan haben.

Ich vergebe auf das feierlichste allhier nochmals, wie es schon lang im Herzen geschehen, allen denen, die mich vorlangem oder kurzum bis in die Stunde meines Todes, auch noch so sehr beleidigt haben, insonderheit dem Mann, der mir oben die Verordnungen 7 und 8 abgenöthigt hat, und bitte Gott daß er sie alle bessern und zu sich in sein Reich nehmen wolle, damit wir uns dort, nach abgelegter Feindschaft vergnügt und glücklich wiedersehen. Sollte aber jemand von mir beleidigt zu sein glauben, so bitte ich denselben, nun so mehr als es gewiß nicht mit Fleiß geschehen, und ich mich vielmehr möglichst bemüht habe, jeden Abend ohne Haß gegen jeden meiner Nebenmenschen schlafen zu gehen / allhier auf das bestmöglichste um Vergebung. Und somit von Menschen ! Gott aber dem Allmächtigen, der mich wie es mir insonderheit bei Verfertigung dieses meines letzten Willens auf das nun wichtig geworden, in diesem Leben so reichlich, ohne alles mein Verdienst, mit Glücksgütern versehen hat, sei Lob und Dank dafür, daß er mich auch gelehrt hat, wie ich sie ihm zum Wohlgefallen gebrauchen solle. Zugleich bitte ich ihn dabei er wolle mir gnädig verzeihen, wenn ich, alles guten Vorsatzes ohngeachtet, im Gebrauch dieser Güter oder auch sonst, zu Zeiten gefehlt habe. Dank sei Ihm für alle Leitung und Führung meines Lebens so hart und unbegreiflich sie mir oft geschienen, so sehr sie weit mehr durch Dornen als durch Rosen gegangen – für den Muth, den Er mir bei aller Widerwärtigkeiten verliehen – für die Heiterkeit der Seele, die mich zu keiner Zeit verlassen, und mein nicht geringes beständiges häusliches Leiden vor der Welt verborgen hat – für das tägliche Andenken des Todes, das Er in mir erweckt, u. s. w. denn für wie vieles hätte ich nicht hier noch Dank zusagen insonderheit – aber noch für die Gnade welche Er mir gibt, diese Verordnung also, und mit Ruhe der Seele zu vollenden, froh dabei in die Ewigkeit, hinüberzublicken.

Er leite mich und führe mich dann auch ferner, durch das Meer dieser Welt hindurch, bis ich an das Ende meines Ziels gekommen, lasse mich zwischen allen Klippen und Wellen glücklich durchsegeln, vergebe mir alle, leider begangenen Sünden, auch die größte derselben da ich sie herzlich bereut habe, und verleihe mir endlich durch Jesuen Christ, unseren Heiland, auf dessen theures Verdienst ich traun, eine vernünftige seelige Sterbestunde die mich in den Hafen der ewigen Ruhe einführe, Amen!

Geschrieben zu Frankfurt of main
den 22 „/“ August 1800
Renatus Karl Freiherr
von Senkenberg

Pro copia
Frank
Hofg Accesist

Lit. A

Nähere Bestimmungen auch Zusätze in Betreff N. 6. des Testamentes

1. Verstehe ich unter den Worten: gelehrter Nachlaß; alles was von gedruckten oder geschriebenen Büchern, Ausarbeitungen, Aufzeichnungen, Kollektaneen, alten Urkunden auch allen Literalien aller Art, die Familien-Briefschaften ausgenommen, in meinen mit vermachten Hause vorhanden sein wird nicht nur in den eigentlichen Bibliothek-Zimmern, sondern auch ausser denselben in N: 3 11 oder wo sonst immer, als welches alles zum gegenwärtigen Vermächtniß mit gehört.
2. Vermache ich zum leichteren Gebrauch auch gleichbaldiger Aufbewahrung der Literalien, und einiger Verzierung der Zimmer, die in den sämtlichen von mir zur Bibliothek gebrauchten Zimmern und Kammern, befindliche Stühle, Tische und Schränke, (das kleine in N. 14 ganz an der Thür stehende Schublad-schränkchen ausgenommen) wie auch die daselbst befindliche Bilder, (unter welchen der K. Siegmund ein wahres merkwürdiges Alterthum, und daher wohl zu bewachen ist) doch die Familienbilder ausgenommen, ingleichen die beide im Vorhaus stehende mit Wachstuch beschlagenen ohnehin auch mit Literalien angefüllte Schränke.
3. Ueber dem Eingang gedachten Hauses soll löbliche Universität, anstatt des bisher darüber stehenden: *linquenda*: eine Tafel mit den Worten
aedes bibliothecae publicae Senkenbergianae
aufhängen lassen.
4. In diesem Hause sollen vorzüglich die gedruckte und geschriebenen Bücher aller Art, die ich verlasse, in hellem Licht, und mehr nach den Wissenschaften, als es bisher, der übrigen Haus-Einrichtung und meiner Bequemlichkeit nach geschehen können, sonderlich im Saal, N. 16. aufgestellt, und dagegen die beide dunkle Kammern worin ich die Deduktionen und Manuscripten habe, leer gemacht, auch die Literalien nach Absonderung der Familien-Briefschaften wohl geordnet werden.
5. Die beide neben dem Saal befindliche in den Hof gehende Zimmer können zu Arbeits-Zimmern für die, welche die Bibliothek gebrauchen wollen, auch seiner Zeit, wo es nöthig, sammt jenen Kammern, zu Aufstellung neuer Bücher-repositorien dienen. Auch soll in einem derselben das Bild meines seel. Vaters, so in der großen Stube ebener Erde hängt, zum Angedenken, daß von ihm wohl noch die halbe Bibliothek herrührt, wie auch das Meinige, das ich noch mahlen lassen will, aufgehängt werden. Sollte bei meinem Tode ein dergleichen aber noch nicht vorhanden sein, so kann mein in besagter Stube dem vä-

terlichen gegenüber hangendes Bild, obwohl aus ganz jungen Jahren, mit einer Urkunde in meiner Hand,⁹⁶ dazu genommen werden.

6. Das übrige des Hauses, über und unter der Bibliothek, sammt Scheuer, Stallung und Gärten, soll zur Wohnung und sonstigem freien, der Bibliothek jedoch unschädlichen Gebrauch des Bibliothekars der auch aus den Interessen der vermachten 10,000 Gulden jährlich 200 Gulden an Gelde erhält bestimmt sein ausgenommen Nr 1 und N 2 welche sammt dem Keller unter solchn und der Küche N. 3. und fünfzig Gulden aus den besagten Interessen dem Bibliothekdiener eingegeben werden sollen.
Doch hat der Bibliothekar, gegen jenen ansehnlichen Nutzen auch für die Säuberung der Bibliothekstuben und Reinigung der Kamine wohl zuzusehen, also daß deren nie ein Fehler gefunden, und löbl. Universität wegen eines durch Nachlässigkeit seiner Leute etwa verursachten Brandschadens sich an denselben zu halten gemüßigt werde.
7. Eben gedachten Bibliothekar setzt gemeldete löbliche Universität, und kann dazu jedesmahl der jüngste Professor der Rechte oder der Geschichte, welcher von beiden die beste Handschrift hat (so wegen Wahrung und Fortführung des Katalogs sehr wichtig ist) genommen worden, jedoch so, daß, wenn er auch eine sonstige Wohnung, oder eigenes Haus hätte, er ohne Anstand die Wohnung in dem Bibliothekhaus nehmen, um soviel als möglich dort gegenwärtig zu seyn.
8. Die Verpflichtung desselben, wie auch die der Bibliothekdiener, soll nach dem Herkommen bei löbl. Universität eingerichtet werden, nur daß die Bibliothek, alle sechs Tage der Wochen, zwei Stunden lang, ohne Rücksicht auf die Universitätsferien, etwa von 2-4 Uhr, eröffnet werde.
9. Sollte bei meinem Tode noch kein Katalog meiner Bibliothek vorhanden sein, so soll der erste zum Bibliothekar in Gemäßheit obiger Verordnung ernannte Gelehrte, denselben, binnen Jahresfrist in alphabetischer Ordnung verfertigen, wozu er die in einem Band, auf der Bücherstube am Ofen, in meiner Arbeitsstube befindliche Aufzeichnungen der Manuscripten und Deductionen wie auch den Druckschriften Greifswalder Katalog in fünf Foliobänden, benutzen kann. Für diese Mühe, wobei auch das Abschreiben des Katalogs mit einbegriffen ist, soll derselbe von meiner Erbin empfangen Zweihundert Gulden.
10. Nach Vollendung des Katalogs oder auch vorher schon, wenn löbl. Universität es gut findet, sollen aus der Bibliothek auch Bücher ausgelehnet werden, jedoch nur gegen Namensunterschrift von Männern die in einem Amt stehen, oder die für einen nicht in einem Amt stehenden Mann also gut stehen wollen, daß man im Fall eines Verlusts oder Schadens an den ausgeliehenen Büchern, sich unmittelbar

⁹⁶ Das Bild befindet sich heute im Bildarchiv der Universitätsbibliothek Gießen und des Universitätsarchivs Gießen und wurde im Artikel zu Rhenanus Carl (Abb. 6) abgebildet.

an sie, ohne einige Ausflucht, als ob sie sich nur für einen anderen verbürgt hätten, ganz allein zu halten habe. Damit aber desto weniger ein Buch wegkommen könne, so soll in jedes ein gedruckter Zettel, mit den Worten

liber bibliothecae publicae academiae Senkenbergianae

eingeklebt werden, welches Einkleben der Bibliothekdiener leicht verrichten kann. Die sehr kostbaren Werke aber, sonderlich die in N. 15 verschlossen stehende, sollen gar nicht, oder doch nicht ohne Erlaubniß des academischen Senats, ausgegeben werden. Insonderheit aber soll der Bibliothekar, auch auf die Vermehrung der Bibliothek Bedacht nehmen. Er erhält dazu voraus das Recht auf die aus den Interessen der 10000fl. nach der Abgabe von 200fl. an ihn selbst, und 50fl. an den Diener, noch übrig bleibende 250fl wofür er, nach seinem Gutdünken ausser den Fortsetzungen der schon vorfindlichen Werke, andern, nicht sowohl kostbare als nützliche Bücher, und zwar solche, die noch nicht in der eigentlichen Universitätsbibliothek sind, anzuschaffen und das Geld dafür alsogleich nach dem Einkauf von dem Einnahmen jener Interessen zu empfangen am Ende des Jahres aber, wie er diese 250fl verwendet habe, oder nicht, löblicher Universität vorzulegen hat. Doch soll dieser Ankaufung nur auf das juristische und historische Fach und die in N. 15 stehende *H a s s i a c a*, gehen, indem ich die anderen Fächer allzeit nur als Nebenfächer angesehen habe, auch die mir zur Vermehrung der Bibliothek ohne zu große Beschwerde der Meinigen zu vermachen möglich gewesen obgedachte 250fl. nicht zum Ankauf aus allen Wissenschaften hinreichend sind. Daß zweitens auch er selbst, sowohl bei Uebernehmung der Stelle, als sonst alle Jahre, wann die Zeit seiner Anstellung wiederkommt, die Bibliothek mit einem Buch, das nicht in der Univ. Bibliothek ist, vermehren, wird wohl keine unbillige Bedingung der Annahme seyn so wenig als man es unbillig finden wird, daß ich hier den jedesmaligen Bibliothekar bestens ansuche, die Bibliothek, die ihm, vor anderen, vielleicht sehr viele Jahre, zu Dienste gestanden, auch von Todeswegen nach Gefallen zu bedenken. Dabei soll jeder meiner künftigen Bibliothekare

Drittens jedem Studenten, der auf die obenbesagte Art Bücher aus meiner Bibliothek, Zeit seines Aufenthaltes zu Gießen bekommen hat, den Wunsch des Stifters bekannt machen, daß er bei dem Abzug ein Buch von welcher Wissenschaft es auch sey, wenigstens von 1 Gulden werth, in die Bibliothek stiftet, wofür der Stiftenden Namen hineingeschrieben werden soll. Auch behalte ich mir zum gemeinen Besten, viertens, von jedem Gelehrten der die Bibliothek gebraucht, wenn er selbst Schriftsteller ist, dieses aus. Daß er, für den Gebrauch einer so ansehnlichen Menge auch vielleicht zu seinen Schriften aber dienlichen Bücher, die er wohl sonst hätte kaufen müssen, oder gar nicht

in die Hände bekommen, jede seiner gedachten Schriften, sie mögen nun handeln wovon sie wollen, so wie sie herauskommen zur Bibliothek, allenfalls mit Einschreibung seines Namens, verehere, eine Bedingung welche jeder Gelehrter hoffentlich mit Freuden eingehen wird. Da nun löbliche Universität, auf solche Art, eine so ansehnliche Menge, zum Theil kostbaren Bücher, ein großes Haus, dabei 10,000fl. an Geld, und eine Art von Versorgung, auf welche ein Gelehrter mit nach Gießen berufen werden kann, von mir bekommt, so wird er derselben auch nicht entgegen sein, wenn ich mir dafür nur dieses von derselben aus bedinge, daß sei, ausser der sich von selbst verstehenden Sorgfalt für Bau und Besserung des Hauses, auch Erhaltung und jederzeitigen guten Verleihung des vermachten Kapitals, für jetzt die kleine Last übernehmen, für die Bände der etwan noch angekauften oder geschenkten Bücher jederzeit Sorge zu tragen, auch dereinst etwan sich gefallen lasse, wenn das von mir zur Bibliothek geschenkte Haus zu alt, und also zu Tragung der Bibliothek untüchtig werden sollte, ein anderes räumliches Haus, wo dieselbe, eben so gut zum gemeinen Besten aufgestellt werden könnten anzukaufen.

R. C. Fr. Senkenberg

Zusätze zur Verordnung, den gelehrten Nachlaß betr.

1. Solle meiner Tochter freistehen, aus der Bibliothek von Andachtsbüchern, auch teutschen und französischen zu den schönen Wissenschaften gehörigen Büchern, zu nehmen was sie für gut findet.
2. Will der Bibliothekar die Vollendung des von mir in 20 Folio-Bänden angefangenen neuen Bibliotheca juridica übernehmen, so soll er dafür von meiner Erbin 200fl. erhalten, welche Summe auch jedem anderen Gelehrten, der solches in Ermangelung des Bibliothekars übernehmen würde, zu Theil werden soll, aber erst nach gänzlicher Vollendung des Werks zu erlegen ist. Und soll die Verbindlichkeit zu Erlegung dieses Vermächtnisses zehn Jahre, aber nicht länger dauern.

R. C. F. von Senkenberg

Pro copia

Franck HG Aczesist

Nachdem der Tod meiner guten Tochter auch mich auf das Krankenbette gelegt, so habe ich für gut befunden bei noch jetzt ganz gutem Zustand der Krankheit, auch Gottlob ! ungestörten völligen Gebrauch aller Verstandskräfte, eines und das andere, zu verordnen um hernach auf alle Fälle ganz ruhig zu sein

Erstlich also und insonderheit will und verordne ich, daß auf den Fall meines Gott gebe seel Absterbens mein bei fürstlicher Regierung zu Hanau in diesem laufenden Jahr hinterlegtes Testament, bei voller Kraft verbleibe, jedoch also, daß

Zweitens, die daselbst auf den Fall daß meine Tochter vor mir verstürbe, verordnete Verwaltung, das meinem Enkel durch meinen Tod zuständigen Vermögens, erst nach dem ebenfallsigen Absterben meiner lieben Frau, ihren Anfang nehmen, bis dahin aber diese nach hiesigem Stadtgebrauch, ruhig in allem was ich hinterlasse, sitzen bleiben solle, also daß niemand sie daran zu hindern, oder darin zu beschränken Macht habe. Auch soll kein Inventarium oder Rechnung von ihr gefordert werden können.

Drittens, sowie die in dem Testament geschehene Verordnung wegen meines Hauses und der Bibliothek, in ihrer völligsten Kraft bleibt, so will ich gleichwohl, um erdachter meiner Frau ihre alte Tage so sehr als möglich zu erleichtern, daß das unterste Stockwerk, oder die Wohnung ebener Erde, meiner Frau ungestört bis an ihr Ende gelassen, und hernach erst das Recht des Bibliothekars und Bibliotheksdieners an diesen Theil des Hauses, sowie dem dazu gebraucht werdenden Garten und Holzplatz, seinen Anfang nehmen solle.

Viertens Da solchergestalt meine Gattin den Genuß von allem hat, so will ich auch, daß an diese und niemand anders sie Siebenzehn Kaiserliche Kapitalbriefe, welche zu Frankfurt, bei löblicher Senkenbergischer Stiftung verwahrt liegen, und worüber ich einen Schein habe, ausgeliefert werden sollen.

Der Schein liegt in dem Stiftungshause in meiner Schreibkommode mit der einfachen Thüre, in einem Schublädchen, wo mehrere Papiere von Belang, als Scheine, Quittungen u. d. g. liegen.

Fünftens, vermache ich allen meinen Schuldnern, in hiesiger Stadt, auch dem ganzen Oberfürstenthum, die *h o n o r a t i o r e s* mit eingeschlossen, das was sie mir schuldig sind, *p e r l e g a t i m e l i b e r a t i o n i s* zurück und soll mehrgedachte meine Frau, als einzige Nutznießerin meines Vermögens, die Obligationen oder Scheine über alles dergleichen, sämtlichen Schuldnern zurückzugeben oder zu schicken gehalten seyn.

Sechstens, Sollte der Vater meines lieben Enkelchens etwa die Verordnung N: 1. ganz so wie sie da ist, nicht anerkennen, sondern sie irgend auf eine Weise anfechten wollen, so soll gedachtes mein liebes Enkelchen und eigentlicher rechtlicher einziger Erbe zwar in *l e g i t i m a* nach wie vor mein Erbe verbleiben, mein übriges Vermögen aber gedachter meiner lieben Frau ganz und eigenthümlich vermacht sein, welche dagegen in ihrem Testament gedachtes kleine liebe Geschöpf auf das Beste zu bedenken nicht vergessen wird.

Alles dieses was ich hier zwar wegen des Schmerzes der Augen mit schlechter Schrift aber mit vollem Verstand und gutem Zusammenhang geschrieben habe, soll volle Kraft haben, als wenn es in meinem Testament selbst enthalten wäre, was wegen ich es hier eigenhändig unterschreibe und besiegle

Gießen den 16 „/“ October 1800
R. C. Fr. von Senkenberg

Pro copia
Frank Hofg Accessist

Testament der Anna Margaretha v. Senkenberg geb. v. Rau⁹⁷

Im Nahmen Gottes Amen!

Auf meinen in Gottes Händen stehenden Todesfall finde ich Endes unterschriebene – Kraft dieser meiner letztens Willens Verordnung – in Ansehung meines Nachlasses folgendes zu verordnen für nötig.

I. Zu meinem einzigen Erben ernenne ich hierdurch meinen Enkel den einzigen Sohn meiner verstorbenen geliebten Tochter, **Carl von Buseck** – jedoch unter folgenden näheren Bestimmungen.

1, Einziger und unbeschränkter Erbe soll mein Enkel in hinsicht meines ganzen Vermögens nur in dem Fall seyn und bleiben, wenn derselbe Kinder zeugen, und bis zu seinem Tod behalten wird.

2, Sollte dagegen mein Enkel unverheurat – oder ohne Kinder zu hinterlassen, sterben; so verordne ich hiermit:

a, in dem Fall daß mein Enkel vor seinem Vater versterben sollte:

daß alsdann mein Enkel in der Erbschaft des Pflichttheils zwar eben so unauschränkt bleiben soll, als in dem Fall sub Nr: 1. dagegen aber soll mein übriges Vermögen ausser dem besagte Pflichtheil, alsdann an meine nächste Blutsverwandte zurückfallen, als welche ich hiermit zu fideicommissarischen Erben – und zwar dergestalt einsetze, daß

aa., wenn meine jetz lebende Schwestern – namentlich Anna Sophia des verstorbenen Hr. Geheimen Regierungs Rath Grollmann⁹⁸ hinterlassene Wittib dahier – sodann Elisabetha Christina Theodora des Hr. Hofrath Teuthorns⁹⁹ Ehegattin zu Biedenkopf – als dann noch am leben seyn sollten – die eben besagte fideicommissarische Erbschaft an beide zu gleichen Theil fallen – jedoch aber von älteren und allein verwaltt, und der jüngeren von der älteren nur jährlich die Revenüen Ihrer halbheid ausge(...) werden sollen.

bb., wenn meine älteste Schwester zur bestimmten Zeit schon gestorben seyn sollte; so sollen ihre noch lebenden Kinder, und verstorbenen Kinder Kinder an ihrer Stelle erbten

cc., dasselbe soll auch bey meiner jüngsten Schwester statt finden, falls diese noch Kinder bekommen sollte.

dd., Ist hingegen meine jüngste Schwester zu jener Zeit schon – ohne Kinder zu haben – gestorben, oder stirbt dißelbe nach dem Anfall des Fideikommißes ohne Kinder, so soll ihr meine ältere Schwester, oder

97 Original im HStAD Signatur G 28 Gießen F Nr. 6150.

98 Adolf Ludwig Grolman * 1722, + 21.9.1795 in Gießen ∞ Anna Sophia von Rau * 1744 + 1827; Kinder: Adolf (1773-1855), Karl Ludwig Wilhelm (1775 – 1829), Ludwig (1777-1813), Friedrich Ludwig Carl Christian (1784-1859), Anna Luisa Christina Wilhelmina (∞ mit Franz Joseph Arens).

99 Georg Friedrich Teuthorn (* 1735 Vöhl - + 1817 Biedenkopf) ∞ 1783 Christina Theodora von Rau (1747-1813).

falls diese schon Tod seyn sollte – deren Kinder /wie sub. bb./ sub-
stituiert seyn.

b., In dem Fall hingegen daß meines Enkels Vater vor ihm :/ meinem
Enkel /: sterben sollte –

verordne ich daß das vorhin sub a. und den lit: aa, bb, cc, dd, näher be-
zifferte fideicommiß nicht blos das, neben dem Pflichttheil meines Enkels
vorhanden seyende Vermögen begreifen, sondern sich auch, von dem
Augenblick des Todes meines Schwieger Sohnes an auf den Pflichttheil
meines Enkels selbst erstrecken solle: Sollte sich aber mein Enkel in dem
bezeichneten Fall diese Beschwerde des Pflichttheils nicht gefallen laßen
wollen; so soll er als dann zwar hiermit auf den Pflichttheil pure eingesetzt
seyn – das übrige Vermögen soll aber als dann sogleich mit allen bisherigen
Nutzungen, und zwar dergestalt an diejenige Erben, welche ich sonst
nur fideicommissarisch instituiert habe – zurückfallen, so daß dieselben als
gleich Anfangs direct auf daselbe eingesetzt, betrachtet werden sollen – als
auf welchen Fall ich gedachte meine Fideicommissarischen Erben hiermit
zu meinen directen Erben in besagtes Vermögen einsetze.

3, Übrigens soll mein Schwieger Sohn auf den Niesbrauch des, meinem
Enkel, solchergestalt außer dem Pflichttheil hinterlasenen Vermögens
keine Ansprüche haben, sondern solches Vermögen soll – so lange mein
Enkel lebt und noch nicht großjährig ist – von einem von hochfürstl.
Regierung gegen Gebühr zu bestellenden Administrator verwaltet – von
diesem aber meinem Schwieger Sohn – wenn derselbe nicht auf Aushändi-
gung des Pflichttheils besteht – die Zinßen des Pflichttheils ausgehändi-
gt, die übrigen Zinßen aber zu Capital geschlagen, und erst von dem
Tag an, wo mein Enkel heiratet, oder einen Staatsdienst bekommt, diesem
ausgehändigt werden. Sollte mein Schwieger Sohn aber auf aushändigung
des Pflichttheils schlechterdings bestehen; so soll Ihm dieses zwar ausge-
händigt werden, jedoch soll Er als dann wegen des Capitals aus der Dis-
position sub lit. b meinen fideicommissarischen Erben Sicherheit leisten

II. An Vermächtnissen verlaße ich

A., meiner ältesten Schwester, der obgedachten wittib des verstorbenen Ge-
heimen Regierungs Rath Grollmanns

1, dreytausend Gulden welche ihr aus meiner Verlassenschaft
besonderlich auszuzahlen sind.

2, die goldene Uhr so ich von meiner seel. Frau Mutter erhalten,
nebst der daran befindlichen goldenen Kette pp

3, meine vier goldenen Ringe ohne Steine.

B., meiner jüngeren Schwester, der verehelichten Hofrath Teuthorn zu Bie-
denkopf – vermache ich ebenfalls dreytausend Gulden, jedoch dergestalt
daß meine älteste Schwester diese Summe verwalten, und meiner ge-
nannten jüngsten Schwester alljährlich daran die fälligen Zinßen richtig
abgeben soll.

- C., Meinen gedachten beiden Schwestern legire ich ferner meine Kleidungs Stücke nebst dem mir zugehörigen – mit V.R. bezeichneten Weiszeug – welches sie zu gleichen Theilen unter sich vertheilen sollen.
- D., Meiner Gothe – Anna Louisa, Christiana, Wilhelmina, meiner ältesten Schwester Tochter, verlaße ich zum Pathen Geschenk und Andenken
- 1, fünfhundert Gulden, welche derselben aus meines Nachlaß besonders aus zuzahlen sind.
 - 2, meinen silbernen und vergoldeten Rumpf,¹⁰⁰ nebst Deckel und Teller
 - 3, zwei silberne Salzgefäße
 - 4, eine silberne ... nebst dazu gehörig silbernen O..
 - 5, meine große goldene Medaille oder Schau Münz, so ich von meiner Frau Schwiegermutter zum Present erhalten.
- E., der Haus Jungfer so bey meinem Absterben bey mir in Diensten seyn wird, vermache ich zum Andenken Einhundert Reichsthaler – desgleichen
- F., der als dann bey mir dienenden Köchin oder Hausmagd Einhundert Gulden.
- G., Dem hiesigen Armuth legier ich Fünfhundert Gulden, welche an dasiege Armen Deputation aus bezahlt und von dieser die jährliche Zinßen unter die bedürftigsten hiesiger Stadt Armen vertheilt werden sollen.
- III.** Erkläre ich hiermit nochmalen auf mein Gewissen – so wie ich damit vor Gott zu erscheinen gedenke – daß wenn mich der Tod übereilen sollte, bevor noch die Zweifel über manche meiner Capitalien gehoben worden, welche jetzt nach fürstl. Regierung untersucht – alles sich so verhalte als ich es angegeben habe.¹⁰¹
- VI.** Ferner erkläre ich daß diese meine Disposition auch auf dasjenige Vermögen gelte, welches mir – wenn mein SchwiegerSohn den Prozes wegen Aushändigung des Pflichttheils meines Enkels von meines verstorbenen Gatten Verlassenschaft gewinnen sollte – als dann aus dieser Verlassenschaft nach der Disposition meines Gatten noch gebührt; als in Ansehung dessen ich hiermit alle meine Rechte auf meine benannte Erben übertrage.
- V.** Schlieslich behalte ich mir ausdrücklich vor – wie dies auch ohnehin Rechtsens ist – diese meine letzte Willens Verordnung, nach Belieben abzuändern, und die Legate zu mindern oder zu mehren – Sollte auch

100 Lt. onlinefassung des Deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm auch: *übertragen auf verschiedene gegenstände, die einen boblen raum enthalten* – hier dann eventuell eine Terrine.

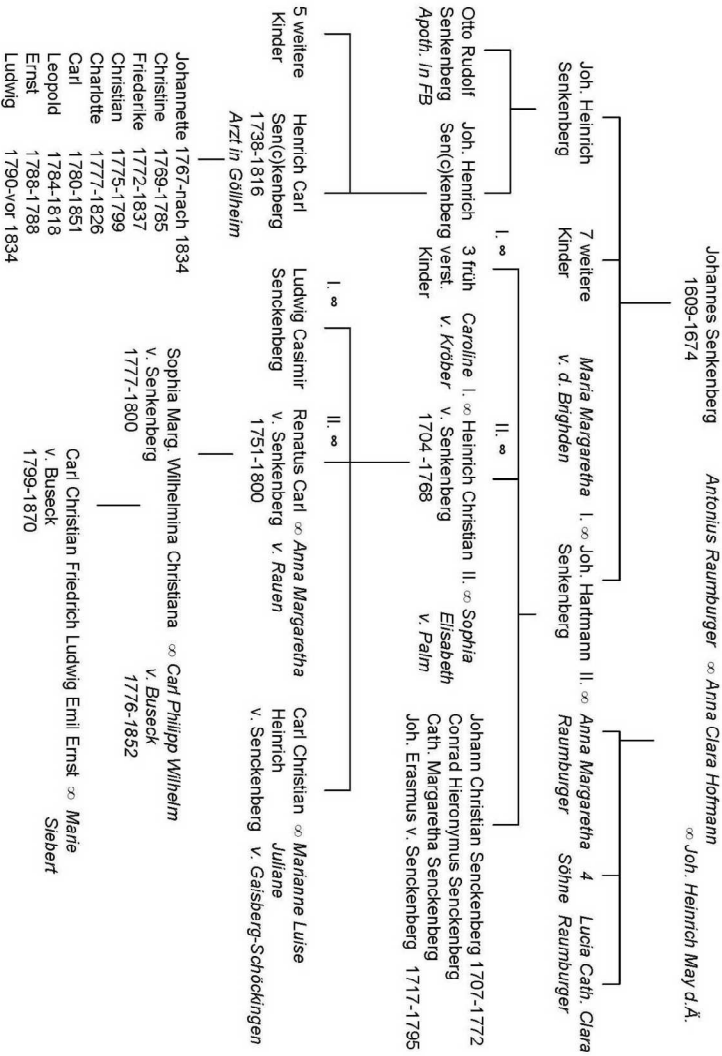
101 Hierbei meint sie wahrscheinlich einen Streit mit den Erben des Landkommissars Siegfried und den Gebrüdern v. Rabenau. Beide behaupteten, dass ihr Kreditgeber Renatus Carl v. Senkenberg und nicht dessen Gattin gewesen sei. Während Anna Margaretha anführt, dass die Kredite an beide aus ihrem Vermögen kommen. Dies ist insofern von Interesse, da Renatus Carl in seinem Testament allen seinen Schuldnern die Schulden erlassen hatte. – HStAD Signatur G 28 Gießen F Nr. 6150.

VI. Dieser mein letzter Wille als ein zierliches Testament nicht zu Recht bestehen können; so soll er doch als ein Fideicommiß Codicell, oder wie er sonst den Rechten nach bestehen kann und mag – gültig und kräftig seyn. Deßen zu wahrer Urkund habe ich diese meine wohl überlegte letzte Willens disposition – nachdem ich solche genau durchlesen, und ganz meiner Willens Meinung gemäs befunden – eigenhändig unterschrieben, und mit meinem Petschaft bedruckt – auch will ich solche, damit an den Solonnitaten nichts ermangeln möge, bey dahiesig hochfürstlicher Regierung gerichtlich hinterlegen. So geschehen Gießen den 5ten März 1803

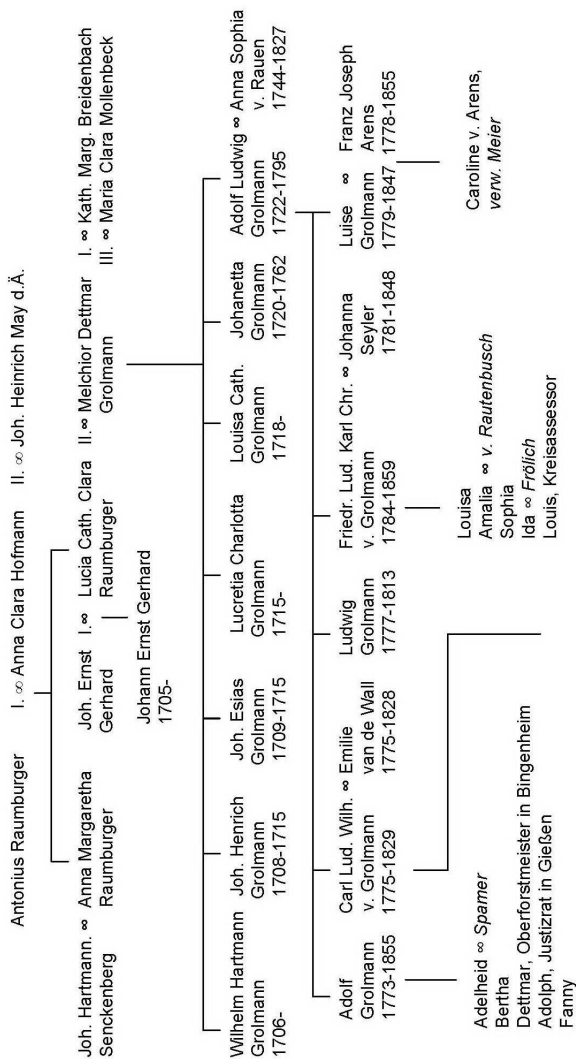
Anna Margaretha Freyfrau von Senckenberg Wittib gebohrene von Rauen

Publ. Giesen den 17. n Apr. 1805
in praesentia des Hofgerichts=Advocat Follenius
Namens des Rittmeisters von Buseck
In Fidem
Dietz

Stammtafel Sen(c)kenberg



Stammtafel Raumburger - v. Grolmann



Eduard, Kriegsminister in Darmstadt
 Wilhelmina ∞ v. Hornberg
 Albert, Major à la suite in Darmstadt
 Charlotta

Anm: Die letzte Generation führt nur die 1870 noch lebenden Nachfahren der Ehe Grolmann/Rauen auf.
 Quelle: HSTAD G 28 Gießen F 6451

Bildnachweis:

Abb. 1 Johann Hartmann Senckenberg. Gemälde von Johann Daniel Bager, 1766; aus der Portraitsammlung der Dr. Senckenbergischen Stiftung, Frankfurt am Main

Abb. 2 Anna Margaretha Senckenberg, geb. Raumburger. Gemälde von Johann Daniel Bager, 1766; aus der Portraitsammlung der Dr. Senckenbergischen Stiftung, Frankfurt am Main

Abb. 3 Heinrich Christian von Senckenberg, Gemälde eines unbekanntes Künstlers, 1767; aus der Portraitsammlung der Dr. Senckenbergischen Stiftung, Frankfurt am Main

Abb. 4 Vorsatzblatt aus Renatus Carl von Senckenberg, *Vita Henrici Christiani liberi Baronis de Senckenberg, ... ab ipso describi inchoata, a ... Renato Carolo L.B. de Senckenberg, ... ad finem perducta*, Frankfurt am Main 1782

Abb. 5: Johann Christian Senckenberg. Gemälde von Anton Wilhelm Tischbein, 1771; aus der Portraitsammlung der Dr. Senckenbergischen Stiftung, Frankfurt am Main

Abb. 6: Renatus Carl von Senckenberg, Gemälde eines unbekanntes Künstlers; aus dem Bildarchiv der Universitätsbibliothek Gießen und des Universitätsarchivs Gießen, Signatur HRA 248a

Abb. 7: Karte von Pronner von 1754, aus Bingsohn, Wilhelm: „Gießen als Festung 1530 – 1806“. Nr. 31 in: Bingsohn, Brake, Brinkmann: *Von der Burg zur modernen Stadt. 800 Jahre Gießener Stadtentwicklung 1197 – 1997*, Gießen 1998

Abb. 8: aus August Eberhard, „Die Apotheken in Friedberg/Hessen.“ in: *Friedberger Geschichtsblätter* 15 (1940) S. 84-112, hier S. 95

Abb. 9: aus Jung, Hans und Diethild Uhlich: *Senckenberg. Nachkommen des Friedberger Apothekers Johannes Senckenberger (1609-1674)*; Frankfurt/Main 1981, S. 13

Abb. 10: Privatbesitz

Abb. 11: vom Deckblatt des Johann Christian Senckenberg - Weitere Beteiligte (Hrsg. etc.): Senckenberg, Renatus Karl von: *Stiftungs-Briefe zum Besten der Artzneykunst und Armenpflege ; samt Nachricht wegen eines zu unternehmenden Bürger- und Beysassen-Hospitals zum Behufe der Stadt Frankfurt ;* nebst Vorbericht Renatus Leopold Christian Carl Freyherrn von Senckenberg; mit (12) Beylagen und zweoen Kupfer-Tabellen

Die Falschmünzerfamilie Sichel aus Kröffelbach und ihr Formkasten

VON VOLKER BENAD-WAGENHOFF UND KONRAD SCHNEIDER

Am 13. März 1762 zeigte Johann Heinrich Mettenius, Sohn eines Eisenhändlers, einen ihm unbekanntem Bettelbuben an, der an den beiden vergangenen Tagen nacheinander Nägel mit einem falschen Fünfzehnkreuzerstück aus Blei bezahlt hatte und ein falsches hatte wechseln wollen.¹ Der Unbekannte wurde schnell ermittelt und verhaftet. Bei seiner ersten Vernehmung sagte der 13-jährige Karl Christian Sichel aus, er stamme aus Kröffelbach bei Wetzlar in der Grafschaft Solms-Braunfels (Amt Braunfels) und sei Waisenkind.² Sein in Kröffelbach an einer fiebrigen Erkrankung verstorbener Vater sei Schneider gewesen und die Mutter kürzlich auf der Rückreise von den Niederlanden, wo sie Wolle gesponnen habe, in Hochheim am Main gestorben. Seitdem habe er vom Betteln gelebt und in verschiedenen Unterkünften genächtigt. Dabei habe er auch das Falschgeld von einem schon älteren Feldscher namens Karl Ludwig aus Weilburg erhalten, von dem er nur den Vornamen nannte. Schon bald stellte sich heraus, dass er gelogen hatte. Er war kein Waisenkind und der Feldscher Karl Ludwig aus Weilburg niemand anderes als sein Vater.³ Erkundigungen ergaben, dass sich ein Feldscher des oberrheinischen Kreisregiments Pfalz-Zweibrücken in der Stadt einquartiert hatte, der jedoch nicht mehr ausfindig gemacht werden konnte und sich offensichtlich abgesetzt hatte.⁴ Im Zuge der Vernehmungen kam heraus, dass die Familie Sichel Kröffelbach verlassen hatte und nach Homburg v. d. H. gegangen war, wo der Ehemann einen Handel mit Leinen und Garn betrieben hatte und 1750 als Sergeant in die Niederlande gegangen war. Eine weitere Station war Neuwied, wo beide Eheleute in ein Strafverfahren wegen Falschgeld verwickelt waren.

Ähnlich schnell wie den jugendlichen Dieb fand das dem Peinlichen Verhöramt⁵ der Reichsstadt Frankfurt a. M. unterstehende Strafverfolgungspersonal die hochschwangere 45-jährige Mutter des Verhafteten, Elisabeth Sichel aus Kröffelbach. Diese gab an, Frau eines 56-jährigen Wundarztes und Chirurgen zu sein, der Arzneien verkauft, Kuren verabreicht und auch zur Ader gelassen hatte.

1 Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a. M. (künftig; ISG), Criminalia, 8.045.

2 Walter Wagner, Das Rhein-Main-Gebiet von 150 Jahren (1787), in: Archiv für hessische Geschichte, N. F. 20, 1938, S. 1-220, S. 93.

3 Sein Beruf war der eines Chirurgen, Baders, Barbiers oder Wundarztes und erforderte kein Studium, sondern war ein Handwerk. Beim Militär hießen seine Vertreter Feldscher und waren vom Rang her Unteroffiziere.

4 Das Kontingent des Oberrheinischen Kreises bestand aus den drei Regimentern Hessen-Darmstadt, Nassau-Weilburg und Pfalz-Zweibrücken.

5 Entspricht einer heutigen Staatsanwaltschaft, bestand bis 1856.

Zu Weihnachten 1761 habe er sie sitzen lassen und sei mit unbekanntem Ziel verschwunden. Daher habe sie aus Not und um ihre drei Kinder zu ernähren, als Magd und Köchin des französischen Kommissars Munnier in einem Mehl- und Weinmagazin der französischen Besatzung in Frankfurt gearbeitet. Frankfurt wurde während des Siebenjährigen Krieges ab Januar 1759 für drei Jahre von den mit dem Reich verbündeten Franzosen besetzt. Elisabeth Sichel hatte drei Kinder, den festgenommenen Sohn sowie zwei Mädchen von acht und viereinhalb Jahren. Vor ihrer Ankunft zur Herbstmesse 1761 hatte sie sich in Rotterdam, Nimwegen, Düsseldorf und Bonn aufgehalten. In den folgenden Tagen wurden weitere Personen des Umfeldes vernommen. Die Witwe Anna Susanna Gernhard, der das Bierhaus im langen Gang gehörte und die Familie Sichel beherbergt hatte, bestätigte, dass ihre Mieter zur Herbstmesse in die Stadt gekommen waren. Der Ehemann, der sich als Arzt ausgegeben hatte, sei zu Weihnachten weggegangen, habe aber erklärt, die Familie später abzuholen. Elisabeth Sichel habe ihre monatliche Miete von einem Gulden im üblichen Geld der Zeit bezahlt, in Kreuzern, Albus, Batzen und Dreibätznern.⁶ Das Magazin der französischen Besatzungsverwaltung befand sich ebenfalls im Bierhaus im langen Gang.⁷ Eine Gegenüberstellung von Mutter und Sohn beendete die von letzterem wiederholten Lügengeschichten.

Am 19. März 1762 meldete der Stadtsoldat Nikolaus Richard, der ebenfalls im langen Gang wohnte, im Kehrlicht in der mit Elisabeth Sichel gemeinsam genutzten Küche einen eisernen Formkasten oder eine Gießflasche und einen Gießlöffel aus Blech gefunden zu haben,⁸ die er dem Verhöramt übergab. Er wusste dazu, dass in den Kasten angefeuchtete Asche oder Sand eingeschlagen wurde. In diese Formmasse wurden Münzen abgedrückt und mit geschmolzenem Metall Abgüsse hergestellt. Auf diese Art und Weise schienen zwei falsche württembergische Fünzfzehnkreuzerstücke hergestellt worden zu sein. Reste von Zinn im Löffel bestätigten ihn in dieser Ansicht. Wegen verschiedener Gießlöcher waren wohl mehrere Falschmünzen zugleich hergestellt worden. Eine Haussuchung war die Folge.⁹ Württemberg prägte wie andere Prägeherren vor und während des Siebenjährigen Krieges besonders schlechte Sechsteltaler in größeren Mengen, die in süddeutscher Währung 15 Kreuzer galten.¹⁰ Während dieser Zeit war Frankfurt ein Angelpunkt des spekulativen Geldhandels, gegen

6 Das übliche Kleingeld der regionalen Währung, s. Konrad Schneider, Münz- und Währungspolitik des Oberrheinischen Reichskreises im 18. Jahrhundert, Koblenz 1995, u. a. S. 124-135.

7 ISG, Criminalia, 8.045, fol. 21-22, Aussage der Witwe Anna Susanna Gernhard, 15. März 1762.

8 Zu Gießform oder -flasche s. Johann Georg Krünitz, Oeconomische Encyclopädie, 18, Berlin 1788 (2. Aufl.), S. 415-418, dort aus Holz oder Messing, rund oder viereckig.

9 SG, Criminalia, 8.045, fol. 37-38, 122-129, 136-137.

10 1746-1760 geprägt, Ulrich Klein und Albert Raff, Die Württembergischen Münzen von 1693-1797, Stuttgart 1992, S. 127-138.

den ab 1759 der Kaiser und die süd- und westdeutschen Reichskreise erfolgreich voringen.¹¹

Karl Christian Sichel belastete seine Mutter, er habe von ihr drei falsche Fünftehner bekommen und sagte aus, das Werkzeug nicht zu kennen. Elisabeth Sichel verhielt sich ähnlich, ihr Mann habe dieses Gießwerkzeug ohne ihr Wissen gehabt. Bei einer Haussuchung in der Wohnung der Familie Sichel wurden drei falsche Fünftehner und ein falscher Kreuzer und ein Topf mit Asche gefunden, die nach der Aussage der Elisabeth Sichel ihrem Mann zur Herstellung von Arznei gedient habe, ansonsten nur ein wenig Hausrat und Kleidung. In ihren Aussagen belastete sie ihn als Nichtsnutz, der ihr eingebrachtes Vermögen in den ersten drei Ehejahren durchgebracht und mit Falschgeld zu tun hatte. Karl Christian wusste bei späteren Verhören von neuen falschen hessischen und bayerischen Groschen zu drei Kreuzern sowie falschen „Hessenkreuzern“ und „Köpfchenkreuzern“, also einfachen Kreuzern mit einem Bildnis. Bei den hessischen Groschen und Kreuzern hat es sich vermutlich um die in großen Mengen geschlagenen Albus und Drittelalbus von Hessen-Kassel in niederhessischer Währung (1 Reichstaler = 32 Albus), die bequem als Dreikreuzer und Kreuzer in die in Frankfurt übliche süddeutsche Gulden-Kreuzer-Währung passten und die deshalb aus ihrem Herkunftsland abflossen. Ebenso verbreitet waren kurbayerische Dreikreuzer oder Groschen.¹² Karl Christian Sichel sagte ferner aus, er habe bei seinem Vater viereckige hölzerne Gießformen gesehen, in die dieser Asche gepresst und darin Münzen abgedrückt habe, wovon seine Mutter auch gewusst habe. Münzmeister Johann Otto Trümmer erhielt die falschen Fünftehnerkreuzer und erklärte, dass sie von ein- und derselben Machart seien.¹³

Im Zuge der Ermittlungen erging eine Fahndung mit Steckbrief nach dem mittelgroßen, dunkelhaarigen Karl Ludwig Sichel, etwa 56 Jahre, angeblich aus Weilburg und Sohn eines Stadtwachtmeisters, der sich als Arzt ausgab, als Landstreicher lebte und sich eine Zeitlang mit seiner Frau und drei Kindern im langen Gang in der östlichen Altstadt aufgehalten hatte, vorher in den Niederlanden und anderswo unterwegs und zuvor in Kröffelbach im Solms-Braunfelsischen wohnhaft gewesen war. Er war verdächtig, falsche Münzen hergestellt zu haben, denn schließlich war einschlägiges Werkzeug gefunden worden.¹⁴

Während der Ermittlungen blieb die vaterlose Familie in Haft. Am 20. November 1762 gebar Elisabeth Sichel ein Kind und erkrankte während ihrer

11 Konrad Schneider, Zum Frankfurter Geldhandel während des Siebenjährigen Krieges, in: *Scripta Mercaturae*, 39/2, 2005, S. 55-147.

12 Artur Schütz, Die hessischen Münzen des Hauses Brabant, 4, Frankfurt 1998, passim; W. R. O. Hahn, Typenkatalog der Münzen der bayerischen Herzöge und Kurfürsten 1506-1805, Braunschweig 1971, u. a. S. 59, 61f., 64.

13 ISG, Criminalia, 8.045, fol. 83.

14 ISG, Criminalia, 8.045, fol. 132-135; Fahndung auch ISG, Criminalia: Akten, 7.799, zur langen Gang, der von der Allerheiligengasse am Allerheiligtentor bis hinter die Judengasse führte: Johann Georg Battonn, Oertliche Beschreibung der Stadt Frankfurt am Main, hrsg. v. L. H. Euler, 5, Frankfurt 1869, S. 324.

Haft im folgenden Jahr. Ihr Sohn Karl Christian unternahm am 26. März 1763 einen erfolglosen Ausbruchversuch aus dem Armenhaus auf dem Klapperfeld im Osten der Altstadt, das auch Aufgaben eines Gefängnisses wahrnahm. Es wurde zusammen mit dem Waisenhaus 1675 gegründet, 1679 eröffnet und 1740 um ein Zucht- und Besserungshaus erweitert, in dem die Inhaftierten durch Arbeit in die Gesellschaft zurückgeführt werden sollten.¹⁵ Im Armenhaus erhielt Karl Christian Sichel, der zwar lesen, aber nicht schreiben konnte, Unterricht und äußerte den Wunsch, ein Handwerk zu erlernen, um sich ehrlich zu ernähren, nachdem er zuvor von seiner Mutter nur zum Betteln und Schlimmerem angehalten worden sei.¹⁶

Die Recherchen des Peinlichen Verhörsamtes ergaben, dass die Familie kein unbeschriebenes Blatt war. Eine Spur führte nach Neuwied, wo gegen Karl Ludwig Sichel ein Verfahren anhängig gewesen war. Die Regierung von Wied-Neuwied übersandte 1763 vier Faszikel Akten nach Frankfurt und erhielt sie 1764 zurück.¹⁷ Am ergiebigsten war eine Auskunft der Regierung von Solms-Braunfels vom 9. Juli 1762, die ebenfalls die Akten zu einem früheren Verfahren nach Frankfurt auslieh. Diese ergaben, dass das kriminelle Landstreicherehepaar Sichel 14 Jahren zuvor unter Verlust des landesherrlichen Schutzes und des Beisassenstatus ausgewiesen worden war, 1749 entwichen sie bei Nacht und Nebel und unter der Zurücklassung hoher Schulden aus Homburg v. d. H. 1752 wurden sie wegen Falschgelds nach Züchtigung aus Wied-Neuwied ausgewiesen, 1755 waren sie wieder im Braunfelsischen und gestanden, aus Wetzlar vom Bettelvogt ausgewiesen worden zu sein. Beide wurde wegen verschiedener Diebstähle und der Mann wegen Falschgeld verhaftet und einem kaiserlichen Werber übergeben. Letzteres war eine gerne gewählte Möglichkeit, missliebige Personen loszuwerden. In Frankfurt befand sich ein dauernd besetztes kaiserliches Werbelokal, von wo aus die angeworbenen Rekruten zu ihren künftigen und in der Regel weit entfernten Einsatzorten bis an die Grenze zum Osmanischen Reich abtransportiert wurden. Nachforschungen in Nassau-Weilburg hatten keinen Erfolg.¹⁸

Das Peinliche Verhöramt beschäftigte sich ausgiebig mit Mutter und Sohn Sichel, ohne dass diese die Herstellung des Falschgeldes gestanden. Es wurde ein Strafverfahren gegen sie eröffnet, in dem Mutter und Sohn einen Rechtsbeistand erhielten. Der normale Fall bei der Vermutung einer Straftat bei Personen, die nicht in einem Rechtsverhältnis zur Stadt als Bürger oder Beisassen oder Schutzjuden standen, folgte den Vernehmungen schnell die Ausweisung mit der Urfehde, d. h. einem durch Eid bekräftigten Gelöbnis, das Hoheitsgebiet der Stadt nie wieder zu betreten, gerne von einer körperlichen Züchtigung begleitet.

15 Battonn (wie Anm. 14), 6, Frankfurt 1871, S. 47-51; Thomas Bauer, Für die Zukunft der Kinder. Die Geschichte der Frankfurter Stiftung Waisenhaus, Frankfurt 2004.

16 ISG, Criminalia, 8.045, fol. 145-146.

17 Heute dort nicht mehr vorhanden. Freundliche Auskunft von Herrn Dr. Hans-Jürgen Krüger, Fürstlich Wiedisches Archiv Neuwied.

18 ISG, Criminalia, 8.045, fol. 161-182, 201-208.

In diesem Falle wandte sich die Stadt sogar an die Universität Mainz. Auch dies war nicht die Regel, denn fast immer erhielten lutherische Universitäten wie die in Gießen, Jena, Altdorf, Halle und Göttingen Ersuchen um Rechtsgutachten, deren Urteile in der Regel auch umgesetzt wurden. Die Mainzer Juristen kamen zu dem erwarteten Ergebnis und empfahlen 1764, Elisabeth Sichel mit ihrem Sohn wegen verdächtigen Lebenswandels nach vorheriger Züchtigung auszuweisen. Sie wurde mit ihren zwei Töchtern am 30. Mai 1764 nach Ablegung der Urfehde ausgewiesen. Ihre dritte, in der Haft geborene Tochter starb bald nach der Geburt.¹⁹ Das Verfahren gegen ihren Sohn wurde abgetrennt und er nicht zusammen mit der Mutter ausgewiesen. Am 29. Mai und 21. Juni 1764 wurde sein Fall vor dem Rat verhandelt, ohne dass ein Ergebnis überliefert ist.²⁰

1898 gab das Frankfurter Stadtarchiv das Gießwerkzeug sowie vier falsche Fünfzehnkreuzer und einen falschen Kreuzer an das Historische Museum ab, die dort die Inventarnummer 18.648 mit dem Vermerk der Herkunft erhielten.²¹ Die Formkasten und der Löffel lagern jetzt bei den wenigen erhaltenen Werkzeugen des 15. bis 19. Jahrhunderts aus der städtischen Münze, die Falschmünzen wurden sicherlich nach ihrem Gepräge in die Sammlung eingeordnet und können dort bei der Größe der Frankfurter Sammlung nicht mehr ermittelt werden. Damit kennen wir das Aussehen und damit das Vorbild der Falschmünzen leider nicht. Keine der beiden Seiten hatte die Wahrung des Provenienzzusammenhangs im Auge, auf den heute unbedingt geachtet wird, wenn Sachgut aus Lagerungsgründen aus dem Registraturzusammenhang entnommen wird. Erst kürzlich wurden Formkasten und Löffel als Falschmünzerwerkzeug erkannt. Auf archivischer Seite ist Neuverzeichnung der rund 13.000 Kriminalakten schon weit vorangekommen. Diese geht inhaltlich weit über das alte chronologische und nur durch einen Namensindex zusätzlich erschlossene Verzeichnis des 18. und frühen 19. Jahrhunderts hinaus und enthält unter anderem diesen Abgabevermerk, so dass jetzt der bis 1898 bestehende ursprüngliche Zusammenhang wiederhergestellt ist.

Formkästen waren jedoch kein charakteristisches Werkzeug von Falschmünzern, sondern im Metallgießereibetrieb weit verbreitet. Man verwendete sie für kleine und mittlere Gussteile. Für große Gussvorhaben wie Kanonenrohre und Glocken baute man die Form in einer Grube in der Gießwerkstatt auf. Bei Glocken macht man das noch heute. Als Formstoff dient auch heute noch plastischer Sand, der je nach Bedarf tonhaltig, also „fett“, sein muss und nur festgestampft wird.²² In beiden Fällen handelt es sich um „verlorene Formen“, die nach dem Guss zerstört werden, um an das Gussstück zu gelangen. Bei der legalen Münzproduktion stellte man durch Gießen die Rohzaine her, also die schmalen, dünnen Barren, die dann auf die Stärke der zu prägenden Münzen

19 ISG, Criminalia, 8.045, fol. 143, 153, 183-198.

20 ISG, Senatsprotokoll 1764, fol. 188, 218.

21 ISG, Criminalia, 8.045, fol. 121.

22 Das Gießereiwesen in gemeinfasslicher Darstellung, hrsg. v. d. Wirtschaftsgruppe Gießereindustrie, Düsseldorf 1941, u. a. S. 15f.

heruntergewalzt wurden, bevor man aus ihnen die Schrötlinge oder Münzplättchen ausstanzte, um diese anschließend zu beprägen. Man bediente sich des Sandgussverfahrens: In einen einfachen, mit festgestampftem Sand gefüllten Formkasten stach man mit passenden „Steckmessern“ Vertiefungen von der Form der Barren ein, in die man das flüssige Münzmetall goss. Auch die Frankfurter Münze verwendete Gießsand, Formkästen und Gießlöffel. Erhaltene Inventare belegen dies, wie das von 1604 und Folgeinventare bis 1655, in dem von eisernen *Ingüssen* die Rede ist, das sind metallene Dauerformen, die auch Kokillen genannt werden. Diese wurden zum Gießen von „Zaine“ genannten schmalen und dünnen Barren von bestimmter Stärke verwendet, die nach dem Guss auf die Stärke der gewünschten Münzen gewalzt wurden.²³ 1740 wurden Gießformen für Gold- und Silberzaine, ein Formkasten auf Rollen und schwarzer Gießsand für Silber und Steckmesser, erfasst.²⁴ 1838 waren ein eiserner Gießapparat mit acht eisernen Gießflaschen und zwei eiserne Gießkisten vorhanden.²⁵ Der Einformvorgang für das Gießen der Zaine in der Münzstätte war einfacher als bei den Falschmünzern, denn diese wollten nicht nur einen quaderförmigen Barren erzeugen, sondern einen Münzkörper mit komplizierter Bildoberfläche. Sie griffen deshalb auf Arbeitsweisen und Werkzeuge eines Goldschmieds oder Gürtlers zurück, der Schmuckteile gießen will.

Die Frankfurter Kriminalakten sind reich an Belegen zur Herstellung von Falschgeld und den Vertrieb davon. Einige gewähren auch Einblicke in die Techniken der Falschmünzer. Die professionelleren zogen die Fälschung von Prägwerkzeugen vor und stellten zum Teil sehr gute Fälschungen her. Es ist kein Wunder, dass diese Fälscher oftmals aus einem Metallberuf kamen und im bürgerlichen Leben als Gürtler, Spengler oder Schlosser arbeiteten. Bei Gussfälschungen war der technische Aufwand geringer, dafür aber auch die Qualität des Falschgeldes in der Regel schlechter. Gerade Zinn mit seinem niedrigen Schmelzpunkt von 23° C bot sich wegen seines silbrigen Aussehens an. Doch war die Gefahr des Erkennens groß. Solide überarbeitete und versilberte oder vergoldete oder gar mit Edelmetall plattierte und gerändelte Falschmünzen hatten bessere Aussichten, nicht erkannt zu werden. Die Falschmünzer waren oft arme Leute, die von der materiellen Not zu ihrem kriminellen Handeln getrieben worden waren. Am aufwändigsten war das Prägen von Falschgeld, das Stempel und mit zunehmender Technisierung der Münzprägung auch geeignetes Werkzeug bis zur nachgebauten Spindelpresse erforderte, ebenso eine Rändelung und Geschick im Versilbern oder Vergolden der in der Regel aus Messing bestehenden Falschmünzen. Wer einen solchen Aufwand nicht treiben konnte oder wollte, wählte den Weg des Gusses, musste die Gussrohlinge jedoch nach-

23 ISG, Rechnei vor 1816, 183, fol. 122-129, Paul Joseph, Geräte der Münze zu Frankfurt am Main 1609, in: Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a. M., 6, 1881, S. 222-229.

24 ISG, Rechnei nach 1816, 131, fol. 9.

25 ISG, Rechnei nach 1816, 2.713, zum Verfahren in jüngerer Zeit: E. Schlösser, Die Münztechnik, Hannover 1884, S. 101-122.

arbeiten und bei Messing oder Bronze ebenfalls mit Edelmetall überziehen. Bequemer waren leicht schmelzbare Weißmetalle wie Zinn oder Zinnbronzen.²⁶

Die Frankfurter Kriminalakten enthalten ein weiteres Beispiel für die Verwendung einer derartigen Gussflasche: Die Spengler und Vettern Johann Friedrich Meckes aus Friedberg und Johann Arnold Meckes aus Frankfurt wurden in ihren Heimatstädten um die Jahreswende 1694/95 wegen falscher kurmainzischer und hanausischer Batzen und Dreibätznern (vier und zwölf Kreuzer) sowie hessen-darmstädtischer Albus (2 Kreuzer) aus Zinn festgenommen. Johann Arnold Meckes in Frankfurt verwandte dazu einen zweiteiligen ovalen Formkasten (Gießflasche) aus Eisen, also ähnlich wie die Familie Sichel, in der er mit einem Guss mehrere Münzen fälschen konnte, bei der Vernehmung als „länglich oval runde von Eysen gemachte und zusammen gelegte formb“ oder auch „münzflasche“ bezeichnet. Der Aussage der beiden nach stammte sie vom Seidensticker Beck im Homburg v. d. H., der auch metallurgische Experimente vornahm. Beide Vettern hatten sie ihm gestohlen. Johann Arnold Meckes gab unter Androhung der Folter zu, kleine Mengen Falschgeld aus einem Viertelpfund Zinn und etwas Wismut (zum Senken des Schmelzpunktes) hergestellt und die Technik von einem wandernden Silberschmied gelernt zu haben. Seine Frau sagte zur Entlastung aus, ihr Mann habe aus Armut gefälscht und den Formkasten in den Main geworfen. Ein Mitwisser wusste von einem beim Guss verunglückten kurkölnischen Gulden. Meckes wurde mit der dauerhaften Ausweisung aus Frankfurt und damit mit der weitgehenden Vernichtung seiner wirtschaftlichen Existenz bestraft.²⁷

Ein weiterer Fall ist der des 23-jährigen Gürtlers Christian Jäkel aus Hirzenhain, der 1798 festgenommen wurde. In seiner Heimat hatte er Kontakt mit einem Schlosser, der ihm Stempel zu fälschen österreichischen Konventionen-zwanzigkreuzern geschnitten hatte. Er selbst hatte Laubtaler und Brabanter Kronentaler gefälscht, diese in Lehmformen gegossen, die er nach der Herstellung über dem Feuer getrocknet und mit Schrauben fest miteinander verbunden hatte. Mit Sicherheit hatten diese Lehmformen metallene oder hölzerne Formrahmen in der Art des hier vorgestellten und bildeten eine Kastenform. Für die Versilberung der überarbeiteten Messiggüsse wählte er die Kaltversilberung, die auf der Löslichkeit von Silber in Scheidewasser (Salpetersäure) und der Verbindung von Silber und Chlor zu Silberchlorid beruht. Dabei werden die Gegenstände mit silberchloridhaltigen Pasten unter Zusatz weiterer Chemikalien eingerieben. Mit Salz wurde dann das Silber aus dem Silberchlorid ausgefällt und

26 Konrad Schneider, Falschgeld aus Hessen-Darmstadt – Belege aus Frankfurt und Umgebung, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen, 94, 2009.

27 ISG, Criminalia, 2.049; Konrad Schneider, Falschgeld in Nassau, Frankfurt a. M. und Umgebung, in: Nassauische Annalen, 120, 2009, S. 167-189, S. 175; ders., Falsche Münzen und ihre Herstellung. Beispiele aus Frankfurt am Main und Umgebung, in: Interdisziplinäre Tagung zur Geschichte der neuzeitlichen Metallgeldproduktion. Projektberichte und Forschungsergebnisse. Beiträge zur Tagung in Stolberg (Harz) im April 2008, 2 Bde., Braunschweig 2008, 1, S.193-210, S. 200.

führte zu einer weniger haltbaren Versilberung als diese bei einer Feuerversilberung mit einem Silberamalgam möglich war. Jäkel erklärte, jeder Gütler beherrsche dieses Verfahren, und gestand, von dem Schlosser Blattmessing in Abschnitten erhalten zu haben, das sich gut gießen ließ und einen guten Klang hatte. Für seine Güsse hatte er keine Beimischung verwendet. Bei der Akte liegen je ein falscher Laubtaler und halber Krontaler mit Aushieb zum Kenntlichmachen, je ein echtes Vorbild und ein Abdruck in Rauschgold.

Nach der Halsgerichtsordnung von 1532 wäre Jäkel mit dem Feuertod zu bestrafen gewesen, doch war die Strafjustiz längst von der Todesstrafe abgekommen. Wie in anderen schwierigen Fällen holte die Stadt ein Gutachten einer juristischen Fakultät ein, hier der Universität Jena, die sich für sechs Jahre Zuchthaus mit Staupenschlägen aussprach. Frankfurt entschloss sich jedoch zu einem anderen Verfahren, das in erster Linie abschreckend wirken sollte. Jäkel musste am 31. Juli 1799 eine Stunde am Prager stehen und wurde dann von sechs mit Stöcken ausgestatteten Soldaten unter regelmäßigen Schlägen vom Römer bis vor das Bockenheimer Tor und die Grenze des Frankfurter Hoheitsgebiets getrieben, begleitet von weiterem Justizpersonal und starker militärischer Bedeckung. Zum Schluss erhielt er 30 Kreuzer in Kupferhellern als Wegzehrung.²⁸

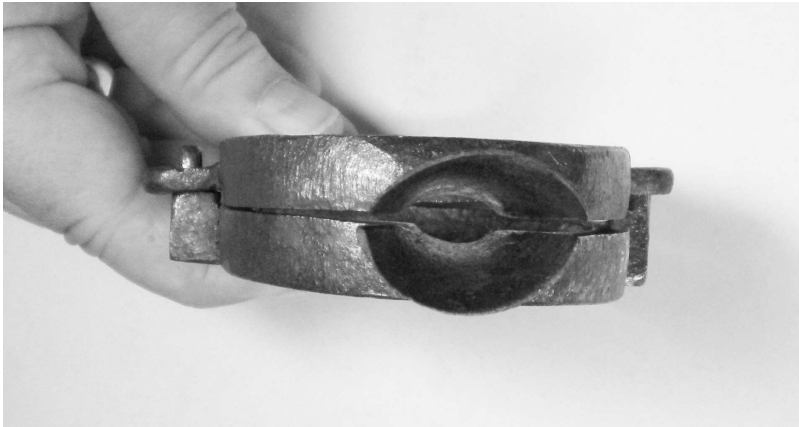
Das Münzkabinett des Rheinischen Landesmuseums Trier besitzt einen zweiteiligen, von vier Holzdübeln zusammengehaltenen Formkasten aus Eichenholz mit den Maßen 15 bzw. 13,5 cm x 10 bzw. 9 cm mit einem seitlichen Einfüllstutzen sowie einem Luftloch zum Entweichen der Luft beim Gießvorgang, der angeblich in Wittlich gefunden worden war. Er ist mit einem Gemisch von Sand und Ton gefüllt und trägt noch sichtbare Abdrücke der Vorder- und Rückseite eines französischen Laubtalers, die nicht näher bestimmt werden können. Laubtaler wurden in Frankreich von 1726 bis 1790 in großen Mengen geprägt, waren im westlichen Deutschland für den Zahlungsverkehr unverzichtbar und wurden entsprechend viel gefälscht. Die dendrochronologische Untersuchung des Holzes ergab, dass es im ausgehenden 17. Jahrhundert gefällt worden ist.²⁹

Die Herstellung von Zinnfälschungen mit Löffel und einfachem Werkzeug durch Landstreicher hat eine auffällige Parallele im 20. Jahrhundert. 1977/78 wurden in einem Wald bei Marburg an der Lahn 66 unfertige und teils missratene Falschmünzen (Reichsmarkstücke von 1934 und Fünfreichsmarkstücke von 1932 und 1934) und ein in einem Löffel erkaltetes Gussstück aus Zinn ge-

28 ISG, Criminalia, 10.536.

29 Klaus Petry, Am Galgen, auf dem Scheiterhaufen, zu Tode gesotten. Zur Geschichte von Münzfälschern und Falschmünzern vornehmlich im Kurfürstentum Trier, in: Unrecht und Recht. Kriminalität und Gesellschaft im Wandel von 1500-2000, hrsg. v. Heinz-Günther Borck, Koblenz 2002, S. 543-569, Abb. S. 546, Erläuterung S. 551f.

funden. Das verwendete Metall war überwiegend Zinn mit Blei und etwas Kupfer.³⁰



Formkasten

Foto: Volker Benad-Wagenhoff nach Vorlagen des Historischen Museums Frankfurt a. M., mit freundlicher Genehmigung von Herrn Dr. Frank Berger



Formkasten

Foto: Volker Benad-Wagenhoff nach Vorlagen des Historischen Museums Frankfurt a. M., mit freundlicher Genehmigung von Herrn Dr. Frank Berger

30 Niklot Klüßendorf, Münzfundbericht des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde, 3: 1977 bis erste Hälfte 1980 = Sonderdruck aus Fundberichte aus Hessen, 21, 1981 (1987), Nr. 3A07.



Gießlöffel

*Foto: Volker Benad-Wagenhoff nach Vorlagen des Historischen Museums Frankfurt a. M.,
mit freundlicher Genehmigung von Herrn Dr. Frank Berger*



Formkasten

*Foto: Volker Benad-Wagenhoff nach Vorlagen des Historischen Museums Frankfurt a. M.,
mit freundlicher Genehmigung von Herrn Dr. Frank Berger*

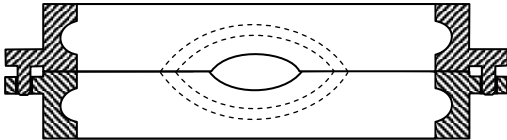


*Württemberg, Herzog Karl Eugen (1744-1793),
15 Kreuzer = 1/6 Taler 1759 (Kriegsgeld)*

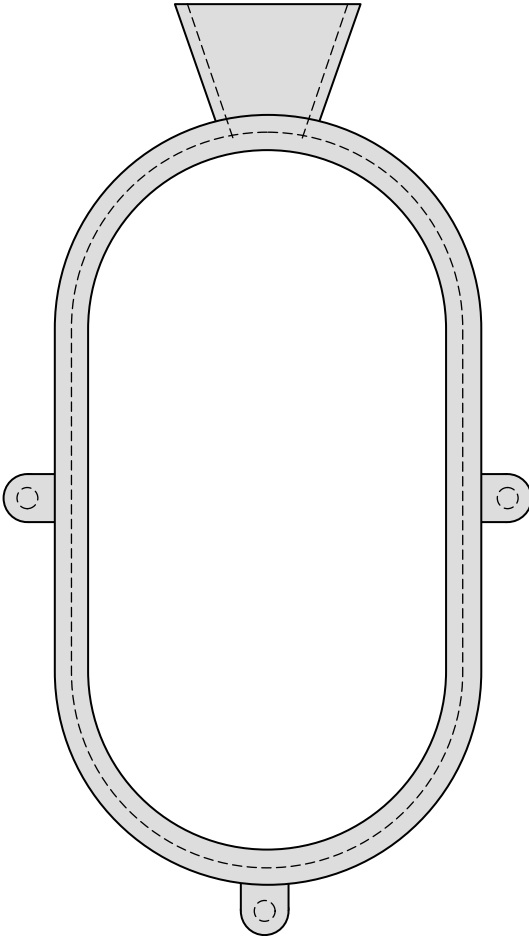
Foto: Münzhandlung Rittig, Schwelm

ZWEITEILIGER FORMKASTEN

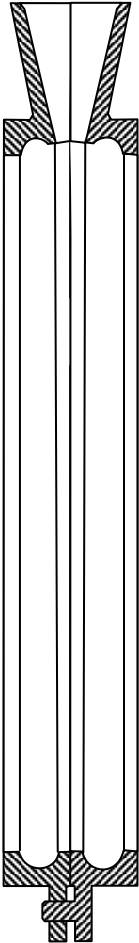
Querschnitt



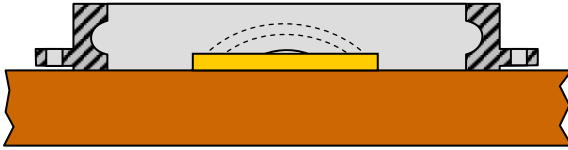
Draufsicht



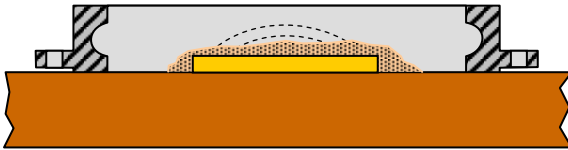
Längsschnitt



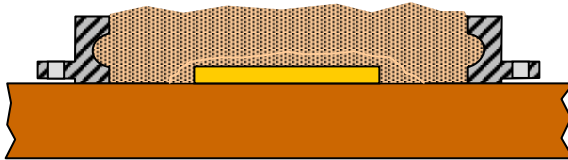
EINFORMEN



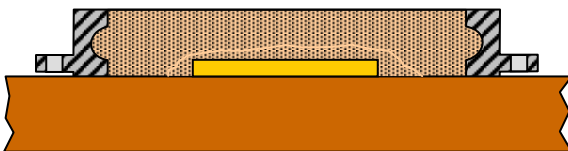
Unterkasten mit Innenseite auf plane Fläche legen, Modell (Münze) hineinlegen mit Formpuder bestäuben



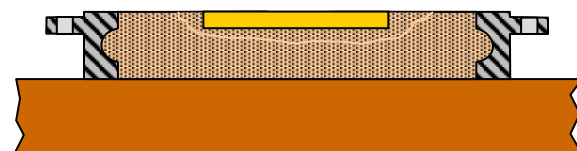
Modell mit Formsand bedecken, diesen von Hand festdrücken und vorsichtig feststampfen



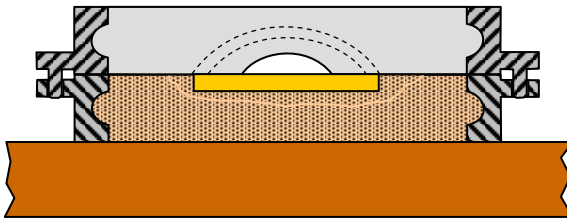
Unterkasten mit Formsand auffüllen, diesen kräftiger feststampfen



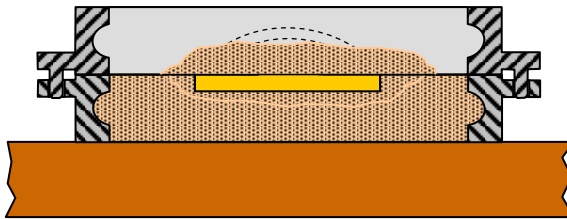
Oberfläche des Formsandes mit Lineal glattstreichen



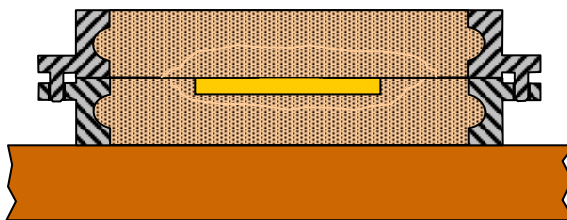
Unterkasten wenden, Innenfläche und Modell von losem Sand reinigen, mit Formpuder bestäuben



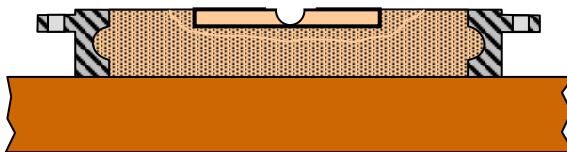
Oberkasten aufsetzen
und wie zuvor die zweite
Formhälfte aufbauen



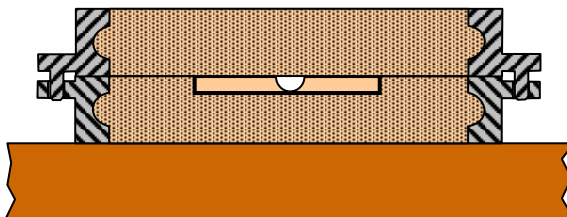
Modell mit Formsand
bedecken, diesen von
Hand festdrücken und
vorsichtig feststampfen



Formsand auffüllen,
feststampfen, abstreichen

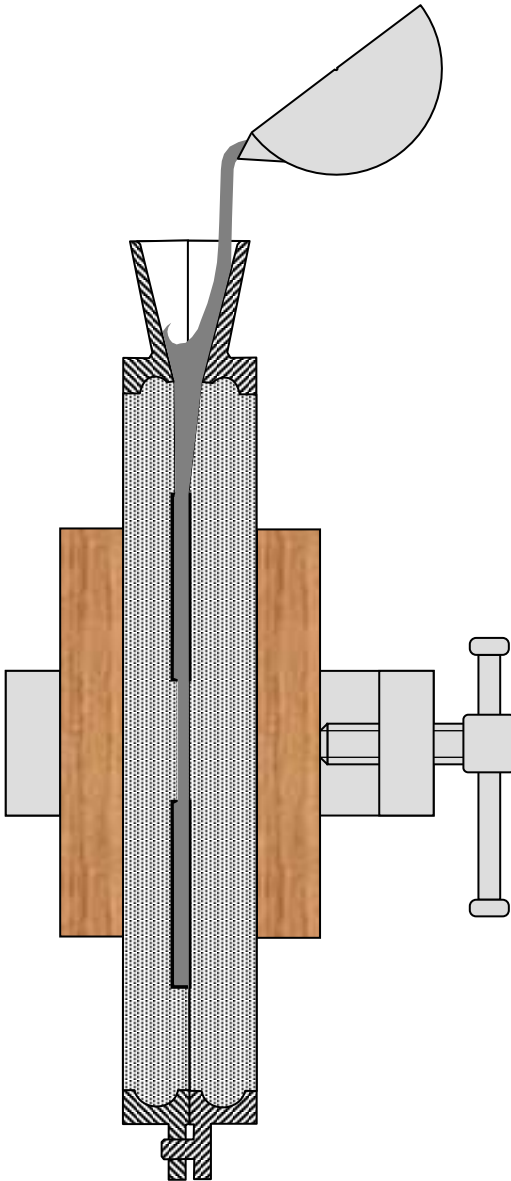


Oberkasten abheben,
Modell herauslösen,
Einguss- und Luftkanäle
in den Sand schneiden,
Innenflächen vorsichtig
reinigen



Oberkasten aufsetzen,
Form anheben und
zusammenspannen

GIESSEN



Zeichnungen: Volker-Benad-Wagenhoff

Ferdinand J. Cohn in Gießen

DAGMAR KLEIN UND HANS-JOACHIM WEIMANN † (HG.)

Vorwort

Ferdinand und Pauline Cohn waren in den Jahren 1876 bis 1893 häufiger zu Besuch in Gießen, obwohl die Anreise von Breslau nicht einfach gewesen sein dürfte. Sie nutzten immer das moderne Fortbewegungsmittel, die Eisenbahn. In Gießen besuchten sie Moritz und Laura Pasch. Die Frauen waren Schwestern, geborene Reichenbach, sie stammten wie ihre Ehemänner aus Breslau,¹ der Hauptstadt der Provinz Schlesien.

Ferdinand Cohn (1828-1898) war bereits ein anerkannter Wissenschaftler und seit 1859 außerordentlicher Professor an der Universität Breslau. Die ordentliche Professur für Biologie ließ jedoch bis 1872 auf sich warten. Er gilt als der erste Professor jüdischen Glaubens in Deutschland und - neben Robert Koch - als Begründer der modernen Bakteriologie. Obwohl 15 Jahre jünger, erlangte sein Schwager Moritz Pasch (1843-1930) die Professur für Mathematik an der Gießener Universität nur drei Jahre nach ihm.²

Cohns biografischen Aufzeichnungen vermitteln bei aller Kürze und Knappheit der Formulierungen doch einen interessanten Eindruck vom Besuchsalltag bei entfernt wohnenden Verwandten. Mal sind es Familienfeste, die gemeinsam gefeiert werden, mal ist Gießen die Zwischenstation auf einer längeren Reise. Meist residieren sie im Hotel Kuhne in der Bahnhofstraße, nach dem Umzug der Familie Pasch in das Haus Alicenstr. 31 direkt dort. Vor allem die Besuche bei Wissenschaftskollegen der Gießener Universität sowie die Besichtigung von deren Arbeitsräumen und Sammlungen (Museum genannt) sind aus heutiger Sicht interessant, zeigen sie doch eine Sicht auf das Universitätsleben, wie sie aus offiziellen Akten nicht hervorgeht. Immer wieder besuchte Cohn den Botanischen Garten und dessen Direktor Hermann Hoffmann, tauschte sich mit diesem über Sachfragen aus. Die Neuerungen unter dessen Nachfolger Adolf Hansen schienen Cohn nicht zu behagen.

Für die heutigen Gewohnheiten erstaunlich sind die vielen Spaziergänge und langen Wanderungen, die er allein, mit Familienmitgliedern und Freunden in und um Gießen unternimmt: rund um die Schur, durch die alten Gassen, über den Friedhof oder zum Philosophenwald. Dabei berichtet Cohn immer von den

1 Breslau war im 19. Jh. drittgrößte deutsche Stadt (nach Berlin und Hamburg). Bis 1918 preußische Residenzstadt und Hauptstadt der Provinz Schlesien. Nach dem 2. Weltkrieg wurde die deutsche Bevölkerung durch die russische Armee vertrieben und die Stadt unter polnische Verwaltung gestellt, sie heißt seitdem Wrocław.

2 Moritz Pasch (1843-1930), Mathematiker, lehrte ab 1870 an der Universität Gießen, wurde 1875 zum ord. Professor ernannt, trat 1911 in den Ruhestand; er überlebte seine Ehefrau und beide Töchter; Grab auf dem Friedhof am Rodtberg, jüdische Abteilung.

Neuerungen dieser Jahre, sei es die Kaserne, das im Bau befindliche Klinikum, das (kritisch kommentierte) Liebig-Denkmal oder die neuen Restaurationen wie Café Hettler und Textors Terrasse. Auch die Eindrücke von der „Burg des Deutschen Ritterordens Schiffenberg“ oder von den Nachbarstädten Marburg und Wetzlar sind interessante Dokumente im Stil von Reisebeschreibungen. Dazu kommen immer wieder Anmerkungen zum guten Essen und Trinken, auch zu hessischen Gepflogenheiten. Die Familie war auch technisch interessiert, im Sommer 1891 besuchten sie die Internationale elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt am Main.

Die Aufzeichnungen von Ferdinand Cohn haben sich erhalten dank Pauline Cohn, die nach dem Tod ihres Mannes alle Notizen Gießen betreffend für ihre Verwandten herschrieb. Diese und weitere Dokumente der weit verzweigten Familie bewahrt ein Enkel von Laura und Moritz Pasch auf: Dr. Rudolf Thaeer in Braunschweig. Bei meinem Besuch im Frühjahr 2008, eigentlich auf den Spuren seiner Mutter Gertrud Thaeer geb. Pasch, überließ er mir diese Unterlagen zur Veröffentlichung. Dazu gehört eine Genealogie der Familien Reichenbach und Pasch, die Moritz Pasch noch selbst verfasst hat, ohne die so manches Familienmitglied nicht hätte identifiziert werden können. Und dennoch blieben in diesem Bereich Fragen offen.

Auch entspricht so manche Benennung oder Interpretation nicht den objektiven Gegebenheiten, schließlich schrieb Cohn sie aus der Erinnerung. Die Fußnoten sind daher auch (Er)klärung und Verständnishilfe. Um die besuchten Orte und besondere Ereignisse für Interessierte schneller auffindbar zu machen, sind einige **Überschriften** eingefügt und durch eine andere Schrift gekennzeichnet.

Die Transkription von der Handschrift Pauline Cohns übernahm dankenswerterweise Prof. Hans-Joachim Weimann, ebenso die Kurzbiografie von Ferdinand Cohn und erste Informationen zu den zahlreich genannten Personen.

Dagmar Klein im Oktober 2012

Kurzbiographie Ferdinand Julius Cohn (1828-1898)³

Ferdinand Julius Cohn wurde am 24. Januar 1828 in Breslau geboren als ältester Sohn einer jüdischen Kaufmannsfamilie, die Eltern waren Isaak Cohn (1804-1883) und Amalie geb. Nissen. Die Großeltern väterlicherseits lebten noch eng verbunden mit der jüdischen Tradition im Breslauer Judenviertel. Die Eltern waren in einen christlichen Stadtteil gezogen und hatten eine Öl-Raffinerie sowie einen Öl-, Seife- und Lichthandel gegründet, durch die sie zu Wohlstand kamen. Der Vater wurde 1867 zum österreichisch-ungarischen Konsul ernannt und bekleidete zahlreiche einflussreiche Ämter in Breslauer Vereinen und Einrichtungen. So war er mehr als 15 Jahre lang Präsident des 800 Mitglieder umfassenden „Kaufmännischen Vereins“ und aktives Mitglied der „Schlesischen Gesell-

3 Nach der Dissertation von Margot Klemm, s. Literaturliste.

schaft für vaterländische Cultur“. Seinen Bildungshunger und seine Zielstrebigkeit, die ihn bis zur Erlangung des Doktorgrades auf dem Gebiet technischer Fortschritte führten, vermochte er auf seinen ältesten Sohn Ferdinand zu übertragen.



Abb. 1: Ferdinand Cohn (1828-1898). Porträt aus den „Blättern der Erinnerung“; gedruckt im Auftrag von Pauline Cohn 1901.

Als Zweijähriger konnte Ferdinand bereits lesen, mit drei Jahren war er in Raffs „Geschichte der Naturwissenschaften“ bewandert, ein Jahr später wurde er eingeschult. Das humanistische Maria-Magdalenen-Gymnasium durchlief er im Eiltempo. 1837 befiel ihn ein Ohrenleiden, weswegen er zur Kur für ein halbes Jahr nach Berlin geschickt wurde. Das Ohrenleiden besserte sich nicht, dafür wirkte sich der Aufenthalt umso günstiger auf Ferdinands kulturelle Bildung aus, da er viel Zeit in den Museen verbrachte. Cohn bedauert später in seinen Tagebuchaufzeichnungen, dass er nie Zeit zum Spielen hatte, und dass er wegen der häufigen Klassenwechsel keine Freunde hatte finden können. Hinzu kam eine

schwächliche Gesundheit. Er bestand mit 16 Jahren das Abitur und schrieb sich 1844 an der Philosophischen Fakultät der Universität Breslau ein.

Studium

Ferdinand Cohn studierte Geistes- und Naturwissenschaften, die damals noch in der Philosophischen Fakultät vereinigt waren. Er hörte Vorlesungen bei Gustav Freytag (1816-1895) über Literatur und interessierte sich für Geschichte, Ästhetik, Philosophie und Sprachen. Auf naturwissenschaftlichem Gebiet hörte er Vorlesungen bei Heinrich Göppert (1800-1884), dem berühmtesten Botaniker Schlesiens im 19. Jahrhundert und Begründer der Paläobotanik, und bei Christian Nees von Esenbeck (1776-1858), einem botanischen Berater Johann Wolfgang von Goethes. Sie beeinflussten ihn so stark, dass er sich entschloss, Botanik zu studieren.

Nach zweijährigem Studium in Breslau musste Ferdinand Cohn 1846 zur Promotion nach Berlin gehen, weil Juden an der Breslauer Universität nicht zum Abschlussexamen zugelassen wurden. In Berlin kam er mit den größten Naturwissenschaftlern seiner Zeit in Kontakt. In der Mikrobiologie war der Naturforscher und Sammler Christian Ehrenberg (1795-1876) sein großer Lehrmeister. Außerdem erlebte er die Märzrevolution von 1848, deren entmutigende Ergebnisse für nationale Einheit, Demokratie und Pressefreiheit ihn für seinen weiteren Lebensweg zu einer passiven liberal-demokratischen Haltung bewegten.

Am 13. November 1847 wurde Ferdinand Cohn mit einer Dissertation „Symbola ad seminis physiologicam“ (Beiträge zur Physiologie des Samens) zum Dr. phil. mit magna cum laude promoviert. Er war damals 19 Jahre alt. 1849 kehrte er nach Beruhigung der politischen Lage nach Breslau zurück. Ihn zogen nicht nur „tausend Bande“ wieder in die Heimat, sondern er hoffte auch, dort seine Pläne zur Gründung eines pflanzenphysiologischen Instituts nach dem Vorbild des ersten deutschen physiologischen Instituts von Johannes Purkinje (1787-1869) verwirklichen zu können.

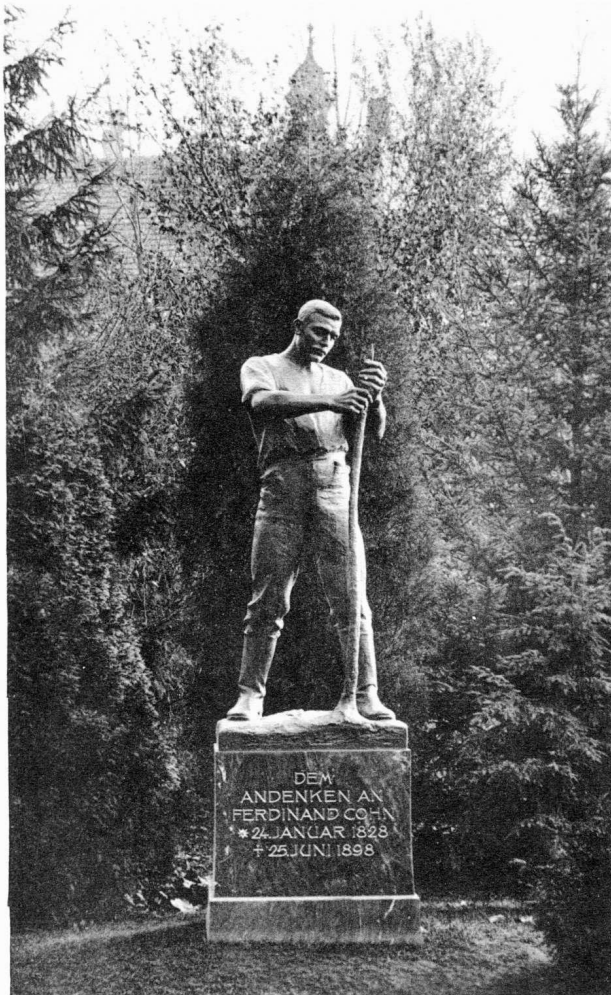
Professor in Breslau

Im Herbst 1859 habilitierte er sich in Breslau mit der Schrift „De cuticula“ (Über die Oberhaut) und wurde Privatdozent. Weitere Ernennungen ließen jedoch auf sich warten. Das Kultusministerium war nicht gewillt für Cohn einen zweiten Botanik-Lehrstuhl für Pflanzenphysiologie zu genehmigen, nachdem erst kurz zuvor der erste Lehrstuhl mit Heinrich Göppert als Ordinarius eingerichtet worden war. Zudem betrieb Unterrichtsminister Karl Otto von Raumer (1805-1859) eine reaktionäre Politik, bei der sich Cohns Zugehörigkeit zum jüdischen Glauben nachteilig auswirkte.

Da sich Cohn durch seine außerordentlichen wissenschaftlichen Leistungen internationale Anerkennung erworben hatte, wurde ihm 1857 die Würde, aber nicht der Rechtsstatus eines außerplanmäßigen Professors verliehen; 1859 folgte die Ernennung zum außerordentlichen Professor. 1866 wurde er mit der Gründung des ersten pflanzenphysiologischen Instituts in Preußen beauftragt und

übernahm dessen Leitung. 1872 erfolgte die Ernennung zum ordentlichen Professor für Botanik.

1867 heiratete er Pauline Reichenbach, die Ehe blieb kinderlos. Abgesehen von einigen Kompetenzstreitigkeiten mit seinen Kollegen verlief sein weiteres Forscherleben bis zu seinem plötzlichen Tod am 25.6.1898 in ruhigen Bahnen. Er wurde auf dem jüdischen Friedhof in Breslau beerdigt.



BRESLAU

„Der veredelnde Gärtner“

L 53

*Abb. 2: Denkmal für Prof. Ferdinand Cohn in Breslau.
Foto-Postkarte: Nachlass bei Dr. Rudolf Thaer, Braunschweig.*

Ehrungen

Durch seine Zellforschung sowie seine entwicklungsbiologischen und mikroskopischen Untersuchungen kleiner Algen, Pilze und Infusorien wurde Cohn schon in jungen Jahren so bekannt, dass er 1849 als zweitjüngstes Mitglied - das jüngste Mitglied war Alfred Edmund Brehm (1829-84) gewesen - in die Deutsche Akademie der Naturforscher „Leopoldina“ in Halle aufgenommen wurde. Unter den vielen Ehrungen, die Cohn insbesondere im Ausland zuteil wurden, ragt die Verleihung der goldenen Leeuwenhoek-Medaille der Königlichen Akademie der Wissenschaften der Niederlande 1885 heraus, wird sie doch nur einmal in zehn Jahren für besondere Leistungen auf dem Gebiet der Mikroskopie verliehen. Die Kommission hatte die Wahl zwischen den drei großen Mikrobiologen des 19. Jahrhunderts: Louis Pasteur, Robert Koch und Ferdinand Cohn. Sie entschloss sich

„mit voller Überzeugung, mit Einstimmigkeit ... den Letztgenannten aus der Dreierzahl der Bakteriologen, Ferdinand Cohn, auszuwählen als den Gelehrten, der in jeder Hinsicht und mehr als jeder andere Zeitgenosse der Leeuwenhoek-Medaille würdig geachtet werden muß. Bakteriologe ersten Ranges hat Ferdinand Cohn seit mehr als dreißig Jahren auf dem Gebiet des Studiums der mikroskopischen Organismen Arbeiten von bleibenden Verdiensten geliefert.“

In der weiteren Würdigung wird seine Grundlagenforschung mit exakten empirischen Methoden hervorgehoben.

Weitere Ehrungen folgten:

- 1887 Ehrendoktor der medizinischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Korrespondierendes Mitglied der Accademia dei Lincei in Rom, des Institut de France in Paris, und der Royal Society in London
- 1888 Verleihung des Titels „Geheimer Regierungsrat“
- 1895 Verleihung der Goldmedaille der Linné-Gesellschaft in Stockholm
- 1897 Ehrenbürger der Stadt Breslau
- 1908 Einweihung eines Denkmals im Breslauer Südpark⁴
- 1998 Enthüllung einer Gedenktafel auf dem jüdischen Friedhof in Breslau

Verwandtschaftliche Beziehungen zu Gießen:

Louis Reichenbach (7.4.1815 – 2.9.1871)

oo Natalie Prager (21.8.1821 – 31.3.1897)

Heirat 13.6.1843 in Breslau

Pauline Reichenbach (21.3.1844 – 19.8.1907)

oo Dr. phil. Ferdinand Julius Cohn (24.1.1828 – 25.6.1998)

Heirat 18.8.1867 in Breslau

4 Gestaltet von der in Wien lebenden Bildhauerin Ilse Conrat, eine Nichte Cohns. Bei der Bepflanzung des Südparks hatte Ferdinand Cohn beratend mitgewirkt.

Laura Reichenbach (24.12.1849 – 4.2.1920)
oo Dr. phil. Moritz Pasch (8.11.1843 – 20.9.1930)
Heirat 15.9.1875 in Breslau

Toni Pasch (18.7.1878 – 4.1.1922)
oo Dr. phil. Richard Herz (21.7.1867-18.11.1936), Chemiker in
Frankfurt, Heirat 1.3.1902 in Frankfurt a.M.

Gertrud Pasch (16.2.1882 – 16.4.1929)
oo Dr. phil. Clemens Thaer (8.12.1883-2.1.1974), aus Gießen,
Mathematiker an der Universität Jena, dann Greifswald
Heirat 4.4.1911 in Jena

Ferdinand Cohns Aufzeichnungen bei Besuchen in Gießen⁵

Zum 19. September 1900

*Was in den langen schönen Jahren
Gar Gutes und Liebes wir bei Euch erfahren
Wie viele traulich glückliche Stunden
Wir in Eurem Heim in Gießen gefunden
Wie die geliebten Töchter sich entfaltet
Wie alles im Haus sich harmonisch gestaltet,
Das ist lebendig und frisch geblieben
Wie Er es empfunden, wie Er es beschrieben.*

Getreu

Eure Pauline

1876

Der erste Besuch in Gießen

Mittwoch. d. 9. August. Halle

Um acht Uhr Morgens geht der Zug nach Thüringen via Korbetha. Das Coupé ist überfüllt, die Sonne brennend. Zuerst im Saaletal freundliche Gegend mit Rudelsburg und den waldigen Höhen um Schulpforta, vorüber an Weissenfels, Naumburg, Kösen, Weimar und anderen berühmten Mittelpunkten der Cultur. Dann kommt das hochthürmige Erfurt, dahinter Gotha, endlich Hørselberg, die Wartburg und Eisenach. Ich hätte wohl gern an irgend einem dieser Orte Station gemacht, aber Paulchen's⁶ Sehnsucht gönnte uns keine Rast, wir brausen aus Thüringen hinüber nach Hessen.

In der Hitze ist es beinah' beschwerlich, die wechselnde Landschaft zu betrachten, mit dem Fluß, den vielen Örtchen mit alten Holzhäusern, Burgen in der Ferne. Nur Hersfeld, der Sitz von Immo's Geschlecht, und vor allem Fulda macht Eindruck mit dem Petersberg. Wir umkreisen die kuppel- und thurmreiche Stadt, die malerisch den erweiterten Thalboden ausfüllt.

5 Transkription der handschriftlichen Aufzeichnung durch Pauline Cohn: Ferdinand Cohn. Blätter der Erinnerung; überlassen vom Enkel Dr. Rudolf Thaer/Braunschweig.

6 Ehefrau Pauline Cohn geb. Reichenbach (1844-1907), gelegentlich auch „Pau“ genannt.

Hinter Fulda folgen zahllose Stationen; aber unser Interesse wird erst rege, als wir im Hintergrund das Lahnthal sich abzeichnen sehen mit hervorragenden Burgen. Um 4 Uhr sind wir glücklich in Giessen, das wir aus der Photographie schon gut kennen und suchen im Vorüberfahren Laura's Haus zu erkennen. Im Bahnhof erwartet uns das junge Paar⁷ zugleich auch Onkel Adolf,⁸ nach herzlicher Begrüßung wandern wir ein paar Schritte weiter ins Hotel Kubne.⁹ Ein sehr hübsches Zimmer gestattet, uns durch Toilettenwechsel zu erfrischen und schnell sind wir bereit das neue Heim unserer lieben Geschwister in Augenschein zu nehmen. Eine reizende Wohnung im Parterre einer Villa, die Möbel so frisch und geschmackvoll und die Küble in den Zimmern durch den anstoßenden Berggarten¹⁰ und hinein rankenden Wein gar erquickend. Wir bewundern die ebenso elegante, als gemütliche Einrichtung, grün ganz passend zur Umgebung.

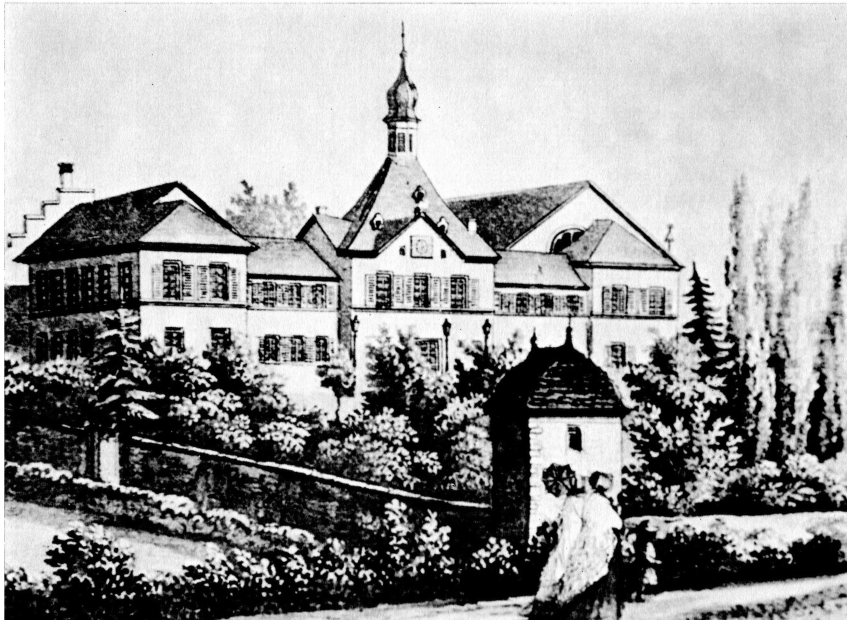


Abb. 3: Ausflugslokal und Gesellschaftsbaus Buschs Garten. Zurzeit von Cobns erstem Besuch in Giessen 1876 hieß es noch Wenzels Garten aus: Stadtbilder vom alten Giessen, Goethe-Buchhandlung Giessen, o. Dat.

-
- 7 Schwägerin Laura Pasch geb. Reichenbach (1849-1920) und Schwager Moritz Pasch (1843-1930).
- 8 Adolph Prager, Stadtrat in Liegnitz, Bruder von Natalie Reichenbach, der Mutter von Pauline Cohn und Laura Pasch; er war seit 1857 in dritter Ehe verheiratet mit Berta geb. Kohn (1838-1899).
- 9 In der oberen Bahnhofstraße, neben dem Hotel Lenz, also in der Nähe des Bahnhofs; hier stieg der Großherzog ab, wenn er in Giessen weilte.
- 10 Das Ehepaar Pasch wohnte in der Universitätsstraße (heute: Liebigstraße); das Gelände fällt zur Wiesbeck hin ab; siehe Eintrag übernächste Seite „Lauras Berggarten“.

Klubfest in Wenzels Garten

Abends ist Klubfest und, während die Damen fahren gehen wir zu Fuß nach Wenzels Garten,¹¹ der am Abhang eines Hügels gelegen, mit Fahnen geschmückt ist. Der Garten füllt sich mit hübschen Mädchen und munteren Jungen, meist Studenten mit bunten Mützen, auch Offizieren und anderem alten und jungen Volk. Wir nehmen Platz an einem großen runden Tisch unter einem Baum, und es finden sich um uns die jungen Gelehrten: Clemm,¹² der Philologe, glattrasiert, lahm, ein reicher, etwas bequemer Herr. Weiland,¹³ Historiker, lebhaft, geistvoll; bald erscheint Schneider,¹⁴ der Zoologe, Philippi,¹⁵ Philologe, sehr interessantes Gesicht mit dem vollen Bart; Bürkel,¹⁶ Pandektist; Seuffert,¹⁷ Criminalist, der Krösus der Universität, Schwiegersohn von Schönlein, besitzt eine Villa bei Kufstein, Gesicht etwas gefurcht mit Tillybart; Wir sehen auch Schiller,¹⁸ den jetzigen Direktor des Eckstein'schen Gymnasiums¹⁹ und betrachten die amüsanten Werbungen der jungen Herren um ihre Damen, eine erinnert an Goethe's Lotte. Im Tanzsaal sehen wir zu, Paulchen tanzt mit Weiland einen Galopp. Dann sitzen wir draußen bei Labnwein und echtem Selters und stärken uns an Beefsteaks und Cotelets.

Donnerstag, 10. August

Am frühen Morgen zu Laura, dann durch die Anlagen²⁰ zu Hoffmann,²¹ zu dem Clemm, der zum Fenster hinausguckte, uns den Weg bezeichnete. Hoffmann ist wenig verändert, klagt

-
- 11 Vorher Buschs Garten, später Steins Garten genannt, am Ende der Gartenstraße / am Nahrungsberg gelegen.
 - 12 Wilhelm Ludwig August Theodor Clemm (1843-1883), klassischer Philologe, lehrte ab 1871 bis zu seinem Tod an der Universität Gießen.
 - 13 Ludwig Weiland (1841-1895), Historiker.
 - 14 Anton Schneider (1833-1890), Zoologe, lehrte ab Mai 1869 an der Universität Gießen, ging April 1881 nach Breslau (s. Seuffert unten).
 - 15 Adolf Philippi (1843-1918), Kunsthistoriker.
 - 16 Heinrich Bürkel (1835-1877), Pandektist = Rechtsphilosoph.
 - 17 Hermann Seuffert (1836-1902), ord. Professor für Kriminalrecht (Strafrecht), lehrte ab Nov.1872 an der Universität Gießen, ging April 1879 nach Breslau (siehe Schneider oben).
 - 18 Dr. Hermann Schiller (1839-1902), Direktor des Großherzoglichen Gymnasiums 1876-1899, unter seiner Leitung wurde 1879 das neue Gebäude an der Südanlage bezogen; siehe auch Eintrag 23.12.1881. Er wurde zu einem scharfen Kritiker des höheren Unterrichtswesens im Großherzogtum Hessen und deshalb entlassen, siehe: Gruß aus'm Lotz, S. 165.
 - 19 „Eckstein'sche Gymnasium“ - wohl in Erinnerung an den einstigen Schüler Ernst Eckstein (1845-1900), der als Schriftsteller v.a. mit Schulhumoresken und der Novelle „Ein Besuch im Karzer“ bekannt wurde, in denen er reale Erlebnisse seiner Gießener Schulzeit kolportierte. Siehe: Dagmar Klein, „Schöler – sätzen se säch“ Was Ernst Ecksteins „Der Besuch im Karzer“ mit dem Roman „Die Feuerzangenbowle“ zu tun hat. Teil 1+2, in: Hessische Heimat, Geschichtsbeilage der Gießener Allgemeinen Zeitung, Nr.6/14.3.09 u. Nr.7/28.3.09.
 - 20 Gemeint ist die Grünanlage auf dem Areal des abgetragenen Festungswalls. Gießen wurde in dieser Zeit als Gartenstadt bezeichnet; vgl. Weimann, 2002.
 - 21 Hermann Hoffmann(1819-1891), Botaniker, Leiter des Botanischen Gartens der Universität Gießen; er sammelte klimatische Daten und phänologischen Beobachtungen; s. Weimann 2001, S. 124-127. Auch Cohn betrieb in seinem Garten phänologische Studien, dazu

über die dortigen Zwistigkeiten.²² Sein Sohn geht heut nach England; er bestellt mich auf morgen in den Botanischen Garten um 8 ½ Uhr, da er um 9 Uhr lesen will. Dann zu Schneider, dessen Institut in einem imposanten Gebäude,²³ ähnlich einer Bildergalerie. Im ersten Stock das eigene Arbeitszimmer für mikroskopische Untersuchungen. Schneider zeigt einen *Bathybius*²⁴ nach dem Eingießen von Alkohol und Seewasser, demonstriert verschiedene Präparate, auch *Chlamydococcus*.²⁵ Die heiße Zeit verbringen wir in Lauras Berggarten. Onkel Adolph und Tante Berta sind schon des Morgens nach der Schweiz abgereist.

In Lauras Berggarten

Der Garten mit schönen alten Bäumen, besonders einer Fichte, die zur Laube umgeschaffen, senkt sich in das Wiesecker Thal, dem gegenüber die Stadt aufsteigt. Die Wälle sind jetzt Promenaden, außerhalb liegt die schöne neue Stadt, die Universitäts-Bibliothek, daneben das chemische Laboratorium,²⁶ auch die katholische Kirche, die Synagoge und viele Prachthäuser. Wir sitzen lange und gemüthlich im Garten, dann gibt's ein famoses Mittagbrot und nach dem Essen machen wir einige Besuche, bei dem Mathematiker Baltzer²⁷ (Streit über den Nutzen der Philosophie, ein geistvoller Mann), auch bei Frau Faber, der Hauseigentümerin, einer schönen, vornehmen Greisin (sie starb zwei Monate später). Ihre Wirthschafterin, Fräulein Winbeim, führt uns in den schönen Stuben des ersten Stockes, ihre Tochter ist die Gattin des Hessischen Staatsministers Herrn von Starck.²⁸ Dann holen wir Fräulein v. Klipstein ab,

schrrieb F. Rosen: „Cohn's Vorträge in der Schlesischen Gesellschaft umfassten von Anfang an die verschiedensten Gebiete der Naturforschung. Bald spricht er von rein botanischen Capiteln, wie von der Anatomie der kurz zuvor in Schlesien entdeckten *Aldrovanda*, der Keimung der *Zygnemaceensporen* oder der Drehung der Baumstämme, bald über das Grenzgebiet zwischen Botanik und Meteorologie: über die Einwirkung des Blitzes auf Bäume, über Wettersäulen und Wildbrüche, über phänologische Beobachtungen, eine Statistik über das Datum der Entfaltung des Laubes und der Blüten, welche er Jahre lang unter Mitwirkung vieler Naturfreunde im ganzen Bereich der Provinz anstellte; bald berührt er culturhistorisch-botanische Fragen, ...“ (zitiert in Pauline Cohn 1901, S. 120); siehe auch „Beobachtung der Vegetation Schlesiens“ in Margot Klemm, S. 130 f.

22 Zu den Zwistigkeiten siehe: H. J. Weimann, Carl Justus Heyer – Revierförster, Forstmeister, Professor, Forstbuch-Verlag 2012.

23 Das neue Gebäude der Anatomie und Zoologie an der Bahnhofstraße, gegenüber dem einstigen Gerichtsgebäude (heute Mathematikum).

24 Von T.H. Huxley 1868 irrig als urchimliches Lebewesen beschriebene Substanz vom Meeresboden.

25 Blutregenale.

26 Das neu erbaute Gebäude an der Ludwigstraße, unter Direktor Alexander Naumann; siehe unten.

27 Heinrich Richard Baltzer (1818-1887) aus Meißen, Mathematiker, zunächst Schullehrer in Dresden, Verfasser von mathematischen Lehrbüchern, Mittler zwischen Schule und Universität, von 1869 bis zu seinem Tod ord. Professor an der Universität Gießen; verheiratet mit Jenny geb. Gottheiner aus Berlin, Qu.: NDB, Bd.1, 70; Hess. Biogr. Bd.1, 270. Grab auf dem Alten Friedhof Gießen. Tochter Käthe s. diverse Eintragungen 1880, verh. Dornseiff s. 18.8.1891.

28 Julius Rinck von Starck (1825-1910), 1870 Provinzialdirektor und Landrat in Gießen, 1875-1880 Minister in Darmstadt.

lebhaft, lebenswürdig, die Tochter eines Mineralogen,²⁹ mit dem sie alljährlich die wildesten Alpenreisen macht, und ein offener Wagen nimmt uns auf, außerdem Prof. Clemm, auch Frau Professor Stahl,³⁰ die sich anfangs weigert, wird bestimmt, mitzukommen. Sie ist eine sehr geistvolle und interessante Frau. Wir fahren nun in gemütlichem Geplauder ins Freie nach dem Philosophenwald. Überall umgeworfene Stämme von dem letzten Windbruch im Frühjahr. An einem freien Platz steigen wir aus und setzen uns an einen rohen Tisch zu Milch und Wein. Dann geht es weiter auf den Hügel zur Liebigshöhe,³¹ ein Geschenk der Stadt an den großen Chemiker,³² das dieser nach seinem Wegziehen verkaufte, jetzt eine Restauration. Hübsche Aussicht auf die Stadt, die Burgen und die Berge des Labnthals. An den Tisch, an den wir uns setzen, versammeln sich alle die Herren von gestern, auch Laubenheimer,³³ Naumann³⁴ und Baltzers kommen. Eier, Butterbrot, Käse und Bier bilden das wohlgeschmeckende Abendbrot; als wir nach Hause fahren, bleiben die Herren noch plaudernd zusammen.



Abb. 4: Das Alte Schloss um 1880/90 vom Botanischen Garten aus gesehen, deutlich erkennbar ist das von Prof. Hoffmann angelegte Erdhaus. Foto: Sammlung H.-J. Weimann

-
- 29 August v. Klipstein (1801-1894), Mineraloge an der Universität Gießen; Grab auf dem Alten Friedhof Gießen; Tochter Meta siehe auch 1.1.1882.
- 30 Ida Stahl, Tochter des August v. Klipstein, Witwe von Wilhelm Stahl (1812-1873), ord.Professor der Staatswissenschaften.
- 31 Ausflugslokal an der oberen Fröbelstraße, wo heute die Volkshochschule ist, zuvor die Wetterstation war; einst Liebig's Versuchsfeld.
- 32 Justus Liebig (1803-1873), Chemiker, Professor in Gießen 1824-1852.
- 33 August Laubenheimer (1848-1904), Chemiker, Assistent bei Liebig, erreicht leitende Position bei den Farbwerken Höchst; Grab Laubenheimer-Koeppel auf dem Alten Friedhof Gießen, Ostmauer.
- 34 Alexander Naumann, Chemiker (1837-1922), Direktor der neuen Chemie an der Ludwigstraße (siehe oben); Grab auf dem Alten Friedhof Gießen, Südmauer.

Botanischer Garten unter Hermann Hoffmann

Freitag, 11. August

Vormittags in den Botanischen Garten; der Weg führt durch die Stadt, belebt von den hübschen Hessenmädchen; alte Häuser mit Holzarchitektur, besonders schön die Apotheke am Markt. Nicht weit davon die Universität,³⁵ ein altes Gebäude mit alterthümlicher Umgebung, an das sechzehnte Jahrhundert erinnernd. Der Botanische Garten liegt unmittelbar dahinter und zieht sich bis zur Stadtgrenze.

Wunderschöne alte Bäume, auf dem freien Platz die Beete mit allerhand interessanten Pflanzen, z.B. *Gentiana lutea*; in den altertümlichen Gewächshäusern finden sich Hoffmanns Kulturen zur Bestimmung der Variabilität der Arten. Hoffmann kommt in Eile und zeigt mir seine Methode der Registrierung und Cultivierung. Er ist gerade Rektor. Wir gehen durch die Universität, besichtigen die Auditorien und die Aula, ein großer Saal mit Porträts dicht bedeckt, in welchem Moritz vor wenigen Tagen seine Antrittsrede gehalten. Dann über den Platz zu einem alten Hause, die frühere Anatomie, ein Theil ist zum Botanischen Institut umgewandelt. Ich sehe die ganze Einrichtung, die Curse, deren Programm an den Wänden aufgeschrieben, überall Zeichnungen von Hoffmanns Hand zur Erläuterung; im Herbar ebenfalls Zeichnungen aller Gattungen. Es kommt kein Schüler, so hat Hoffmann mehr Zeit zum Plaudern; er entläßt mich endlich mit einem Abschiedskuß. Ich bummle durch die Stadt zurück über die Promenaden. Schneider, den ich aufsuche, ist nicht zu treffen, inzwischen finden sich Fräulein v. Klipstein und Philippi ein. Nach dem Mittagbrot, an dem Paulchen und Laura fleißig mitgearbeitet haben, fahren wir mit der Bahn eine kleine Strecke, gehen dann an einem Basaltbruch vorüber, wo der Betrieb beobachtet wird, hinauf nach dem Schiffenberg.

Ausflug zum Schiffenberg

Oben steht eine Burg des deutschen Ritterordens,³⁶ rings ummauert, der Wallgraben aufgefüllt und in eine Terrasse verwandelt, auf der sich's gemüthlich sitzt bei Wein und Schwalbeimer Wasser. Die Burggebäude sind zum Theil noch sehr gut erhalten; im Burggraben stehen sehr alte Bäume, eine Linde, ein Nußbaum und ein Fliederbaum, *Sambucus niger*, der größte, den ich gesehen. Stamm drei Meter. Er ist hoch, sehr dick, gabelt sich in mehrere Hauptäste, viele senkrechte Triebe steigen in die Höhe, die kugelige Krone ist mit schwarzen Beeren dicht bedeckt. Paulchen und Laura zeichnen; ich betrachte den Bau der Kapelle, die zum Theil aus romanischer Zeit ist, restauriert wird, aber auch theilweise zu Scheunen und Ställen verwendet wird; es macht mir Vergnügen, dem ursprünglichen Plan nachzuspüren. An dem Wohnhaus alte Wappen der Herren von Rabenau und anderer, aus den Fenstern des jetzt als Wohnhaus

35 Gemeint ist das Universitätsgebäude an seinem ursprünglichen Ort, dem Brandplatz; nach dem II. Weltkrieg als Grünfläche dem Botanischen Garten zugeschlagen. Gegenüber befand sich das Anatomische Theater.

36 Das Areal wird üblicherweise als Kloster Schiffenberg bezeichnet, auch als Deutschordens-Kommende. Für die Bezeichnung als Burg spricht die Anlage auf einem Bergsporn. Doch erst die Grabungen der 1970/80er Jahre brachten Belege, dass vor dem Augustinerchorherrenstift des 12. Jahrhunderts hier eine Burg war – in fränkischer Zeit (800). Der Deutsche (Ritter)Orden residierte erst ab 1333 an diesem Ort, hat aber das Aussehen bis heute geprägt durch die am südwestlichen Rand liegenden Gebäude (Komturei, Propstei usw.).

dienenden Gebäudes hübsche Aussicht. Gegen sieben Uhr gehen wir hinab durch einen herrlichen Wald, der sich stundenlang hinzieht, von vielen Wegen durchzogen. Überall bemerken wir Spuren des Windbruchs; endlich kommen wir ins Freie an den Fuß des Basaltberges, aber noch ist's weit von der Stadt. Über Sand, Stock und Stein in der Dämmerung gewandert, wo sich das Gebirg und die Thürme der Stadt scharf gegen den Abendhimmel zeichnen. Endlich sind wir an unserem Hotel, laden die Geschwister ein, mit uns zu soupiren, jamose Beefsteaks und guter Rheinwein geben frische Kraft.

Sonnabend. d. 12. August verlassen wir das gemüthliche Hotel und während wir gestern Abend schon von Laura Abschied genommen, erwartet uns Moritz am Bahnhof und ist hülfreich um uns bemüht bei der Abreise. Der Zug führt uns durchs Labnthal gen Wetzlar hin, der alterthümlichen Stadt, über die der malerische Dom sich erhebt.

* * * * *

September 1880

Von der Mosel nach Gießen Paschs neue Wohnung Bahnhofstr. 67

Im September 1880 machen wir eine Reise in das Moselthal, auf dem Rückweg wird wieder unser liebes Giessen besucht. Wir kommen am 22. September Abend an und finden die Geschwister und Mama³⁷ im gleichen Hause Bahnhofstraße 67 in neuen schönen Wohnungen. Gutes Abendbrot, gemüthliches Gespräch, in unseren Zimmern ist gezeigt.

23. September.

Nachts regnets, der Tag ist trübe, doch in unserer Wohnung ists bebaglich, die Räume sind prächtig, die Aussicht auf den Gleiberg reizend. Nachmittags besichtigen wir mit Moritz die neue Universität,³⁸ großes Prachtgebäude aus grauem Sandstein im Erdgeschoß, mit rothem Sandsteinsockel und Ziegelbau in den oberen Stockwerken. Der vorspringende Mittelbau hat in den Empfangshallen zu beiden Seiten das archäologische Museum mit seinen weißen Antiken³⁹ auf rothem Hintergrund (Auditorium von Philippi); im ersten Stock Prüfungssäle (mit Goldtapeten) im zweiten prächtiges Treppenhaus, Aula und mathematisches Auditorium mit Vorzimmer.

Abends zu Haus bei gemüthlichem Thee.

24. September.

Vormittags bei Schneider in seinem Museum,⁴⁰ Nachmittag mit Mama um die Stadtanlagen, dann im Innern der Stadt Läden besucht, bei dem Schaufenster von Bach⁴¹ Käthe Baltzer getroffen.

37 Natalie Reichenbach geb. Prager (1821-1897).

38 Vorlesungsgebäude, heute Universitätshauptgebäude an der Ludwigstraße.

39 Darin: das Archäologische Institut und seine Antikensammlung.

40 Wohl: Zoologische Lehrsammlung, Gebäude an der Bahnhofstraße, vgl. 10.8.1876.

41 Julius Bach ist in den Gießener Adressbüchern unter Luxusartikel eingetragen, sein Geschäft war in der Plockstr.1, also an der Ecke Seltersweg.

25. September.

Guter Brief von Haus. Draußen Nebel, Nachmittag klare plastische Fernsicht. Vormittag Besuch bei Hoffmann, mit ihm in den Botanischen Garten und das neue Institut.⁴² Große lichte Parterre Räume, in der Mitte, mit eisernen Säulen gestützt, großer Herbariumsaal, Museum, Mikroskopiersaal, Bibliothek, Verwachsungen, Überwallungen. Hoffmann klagt über ungenügende Mittel für den Garten, wo übrigens sehr viele erfrorene Obstbäume auf den Höhen, alte und junge sind erfroren, ebenso in der Wetterau und an der Bergstraße. Nachmittag Spaziergang nach dem Friedhof,⁴³ wo alle Confessionen zusammen sind. Monument von Gail, entworfen von Ritgen, in Renaissance mit Marmorrelief, ein sitzender Engel.⁴⁴ Die Gräber meist große Steinrahmen mit flacher Erde ausgefüllt, oben Blumen. Weiter hinauf Rundblick⁴⁵ auf die drei Schlösser in herrlicher Beleuchtung.

26. September.

Hoffmann besucht mich, dann Mittagbrot bei Pasch in Gesellschaft von Schneider und Dr. Rosenberg.⁴⁶ Spaziergang an der Lahn bis zur Lahnhütte, im neuen Felsenkeller,⁴⁷ der dicht gefüllt, eingekehrt.

Ausflug nach Marburg

27. September.

Am Morgen war's kalt, der Nebel hebt sich um Mittag und weicht dem schönsten Sonnenschein. So fahren wir um 12 Uhr nach Marburg über Lollar, sehen die weißen und rothen Ziegelhäuser mit Holzgerüst und Ziegeldächern und das auf der ganzen Strecke. Die Obstbäume bis auf wenige erfroren. In Marburg gehen wir über die Lahnbrücke⁴⁸ längs einer neuen Straße⁴⁹ mit rothen Steinhäusern in die Stadt, essen im Ritter⁵⁰ table d'hôte, wo freilich lauter Herren. Zum Schluß redet mich Dr. Frerichs⁵¹ an, der sich hier habilitiert hat, und begleitet

42 Im einstigen Universitätshauptgebäude am Brandplatz.

43 Heute: Alter Friedhof an der Licher Straße.

44 Gemeint ist das Gail'sche Grab an der Südmauer; geplant vom Gießener Architekten und Professor für Baukunst Hugo von Ritgen (1811-1889), ausgeführt von Bildhauer Friedrich Küsthardt, Braunschweig. Allerdings täuscht ihn die Erinnerung: der Engel (Siegessäule Viktoria) schwebt, es sitzt der Verstorbene Georg Gail, Offizier im Krieg 1870/71.

45 Damals noch freie Sicht vom Lutherberg auf die Stadt, daher galten Luther- und Schiller-eiche als schöne Aussichtsplätze.

46 Justizrat Anton Rosenberg (†1900).

47 Große Gartenwirtschaft an dem abfallenden Gelände an der Ecke Universitäts- (heute Liebigstraße) und Bahnhofstraße, daran anschließende Fußwege über Wieseck und Stadtbach. Auf der anderen Seite der Bahnhofstraße lag das Anatomische Institut, um die Ecke an der Universitätsstraße das einstige Laboratorium von Liebig, das um 1880 Professor Gaffky als Hygienisches Institut nutzte; vgl. 25.3.1889.

48 Bahnbrücke, erbaut 1869, auch „Brücke vor dem Elisabether Tor“ genannt.

49 Die „neue Straße“ ist in dieser Zeit die Bahnhofstraße, sie hat durch Zerstörungen im 2. Weltkrieg ihr Aussehen gründlich verändert, „rote Steinhäuser“ gibt es keine mehr.

50 Hotel zum Ritter, Ketzlerbach 1, das erste Haus am Platz.

51 Ernst Friedrich Theodor Frerichs (1853-1893), Mediziner, Arzt an der Marburger Universitätsklinik 1876-1888, Verleihung des Prädikats Professor, dann Privatpraxis in Wiesbaden.

uns in den Botanischen Garten⁵² (Coniferen, zum Theil erfroren, ein schönes Taxodium blieb leben). Obergärtner Zeller aus Württemberg führt uns. Nach der Elisabethenkirche, die ursprünglich romanisch angelegt ist bis zum ersten Absatz⁵³ romanische Thore, aber gotisch aufgebaut, die Fenster in zwei Reihen übereinander.



Abb. 5: Die Marburger Elisabethkirche. Postkarte, Sammlung Dagmar Klein

Die Strebpfeiler an den Fenstern so ausgehöhlt, daß außen zwei Umgänge übereinander. Dachreiter aus Zink, Portal mit Giebelfeld, rechts von Rosen, links von Reben ausgefüllt. Inwendig ist die Kirche einfach und groß. Dann gehen wir in die Universität, ein neuer Palast, an die reformirte Kirche angebaut.⁵⁴ Ganz frühgotisch bemalt, selbst Schlösser und Thürangeln nach altem Muster. Glaskronen wie die Kirchenkronen, die Arme mit gothischen Zierrathen. In dem Auditorium geschnitzte Bänke und Katheder; besonders prächtig ist das Rektoratszimmer mit den Aktenschreinen, mit grüner geprefster Tapete, rings die Bilder alter Rektoren⁵⁵ und der Senatssaal. Wir gehen nun die bergige Stadt hinunter und dann hinauf

Qu.: Franz Gundlach, Catalogus professorum academiae Marburgensis, Marburg 1927. Information: Dr. Carsten Lind, Universitätsarchiv Marburg.

- 52 Heute: Alter Botanischer Garten auf dem Deutschordensgelände hinter der Elisabeth-Kirche.
- 53 Interessante Beobachtung lt. Dr. Hussong, Stadtarchiv Marburg: Es gibt ein einziges romantisches Portal, ansonsten gilt die Elisabeth-Kirche als erste gotische Hallenkirche in Deutschland.
- 54 Damaliger Universitäts-Neubau am Lahntor gegenüber der Weidenhäuser Brücke; für den Bau war das Dominikaner-Kloster abgerissen worden, nur die Kirche blieb erhalten; diese war an die Reformirten übergeben worden; heute wird sie Universitätskirche genannt.
- 55 Befinden sich heute im Universitätsmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte.

zur Lahnlust,⁵⁶ bleiben eine Stunde oben auf der Terrasse, während Paulchen die Kirche zeichnet. Der behäbige Wirt mit der Pfeife, Studenten und freiwillige Jäger spielen Kegel und schäkern mit den hübschen Mädchen. Schöner Sonnenuntergang, Spaziergang längs der Lahn im Anblick der Stadt, um sieben Uhr sind wir wieder in Giessen, wo uns Moritz⁵⁷ abholt. Venantius Fortunatus⁵⁷ gelesen.

28. September.

Spaziergang mit Paschs in Wenzels Garten, Toni kommt nach. Abends sind Baltzers mit der hübschen Käthe und Clemm bei uns.

Ausflug zum Gleiberg

29. September.

Morgens Nebel, der sich erst um neun Uhr hebt. Nachmittags geben Moritz, Schneider und ich nach dem Gleiberg. Zuerst Labnniederung, durch den Viadukt, über die Brücke – die Lahn schmutzig, schleimig, mit Schilf – auf der anderen Seite Obstgärten, die z. Th. auch erfroren sind. An der Hardt steigt das Terrain plötzlich, an einigen entblößten Stellen sieht man Schieferfels. Hinter dem Viadukt der Wetzlar Lollarer Bahn preußischer Grenzpfahl, dann steigt der Basaltkegel empor, die Obstgärten am Fluß sind z. Th. nicht erfroren. Der Gleiberg ist mit doppelten Mauern und Thürmen umgeben; vor der Mauer das Wirthsbaus zum Schwarzen Walfisch.⁵⁸ Die Damen sind mit Clemm im Wagen nachgekommen. Wir nehmen Platz in der Kegelbahn, die Kugeln aus Stein. Außer uns ist noch Professor Kretschmar⁵⁹ mit Familie oben. Der Kaffee von Schneider gegeben mit Riesenkuchen, die gleichwohl verschwinden. Dann hinauf in das Dorf mit vielen alten Häusern, rundbogigen Steinthüren. Die Häuser mit rothen Dächern, die Wände aus schwarzem Balkengerüst mit Lehm ausgefüllt, erst in neuerer Zeit mit Ziegel; auf dem Gipfel eine gotische Kirche mit Schieferdach in die Befestigung eingeschlossen. Das Schloß wurde im dreißigjährigen Kriege zerstört, nun ist es eine sehr malerische Ruine, mehrere Mauerringe und Thürme; der Pallas hat hohen Giebel, gekuppelte romanische Fenster, aber kein Dach. Ein Wirtschaftsgebäude mit hohem Schieferdach wird noch benutzt. In der Nähe der Burg ein hoher, runder Thurm, der besteigbar, oben prächtiger Rundblick, besonders schön Vetzberg mit dem hohen Thurm über der Ruine, dahinter der Dünsberg, alles Basalt.⁶⁰ In der Ferne der Lollarkopf, der Frauenberg bei Marburg, wo Conrad von Marburg von den Bauern erschlagen wurde, der Vogelsberg und Taunus. Wir sitzen noch einmal zusammen bei Hochheimer, „Kwetschen“ (man versteht hier darunter auch Pflaumen, dagegen unsere Kriechel heißt hier „Pflaume“) und Nüssen. Die Damen fahren heim, wir wandern um sechs auch zurück, verirren uns im Obstgarten, dann gerade

56 Ein Restaurant „Lahnlust“ gab es nicht, aber eines namens „Spiegelslust“ auf dem Ortenberg; die Kirche, die man von dort sehen und zeichnen kann, ist die Elisabethkirche.

57 Dichter (* um 530, † vor 610).

58 Gasthaus „Zum Schwarzen Walfisch“ existierte bis 2011.

59 Gustav Ferdinand Kretschmar (1830-1897), Jurist.

60 Irrtum von Cohn: Der Dünsberg besteht aus unterkarbonischen Kieselschiefern. Da es sich dabei um ein sehr hartes Gestein handelt, wurde der Berg im Laufe der Erdgeschichte nicht so stark abgetragen wie die Umgebung und ist mit knapp 500 m Höhe bis heute landschaftsprägend. Hinweis: Dr. Jürgen Leib, Gleiberg-Verein.

südllich; es wird neblig; die Stadt im Dunkel mit langen Gaslichtreihen, ein Zug schwirrt vorüber, um 7 ½ Uhr zu Haus.

Ausflug nach Wetzlar

1. October.

Vormittag Nebel, ich arbeite zu Haus, nach Tisch klärt sich das Wetter auf, so reisen wir 2 Uhr 10 Minuten nach Wetzlar (nur vier Personen im Zug). Am Bahnhof Eisenwerke, Eisenhütten, rauchende Schornsteine in Masse, chemische und andere Fabriken (Phosphorit).⁶¹ Durch die lange Lindenallee⁶² gehts nach der Stadt, die über der Schlucht der Wetz auf dem Dombügel sich malerisch erhebt. Man tritt durch ein altes Thor ein; wir gehen unten vorbei an alten prächtigen Gärten mit Mauern eingefasst, an Häusern aus der Götbezeit, eines, einem Bergwerksbesitzer gehörig, ist neu im Schinkelstyl.⁶³ Bei einem Spezereihändler wird Seibert⁶⁴ erfragt. Durch eine lange Straße mit alten Giebelhäusern führt der Weg zum Schützengarten,⁶⁵ vorbei am Schillerplatz mit der Karthause und dem Haus, wo Jerusalem gestorben (mit zwei vorspringenden Giebeln). Seibert wohnt im Garten, über dessen Thor ein Altan mit Wein umrankt. Er führt uns zu seiner Frau, bei der Pau zurückbleibt, vom Fenster aus die Burg Kalsmunt zu zeichnen, die auf der Höhe sich erhebt. Ich besichtige die Mikroskope, besonders die Ölimmersion, dann hinauf zum Kaffee. Seiberts und wir gehen auf den Kalsmunt den steilen Basaltberg hinauf, in dem ein alter Steinbruch, mit Obstbäumen bewachsen, die im Thal erfroren, in der Höhe beschädigt sind. In der Mitte des Bergs ist ein Kiefernwäldchen, oben ein altes Thor in Ruinen mit Mauerresten, aus Basaltsteinen mit Mörtel aufgebaut, auch die übrigen wenigen stehenden Pfeiler sind Basalt, die Oberfläche des Berges sehr uneben, ein kreisrunder Wall in der Mitte, angeblich in späterer Zeit für Cirkus u.s.w. aufgehöhht, in der Mitte der Thurm viereckig aus sehr genau gearbeiteten und gefügten Quadern von rothem Sandstein. Oben von der Zinne aus prachttvolle Aussicht⁶⁶ auf die Stadt mit den grauen Schieferdächern und dem rothen Dom in der Höhe. Rechts das Waldthal der Wetz mit dem Schulhaus von Volpertshausen (Göthes Jägerhaus)⁶⁷ gegenüber die Berglehne, unten Garbenheim. Unten das breite Labnthal, in das sich die Dill ergießt mit vielen rauchenden Schornsteinen. Pau hat inzwischen unten das Thor der Burg gezeichnet; wir gehen nun weiter, zur Seite die alte Stadt, an vielen Villen vorbei; oben ist eine neue Anlage, Goldfischteich mit Trauerweiden, hübsche Aussicht, durch die Stadtmauer mit alten runden Thürmen in die Oberstadt, wo sehr alte malerische Häuser. Gymnasium neu, in rothem Sandstein, früher

61 Phosphoritmühle von Viktor Meyer, erbaut 1872, zur Düngerherstellung.

62 Die spätere Bahnhofstraße.

63 Gemeint ist wohl der vom Berliner Architekten Karl Friedrich Schinkel (1781-1841) geprägte Klassizismus.

64 Optiker Wilhelm Seibert (1840-1925) oder sein Bruder Heinrich (1842-1907), beide Inhaber der Mikroskop-Firma W&H Seibert in Wetzlar.

65 Erbaut als Sommerhaus für den Reichskammergerichtsrat Papius; zu Cohns Zeit beliebtes Ausflugslokal; zerstört im II. Weltkrieg.

66 Der Turm war in den 1840er Jahren vom Wetzlarer Altertumsverein zum Aussichtsturm umgebaut worden.

67 Hier fand am 9. Juni 1772 der Ball statt, bei dem Johann Wolfgang Goethe (1749-1832), zur Ausbildung am Reichskammergericht Wetzlar, Charlotte Buff (1753-1828) kennenlernte und sich in sie verliebte; heute Goethehaus Volpertshausen.

Jesuitenschule.⁶⁸ Deutsches Haus mit der Wohnung von Charlotte Buff,⁶⁹ z. Th. sehr alt; zwischen den großen Pfosten der Einfahrt Eingang in den großen Hof. Götzebüste,⁷⁰ Buttermarkt mit Blick auf Reichskammergericht und den Herzoglichen Hof. Nach dem Dom, es ist Abend geworden, wir besichtigen ihn von außen mit seinen rothen Sandsteinstrebe Pfeilern, die durchbrochen sind, wie bei der Elisabethenkirche in Marburg; vor dem Dom eine Terrasse mit der Germania, auf dem Haupt die Kaiserkrone, in der Hand einen Lorbeerkrantz, unter einem Baldachin in Renaissance Rokokostyl, von einem Bildhauer aus Wetzlar gefertigt.⁷¹ In den Dom hinein; das Schiff hoch durch einen auf vermauerten Spitzbögen stehenden großen Lettner vom Chor abgetrennt, so daß dieser eine besondere katholische Kirche bildet, durch eine Thür zugänglich, das Schiff ist protestantisch. Im Chor ein Silberkrug aus dem XI. Jahrhundert, alte Kapelle mit Glasmalerei, im katholischen Theil eine Grablegung mit Holzschnitzerei. Nach dem Heidenturm, innen romanisch, Portal sehr alt, doppelte Rundbogen mit Zahneinschnitten, oben eine wunderliche Figur.⁷² Es soll zu einer karolingischen Kapelle gehören, deren Apsis auf einem Heidentempel errichtet, angeblich die erste christliche Kirche in der Gegend. Hinunter die steile Bergstiege vom Domplatz nach den Gärten am Ausgang der Stadt, drei Minuten vor Abgang des Zuges sind wir auf dem Bahnhof, Verabschiedung von Herrn und Frau Seibert. Zwanzig Minuten später zu Haus.



Abb. 6: Die „Germania“ auf der Nordseite des Wetzlarer Doms, 1872 errichtet, 1923 als nicht mehr zeitgemäß gesprengt. Foto: Historisches Archiv Wetzlar.

68 Teile der alten Schule waren abgerissen und bis 1872 neu gebaut worden; in der Arnburger Gasse, heute noch: Alte Aula.

69 Tochter des Deutschordeens-Amtmanns Heinrich Buff (1711-1795); die unerfüllte Liebe zu ihr inspirierte Goethe zu seinem Erfolgsroman „Die Leiden des jungen Werther“ (1774); darauf basiert die Bezeichnung „Goethestadt Wetzlar“.

70 Goethe-Büste aus Stein auf dem Domplatz von 1872, bereits 1888 entfernt, da sie abbröckelte.

71 Siegesdenkmal von 1872 auf der Terrasse an der Nordseite des Doms, von Christian Lehr; 1923 als nicht mehr zeitgemäß gesprengt.

72 Figur aus Blattranken, Bedeutung bis heute nicht erklärbar.

Concert mit Lilli Lehmann

Sonnabend. d. 2. October.

Kalt. Sonntags gibts in Gießen keine frischen Semmeln. Mittag bei Baltzer, an den Wänden viele Kupferstiche (Michelangelo Sybillen etc) vortreffliches Mittagbrot. Käthe Baltzer als allerliebste Haustochter zeigt ihr Herbar, wir sind sehr lustig. Dann nach kurzem Ausruhen zu Haus um fünf nach dem Clubsaal.⁷³ Die Stadt hat geflaggt wegen eines Feuerwehrfestes.⁷⁴ Der Saal auf Säulen mit Rundbogen, vom Krystallkernleuchter gut beleuchtet, füllt sich allmählich mit Professoren. Baltzers, Streng,⁷⁵ lebhaft blickend, Liszt⁷⁶ mit junger Frau, Laspeyres⁷⁷ mit langem grauem Bart, Hippel⁷⁸ Ophthalmologe, Kretschmar, Oncken,⁷⁹ Fräulein Gail, Fräulein Montanus, Herr und Frau Rosenberg, Fräulein Sophie, Braut von Dr. Posner.⁸⁰ Das Concert wird von Fräulein Lili Lehmann⁸¹ gegeben, eine schlanke, schöne Erscheinung im rothen Atlaskleid mit Spitzen, weißer Atlaseinsatz, zwei Orden an der Brust, Perlenschnur um den Hals. Arie aus Traviata, Mignon von Liszt, Träumerei von Wagner, Dacapolied vom Kuß; außerdem spielen ein Virtuose Freyberg aus Marburg und ein Pianist Dingeldey aus Darmstadt; Sonate von Beethoven etc. Sehr befriedigt geben wir in Gesellschaft von Rosenbergs nach Haus.

Montag. 4. October.

Nachmittags Regen. Wir bleiben fast den ganzen Tag zu Haus, Rosenbergs besuchen uns (Frau Commerzienrath Simon, früher Frau Eckstein, war neulich hier). Wir holen vom Photographen Uhl eine Photographie Paulchens aus ihrer Kinderzeit, die er kopiert hat, und schreiben dann einen Brief nach Magdeburg. Gratulation zur Hochzeit von Käthchen Augdan (Rosenthal).

Besuch bei Streng

Dienstag den 5. October.

Früh Nebel. Nachmittag warm und Regen, bei Schneider, dem neuen Rektor, den ich zur Universität begleite; bei Streng, der mir sein Institut zeigt.⁸² Chemisches Laboratorium, Sammlung der Präparate; Arbeitszimmer für Studenten und für den Professor (amerikanischer Füllofen) und großer Saal für die mineralogische, geologische und paläontologische Sammlung.

73 Haus des Gesellschaftsvereins in der Sonnenstraße.

74 25-jähriges Bestehen der beiden Freiwilligen Feuerwehren.

75 Johann August Streng (1830-1897), Mineraloge; Grab auf dem Alten Friedhof Gießen.

76 Franz Eduard von Liszt(1851-1919), Jurist.

77 Ernst Louis Etienne Laspeyres (1834-1913), Nationalökonom; Grab auf dem Alten Friedhof Gießen

78 Arthur von Hippel (1841-1916), Ophthalmologe.

79 Christian Friedrich Georg Wilhelm Oncken (1838-1905), Historiker, Grab auf dem Alten Friedhof Gießen, Ostmauer.

80 Identität ließ sich nicht weiter klären, aus Cohns Aufzeichnungen geht nur hervor, dass er der Bräutigam von Sophie Rosenberg war.

81 Lili Lehmann (1848-1929), Opernsängerin u. Gesangspädagogin in Berlin. Qu.: wikipedia.

82 Im neuen Universitäts-Hauptgebäude an der Ludwigstraße.

Er expliziert mir die Geologie des Labnthals, danach hier ein Mittag bei Pasch, ebenso gut als gemütlich. Nachmittag fahren wir mit Pasch, Toni und Mama zur Liebhöhe, famoser Kaffee in der Veranda, hübscher Rückblick auf die in durchsichtige Nebel gebüllte Umgegend. Gleiberg wunderbar hoch aufsteigend; die Sonne beleuchtet den Nebel, so daß es aussieht wie eine Turner'sche Landschaft.⁸³ Schneider verabschiedet sich, dann gehen wir zu Rosenbergs. Große Wohnung, schöne Blattpflanzen, überreiche Bewirtung, zuletzt Punsch. Ich sitze zwischen Frau Rosenberg und Fräulein Sophie, außerdem sind Schillers da und Dr. Lachmann aus Görlitz, mit dem ich mich über Bakterien, Reimarus⁸⁴ u.s.w. unterhalte; erst um 1/2 12 gehen wir nach Haus.

Zugfahrt über Marburg bis Kassel

Donnerstag d. 7. October.

Vorbereitung zur Abreise. Abschied von Toni und Laura, während Mama und Moritz uns zum Bahnhof begleiten, grüßen uns diese beim Vorüberfahren vom Balkon. Das Labnthal ist malerisch, Ruinen bei Lollar, prächtig steigt Marburg empor. Schon sind die Wälder herbstlich gefärbt, besonders die goldigen Buchen und Birken im Contrast zu den Kiefern und Fichten, viele unter den Buchen sind sogar noch ganz grün. Alte Städte mit Holzgebälk fliegen vorüber: Kirchhain, Neustadt, Treysa. Wir sind im Wesergebiet, bei Guntershausen erreichen wir die Fulda, die tief unten in der Schlucht, dann zeigt sich Wilhelmshöhe auf langem bewaldeten Bergücken mit der Löwenburg, dem Herkules, den Cascaden und sind um 12 3/4 Uhr auf dem großartigen Bahnhof.

* * * * *

Dezember 1881

Im Coupé von Gotha bis Gießen

Wir reisen Dienstag, am 20. Dezember Nachmittags nach Liegnitz, bleiben den Abend bei Peltasohn⁸⁵ in der neuen Wohnung Viktoriastraße, die geräumig und elegant ist. Nach dem gemütlichen Abendessen kommen Onkel Adolf und Tante Bertha, in der Nacht fahren wir weiter, kommen in ein abscheuliches Durchgangscoupé, wo wir tüchtig durchgeschüttelt werden. Von Dresden ab sind wir wenigstens allein. In Leipzig wird noch in tiefer Nacht nach dem Thüringer Bahnhof hinübergangen, und in der Morgendämmerung geht es im behaglichen Wagen durch Thüringen. Die Landschaft liegt im Nebel; hinter Gotha zeigt sich das Waldgebirge mit weißen Schneestreifen, in der Ferne aus dem Nebel aufsteigend weiße Rücken, wie eine Polarlandschaft. Im Coupé ist's ungemütlich warm, Bratwürste werden in Apolda aufgewartet, in Bebra ist Regen und Sturm, in Fulda Wagenwechsel, dann gehts durch den Vogelsberg und dessen vergessene Ortschaften, lauter Dörfern und alterthümlichen Häusern,

83 William Turner (1775-1851), englischer Landschaftsmaler, heute geschätzt für seine abstrakten Wolkenbilder.

84 Hermann Samuel Reimarus (1694-1768), Gymnasialprofessor, Vertreter des Deismus und Wegbereiter der wissenschaftlichen Bibelkritik.

85 (wohl: Leopold) Peltasohn, Justizrat, Rechtsanwalt und Notar in Liegnitz, 1886; aus dem 73. Jahres-Bericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur; Information: Eckart Großmann, Arbeitsgemeinschaft für jüdische Genealogie.

alten Kirchen, das Land sorgfältig berieselt, fast überschwemmt; an einzelnen Stellen liegt Schnee. Kable braune Laub- und schwarzgrüne Kiefernwälder, bald wirts Nacht. Um 4 ½ Uhr sind wir in Gießen am Bahnhof von Moritz erwartet. Wir fahren zu Mama, begrüßen Laura und Toni, famoser Kaffee, dann Abendbrot, um 9 ½ Uhr zu Bett, bis 9 Uhr Morgens geschlafen.

Donnerstag, d. 22. Dezember

Es ist Sonnenschein und klares Wetter. Um 11 Uhr gehen wir mit Mama und Toni aus, treffen Frau Rosenberg mit Sophie und ihrem Bräutigam Dr. Posner, bewundern die Läden und sind zu Tisch bei Laura. Moritz hat noch Colleg und Examen. Nachmittags Spaziergang durch die Stadt zum Botanischen Garten. Alt-Giessen ist ein Nest mit den wunderbarsten verfallenen alten Giebelhäusern, mit vorspringenden Stockwerken und Holzbalkenwerke, jedes Haus vom Nachbar durch einen Zwischenraum getrennt, der jetzt durch eine Thür verschlossen wird. Doch verjüngt sich die Stadt rasch.

Freitag, d. 23. Dezember

Das Wetter ist wieder klar. Professor Clemm besucht uns, der nach Göttingen reist. Nachmittags gehen wir mit Moritz zu Schiller. Das dortige Gymnasium hat in jeder Classe 4 Stdn Mathematik und 2 Stdn Naturgeschichte, gleichwohl werden im Griechischen 24 Bücher Ilias + Plato, Demosthenes, Sophokles, Thucydides gelesen. Später gehen wir zu Marchand,⁸⁶ treffen jedoch nur seine Frau und deren Mutter zu Haus.

Sonnabend, d. 24. Dezember.

Vormittag mache ich einen Spaziergang mit Pau durch die Stadt, kleine Einkäufe in den Läden, unter denen Bach brilliert, Mittags speisen wir, wie bisher täglich, bei Laura, und nachdem ich auf der Post 10 Mk für Dr. S. eingezahlt, ein wenig durch die Stadt gebummelt, wird bei Paschs inzwischen der Christbaum geputzt und die Geschenke für Groß und Klein aufgestellt. Die Dienstmädchen beschenken Toni, und die eine zerfließt in Thränen, da sie abzieht. Dann souper bei Mama (Karpfen ohne Bier und Pfefferkuchen, doch vortrefflich).

Lauras Geburtstag

Sonntag, 25. Dezember.

Erster Feiertag. Laura's Geburtstag, wir erhalten auch gute Briefe von Haus. Wir müssen Kuchen essen, denn in den drei Feiertagen gibts in Gießen keine frische Semmel und kein frisches Brot. Alle Welt bäckt Kuchen, der von den Mädchen zum Backen getragen wird, Alles auf dem Kopf. Die hiesige Frauenrasse ist klein, schlecht gewachsen, brünett mit glattem runden Gesicht, die Stirn hoch, durch Aufkämmen des Haars entstellt; die Männer sind hübscher, doch auch klein, mit scharfen Zügen, entsprechen dem Bild des germanischen Chaten. Viele Besuche, sowohl im ersten wie im zweiten Stock. Das Brautpaar Dr. Posner und Sophie Rosenberg, Baltzer und Frau, Marchand und Frau, dann Fest-Mittagessen bei Mama. Nachmittags ein gemeinsamer Spaziergang nach Wenzels Garten, wo der Saal in eine Felsgrotte mit Garten verwandelt ist. Das Wetter ist sonnig. 0°.

86 Felix Marchand (1846-1928), Mediziner.

Besuch in Klein-Linden

Montag. d. 26. Dezbr.

Neblich; ich mache mit Moritz einen Gang durch die Stadt und einen Besuch bei Philippi; Nachmittag über die Frankfurter Straße nach Klein-Linden, hier Kaffee mit Schnecken von Frau Rosenberg gebacken. Abends ist Gesellschaft bei Schiller, sie haben eine prächtige Wohnung, Wir treffen Baltzers mit zwei Brautpaaren, Käthe mit Assessor Dornseiff,⁸⁷ Dr. Baltzer aus Weimar mit Braut, Architekt Baltzer aus Berlin. Rosenbergs mit dem Brautpaar und einem Neffen, Philippi und Frau, Dr. Dettweiler mit seiner Frau, geb. Montanus, einer großen Schönheit und Justizrat Elwert⁸⁸ (Original). Es sind 24 Personen, das souper ist an zwei Tischen serviert, Nachmittag wird der Christbaum noch einmal angezündet, der mit Schnee (Baumwolle) ausgeputzt ist, zuletzt gemütliches Geplauder mit Punsch bis 12 ½ Uhr.

Dienstag. d. 27. Dezbr.

Ich treffe beim Ausgehen Hoffmann, begleite ihn in den Botanischen Garten, er untersucht Bodentemperatur und Einfluß auf Erfrieren der Kartoffeln.⁸⁹ Nachmittags besuche ich Thaer,⁹⁰ der ein eigenes Haus hat, auf der Neuen Bäu, ein prächtiges Studierzimmer mit Kachelofen. Wir kommen ins eifrigste Gespräch: Landwirtschaft des Herodot, der alten Ägypter, Karls des Großen; auch er kann im Winter nicht Pflanzen cultivieren, während Hoffmann Bohnen zum Blühen gebracht hat. Das landwirtschaftliche Institut ist besonders für Forstleute bestimmt.

Mittwoch. den 28. Dezember ist Abends Gesellschaft bei Mama, sehr hübsch und gemütlich: Justizrath Elwert, Philippi's, Rosenbergs, Schillers. Ich sitze zwischen Frau Schiller und Fräulein Sophie; es gibt Lachs und Fasan.

Donnerstag. d. 29ten.

Nebel. Paulchen ist erkältet. In Breslau wohnt inzwischen Oscar in unserer Wohnung, um sein Stück Kyritz-Pyritz einzustudieren. Mit Frau Stahl, die zu Besuch kommt, philosophische Gespräche.

Freitag. 30. Dez.

Draußen ist Haarfrost.⁹¹ Mittag bei Lamm⁹² feines dîner: Professor von Liszt und Frau, eine hübsche Wienerin. Professor Riegel⁹³ (Kliniker), hübscher Kopf mit rötlich braunem

87 Karl Dornseiff, Jurist; Heirat mit Käthe Baltzer vgl. 18.8.1891; die beiden bekommen laut Personenstandskarte im Stadtarchiv drei Kinder (Luise 1883, Anna 1885, Franz 1888); er wurde Landgerichtsrat, die Familie wohnte in der Moltkestr. 32; 1904 zog die Familie nach Darmstadt.

88 Elwert J., Justizrat, laut Adressbuch 1886 in Pension, wohnte Seltersweg 20.

89 Siehe Weimann 2001, S. 124

90 Albrecht Thaer (1828-1906), erster Professor für Landwirtschaftswissenschaft in Gießen (Enkel des gleichnamigen Thaer in Berlin); sein Sohn Clemens heiratet Gertrud Pasch, Tochter von Laura und Moritz Pasch.

91 = Raureif

92 Restaurant „Zum Lamm“ am Selterstor, Westanlage.

Haar und Bart und seiner stattlichen jungen Frau aus München, Kattenbusch,⁹⁴ junger Theologe aus Kettwig a.d. Ruhr. Erst um sechs Uhr löst sich die Gesellschaft auf.

Besuch bei Röntgen

Sonnabend. d. 31. Dez.

Haarfrost. Nachmittag gehe ich mit Moritz in das physikalische Institut zu Röntgen⁹⁵: schöne Arbeitszimmer, in jedem ein gemauerter Pfeiler – Dunkelzimmer, an den Fenstern je zwei Schiebläden, von unten und oben gleichzeitig zu schieben, so daß der untere Teil ein gewöhnliches Fensterbrett bilden kann – Apparat zur Bestimmung des CO² auf der Absorption strahlender Wärme durch Gas beruhend; der Druck, der durch die Erwärmung gesteigert wird, setzt mit der Trommel einen Stift in Bewegung, der eine Curve zeichnet. Photophon. Gefrieren durch Verdunstung, das Institut ist nachträglich eingerichtet worden, nachdem das Universitätsgebäude schon errichtet war.

Der Sylvesterabend wird still mit den Lieben zu Haus verbracht, wir gehen schon um 10 Uhr zu Bett.

Sonntag. d. 1. Januar 1882

Haarfrost nur auf der SO-Seite, viele Besuche bei uns. Ich selbst gehe auch zu Frau Stahl, treffe Fräulein Meta von Klipstein, die mir ihre kostbare Photographiensammlung von venetianischen alten Meistern u.s.w. zeigt.

Montag. 2. Januar.

Wieder viele Besuche, dann wird im Botanischen Garten eine Bohne in Augenschein genommen, reichbelaubt mit Früchten, die im Gewächshaus gezogen worden ist. Der Nebel, der zugleich als Haarfrost bis Mittag dauert, wird dann durch Südost und Sonnenschein vertrieben. Beim Spaziergang sehen wir den Gleiberg wundervoll klar. Der Abend wird mit dem lieblichen Tonichen, Geschwistern und Mama gemütlich verplaudert, um 11 ½ Uhr fahren wir mit Moritz auf den Bahnhof und um 12 ¼ gehts fort im bequemen Coupé, es ist recht warm, wir verschlafen den Weg und wundern uns, als wir uns um acht Uhr Morgens an den Festungswällen von Magdeburg befinden.

* * * * *

1883

Am 12. August reisen wir die Nacht durch von Berlin nach Giessen. Moritz und Toni erwarten uns und führen uns hinüber nach Hotel Kuhne, wo wir im ersten Stock das beste

93 Franz Riegel (1843-1904), Mediziner, Direktor der Inneren Medizin 1879-1904, Grab auf dem Friedhof am Rodtberg Gießen, Gruftarkaden.

94 Ferdinand Kattenbusch (1851-1935), Theologe, Professor an der Gießener Universität 1878-1904, anfangs gemeinsam mit Bernhard Stade und Adolf Harnack; lehrte zuletzt in Halle, dort beigesetzt.

95 Wilhelm Konrad Röntgen (1845-1923), Physiker, Professor an der Universität Gießen 1879-1888; sein Arbeitszimmer befand sich im neuen Hauptgebäude an der Ludwigstraße; Grab auf dem Alten Friedhof in Gießen.

Zimmer haben. Vor dem Eingang zum Hotel ein Flor von hochstämmigen, weißblumigen Fuchsien. Nach kurzer Toilette in der Wohnung von Mama, jetzt Bahnhofstraße 77, die reizend gemütlich, wir treffen die Paschs und die Kinder⁹⁶ im besten Wohlsein und bleiben bis Sonntag in Gießen. Des Morgens kommen gewöhnlich die Kinder mit ihrem Mädchen zu uns in's Hotel, wo wir den Kaffee im Garten oder im Speisesaal einnehmen. Toni hat das Herz des Kellners und des Wirths, Herrn Sander, gewonnen, so daß sie mit einer Extraportion des guten, von Frau Sander gebackenen Napfkuchens regaliert wird. Mittag und Abend sind wie bei Mama zu Gast.

14. Aug.

Der Tag wird verbracht, theils mit Erledigung von Geschäftsbriefen, theils Spaziergängen durch und um die Stadt. Ein paar Mal muß ich die Hülfe des berühmten Gießener Zahnarztes Koch⁹⁷ beanspruchen, in dessen Sprechzimmer sich die Damen drängen.

Am folgenden Tage, 15. August, sind Cohens⁹⁸ aus Marburg (Er war einmal mein Schüler, Exseminarist, Kantianer, sie eine geb. Lewandosky) bei Paschs zu Besuch, und nach famosem dîner fahren wir nach dem Schiffenberg; gemütlicher Kaffee unter den Weinlauben, dann Spaziergang über Berg und Feld um das Haus herum und an dem prächtigen Wald hinunter, wobei die Kinder Toni und Gisela Riegel botanisieren; Ein Regenschauer treibt uns zum Abendbrot in den einfachen Saal des Schlosses.

Nach der Heimfahrt, es war ein Gesellschaftswagen genommen worden, begleiten uns Cohens nach dem Bahnhof, von wo sie um 9 Uhr nach Marburg zurückfahren.

Besuch auf Burg Gleiberg

Tags darauf am 16ten haben uns Rosenbergs nach dem Gleiberg eingeladen, der vom König von Preußen an den Landrath zu Wetzlar und von diesem an eine Gesellschaft (Geselligkeitsverein) geschenkt ist; letztere hat durch Zahlung einer kleinen Summe die Restaurierung des Nassauer Hauses unter Leitung von Ritgen⁹⁹ ins Werk gesetzt. Wir fahren wieder im Gesellschaftswagen, steigen bei einer uralten Linde unterhalb der Burg ab; oben ist lustiges Leben, eine Mädchenschule amüsiert sich am Spielen. Wir nehmen Platz am Thurme, freuen uns an Kaffee und Rosenbergischem Kuchen in großer Auswahl, später auch an Gesellschaftsweinen und Bieren. Hedwig Rosenberg und ein paar Maler aus der Riegelschen Familie gehören zu unserer Gesellschaft. Die Ruine wird durchwandert. Pauline findet endlich einen hübschen Platz, von wo sie die Aussicht auf den „Vetzberg“ sketchen kann. Toni hält ihr andächtig das Wasser, die Jugend umdrängt sie staunend. Als die Skizze vollendet, gehen wir in den

96 Toni ist fünf Jahre alt, Gertrud eininhalb Jahre.

97 Wilhelm Koch war lt. Adressbüchern viele Jahre der einzige Zahnarzt in Gießen, Praxis in der Westanlage 1.

98 Hermann Cohen (1842-1918), Professor an der Universität Marburg (Marburger Schule des Neukantianismus), einer der wichtigsten Vertreter der jüdischen Philosophie im 20. Jh.

99 Hugo von Ritgen (vgl. Besuch Friedhof, Grab Gail, 25.9.1880) war einer der ersten Denkmalpfleger in Deutschland, auf ihn geht die Restaurierung der Wartburg zurück; im Gießener Raum war er bei vielen Restaurierungen beteiligt, nicht nur bei Burg Gleiberg.

Rittersaal, der neu hergestellt und von einem Giessner Künstler mit Fresken und hübschen Sprüchen ausgeputzt ist.¹⁰⁰

*Qui potare non potestis,
Procul ite ab his festis
Non est locus hic modestis.*¹⁰¹

*Je schöner die Kneip'
Desto schlimmer fürs Weib!
Je schlimmer das Weib,
desto schöner die Kneip!*

*Blau ist der Hecht, die Frau hat Recht –
Der Hecht ist blau Und Recht hat die Frau.*

Desto gemüthlicher sitzt und speist es sich drinnen, während die untergehende Sonne durch die kleinen Fensterscheiben leuchtet. Im Knüttelversen spreche ich den Gastgeber Dank, und spät Abends fahren wir wieder zurück.

Hochzeitstag von Ferdinand und Pauline Cohn

Sonnabend den 18. August ist unser Hochzeitstag, den wir gemeinschaftlich mit Mamas Geburtstag feiern; es wird wieder im Garten gedeckt, große Blumensträuße zieren den Tisch. Das Essen ist gut, und eine Flasche Champagner krönt das Fest. Zum Schluß fahren wir nach dem Philosophenwald, an dessen Rand gegen die Stadt hin ein viereckiger Wall, besetzt mit hundertjährigen Kiefern, angeblich aus dem vorigen Jahrhundert, eine Schanze zur Beschießung der Stadt; hier wird Kaffee getrunken. Der Heimweg zu Fuß über die mit Colchicum¹⁰² geschmückten Wiesen, an der Schur treffen uns Herr und Frau Rosenberg, sie nehmen uns noch in die Bierhalle mit. Dann durch die alte Stadt mit den wenig romantischen Gassen. Der Abend wird bei Mama verlebt, dann Abschied, ...

Zugfahrt entlang Lahn und Rhein bis Honnef

... denn Sonntag am 19ten früh geht es weiter. Mama, Moritz und Toni sind auf dem Bahnhof. Der Zug führt uns durch das nebeldampfende Lahnthal gen Wetzlar, links der Wachturm von Garbenheim, rechts der von Kalsmunt, dann weiter an den malerischen Städten und Schlössern Weilburg, Runkel; dann zeigen sich fern die romanischen Kirchtürme von Dietkirchen. Bald sind wir in Limburg am Fuße des Domfelsens, lebhafter Bahnhof, bald geht's

100 Es kann sich kaum um den Rittersaal (der guten Stube der Burg) handeln, sondern um die ehemalige Küche der Unterburg (= heutige Albertus-Klause). Dort wurde ab 1880 eine Trinkhalle eingerichtet, in der oft - vor allem von Studierenden der Ludoviciana - kräftig gezecht wurde.

101 Korrekt ist: Qui potare non potestis / Ite procul ab his festis / non est locus hic modestis. Wer (von Euch) nicht trinken kann / halte dich von solchen Festen fern / dies ist kein Ort für Maßvolle. Dieser Trinkspruch wurde im Sommer 2012 restauriert, im Auftrag des Gleiberg-Vereins; siehe entsprechende Miszelle in diesen MOHG.

102 Colchicum Autumnale = Herbstzeitlose.

weiter. Wir kommen durch Dietz mit seiner alten Kirche und dem Schloß. Das Thal verengt sich, wird waldig. Hinter Fachingen erhebt sich auf dem Basaltkegel die Schaumburg, darunter Burg Balduinstein, in stolzer Ruine. Nun in schöner Thalmulde Nassau, dahinter Burg Stein mit dem Steindenkmal, von gothischen Baldachinen bedeckt. Die Waldberge werden höher, bald sind wir in Ems, wir fahren durch die Stadt, deren einzelne Villen mit ihren Schildern einladen. Es folgen Eisenbütteln; wir überschreiten die Lahn in Niederlahnstein, dann abwärts an's rechte Rheinufer unter dem Fuß des Ehrenbreitsteins, wo hübsche Villen und die stattlichen kurfürstlichen Dicasterien¹⁰³ im Rokokostyl, jetzt Proviantmagazine. Auf der anderen Seite des Rheins zieht sich Coblenz hin, überragt von der Castorkirche, dicht dahinter die Mosel mit ihrer Brücke. Weiter den Rhein entlang bis Honnef, wo wir mit Max und Sophie und ihren allerliebsten Kindern Anny und Fritz ein paar angenehme Tage verleben.

* * * * *

1884 Von den Alpen nach Gießen – über Kassel nach Breslau

Nach eine schönen Reise in die Bayerischen und Tiroler Alpen zurück über Konstanz, Stuttgart, Tübingen kommen wir am 19. September in Giessen an. Moritz und Toni erwarten uns am Bahnhof; wir finden gutes Zimmer bei Kubne und erleben den Abend im gemütlichen Kreise mit Mama, Laura und Moritz.

*Wie bleiben d. 20t, 21t, 22, 23 und 24 September in Giessen. Des Morgens kommen gewöhnlich Toni und Gertrud, uns zum Frühstück zu besuchen; Mittag und Abend sind wir bei unseren Lieben, dazwischen Besuche bei Rosenberg und Frau Stahl. Kleine Spaziergänge in Wenzels Garten und anderes. Am Dienstag kommt Professor Boström¹⁰⁴ aus Freiburg auf telegraphische Verhandlung, um mir seine Culturen von *Actinomyces* zu zeigen. Wir speisen dann gemeinsam bei Pasch, die noch Professor Kaltenbach¹⁰⁵ und Kattenbusch gebeten haben. Mittwoch ist die Familie bei uns im Hotel zu Gast. Ich fahre am 25ten erst allein nach Göttingen, treffe tags darauf mit Pauline in Cassel zusammen, um gemeinschaftlich die Heimreise zu machen.*

* * * * *

1886

wird nur ein kurzer Aufenthalt in Gießen gemacht. Wir haben erst in Liegnitz¹⁰⁶ Mama abgeholt, sind mir ihr zwei Tage in Dresden geblieben, wo wir auch Onkel Chrolson¹⁰⁷ trafen

103 Behörden.

104 Eugen W. Bostroem (1850-1928), Pathologe, Professor an der Gießener Universität 1883-1926; Grab auf dem Friedhof am Rodtberg, Gießen.

105 Rudolf Kaltenbach (1842-1893), Gynäkologe.

106 In Liegnitz (heute polnisch Lignica) war „Mama“ Natalie Reichenbach aufgewachsen, hier lebte ihre Schwester Louise Rawitsch und weitere Familienmitglieder; vgl. Dez. 1881 und Frankfurt-Besuch am 22.8.1891.

107 Ein Verwandter dieses Namens konnte nicht gefunden werden, evtl. Spitzname oder Lesefehler.

und kommen am 9ten August bei großer Hitze an. Wir treffen nur Laura und die Kinder. Moritz ist nach Tirol gereist, wohnen im Hotel Kubne, sprechen Dr. Gans und Dr. Honigmann.¹⁰⁸ Am nächsten Tage reisen wir weiter, in großer Hitze, nach Lindenfels im Odenwald, dann in die Schweiz.

* * * * *

1887 Von England über Köln nach Gießen

Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in England: Meeting der British Association in Manchester, dann Liverpool, Kenilworth, Stratford on Avon, Oxford, London führt uns die Heimreise wiederum nach Giessen.

Am 23. September reisen wir von Cöln ab, trüber Herbstnebel anstatt des gestrigen sonnigen Tages, indessen hat im bekannten Hotel du Nord das deutsche Frühstück und die ersten deutschen Zeitungen behaglich angebeimelt. Gegen 1 Uhr geht der Zug nach Giessen. Erst fahren wir längs des Rheins, uns gegenüber die Schiffbrücke, der Dom und die alten Thürme, dann biegen wir ins Siegthal, der Fluß schlängelt sich zwischen bewaldeten Hügelketten, auf denen hin und wieder eine Burg und unter ihr ein alter Ort. In Betzdorf lebhafter Hüttenbetrieb, bald ist die Wasserscheide zur Dill überschritten, es folgen Dillenburg, Herbborn, Wetzlar, um 4 Uhr sind wir auf dem Bahnhof in Giessen, erwartet von Moritz, Laura und Toni, die ein Bouquet überreicht; im Hotel Kubne erhalten wir wie immer ein großes Zimmer, dann zu Mama, bei der Tante Julie¹⁰⁹ zu Gast ist. Es gibt Kaffee, Gertrud mit dem Schulranzen auf dem Rücken begrüßt uns jubelnd. Nach einem Spaziergang mit Moritz wird der Abend bei Mama verplaudert,

Neue Kaserne besichtigt

Sonntag, 24. September.

Es ist neblig, kalt, doch wird es dann klar und sonnig. Mit Moritz Hilfe wird der große Koffer als Fracht nach Breslau gesendet. Ich schreibe bis 12 Uhr in das Tagebuch; Mittagbrot bei Mama; als wir den Nachmittagsspaziergang antreten, treffen wir Biermer¹¹⁰ und Unver-

108 Georg Honigmann(1863-1930), Internist, Professor an der Universität Gießen; sein Sohn Georg wurde Journalist, floh1933 nach England, lebte später in der DDR, arbeitete u.a. bei der Defa; dessen Tochter Barbara war als Schriftstellerin mehrfach zu Lesungen in Gießen.

109 Julie Rechels geb. Reichenbach (1824-1889), Schwester von Lauras Großvater Michael Reichenbach (1780-1836) in Breslau; der Großvater führte ein Tuch- und Wollgeschäft. Julies Ehemann Samuel Rechels starb bereits 1861, weiteres nicht bekannt.

110 Magnus Biermer (1861-1913) war in dem hier anstehenden Jahr 1887 Referendar am Oberlandesgericht in Breslau, wurde am 22.12.1887 in Jena zum Dr. jur. promoviert. Nach mehreren beruflichen Stationen und dem dem Dr.phil. an der Universität Greifswald 1898 erfolgte dort die Ernennung zum ordentl. Professor u. Direktor des staatswissenschaftlichen Seminars. April 1900 folgte er dem Ruf als Professor für Staatswissenschaften an die Universität Gießen; sein Grab ist auf dem Friedhof am Rodtberg, Gießen.

richt,¹¹¹ die von der Naturforscherversammlung in Wiesbaden herübergekommen, um die Klinik von Riegel zu sehen. Mit Moritz, Laura und den Kindern gehen wir nach der Liebighöhe, wo der Kaffee genommen wird. Beim Nachhausegehen wird die neue große Kaserne¹¹² mit ihren Schlafstuben und ihrem Hofe besichtigt. Den Abend verbringen wir bei Mama, zum Thee kommen Herr und Frau Baltzer, die die Ferien in Naglingen bei Biel verbracht; Es ist das letzte Mal, daß wir mit ihnen zusammen kommen; er starb wenige Wochen später plötzlich in der Nacht am Herzschlag.

Spaziergang rings um die Schur

25. September.

Der Tag ist wieder kalt und neblig, Morgenspaziergang mit Dr. Honigmann, bei Mama treffen wir Dr. Markwald, der sich in Giessen als Arzt niedergelassen. Mittagbrot bei Laura, wo auch Dr. Gans. Das Fräulein, das für Laura als „Stütze“ eingetreten, eine ausgezeichnete Krankenpflegerin und Haushälterin, zeigt sich in ihrer Glorie. Leider sollte die Freude nur kurz sein, da sich wenige Wochen später herausstellte, daß sie eine Schwindlerin sei und entlassen werden mußte. Nach Tisch mache ich mit Pau einen Spaziergang rings um die Schur, die die ganze Stadt umkreist; den Abend wieder bei Mama, wo auch Herr und Frau Rosenberg.

26. September.

Der Tag ist heut mild und sonnig. Vormittag lese ich die von Moritz entliebene Festschrift zu Ehren von Zeller, besonders die schöne Einleitung von Dr. Vischer, die Anhandlungen von Helmholtz und Kronecker über Zählen und Messen, von Diels, Dilthey und Freudenthal. Mit Pau in die Stadt, kleine Einkäufe bei Bach und beim Buchbinder (Portemonnaie), dann in den Botanischen Garten, wo ich Hoffmann treffe. Mittag wieder bei Mama, Nachmittag mit Mama, Tante Julie und der ganzen Familie Pasch nach Klein-Linden, in dem Wirthshaus wird Kaffee und Kuchen verzehrt. Auf dem Rückweg erzähle ich Toni die Geschichte vom Wintermärchen, die sie aber schon kannte, und mache mit Gertrud Gedichte. Prachtvoller Sonnenuntergang. Abends bei Laura. Der Himmel ist klar und sonnig, doch ist's kalt. Moritz holt uns ab beim Frühstück in der Gaststube, wo ich Kölnische und Frankfurter Zeitung lese. In die Stadt, den Botanischen Garten, vom alten Gärtner Müller einige Pflanzen zu holen und mich von Hoffmann zu verabschieden. Mittag bei Mama, wo auch die Kinder Gertrud und Clothilde Riegel. Um 1 Uhr 20 geht der Zug nach Halle, Laura, Moritz und Toni sind mit Dr. Honigmann. Vorher hatte ich mit Dr. Markwald das Laboratorium in der Klinik besucht.

Den 27 Septbr.

auf dem Bahnhof; die Fahrt ist heiß. In Cassel kurze Pause, die zum Kaffee benutzt wird, dann geht es weiter fort nach Guntershausen und Thüringen, Abends in Halle

* * * * *

111 Wohl Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Heinrich Unverricht (1853 Breslau – 1912 Magdeburg).

112 Bergkaserne an der Grünberger Straße.

1889

Breslau. 22. März 1889.

Gestern war Paulinens Geburtstag; die Gratulanten sind in dem neu eingerichteten Balkonzimmer empfangen worden, die Blumen, Torten und Confekt hat Pauline nach Giessen geschickt. Eine Menge Briefe werden geschrieben, den Leuten die letzten Instruktionen erteilt, um 10 ½ Uhr geht es vom Centralbahnhof ab. Über Dresden, wo wir einige Stunde Aufenthalt haben und in einem Café die Freude haben, Professor Leukart¹¹³ aus Leipzig zu treffen nach Leipzig, von da in ziemlich unbequemer Fahrt über Halle, Nordhausen, Cassel in Giessen um 5 ½ Uhr. Es ist kalt, der Boden gefroren. Mondschein leuchtet und hinüber in's Hotel Kubne, wo zwar die Magd den eisernen Ofen überheizt hat, wir aber trotzdem die Reises Strapazen in gutem Bett und Zimmer ausschlafen.



Abb. 7: Alicestraße um 1900 von der Wiesbeckbrücke aus gesehen; weiter hinten, an der Ecke zur Ludwigstraße, wohnte Familie Pasch ab 1889. Foto: Stadtarchiv Giessen.

Neue ‚Casa Pasch‘ in der Alicenstraße 31

Giessen d. 23. März.

Als wir uns um acht Uhr Morgens zum Ausgehen fertig machen, kommt Moritz mit Gertrud, uns zu begrüßen. Mama hatte das Zimmer mit Blumen ausgeschmückt, als wir zu ihr kommen, finden wir einen Geburtstagstisch für Pauline mit Blumen und Geschenken. Gertrud trägt einen Vers vor, den Laura ihr eingelernt, allgemeine Freude. Ich gebe mit Moritz hinüber in seine Wohnung, er zeigt mir die Statuten der Baltzerstiftung, 10.000 Mark, deren Zinsen

113 Rudolf Leukart (1822-1898), Zoologe

Moritz an einen stud. math. verteilen soll. Beworben hat sich ein Sohn von Geiger, Sohn von Frau Jenny Meyer in Elberfeld, die verwitwet und mittellos. - Rabbiner Levy¹¹⁴ hat sein 60jähriges Doktorjubiläum gefeiert, wozu Moritz als Dekan gratulierte. Mittag speisen wir bei Mama, die Kinder und Enkel mit uns. Toni kommt aus der Schule gesprungen und deklamiert auch Glückwunscherse. Nach Tisch wird gerubt. Beim Ausgehen treffe ich, wie regelmäßig, Dr. Markwald, heut in Assistenzarzt-Uniform; es ist Sonnenschein, der den Boden trockenet; dann gehen wir in die neue Wohnung auf der Alicenstraße, die Mama mit Paschs gemeinsam beziehen wird, ad hoc bewohnt von Herrn von Noorden, der nach Berlin geht - elegante Einrichtung, Garten mit Birken und Fichten, auch schöne Rosen. Auf der Post zahle ich 130 fl an Dr. Bolte in Görr ein, dann gehen wir zu Laura, die uns ein Schnitzel à la Nelson vorsetzt, dazu Schwarzwurzeln à la Spargel. Den Kindern trage ich die Glocke von Schiller vor. Toni hat einer Wohltätigkeitsveranstaltung beigewohnt, wo die Composition von Ramberg von lebenden Bildern begleitet war, die Frau Riegel gestellt hat. Um 10 Uhr geht es nach Haus, gewöhnlich bemmt die Eisenbahn die Kreuzungsstelle zur Bahnhofstraße.¹¹⁵

24. März

Wir haben gut ausgeschlafen, es ist kalt und regnerisch. Mit Pau zu Rosenbergs, deren Schwiegersohn Dr. Posner jetzt bei Dr. Schroeter in Breslau Bacterienkurse durchmacht. Dîner bei Mama, anwesend Dr. Heffter,¹¹⁶ dessen ältestes Töchterchen bereits einen allerliebsten Brief an Laura für ein geschenktes Mäntelchen geschrieben, Dr. Markwald, Dr. Honigmann. Frau Zinser hat sich und Frau Krause übertroffen mit ihrem bessischen Hecht (Land) au gratin, ihrem gebackenen Schneebuhn, ihrem Kaffee-eis: Weniger gelungen ist der Kaffee; unsere Blumen und Torten sind angekommen und helfen die Tafel ausfüllen. Nach Tisch kommt Frau Netto geb. Prand, deren Mann in Berlin ist, mit ihren zwei Kinderchen; ich gehe zu Moritz, der Abend wird wieder bei Laura verplaudert.

Besichtigung Klinika im Bau – Bei Gaffky und Hoffmann

25. März

Moritz hat mir bei Heichelheim¹¹⁷ Franken eingewechselt. Um 9 Uhr holt mich Honigmann ab; wir gehen erst hinauf die Selters-Chaussee,¹¹⁸ wo die neue Frauenklinik, die innere Klinik und das pathologische Institut im Robbau fertiggestellt ist, stattliche, zweckmäßige Bauten mit Pavillon und Baracken; dann gehen wir in das alte Liebig'sche Laboratorium,¹¹⁹ das jetzt

114 Benedikt Levi (1806-1899), Oberhessischer Provinzialrabbiner von 1829 bis zu seinem Tod; Grab auf dem Alten Friedhof in Gießen, jüdisch-liberaler Teil.

115 Bis heute quert die Bahn die Frankfurter Straße und es bilden sich regelmäßig Rückstaus.

116 Julius Heffter (1862-1962), Mathematiker.

117 Siegmund Heichelheim (1842-1920), Privatbankier, Bankhaus in der Johannesstraße (später Commerzbank) bedeutender Förderer und Mäzen der Stadt Gießen; Grab auf dem Friedhof am Rodtberg, Ostmauer, jüdischer Teil.

118 Heute: Frankfurter Straße.

119 Als Wachhaus der Kaserne erbaut, diese wurde jedoch als erster Standort der Uni-Klinik und -Bibliothek genutzt, daher hieß die Straße bis Mitte des 19.Jhs. Universitätsstraße. Heute: Liebig-Museum an der Liebigstraße, die Kaserne/Klinik wurde im 2. Weltkrieg zerstört, das zweite Wachhaus zur Frankfurter Straße hin nach 1945 abgerissen.

Gaffky¹²⁰ als hygienisches Institut eingerichtet hat; er zeigt mir seine neue Schöpfung Wärmekasten, Brutapparat. Mich interessieren die bescheidenen Räume, wo Liebig, später Will²¹ gewohnt und gearbeitet. Ventilation des Laboratoriums durch den Ofen. – Von da nach dem Botanischen Garten, wo Hoffmann mich erwartet. Er zeigt mir sein „Museum“. Mittag wieder bei Mama, Abends Thee mit kalter Küche bei Laura, dann im Hotel fertig gemacht, alle Lieben sind zum Abschied gekommen. Um 7 geht der Zug nach Frankfurt; das Coupé theilt nur ein Offizier, die Nähe der großen Stadt zeigt sich durch ganze Alleen elektrischer Bogenlampen, um 9 Uhr auf dem riesig interessanten Centralbahnhof in Frankfurt. Von da über Basel nach Genf, Lyon, die Städte der Provence, Marseille, die Riviera, Genua. –

* * * * *

1891

6. April.

In Hessen sehen wir wieder die alten Ortschaften mit den weißen Häusern, aus denen die schwarzen Holzsparren abstehen, mit den rothen Ziegeldächern, bei Wabern mehrere Basaltkuppen und zwei hochgethürmte Burgen am Fluß. Die Wälder rosig verklärt in der Abendbeleuchtung; prächtig liegt Marburg mit den Doppelthürmen der Elisabethkirche und dem hohen Schloß; ein Steuerrath, der in's Coupé tritt, erzählt, daß 100 neue Häuser in den letzten Jahren gebaut sind, zeigt die neuen Kliniken. Gegen 7 Uhr in Giessen, auf dem Bahnhof Laura und Moritz. Ein zweispänniger Fiaker bringt uns zur Casa Pasch (Alicestraße 31)¹²², auf der Treppe empfangen uns die Kinder mit Blumenstrauß, im Entree Mama. Toni ist hochaufgeschossen, Alle sehen wohl aus. Gutes Abendbrot, gemüthliches Geplauder; um ½ 10 dränge ich zum Schlafen; wir haben ein großes Rundzimmer im zweiten Stock mit Cabinet.

Neu in Gießen: Liebig-Denkmal und Café Hettler

7. April.

Um ½ 8 aufgestanden, Giessen ist verregnet; der Regen dauert ununterbrochen fast den ganzen Tag; doch ist's mild, so daß wir Nachmittag einen Spaziergang zum Liebigdenkmal²³ wagen,

120 Georg Gaffky (1850-1918), Hygieniker, ab 1888 ord. Professor an der Universität Gießen, 1904 zum Ehrenbürger der Stadt ernannt, bevor er nach Berlin ging, um die Nachfolge seines Lehrers Robert Koch anzutreten.

121 Heinrich Will (1812-1890), Physiker, wurde von Liebig als Mitarbeiter nach Gießen geholt, trat dessen Nachfolge an, 1882 in Ruhestand; Heirat mit Karoline Balsler, Tochter des Mediziners Friedrich Balsler (Balslerisches Stift); Grab auf dem Alten Friedhof in Gießen, Südmauer. Wissenschaftler dieser Familie in den nachfolgenden Generationen: Karl Zöppritz, Otto Eger und Fritz Schliephake (vgl. Klein 2006).

122 Das letzte der neuen Häuser, an der Ecke zur Ludwigstraße; erbaut 1882 von Bauunternehmer Konrad Koch, siehe Denkmaltopographie für Gießen.

123 Enthüllt am 28. Juli 1890, eine deutschlandweite Denkmalinitiative beauftragte den Berliner Bildhauer Fritz Schaper. Zeitgleich wurden die neuen Universitätskliniken an der Frankfurter Straße eröffnet. Vgl. die Miscelle „Augenblicke für die Ewigkeit“ in diesen

das in marmorner Weise aus den neuen Anlagen leuchtet, gegenüber dem Botanischen Garten. Schön ist der Ausdruck des jugendlichen Forschers und Lehrers im einfachen Überrock. Am Postament sitzen die Landwirthschaft mit dem Rosenkranz auf dem Haupt und die Wissenschaft, die Fackel in der Hand, eine Krone im Haar. Pauline findet das Gitter nicht stilvoll; ich tadle die Attribute der Frauengestalten, die Wissenschaft mit aufgekrämpelten Hemdärmeln, als hielte sie Wäsche. Hoffmann, der gestern sein 50jähriges Dr. med. Jubiläum gefeiert, ist nicht zu Hause. Im neuen gemütlichen Café¹²⁴ am Seltersthor Pilsner (Giessener) Bier. Abends zu Haus mit den Kindern gespielt. Frau Stahl besucht uns, Frau Professor Thaer auf der Straße gesprochen.



Abb. 8: Das 1890 neu eröffnete Café Hettler befand sich am Beginn der Frankfurter Straße, Ecke Südanlage. Foto: Stadtarchiv Gießen.

Mittwoch. d. 8. April.

Das Barometer ist gestiegen, der Himmel bewölket, doch kein Regen, die Luft rauh. Um 11 Uhr besucht uns Hoffmann, ein frischer Jubilar, um 12 geben wir zu Rosenbergs zur Verlobung der hübschen Hedwig mit Dr. Strassmann¹²⁵ aus Berlin zu gratulieren. Herr und Frau Heffter besuchen uns, ein allerliebstes junges Paar. Nachmittags Spaziergang nach den neuen

MOHG: der us-amerikanische Fotograf Himes war just zum Zeitpunkt der Denkmalentwühlung in Gießen und fotografierte (Begleitkatalog).

124 Konditorei und erstes Wiener Café Heinrich Hettler, 1890 eröffnet; einst von Stadtbau-
meister Johannes Hofmann (zuständig für die Bebauung des Seltersbergs) für seine Familie
erbaut; das Gebäude wurde wegen der zwei turmartigen Gebäudeteile „Gießener
Tintenfaß“ genannt und erst in der Nachkriegszeit abgerissen.

125 Paul Ferdinand Stassmann (1866-1938), Gynäkologe.

Kliniken, die medizinische wird besichtigt. Prof. Riegel und Dr. Honigmann sind beim medizinischen Congreß in Wiesbaden, wir bekommen deshalb nur das chemische und bakteriologische Laboratorium zu sehen. Für das Reconvalescentenzimmer hat Laura den Spruch gemacht:

Gesundes Herz – gutes Ding

Gesunder Leib – schätz nicht gering;

Gesundes Herz – bricht nicht entzwei,

Gesunder Scherz – ich bin dabei.

Am Seltersthor trennen wir uns von Laura und Moritz, wandeln allein über die Anlagen vorbei an der Liebigstatue und verbringen den Abend mit der Besichtigung der Photographien aus Italien, die Laura und Moritz von ihrer vorjährigen Herbstreise mitgebracht; inzwischen kam ein schöner Brief von Professor Netto¹²⁶ aus Venedig.

Donnerstag, den 9. April.

Der Himmel hat sich aufgebellt, die Sonne scheint wieder; der Sommerpaletot kommt heute an die Reihe. Vormittag besuche ich Gaffky in seinem Institut, in welchem gerade ein Ferienkursus für ältere Ärzte von ihm gehalten wird, dann promeniere ich mit Pauline und wir stärken uns am schmackhaften Mittagbrot (Birkhubn). Nachmittags Spaziergang nach dem Philosophenwald, vorüber an den stolzen Kasernen, die die ganze Gegend beherrschen, wo die Tirailleurs¹²⁷ ausschwärmen. In der hübschen Restauration, während der Kaffee bereitet wird, erzähle ich den Kindern Don Juan für höhere Töchter zubereitet. Abends besucht uns Dr. Markwald, aber ohne Frau, die er entschuldigt; es kommt Gaffky mit seiner Tante, Fräulein Schubmacher aus Hildesheim, Professor Vossius¹²⁸ mit Frau geb. v. Fournier aus Königsberg, Dr. Heffter und seine große, schöne Frau, Professor Kattenbusch, und wir bleiben unter sehr gemüthlichem Geplauder bis 11 Uhr zusammen.

Freitag, den 10. April.

Himmel trübe, Luft raub. Abschied von unseren Lieben, um 9 1/2 fährt uns der Fiaker zum Bahnhof. Laura und Moritz begleiten uns. Der Zug braucht 2 1/4 Std bis Frankfurt. Wir sehen wieder die Saline von Nauheim und das hochgethürmte Friedberg auf seinem Hügel, schon bei Bockenheim beginnen die Villen und Fabriken von Frankfurt. Mit der Pferdebahn bis zur Constablerwache, beschauen die Läden, speisen im Hotel de l'Union table d'hôte, um 3 1/2 geht es weiter nach Wiesbaden.

* * * * *

Dienstag, d. 18. August

Von Berlin geht der Zug früh um 8 Uhr nach Giessen, in unser Coupé kamen Giessener Freunde: Landrichter Dornseiff (Gatte von Käthe Baltzer) und sein Schwager Geheimrath Mosler aus Greifswald. Letzterer ist lustig, erzählt hübsche Geschichten von Virchow und

126 Eugen Netto (1846-1919), Mathematiker

127 = Schützen, in aufgelöster Ordnung kämpfende Mannschaften der leichten Infanterie, auch Plänkler genannt.

128 Adolf Vossius (1855-1925), Ophthalmologe.

Münster. Die Zeit vergeht rasch. Hübsch ist die Weserlandschaft vor Münden. Bald sind wir in Cassel, Marburg fliegt vorüber, um 5 ½ in Giessen, begrüßt und geküßt von der ganzen Familie Pasch. Die Damen fahren, ich, Moritz und die Kinder gehen zur Casa Pasch; hier erhalten wir das schöne Zimmer im zweiten Stock und verbringen den Abend in herzlichem Geplauder bei gutem Abendbrot. Die Kinder sind beglückt, wenn ich mit ihnen spiele oder Gedichte aufsage. Gertrud ist ein merkwürdig gescheites Ding, Toni lang aufgeschossen, fein und gut. Der Tag war wundervoll, warm und sonnig. Die Felder und Wälder leuchteten in grüner Pracht oder vom Gold der Ähren.

Mittwoch. 19. August.

Heute ist fast den ganzen Tag Regen, erst Nachmittag gebe ich mit Laura und Pau zu kleinen Einkäufen aus, in einer Blumenhandlung werden Rosen gekauft, Kränze für morgen bestellt und in der Frühstücksstube von Schwab¹²⁹ ein Liqueur genommen. Inzwischen ist Adolf von Salzschlief angekommen und im Hotel Victoria¹³⁰ einquartiert worden.

70. Geburtstag der (Schwieger)Mutter – Feier auf Textor's Terrassen

Donnerstag, d. 20. August.

Mama's 70ster Geburtstag. Schon früh ist Pau hinunter gegangen, um die Geschenke, die mit zahllosen Briefen und Telegrammen eintreffen, zu ordnen. Sehr schön ist der neue rothe Teppich in Mama's Salon. Als Alles arrangiert ist, wird die Jubilarin in den Salon geführt, auf den neuen, mit allerhand Kissen geputzten Stuhl gesetzt. Toni erscheint mit der weiß gelben Schärpe und weiß gelbem Kränzchen im offenen Haar als Silesia und rühmt in sinnigen Versen Mama, als liebe Tochter; dann kommt Gertrud weiß-roth als Hassia, nach kurzem Wettstreit, wo Gertrud als drollig gewandte Schauspielerin sich auszeichnet, einigen sich Beide, indem sie sich theilen. Mama ist zu Thränen gerührt über das sinnige Gedicht Lauras, das auch uns in einer Abschrift übergeben wird. Von Onkel Adolf kommt ein Porträt, dazu eine Staffelei; Bordbrett und verschiedene andere schöne Sachen von den Liegnitzer Verwandten, Torten, auch famose Trauben von Ludwig Rawitscher. In Versen telegraphieren Rosenbergs und Oscar, hübsche Briefe kommen von Clara Freund und Peltasohns.

Pauline und ich gehen in die Stadt; es ist viel Leben heut, und alle Häuser sind beflaggt, da der Großherzog gekommen, um eine Parade abzunehmen. In den Botanischen Garten, der viel Interessantes enthält und recht frisch leuchtet. Farnhügel, Coelebogie¹³¹ wird mir vom Gärtner abgeschnitten, ein kurzer Besuch im Institut zur Begrüßung von Hoffmann († 26. October 1891). Inzwischen ist zur Gratulation auch Professor Heffter mit seiner niedlichen Lotte gekommen, die herrliche La France Rosen bringt. Das ausgezeichnete Festmahl verläuft in bester Stimmung. Zu der Flasche Upmann¹³² Sekt spreche ich einige Worte der Beglückwünschung, nach Tisch fahren wir dann hinaus auf die Hardt, während ich mit Moritz zu Fuß hingebe; es ist ein herbstlich milder Nachmittag, die Weizenfelder prächtig. Auf der Höhe ist

129 K. Schwab, Weinhändler, Seltersweg 23.

130 Hotel Victoria, Ecke Bahnhofstraße/Liebigstraße.

131 Von Pauline Cohn mit Zweifel (Bleistift) übertragen, vielleicht Rudbeckia = Sonnenhut

132 Wohl Oppmann-Sekt, Würzburg.

eine neue Wirthschaft (Textor) mit großem Saal und hübschen Plätzen am Rande des Abhangs, von denen man die beitere Rundsicht auf das von Basalten umrahmte Becken genießt, in dessen Mitte die Stadt liegt. Erst gibt es Kaffee, ich botanisire auf der Anhöhe. Der Abend ist kühl, daher wird im Saal das Abendbrot (Schnitzel und Spiegeleier) genommen. Dann geben wir Alle miteinander nach Haus. Um 9 versammeln wir uns wieder im Vorderzimmer des Hotel Viktoria; außer der Familie noch Professor Heffter mit seiner thusneldabaften und auch lebenswürdigen Frau geb. Zwenger aus Marburg und seiner jungen, lustigen Schwägerin. Dr. Markwald mit seiner schönen interessanten Frau geb. Schäfer und Frau Stabl. Die Torte des Giessener Conditors und ein Geburtstagsbaumkuchen geben süße, Moselblümchen saure Labung und in anregendem Gespräch, besonders mit Frau Markwald und Frau Stabl bleiben wir bis 11 Uhr zusammen. Die Kinder, welche das kleine Festspiel noch einmal aufführen, waren natürlich schon vorher nach Hause geschickt worden.

Freitag, d. 21. August.

Das Wetter ist heut trübselig, Regen, starker Wind, erst Nachmittag wird es erträglich. Es kommen Nachzügler von Briefen und Geschenken, besonders angenehm sind die köstlichen Trauben von Frankfurt, die beim Mittagmahl verspeist werden. Wir geben nach Tisch erst zur Post, um einen Beitrag zum Jubiläum zu Crépin¹³³ nach Brüssel zu schicken, dann über die Felder, vorbei am Kalkofen und bis zur schönen Aussicht.¹³⁴ Den Rückweg nehme ich allein bis zur Ost-Anlage, um das Liebigdenkmal und insbesondere am Weiber mit der Quelle aus Basalt entspringend und mit großen Blöcken, um die sich Gewächse ranken, wieder zu sehen. Abends im Familienkreise.

Frankfurt: Internationale elektrotechnische Ausstellung

Sonntag, 22. August.

Zu unserer frohen Überraschung entschließt sich Laura, uns nach Frankfurt zu begleiten. Abschied von Mama und Moritz, der zurückbleibt, weil die Wasserleitung in Unordnung ist. Am Bahnhof sprechen wir noch Rudolf,¹³⁵ der heute nach Kassel und Berlin zurückfährt. Das Gepäck bleibt in Frankfurt auf dem Bahnhof. Wir besehen die Läden. Laura hat Geschäfte am Liebfrauenberg, ich promeniere auf der Zeil, meine Zerstreung sind die hübschen Toiletten¹³⁶ der Frankfurterinnen. Doch werde ich ungeduldig, als mich die Frauen zu lange warten lassen. Wir fahren nach der Humboldtstraße zu Ludwig Rawitscher,¹³⁷ werden herzlich von ihm und Frau Anna, besonders aber von den Kindern empfangen, die blühend aus Friedrichroda zurückgekehrt sind. Mittagessen im Hotel Union, vortrefflich, wie immer, die nöthige Siesta in einem leeren Zimmer. Erst gegen 4 machen wir uns auf den Weg zur elektri-

133 Francois Crépin (1830-1903), Botaniker.

134 Schöne Aussicht = Ausflugslokal auf der Höhe des Wartwegs.

135 Rudolf Reichenbach (1847-1900), Bruder von Pauline und Laura.

136 = Kleidung, Garderobe

137 Landgerichtsrat Ludwig Rawitscher (1847-1924), Sohn von Kommerzienrat Jacob Rawitscher und Louise geb. Prager; die Familie lebte in Liegnitz. Louise R. war die ältere Schwester von Natalie Reichenbach/Mutter von Pauline Cohn u. Laura Pasch. Pauline und Laura waren somit Cousinen von Ludwig; dieser lebte mit Ehefrau Anna geb. Lipmann in Frankfurt/Main.

schen Ausstellung.¹³⁸ Inwendig auf dem weiten Raum zuerst das mächtige Maschinenhaus, wo alle Arten riesige Dynamos (Helios, Siemens u. Halske, Schuckert u. Co.) wetzteifern. Dahinter das Kesselhaus, ebenso riesig. Die wissenschaftliche Abtheilung enthält historische Apparate (Goethe's kleine Elektrisirmaschine, das Telephon von Reis u.s.w.) ferner die elektrische Abtheilung, die Kraftmaschinen – dann aber auch Unbedeutendes. Irrgarten in Form eine Moschee mit Minaret; inwendig Säulenhallen, die sich in's Unendliche spiegeln, im ersten Stock der Kuppel ein Spiegelkaleidoskopzimmer, an der Thür steht ein Mohr. In der Nähe ist ein herrliches Panorama, das ein Lloydschiff vorstellt, das in den Hafen von New York segelt. Das Innere getreu echte Copie eines Dampfers mit Kajüten, Speisesaal, Küche etc. reich vergoldet und gemalt, auf dem Verdeck erblickt man die See voll Dampfer und Segelschiffe und am Horizont New York mit der Statue der Freiheit.



Abb. 9: Plakat für die Internationale elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt 1891. Qu.: wikipedia, IEA

Dann in die Kunst-Ausstellung, die auch elektrisch beleuchtet, theils taghell mit Bogenlicht mit Reversion (?) theils abendlich durch Glühlampenreihen. Es ist eine sehr schöne Sammlung exquisiter Bilder. An dem Café Milani, wo wir uns restaurieren, ist ein Hügel eingerichtet, grün bemoost, an dem sich ein mächtiger Wasserfall in eine Felsgrotte ergießt und einen Weiber füllt, abends durch irisierende Lichter beleuchtet. Außerdem eine Menge Pavillons, Leuchttürme und so weiter. Am Abend ist der Anblick zauberisch; die Kuppeln, die Thürme und alle Architektur durch Ketten bunter Glühlampen illuminiert, dazu die unzähligen Bogenlichter; im Innern des Maschinenhauses sind jetzt die Firmennamen durch Lichterketten feurig geschrieben und eine Überfülle von Bogen- und Glühlampen in allen denkbaren Formen und Verbindungen. Im großen Restaurant ist die Bedienung zwar schlecht, aber sehr geräuschvoll, Essen und Wein mittelmäßig, doch die Unterhaltung lebhaft. Professor Weigert ist da, Ludwig und Anna Ranwitscher und verschiedene andere. Am Bahnhof Abschied von Laura, die nach Giessen zurückkehrt. Wir fahren um 10 $\frac{1}{4}$ nach München.

138 Internationale Elektrotechnische Ausstellung (16.5.-19.10.1891) auf dem Gelände der ehemaligen Westbahnhöfe in Frankfurt a.M.; dort wurde die erste Fernübertragung von Strom erfolgreich demonstriert. Qu.: wikipedia.de

1893

Gießen: Geburtstag von Pauline Cohn

Als wir um 8 Uhr Morgens in Gießen ankommen, ist die Sonne durchgebrochen und ein schöner Frühlingsmorgen leitet Dienstag am 21. März Paulinens Geburtstag ein. Auf dem Bahnhof empfangen uns Laura und Gertrud im Zweispänner nach Casa Pasch, auf der Treppe stürzt die langaufgeschossene Toni in unsere Arme, am Entrée die gute Mama. Nach dem Kaffee begeben wir uns in unser Schlafzimmer, das groß, niedrig mit bunten Cretonvorhängen¹³⁹ äußerst behaglich eingerichtet ist. Die ganze Wohnung ist so harmonisch, daß man sich sofort wohl fühlt, voll Bilder und Kunstsachen. Gertrud rezitiert ein selbstgemachtes Gedicht, der Geburtstagstisch prangt mit Kissens, Torten und Blumen, dazu ein Paar silberne Vorlegegabeln, fünf Depeschen und große Zahl Briefe gratulieren dem Geburtstagskinde. Ich habe ein paar Liebesstrophen für Pauline niedergeschrieben. Gertrud und Toni begleiten mich in die Stadt, deren Straßen durch zahlreiche zierliche Villen nach allen Seiten hin wachsen. Auch im Innern der Stadt schöne Steinbauten, mit rothen Klinkern und weißem oder rothem Sandstein stattlich, im Erdgeschoß aber ganze Läden; die Häuser stehen nie zusammen auch in engen schmutzigen Gassen, sondern sind durch schmale Gänge getrennt. Bei Schwab wird eine Flasche Monopolspekt gekauft und von den Kindern nach Haus getragen zum Beschluß des Festdiners, dessen Hauptstück eine riesige Pute, famos knusprig gebraten. Nach Tisch schlafen wir in den Betten die Nachtfahrt aus und promenieren dann mit Laura durch die im ersten Frühlingssonnenschein sich schon begrünenden Anlagen. Frl. Hedwig Rosenberg hatte ein Blumenkörbchen zu Pauline gebracht, ihre Hochzeit mit Dr. Strassmann soll am 10. April stattfinden. Von Clärchen Freund kam eine Geburtstagstorte und ein besonders herzlicher Brief. Ich habe mir einen riesigen Schnupfen beigelegt, es wird mir noch ein Glas Glühwein gebrant, und ich gehe um 9 Uhr zu Bett.

Botanischer Garten unter Hansen

Mittwoch. 22. März.

Des Morgens liegt wieder Nebel auf der Stadt, der erst gegen Mittag dem schönsten Sonnenschein weicht. Wir geben erst gegen 12 Uhr aus, auf der Straße treffen wir Dr. Markwald. Nach Tisch mit Lau(ra) zum Conditor, Kaffee und Kuchen, dann in die Stadt, um die Anlagen, in den Botanischen Garten, der durch den neuen Direktor Hansen¹⁴⁰ umgekrämpt wird, schon voll blühender Anemonen, Crocus, Scilla. Erst gegen 6 ½ nach feurigem Sonnenuntergang kommen wir wieder nach Haus. Um acht kommt Dr. Honigmann, jetzt schwarz vollbärtig, etwas melancholisch, da er in nächster Woche nach Wiesbaden übersiedelt.

139 Crétonne = gröberes, leinwandbindiges Baumwollgewebe mit stumpfer Optik, vielseitig einsetzbar für Möbelbezüge und schwere Vorhänge; erfunden von dem Franzosen Paul Creton.

140 Adolf Hansen (1851-1920), Pharmazeut und Botaniker, ab 1891 Leiter des Botanischen Gartens in der Nachfolge Hoffmann; Grab auf dem Friedhof am Rodtberg, Gießen.

Auf dem Alten Friedhof

Donnerstag, d. 23ten März,

Der Morgennebel weicht gütig, dann himmlisches Frühlingswetter, die Knospen springen, Cornus blüht. Bei Bach kleine Einkäufe. Hansen wird in seiner Wohnung, Grünebergerstraße 12, nicht angetroffen. Ich gehe in den Friedhof, der hoch am Berg aufsteigt.¹⁴¹ Gails Monument, viele Kreuze, alte Lebensbäume und Cedern, Trauereschen überall zerstreut. Die Grabmäler geräumig mit Efeu bewachsen, die jüdischen in einer Ecke, nicht abgittert. Durch die Anlagen hindurch zum Plateau,¹⁴² wo weite Rundschau, dann über Ludwigsplatz und lange Ludwigstrasse zu Tisch. Nachmittag mit allen Lieben zur schönen Aussicht, wo Bier, Likör und Selters für 6 Personen 40 Pfg kosten. Mit Toni allein, während die anderen zurückgehen, fortgesetzter Spaziergang im herrlichsten warmen Sonnenschein zu den großartigen Kliniken, dann zur neuen Eisenbahnbrücke und über die Frankfurter Straße nach Haus. Vorher hatte mich Professor Hansen besucht, dänisches Aussehen, rosig, blond, dürftig, zurückhaltend. Um sieben gehe ich zu Gaffky, prächtiger Mensch.



Abb. 10: Der Alte Friedhof vor 1900, hier der Blick auf die Grabstätte Spruck und die dahinter liegenden Reihengräber. Foto: Denkmalamt Gießen.

141 Alter Friedhof am Nahrungsberg.

142 Plateau: oberhalb gelegen mit den Denksteinen an Luther- und Schillereiche; heute noch vorhanden, aber komplett zugewachsen.

Ausflug nach Nassau – Moritz in Kur

Am 24. März machen wir mit Laura einen Ausflug nach Nassau, um Moritz zu besuchen, der dort eine Kur braucht. Er erwartet uns am Bahnhof, Gesicht gebräunt, frisch, sehr beglückt, daß Laura mitgekommen ist. Wir besichtigen das großartige Kurhaus, das in Somertoilette begriffen ist, machen die Bekanntschaft des sehr verständigen Arztes, einen Spaziergang nach Burg Stein und kehren Abends sehr befriedigt nach Giessen zurück, um am 25ten März wirklich Abschied zu nehmen. Dann reisen wir südwärts über den Gotthard nach Genua, bleiben in dem anmuthig gelegenen Rapallo, dann mehrere Wochen in Rom.



Abb. 11: Der Botanische Garten um 1900 – das Foto machte Gertrud Pasch, die jüngere von Cobns Gießener Nichten. Foto: Nachlass bei Dr. Rudolf Thaer, Braunschweig

Literatur

Quellen:

- Pauline Cohn: Ferdinand Cohn - Blätter der Erinnerung, mit Auszügen aus seinen Tagebüchern (1901)
- Genealogie der Familien Pasch und Reichenbach, Vorfahren und Abkömmlinge, erstellt von Moritz Pasch, beides überlassen von seinem Enkel Rudolf Thaer, Braunschweig.

von / zu Prof. Dr. Ferdinand J. Cohn

Friedrich Cohn, Auswahl der wichtigsten populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen: Licht und Leben (1869); Die Pflanze (1882, Sammlung der botanischen Vorlesungen Cohns), zweite erweiterte in zwei Bänden (1896); Die Gärten in alter und neuer Zeit (1888); Die Pflanze in der bildenden Kunst (1898)

Gerhart Drews: Ferdinand Cohn, ein Wegbereiter der modernen Mikrobiologie und Pflanzenphysiologie, Freiburger Universitätsblätter (1998)

Brigitte Hoppe: Die Biologie der Mikroorganismen von F. J. Cohn (1828-1898) in Sudhoffs Archiv, Zeitschrift für Wissenschaftsgeschichte 67 (1983) Heft 1

Adolf Martin Steiner: 150 Jahre Ferdinand Julius Cohn, „Symbola ad seminis physiologicam“, in Mitteilungen der Gesellschaft für Pflanzenbauwissenschaften 10 (1997)

Margot Klemm: Ferdinand Julius Cohn, 1828-1898, Pflanzenphysiologe, Mikrobiologe, Begründer der Bakteriologie (Dissertation 2002), Frankfurt/M (Peter Lang), ISBN 3-631-51643-6

zu Prof. Dr. Moritz Pasch und anderen Personen in Gießen

Dov Tamari: Moritz Pasch (1843-1930). Vater der modernen Axiomatik, Aachen 2007

Günther Pickert: Moritz Pasch, Mathematiker, in: Gundel/Moraw/Press: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Marburg 1982 (Veröffentlichungen der Histor. Kommission für Hessen 35,1+2); darin auch die im Cohn'schen Tagebuch Genannten: Bostroem, Gaffky, Hansen, Kattenbusch, Naumann, Thaer, Vossius.

Dagmar Klein, Von der Wohltätigkeit zum politischen Engagement. Die Gießener Frauenvereine 1850-1933, Gießen 2006; darin familiäre Beziehungsgeflechte (z.B. Naumann-Gail, Pasch-Thaer, Will-Zoeppritz-Eger, Laubenheimer-Koeppel).

zur Stadt Gießen

- Ausflugslokale und Stadtentwicklung um 1900:
Ekkehard Komp, Gruß aus'm Lotz – Das alte Gießen, Lollar 1979
Werner Stephan, Es stand ein Wirtshaus an der Lahn, Gießen 1985

- Parks und Gärten
Hans-Joachim Weimann: Gärten der Ludoviciana, Biebertal 2001
ders.: Vom Ritgen'schen Park zum Gail'schen Park. Eine Wanderung im Jahr 1890, in MOHG 87 (2002)

Dank

an die Leiter/innen der Archive: Dr. Eva-Marie Felschow, Universität Gießen; Dr. Ulrich Hussong, Stadt Marburg; Dr. Irene Jung, Stadt Wetzlar. Außerdem: Dr. Jürgen Leib, Vorstand Gleiberg-Verein.

„... es wird mir Nichts übrig bleiben, als mich taufen zu lassen ...“

Der Gießener Dirigent Hermann Levi im Spannungsfeld von jüdischer Tradition und Richard Wagners germanisch-christlicher Kunstreligion.*

DIETER STEIL

1. Vorbemerkungen

Hermann Levi ist eine der bedeutenden jüdischen Persönlichkeiten, die in Gießen im 19. Jahrhundert geboren wurden, die einzige, die bis heute in weiteren, vor allem musikalisch interessierten Kreisen bekannt geblieben ist – als Richard Wagners *Parsifal*-Dirigent. Seine Büste steht zu Recht neben denen von Hugo von Ritgen und Hein Heckroth im Theaterpark. Levi nur unter der Perspektive seines Verhältnisses zu Richard und Cosima Wagner zu sehen, wird der Persönlichkeit und beruflichen Leistung dieses führenden Dirigenten seiner Zeit jedoch nicht gerecht.¹ Sehr früh schon sah er sich mit dem Problem konfrontiert, wie er als deutscher Jude in einer christlich geprägten Gesellschaft mit ihren antijüdischen Stereotypen und Vorurteilen ein bedeutender, von der Mehrheitsgesellschaft anerkannter Künstler, anerkannter Musiker werden könne.² Insbesondere als Dirigent stellte sich ihm die Frage, wie er neben der großen Konzert- und Opernliteratur auch die großen Oratorien mit ihrer ausgesprochen christlichen Thematik glaubhaft interpretieren könne. Die Fragen „Wer bin ich, was kann, was darf ich?“ verschärfen sich für Levi bei jedem Schritt, mit dem er sich Richard Wagner näherte, dem überragenden deutschen Opernkomponisten seiner Zeit – und Antisemiten. Ihre entscheidende Zuspitzung erfuhr die Prob-

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags, den ich am 28.03.2012 im Forum Pankratius gehalten habe.

- 1 Die einzige umfassende Biographie stammt von Frithjoff Haas, *Zwischen Brahms und Wagner. Der Dirigent Hermann Levi*, Zürich-Mainz 1995. Der deutsch-amerikanische Historiker Peter Gay konzentriert seine Studie *Hermann Levi. Eine Studie über Unterwerfung und Selbsthaß* (in: ders., *Freud, Juden und andere Deutsche. Herren und Opfer in der modernen Kultur* [dte. Ausgabe], Hamburg 1985, S. 207-237, Anm. S. 316-325.) auf Levis Verhältnis zu den Wagnern aus sozialpsychologischer Sicht. Josef Stern, *Hermann Levi und seine jüdische Welt*, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden* 7, 1970, S. 17-25, versuchte, Levi für das deutschsprachige Judentum, insbesondere in Israel, in seinem Judentum darzustellen und gegen den Vorwurf des Verrats zu verteidigen.
- 2 Eine ähnliche Frage stellte sich der eine knappe Generation jüngere Gießener Jude Alfred Bock (1859–1932) auf seinem Weg zum Schriftsteller. Auch die aus Gießen gebürtige Jüdin Henriette Fürth, geborene Katzenstein (1861–1937), setzte sich mit der Frage ihrer Identität auseinander. Es ist hier nicht der Ort, Ähnlichkeiten und Unterschiede der jeweils individuellen Antworten darzustellen.

ematik seiner Identität seit dem Erscheinen von Richard Wagners *Parsifal*-Textbuch 1877. Als möglicher Dirigent der Uraufführung des *Parsifal* in Bayreuth wurde Levi wegen seiner Abstammung und Religionszugehörigkeit zunächst von Richard Wagner immer wieder zur Taufe gedrängt, nach dessen Tod von seiner Witwe Cosima deutlich gesteigert. Ob er diesem Drängen bis zu seinem Tod 1900 widerstanden hat und als Jude starb oder sich schließlich taufen ließ, ist bis heute umstritten – auf jüdischer wie nichtjüdischer Seite.³ Ich versuche zu zeigen, dass dem Menschen und Dirigenten Levi der Dienst an der Kunst höchste Erfüllung bedeutete, die Frage der Herkunft und Religionszugehörigkeit dagegen sekundär war, er deshalb nicht konvertierte, wengleich er bei seiner späten Heirat 1896 aus dem Judentum ausgetreten ist.



Büste Hermann Levis im Theaterpark Gießen
 Copyright: Dieter Steil

Das Zitat, das ich als Überschrift für den Vortrag am 28. März wie für den Aufsatz gewählt habe, ist einem Brief entnommen, den Levi nach der ersten Lektüre von Wagners *Parsifal*-Dichtung am Jahreswechsel von 1877 auf 1878 geschrieben hat. Gerichtet war der Brief an den „*lieben Freund*“ Paul Heyse, damals hochgeschätzter Erzähler und Literaturnobelpreisträger im Jahre 1910. Anfang und Ende dieses Briefes konkretisieren unser Thema und geben die weitere Gliede-

3 Entgegen den divergierenden Aussagen seit Levis Tod ist für das repräsentative deutsche biographische Lexikon *Neue Deutsche Biographie* Levis Konversion vom Judentum zum Protestantismus eindeutig (Fellinger, Imogen, „Levi, Hermann“, in: *Neue Deutsche Biographie* 14 [1985], S. 396-397. [Onlinefassung] URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118865900.html>).

rung vor. Levi begann mit folgenden Zeilen zu seinem Judentum und seinem Verhältnis zur christlichen Gesellschaft und Tradition:

„Ich bin seit vielen Jahren gewohnt, meinen mir von Gottes= und Geburtswegen angestammten ‘langen Tag’, weil ich im October keine Zeit zum Büssen habe, auf den Sylvester zu verlegen. Mit Schläue habe ich bis heute gewartet, Dir zu schreiben, weil ich heute eine Chance mehr zu haben glaube, daß mir meine Schuld vergeben werde, dieneil auch ich meinen Schuldigern vergebe. – Es ist das alte Lied —; daß du mir böse bist, glaube ich nicht einmal; aber es bedarf dessen auch nicht, um mein Gewissen wach zurufen; das schreit ganz von selbst. ...“

Die hier von Levi angedeutete Spannung zwischen den Freunden beruhte darauf, dass Heyse ein entschiedener Gegner Wagners war. Dies wird auch aus den Bemerkungen über seine *Parsifal*-Lektüre deutlich, mit denen Levi seinen Brief schloss. *„Vor mir liegt das Textbuch von Parsifal ... Meine Meinung über den Text halte ich aus guten Gründen zurück. Bedenklich ist mir die äusserst christliche Tendenz; es wird mir Nichts übrig bleiben, als mich taufen zu lassen, wenn ich es hier einstudiren werde ...“* [Hervorh. v. Vf.].⁴ „Hier“ bedeutet München, nicht Bayreuth; als königlich-bayerischer Hofkapellmeister war sich Levi von Anfang an bewusst, dass er auch dieses Werk nach seiner Vollendung König Ludwig II., dem großzügigen Förderer Wagners, würde vorführen müssen. Wie ernst Levi seine Bemerkung über eine Taufe meinte, mag zunächst offen bleiben. Wesentlich ist die Beobachtung, dass er offensichtlich einige Grundkenntnisse der christlichen Tradition hatte.

2. Levis Verständnis und Praxis seines Judentums

Wie der zitierte Briefanfang erkennen lässt, beging Levi „seit vielen Jahren“, wahrscheinlich seit Beginn seiner Berufslaufbahn als Dirigent, Sylvester als seinen „Jom Kippur, Versöhnungstag“; diesen höchsten jüdischen Feiertag meinte er mit der Formulierung mein „langer Tag, weil ich im October keine Zeit zum Büssen habe“.⁵ Allein das schriftliche Gespräch mit ihm gerade wichtigen Menschen schlug, soweit es selbstkritisch war, noch eine Brücke zu dem zentralen Gehalt dieses Feiertages – der Besinnung über die eigenen Verfehlungen gegenüber den Mitmenschen und dem Schritt der Vergebung. Von den Riten dieses wie wohl aller jüdischen Feiertage hatte sich Levi entfernt; er war säkularer assimilierter Jude. In seiner gewachsenen Distanz zur jüdischen Gemeinde unterschied er

4 Zitiert nach Julia Bernhardt, *Der Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Hermann Levi*. Eine kritische Edition. Hamburg 2007 (POETICA, Schriften zur Literaturwissenschaft. 92), Brief Nr. 39 vom 1. Januar 1878, S. 100-102. Hier wie in allen Zitaten ist die Originalschreibweise beibehalten – soweit Levis Briefe im Original eingesehen werden konnten.

5 Diese Formulierung gebraucht Levi wiederholt in Silvesterbriefen. Der älteste, allerdings indirekte Beleg findet sich bei Anna Ettlinger, *Lebenserinnerungen für ihre Familie verfaßt*, Leipzig o.J. [1920], S. 82. Für die Karlsruher Jahre notierte sie, dass Levi den Jahreswechsel „nach alter Gewohnheit allein“ verbracht habe. Mit der jüdischen Familie Ettlinger war Levi seit dem Beginn seiner Kapellmeistertätigkeit in Karlsruhe 1864 bis zu seinem Tod befreundet.

sich weder von zahlreichen Angehörigen des liberal orientierten jüdischen Bildungsbürgertums noch von der Einstellung entsprechender Gruppen der Mehrheitsgesellschaft zu ihren Kirchen. Allerdings war auf jüdischer Seite dieser Prozess nicht nur ein Teil der allgemeinen Säkularisierung seit der Aufklärung, sondern wurde auch von der christlich geprägten deutschen Mehrheitsgesellschaft bewusst wie unbewusst erzwungen. Allein schon die beruflichen Anforderungen verhinderten, dass Levi, selbst wenn er es gewollt hätte, seinen religiösen Pflichten, so der Pflicht zum ganztägigen Fasten an Jom Kippur, hätte nachkommen können.

Der Grundstein zu Levis allmählicher Entfernung von der jüdischen Tradition war teilweise bereits in seiner Kindheit und Jugendzeit in Gießen und Mannheim gelegt worden. Einerseits fehlte dem am 7. November 1839 als drittes Kind des Provinzialrabbiners Dr. Benedikt Levi und seiner ersten Frau Henriette geborenen Hermann in den ersten sechs Lebensjahren ein kontinuierliches Hineinwachsen in die religiösen Traditionen, die in der Regel von der Mutter zu vermitteln waren. Sowohl seine Mutter⁶ wie seine Stiefmutter⁷ waren vor seinem 7. Lebensjahr verstorben. Andererseits legte der Vater als Reformrabbiner mehr Wert auf die Grundkenntnisse der Thora als auf die Einhaltung der zahllosen Regeln, die das tägliche jüdische Leben normierten.⁸ Den jüdischen Gottesdienst glich er, der die Assimilation an die deutsche Kultur entschieden vertrat, durch die Einführung des deutschen Chorgesangs und der Orgel, aber auch durch die Predigt in deutscher Sprache insbesondere dem evangelischen Gottesdienst an. So erlebte Hermann zwar einen ästhetisch angenehmen Gottesdienst, jedoch in einem einfachen, schmucklosen Gotteshaus unweit der repräsentativen Stadtkirche.⁹ Es mag diese Erfahrung gewesen sein, die bei dem sensiblen Levi zu der Faszination beigetragen hat, die christliche Kirchen auf ihn ausübten.

Rabbiner Levi hat seine Kinder aus seiner Hoffnung auf eine gelingende Akkulturation in die geistige Welt der Zeit eingeführt, um ihnen die gleichberechtigte Teilnahme am Leben der deutschen Gesellschaft zu ermöglichen. Entgegen der Jahrhunderte alten Familientradition verzichtete er darauf, dass einer seiner Söhne Rabbiner wurde.¹⁰ Stattdessen wurde die musikalische Begabung

6 Henriette Levi, geb. Mayer, starb am 22. Dezember 1842 nach der Geburt ihres 4. Kindes Gustav; dieses starb am 22. März 1843. Henriette wurde an Weihnachten 1842 beerdigt, die Grabrede hielt der evangelische Stadtpfarrer Dr. Engel (Dieter Steil, *Zwischen Reformjudentum und Neuorthodoxie – Zum 200. Geburtstag des Gießener Rabbiners Dr. Benedikt Levi*, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen 91, 2006, S. 69-93; hier S. 89). Die Familiendaten nach: Hanno Müller, *Juden in Gießen 1788–1942*, Gießen 2012, S. 363.

7 Henriette (Gitel), geb. Worms (6. März 1814-22. Juli 1845). Sie starb wenige Wochen nach der Geburt ihres am 22. Juni geborenen ersten Kindes Auguste.

8 Steil (Anm. 6), S. 74-85. Carsten Wilke, *Humanität als Priesterschaft: Der Gießener Rabbiner Dr. Benedikt Levi (1806-1899)*, in: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden* 16,1, 2006, S. 37-75, insbes. S. 53.

9 Diese Synagoge in der Zozelgasse, heute Dammstraße, wird seit dem Verkauf 1869 als privates Wohnhaus genutzt.

10 Wilke (Anm. 8), S. 47

der Söhne gefördert.¹¹ Als für den besonders begabten Sohn Hermann in Gießen keine geeigneten Lehrer mehr gefunden werden konnten, wurde er noch vor seiner Bar Mitzwa 1852 zur weiteren Ausbildung nach Mannheim in die Obhut von Verwandten seiner Mutter gegeben.

Schon in Gießen hatte er erlebt, dass Juden von Christen dann am ehesten als gleichberechtigt behandelt wurden, wenn sie sich von Riten und Verhaltensweisen emanzipiert hatten, die in den Augen der Christen veraltet waren.¹² Der hochbegabte Dreijährige mag bereits bei der Grabrede des evangelischen Stadtpfarrers¹³ zur Beerdigung seiner Mutter gespürt haben, dass ein achtungsvolles Zusammenleben von Juden und Christen möglich ist. Prägend wurde jedoch der enge Kontakt des mutterlosen Hermann zu Justus von Liebigs jüngster Schwester Elisabeth, verheirateter Knapp, und ihrer Familie. Dankbar erinnerte er sich später an die „*alte, liebe Freundin, die mir in früher Jugend die Mutter ersetzt hat*“.¹⁴

Diese Erfahrungen setzten sich in Mannheim fort, wo seine Verwandten als Unternehmer und Bankiers in Wirtschaft und Kultur dieser aufstrebenden Industriestadt eine bedeutende Rolle spielten. Insbesondere erfuhr Levi an der vorurteilsfreien Haltung seines musikalischen Lehrers Vincent Lachner, dass er, obwohl Jude, eine Chance haben könnte, als Künstler in der christlich geprägten deutschen Gesellschaft anerkannt zu werden.

In dieser Einschätzung bestätigt wurde der hochqualifizierte Absolvent des Leipziger Konservatoriums, wo er Klavier, Komposition und Dirigieren studiert hatte, durch die Erfahrungen in seinen erfolgreichen ersten Berufsjahren als Musikdirektor bzw. Kapellmeister in Saarbrücken und Rotterdam. Die nur spärlich erhaltenen Dokumente aus jenen Jahren (1855-1864) enthalten keine Spuren von direkter Diskriminierung. Dagegen lassen sie einige Facetten von Levis Persönlichkeit erkennen: seine Bereitschaft zur Selbstkritik, wenn er an seiner Fähigkeiten als Komponist¹⁵ zweifelt; seine Zweifel an seinen Fähigkeiten, wenn er der wachsenden Anerkennung seiner Leistungen als Kapellmeister und

11 Der ältere Bruder Samuel Wilhelm (1833–1911) wird wie Hermann den ersten Klavierunterricht von der Mutter erhalten haben, die als ausgezeichnete Pianistin vom Gießener Bürgertum geschätzt wurde.

12 Für die Situation in Gießen s. Carl Vogt, *Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke*. Hg. v. E.-M. Felschow u.a., Gießen 1997, S. 39-42.

13 Steil (Anm. 6), S. 89.

14 Bernhardt (Anm. 4), S. 85 ff. Nr. 13 Brief v. 22. Juli 1875, Levi an Heyse. Die Familien Levi und Knapp wohnten seit 1841 einige Jahre im selben Haus in der Neuen Bäue. Levis Spielgefährte Georg Friedrich Knapp (1841-1926), Vater von Elly Heuß-Knapp, erinnert sich an Levi als häufig kränkendes Kind. (Georg Friedrich Knapp, *Eine Jugend*, hrsg. von Elly Heuss-Knapp, Stuttgart 1947 (1926) S. 15.

15 Friedrich Walter, *Briefe Vincenz Lachners an Hermann Levi*, Mannheim 1931, S. 10. Es handelt sich bei dieser Veröffentlichung um eine Auswahl meist gekürzter Briefe, in einen verbindenden Text des Autors gestellt. Die Originale sind Kriegsverlust.

künstlerischer Leiter der deutschen Oper Rotterdam misstraut.¹⁶ Erst als sich Levi um die bedeutende Stellung als Hofkapellmeister in Karlsruhe, der Hauptstadt des liberal geprägten Großherzogtums Baden – es hatte bereits 1862 die Juden rechtlich gleichgestellt –, wurde ihm von seinem Lehrer Lachner deutlich gesagt, es wäre in Deutschland noch immer nicht selbstverständlich, dass ein (ungetaufter) Jude eine solche Stellung bekommen könnte.¹⁷ Dass er sich erfolgreich beworben hat, mag auch damit zusammenhängen, dass Levi dem Bild des liberalen christlichen Bürgertums von einem aufgeklärten Deutschen jüdischer Konfession entsprochen hat. So hatte Lachner seinen Schüler Levi bereits 1860 in einem Empfehlungsschreiben an den Frankfurter Cäcilienverein charakterisiert.

*„Obwohl Jude von Geburt, hat Hermann Levi keine einzige dieser unangenehmen Eigenschaften, die das Vorurteil als unzertrennlich mit dieser Abstammung verknüpft und die in Wahrheit häufig bei seinen Stammes- und Glaubensgenossen vorkommen mögen. Weit entfernt zudringlich oder unbescheiden zu sein, ist er davon gerade das Gegenteil und von einem offenen, geraden und in Allem ehrenhaften Wesen, wie es nicht häufig getroffen wird...“*⁴⁸

Die acht sehr erfolgreichen Karlsruher Jahre von 1864 bis 1872 verstärkten bei Levi nochmals seine bisherigen Erfahrungen. Die Freundschaft mit Clara Schumann und Johannes Brahms war wie in der künstlerischen Zusammenarbeit so im privaten Bereich frei von antijüdischen Animositäten. So konnte er etwa mit Brahms unbefangen über sein Judentum reden. Ebenso erlebte er in einem großbürgerlichen Freundeskreis ein ungezwungenes Miteinander von Christen und Juden und fühlte sich in diesem Milieu außerordentlich glücklich.¹⁹ Auch bei Levis Berufung nach München 1872 spielte sein Judentum keine Rolle. Durchaus selbstbewusst konnte er feststellen, ohne es ausdrücklich aussprechen zu müssen, dass auch ein Jude eine der bedeutendsten Hofkapellmeister-Stellen im deutschsprachigen Raum einnehmen konnte, ohne getauft zu sein.²⁰ Nicht nur

16 Walter (Anm. 15), S. 15. Zu den besonderen Leistungen schon in seinem ersten Rotterdamer Jahr gehörten die Einstudierung von Richard Wagners *Lobengrin* und *Tannhäuser*, beide Produktionen waren außerordentlich erfolgreich.

17 Walter (Anm. 15); S. 16 „Unsere besseren Theaterinstitute sind einmal die Hoftheater und es ist nur natürlich, daß Dein Streben nach einem solchen gerichtet sein muß. Da ist es nun gewiß kein geringes Vorteil an einem Hofe zu sein, wo zwischen Christ und Jude kein Unterschied gemacht ... wird.“

18 Haas (Anm. 1); S. 22, Brief vom 24. April 1860. Diese Passage fehlt in Walters Veröffentlichung von 1931 (Anm. 15). Er hatte diesen Brief allerdings vollständig bereits 1922 in seinem Beitrag *Von den Lachners und Hermann Levi* in der Zeitschrift *Rheinische Thalia* H. 33, Mannheim, April 1922, veröffentlicht (Haas, S. 23 Anm.).

19 Einen guten Einblick in Levis Karlsruher Jahre, seine beruflichen Erfolge wie seine Künstlerfreundschaften und seine geselligen Freundeskreise geben Anna Ettlingers *Lebenserinnerungen für ihre Familie verfaßt* (Anm. 5).

20 Reinhold Sietz, *Aus Ferdinand Hillers Briefwechsel. Beiträge zu einer Biographie*. Bd. III., Köln 1961. Am 10. April 1870 schrieb Levi an seinen Kölner Kollegen und Freund: „Ich habe in München angenommen. Werde im Herbst eintreten. Ich bin äußerst vergnügt über diese Wandlung der Dinge ... Wie freue ich mich auf das Orchester! Ich habe niemals bedeutendere Kräfte als ich sie hier hatte,

er, alle Vertreter der jüdischen Emanzipation und Assimilation konnten hoffen, dass der rechtlichen Gleichstellung von 1869/71 die gesellschaftliche folgen werde.

3. Levis Nähe zur christlichen Tradition oder: „Muss ich mich taufen lassen?“

Dass sich Levi im Laufe der Jahre einige Kenntnisse der christlichen Tradition angeeignet hatte, lässt der zitierte Brief an Heyse erkennen. Hatte er schon mit **Büßen** einen Begriff gebraucht, der eher der christlichen Tradition angehört, so zitierte er mit der Formulierung „*daß mir meine Schuld vergeben werde, dieweil auch ich meinen Schuldigern vergebe*“ das zentrale christliche Gebet und stellte doch zugleich eine Verbindung zu dem Gehalt von Jom Kippur her. An diesem Tag musste der Versöhnung mit Gott die Versöhnung mit den Menschen vorangehen. Wieweit aus dieser Kenntnis geschlossen werden kann, dass er sich nicht erst seit dem Erscheinen der *Parsifal*-Dichtung ernsthafter mit der Frage einer Taufe auseinandersetzte, muss offen bleiben.

Sicher ist, dass Kirchen und liturgische Handlungen in ihnen Levi schon früh und immer wieder faszinierten.²¹ Den wohl eindrucksvollsten Beleg für das Faszinosum Kirche findet sich in einem Brief Levis an seinen damaligen intimen Freund Brahms. Zugleich zeigt dieser Brief wie wenige sonst den Zusammenhang von Levis Musikverständnis mit seinem Wesen. Anfang Mai 1866 schrieb Levi:²²

„Der Dom [Köln] hat mir wieder einen unbeschreiblichen Eindruck gemacht; der Vergleich: gefrorene Musik ist doch nicht so albern wie er aussieht;²³ ich trat in der Dämmerung ein und blieb eine Stunde wie festgenurzelt; zuletzt lag Alles im Dunkeln; nur mir gegenüber war eine Säule mit einer kleinen Kanzel hell erleuchtet; ein junger Priester mit wunderbar schönen Zügen und vollem Organ sprach deutsche Gebete mit einer Innigkeit, wie ich sie nie von einem katholischen Geistlichen gehört; die Gemeinde antwortete, dazu Gesang der celebrirenden Chorknaben und volle Orgel – wenn der Pfaffe auf mich zugegangen wäre – ich hätte mich ihm verschrieben.“

Dass diese euphorische Beschreibung nicht ohne weiteres als Bereitschaft zur Konversion interpretiert werden kann, belegt der sich anschließende Bericht von der ernüchternden Erfahrung am folgenden Morgen. Den Zelebrenten dieses Tages beschrieb er als plappernden alten gelbhäutigen Priester, die Chorknaben

unter mir gehabt Eigentlich sollte ich recht verzagt sein, aber wenn ich meine gleichaltrigen deutschen Kollegen überschauete, so sind das auch keine Tausendkünstler, und ich bin am Ende nicht einmal der Schlechteste.“

21 Rolf Schneider, *Kapellmeister Levi. Eine Novelle*. Wien/Darmstadt/Rostock 1989, imaginiert diese Anziehungskraft schon für Levis Gießener Kindheitstage.

22 *Johannes Brahms im Briefwechsel mit H. Levi, F. Gernsheim sowie den Familien Hecht u. Fellinger, Brahms-Briefwechsel* Bd. VII, hg. v. Leopold Schmidt, Berlin 1910 (Reprint 1974), S. 26-29 Brief Nr. 9, Levi an Brahms, Karlsruhe 6. Mai 1866.

23 Levi bezieht sich zweifellos auf intensive musikästhetische Gespräche zwischen den Freunden.

erschieden ihm nicht mehr wie Engel, sondern „*erinnerten mich nun an die Meerkatzen im Faust, die die dicken Folianten hin- und herschleppen.*“ Für Levi war das abendliche Erlebnis ein ästhetischer Genuss und sinnlicher Rausch mit erotischen Untertönen. „*‘Athmest Du nicht die süßen Dünste – fraglos geb’ ihrem Zauber ich mich hin ...’*“ zitierte Levi aus dem Liebesduett Elsa – Lohengrin aus Wagners Oper *Lohengrin*²⁴ am Schluss dieses Briefes, nachdem er einige grundsätzliche Bemerkungen über sein Selbstverständnis als Künstler notiert hatte, die zugleich ein Echo sind auf Brahms scharfe Kritik an den Kompositionen seines Freundes.²⁵

An das abendliche Erlebnis hatte er die Frage angeschlossen: „*Wo ist der Unterschied zwischen sinnlichem Rausche und künstlerischem Genusse?*“ Und antwortete sich: „*Nur in der Poesie fasse ich ihn; im Drama bin ich mir meiner selbst bewußt*“, da es aus dem Leben entspringe und wieder darauf zurückwirke. Dem Eindruck der Musik und der Architektur – als gefrorene Musik – dagegen gebe er sich willenlos hin, ihre höchste Wirkung sei Selbstvergessen. „*Für den Zusammenhang der Musik und der Architektur mit dem Leben fehlt mir die Verbindungskette.*“ Skeptisch schloss er die Frage an: „*Ist der Zustand vollständigen Selbstvergessens der höchste Punkt menschlichen Empfindens oder der niedrigste?*“ Und ratlos fragte er, wie es mit der Wahrheit bei Künsten stehe, „*die ihr Vorbild nicht in der Nachbildung der äußeren Natur suchen*“ wie die Musik, denn sie stehe mit dem Leben „*in keinem directen Zusammenhang.*“ Und gestand: „*... mir stockt die Feder, wenn ich mir das einfachste musikalische Gesetz philosophisch klar machen will. Nur die Technik begreife ich ungefähr, das Wesen bleibt mir ein Mysterium; aber ich bescheide mich gern.*“ Mit diesen Ausführungen beschrieb Levi in einer ersten schweren Krise ihrer Freundschaft, was Brahms und dessen Musik ihm bedeutete. Sie lassen aber auch erkennen, weshalb in einer späteren Lebensphase Richard Wagner zum Mittelpunkt von Levis Leben werden konnte. Dass sie nicht wörtlich genommen werden dürfen, sondern dass Levi sehr wohl das Wesen von musikalischen Werken erfassen konnte, belegen nicht nur seine großen Erfolge als Dirigent, sondern auch seine kompositorischen Ratschläge.²⁶

Doch bleiben wir zunächst noch bei Levis Verhältnis zur christlichen Tradition und dem Problem seiner Taufe. Tatsächlich hing seine Reise nach Köln mit der Frage einer Taufe zusammen: nicht seiner, sondern der seines älteren Bruders Wilhelm.²⁷ Dieser, in Paris ausgebildeter Opernsänger, hatte sich wäh-

24 Richard Wagner, *Lohengrin*, 3. Akt, 2. Szene – Liebesduett Lohengrin-Elsa.

25 Seinem Brief hatte Levi folgende Bemerkung angefügt: „*Nun noch eine Bütte: Verbrenne meine letzten Zeilen, wenn Du es noch nicht gethan; sie sind in unzurechnungsfähigem Zustand geschrieben [Reaktion auf Brahms Kritik an Levis Kompositionen]. Ich bin Dir dankbar für jedes bittere Wort an jenem Nachmittage; ich habe gelernt mich zu bescheiden; die paar Federn, die mir als Reste von einstigen Flügeln noch im Rücken saßen, und mit denen ich mich immer noch ein paar Fuß von der Erde heben zu können glaubte, habe ich mir vollends ausgerupft und ich bin nun nackt wie eine Kirchenmaus.*“ –

26 S. u. S. 178.

27 Samuel Wilhelm (1833–1911) brach sein Jurastudium ab. Seine Opernkariere unter dem Namen Wilhelm Lindeck beendete er nach seiner Konversion und Heirat mit der Katholikin Emma Bieger.

rend eines Engagements an der Kölner Oper in eine junge katholische Rheinländerin verliebt und wollte sie heiraten – um den Preis einer Konversion. Dies führte zu ernsthaften Familienkonflikten, unter denen Levi litt.²⁸ Letztlich setzte sich sein Bruder durch; der Rabbiner-Vater musste sogar einen Namenswechsel seines Erstgeborenen hinnehmen. Diese Erfahrung mag Levi hinsichtlich eines gleichen Schrittes zur Zurückhaltung veranlasst haben, als er sich in dieser Zeit in eine junge Karlsruher Adlige verliebte – eine Beziehung, die er äußerst diskret behandelte. Ob allerdings seine „Treue“ gegenüber dem Vater²⁹ wie die von ihm hochgehaltene Familientradition³⁰ ihn letztlich von diesem Schritt aus Liebe abgehalten hätten, muss offen bleiben. Seine Freundin erkrankte tödlich, bevor er sich dieser Frage ernsthaft stellen musste.³¹

Für Levi stellt sich also mit dem Erscheinen von Wagners *Parsifal*-Dichtung die Frage der Taufe neu, zugleich in veränderter Perspektive. Dass eine inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Text für ihn existenziell bedrohlich werden könne, sprach er schon früh Cosima Wagner gegenüber offen aus: „*Was mit mir werden soll, wenn ich dem Parsifal auch noch von einer anderen Seite als der künstlerischen nahe treten würde, ist mir nicht klar,*“ und er fuhr fort „*einstweilen webre ich mich noch, daß dergleichen Macht über mich gewinne, wie ich auch an offenstehenden Kirchentüren festen Schrittes vorbeigehe, obgleich, oder vielmehr, weil es mich unwiderstehlich hineinzieht.*“³² Neben den angedeuteten Gründen gegen eine Taufe – Rücksicht auf seinen Vater und Bedeutung der Familientradition – gab es weitere. Levi dürfte auf Grund seiner genauen Kenntnis von Wagners antijüdischem Pamphlet schon damals klar gewesen sein, dass eine Taufe den Makel der Abstammung nicht aufheben würde. Einer Taufe aus beruflichen Gründen, um ein christlich gefärbtes Werk mit seinem antijüdischen Subtext zu dirigieren, dürfte er skeptisch gegenüber gestanden haben. Dieser Zwiespalt verschärfte sich für ihn mit dem Fortschreiten der Komposition.

Noch bevor Ludwig II. Wagner für die Uraufführung des *Parsifal* das künstlerische Personal seiner Hofoper, Levi eingeschlossen, zur Verfügung stellte und

28 In seinem undatierten Antwortbrief reagierte Brahms auf diesbezügliche unveröffentlichte Mitteilungen Levis: „*Schreibe mir doch ja wie es mit Deinem Bruder weiter geht. Sollen und wollen zwei Menschen zusammen, da fürchte ich nicht leicht.*“

29 Levi unterschrieb seine Briefe an den Vater in der Regel mit „Dein treuer Sohn“. Aus dem jahrzehntelangen Briefwechsel hat sich lediglich ein Konvolut von 56 Briefen erhalten, die Bayreuth um 1930 bei einer Versteigerung erwerben konnte. Soweit sich Briefe im Besitz der Familie Lindeck in Mannheim erhalten hatten, sind sie Kriegsverluste.

30 NA Bayreuth HS 4/3 Brief vom 14. Juni 1881, in dem Levi von seinem Besuch bei dem Augsburger Rabbiner berichtet, den er wegen seiner Vorfahren befragte. (Der Urgroßvater väterlicherseits war im 18. Jahrhundert Rabbiner in Pfersee, heute Ortsteil von Augsburg.)

31 Marie von Reitzenstein starb im März 1876 in Italien. Alfred Orel, *Johannes Brahms und Julius Allgeyer. Eine Künstlerfreundschaft in Künstlerbriefen*, Tutzing 1964, S. 112, Allgeyer an Brahms 26. März 1876.

32 Bayerische Staatsbibliothek München, *Leviana III 20 Briefe Levis an Cosima Wagner* Nr. 2, Brief vom 3. September 1878.

sich gegen Wagner, der Levi ablehnte, durchsetzte,³³ war Levis Freund Wilhelm Busch ihm in seinem Ringen um Klarheit ein hilfreicher Gesprächspartner. Im Dezember 1880 beschrieb Busch zur Ermutigung Levis seine eigene religiöse Position. In Anspielung auf Schopenhauers Willensphilosophie spricht er zunächst den Musiker Levi aufmunternd an: „*Das Bischen Wille verneint sich leicht, und Alles verklingt, wie wir Musiker zu sagen pflegen, in einem versöhnlichen Accorde.* –“ Und dann fragt der Skeptiker Busch mit Bezug auf den Erlösungsgedanken und mit Blick auf das Handeln des Einzelnen, Christ oder Jude, seinen Freund: „*Haben die Christen recht? Kommen die Unverbesserlichen am Schluß in die Hölle? Kann der Einzelne eine Anleihe machen im Betrag seines Antheils an der gemeinsam contrahirten Schuld, das Geld auf den Tisch legen und sagen: Adieu, auf Nimmerwiedersehn?!*“ Anschließend beschreibt er seine eigene Situation: „*Drüben, am andern Ufer des Stroms, steht der heilige Augustinus. Er nickt mir ernsthaft zu: Hier liegt das Boot des Glaubens; Gnade ist Fährmann; wer dringend ruft, wird herüber geholt. – Aber ich kann nicht rufen; meine Seele ist beiser; ich habe eine philosophische Erkältung.*“ Er schließt seinen Brief: „*Und Du, lieber Freund? Du inhalirtest, als ich Dich verließ. Hoffentlich hat's geholfen.*“³⁴ Es hatte nicht geholfen, Levis Suchen ging weiter. Nach einer gemeinsamen Kirchenbesichtigung, bei der Levi Busch gefragt haben soll, weshalb er ihn nicht gleich getauft habe, schrieb Busch im August 1881: „*Das Gespräch, welches wir irgendwo bei einer Kirche begannen, soll noch nicht aus sein; aber Das weiß ich zuvor: Bloß als edler Kulturfreund kommt Keiner durch die enge Pforte u. fürs Maskiren zu spaßhaftem Zwecke ist wohl Mancher zu alt.*“³⁵

Offensichtlich haben diese deutlichen Worte auch dazu beigetragen, dass Levi dem Druck des Ehepaares Wagner, sich taufen zu lassen, dauerhaft widerstanden hat. Zu dieser Beziehung später. Als er 1896 die verwitwete Mary Fiedler – ob sie von ihrer Mutter her jüdische Vorfahren hatte, wie ein Brief Levis an seinen Vater nahe legt,³⁶ ist nicht klar – heiratete, ließ er für sich in die Heiratsurkunde „konfessionslos“³⁷ eintragen. Levi war zwar aus dem Judentum ausgetreten, ein Übertritt in die evangelische Kirche hatte jedoch damals nicht stattgefunden. In seinem Verständnis ist er weiterhin Jude geblieben, wie die Formulierung in einem Brief an Cosima Wagner vom März 1898 zeigt, seine Frau sei eine

33 König Ludwig II. und Richard Wagner. Briefwechsel, bearb. v. Otto Strobel, Bd. III. Zu Einzelheiten s. u. Abschn. 5 b.

34 Wilhelm Busch, *Sämtliche Briefe. Band I: Briefe 1841 bis 1892*, Hannover 1968, S. 214, Nr. 501 An Hermann Levi 13. Dezember 1880.

35 Busch (Anm. 34), S. 221, Nr. 524 v. 24. August 1881. Von Levi kannte Cosima Wagner diesen Brief. Sie zitiert ihn aus dem Gedächtnis in einem Brief an H. St. Chamberlain nach dem Tode Levis (s. u. Anm. 90).

36 Nationalarchiv Bayreuth HS 4/2 Brief v. 12. Mai 1881, S. 1. Levi berichtet von seiner Absicht, zum Urlaub nach St. Moritz zu gehen, wo er Dr. Fiedler und Frau treffen wird, „*letztere eine geborene Mayer – Du erinnerst Dich vielleicht des Abends, den wir bei Mayer's zubrachten – (Die Frau hatte jüdische Familienerinnerungen aus Hannover – eine kleine sefer thora).*“

37 Stern (Anm. 1) S. 24.

„*mesalliance israelite*“ eingegangen.³⁸ Die Frage, ob sich an dieser Haltung in der kurzen Zeit bis zu seinem Tode etwas änderte, lasse ich bis zum Schluss offen. Um Levis Hinwendung zu Richard Wagner und seine Zusammenarbeit mit diesem und dann dessen Witwe Cosima zu verstehen, ist zunächst noch auf Levis Künstlertum einzugehen.

4. Der Künstler Levi oder: Was zeichnete Levi für die Zusammenarbeit mit Wagner aus?

Als Levi im Frühjahr 1858 sein Studium am Leipziger Konservatorium als Jahrgangsbester abschloss, schienen ihm drei berufliche Wege offenzustehen, die des Komponisten, des Pianisten und des Dirigenten. Die Bemühungen um eine Karriere als Konzertpianist gab er auf, nachdem seine Leistung als Solist in seinem eigenen Klavierkonzert, das er an seinem 22. Geburtstag im Leipziger Gewandhaus spielte, negativ bewertet worden war.³⁹

Seine Ambitionen als Komponist gab er fast gänzlich erst nach einer scharfen Kritik seines Freundes Brahms 1866 auf. Doch seine Selbstzweifel an den eigenen kompositorischen Fähigkeiten hatten bereits während seiner ersten Berufsjahre in Saarbrücken eingesetzt.⁴⁰ Ob er damals schon von Wagners Behauptung einer kompositorischen Unfähigkeit von Juden beeinflusst war, lässt sich nicht klären. Wagner hatte sie in seinem unter einem Pseudonym veröffentlichten antijüdischen Aufsatz *Das Judentum in der Musik* von 1850 formuliert. Dass Wagner darin vor allem die Unfähigkeit jüdischer Komponisten im Blick hatte, kaum jüdische Dirigenten als Vermittler der Kompositionen, könnte Levi in der Konzentration auf das Dirigieren bestärkt haben.⁴¹

In diese Richtung war er insbesondere von seinem ersten Lehrer Vincent Lachner früh gedrängt worden, der die Begabung seines Schülers in diesem Bereich am höchsten einschätzte. Die Leistungen, die Levi in seinen ersten beiden beruflichen Stationen erbrachte, bestätigten Lachners Einschätzung. In Saarbrücken schuf der Berufsanfänger dank seiner organisatorischen Fähigkeiten sowie seiner Fähigkeit, Musiker zur möglichst genauen Wiedergabe des besonderen Charakters der jeweils ausgewählten Werke hinzuführen, praktisch aus dem Nichts ein blühendes Musikleben. In Rotterdam musste er durch qualitativ gute

38 Leviana (Anm. 33) III 20 Nr. 197 v. 01. März 1898. Haas (Anm. 1), S. 356 ist nur insoweit zuzustimmen, als Levi sich nach jüdisch-orthodoxer Auffassung von der Tradition entfernt hat. Die Zugehörigkeit zum Judentum, symbolisiert durch die Beschneidung, ist ebenfalls durch eine Austrittserklärung nicht aufgehoben.

39 Haas (Anm. 1), S. 56 f.

40 S. o. S. 172.

41 K. [Karl] Freigedank, *Das Judentum in der Musik*, in: „*Neuen Zeitschrift für Musik*“ 17. Jg, 33. Bd., Nr. 19, 3. September 1850, S. 101-107, und Nr. 20, 6. September 1850, S. 109-112. Dass Levi den Aufsatz und den richtigen Namen des Verfassers bereits als Absolvent des Leipziger Konservatoriums kennengelernt hat, lässt sich nicht belegen, ist jedoch wahrscheinlich, hat er doch sowohl bei noch von Mendelssohn-Bartholdy berufenen Professoren studiert, wie auch bei dem damaligen Herausgeber der Zeitschrift Franz Brendel, einem Anhänger Wagners.

Opernaufführungen zum wirtschaftlichen Erfolg der privat finanzierten Deutschen Oper beitragen. Zu seinen besten Leistungen zählten die Einstudierungen von Wagners Opern *Tannhäuser* und *Lobengrin*, letztere in einer von ihm für die Bedingungen Rotterdams eingerichteten Fassung. Da es ihm damals noch wichtiger war, ein erfolgreiches Werk wie *Lobengrin* in einer Bearbeitung aufzuführen, als auf das Werk überhaupt zu verzichten, war er wohl letztlich froh, dass seine Überlegungen, Wagner aus diesem Anlass nach Rotterdam einzuladen, vom Direktorium der Rotterdamer Oper aus finanziellen Gründen abgelehnt wurde.⁴²

Diese musikalischen Lehrjahre vermittelten dem jungen Dirigenten viel Selbstvertrauen und die Gewissheit, zu den guten Kapellmeistern in Deutschland zu gehören. Zugleich blieb er selbstkritisch: „*Oft frage ich mich, ob und inwiefern die Zufriedenheit der Leute mit allem was ich thue, berechtigt ist, vergebens aber sehe ich mich nach einem über mir Stehenden um, der mir die Frage beantworten könnte.*“⁴³

Solche Menschen fand Levi in Karlsruhe: Eduard Devrient war ihm als erfahrener Theaterpraktiker überlegen; zu Johannes Brahms konnte er als dem genialen Komponistenfreund aufsehen; Clara Schumann, fast mütterliche Freundin, stand ihm als außergewöhnliche Pianistin gegenüber. In seinen acht Karlsruher Jahren reifte er zu einem der ganz großen Dirigenten seiner Zeit heran. An vier Aspekten will ich dies deutlich machen.

a. Seine vornehmste Aufgabe als Vermittler sah er darin, jedes Werk möglichst so zum Klingen zu bringen, wie es der Komponist notiert und sich den Klang vorgestellt hatte. So studierte Levi Rossinis *Barbier von Sevilla* (in deutscher Sprache) erstmals in Deutschland mit den originalen Rezitativen ein.⁴⁴ In Zusammenarbeit mit Devrient begann er, Mozarts italienische Opern in deutscher Sprache nicht nur mit der Originalinstrumentierung der Rezitative, sondern auch in einer dem Notentext möglichst entsprechenden und zugleich stilistisch eleganten Sprache aufzuführen.⁴⁵ Diese Übersetzungsarbeit vollendete er in seinen letzten Lebensjahren und prägte damit die Aufführungspraxis bis zur Herrschaft der Nationalsozialisten, wenn Mozarts italienische Opern in deutscher Sprache gesungen wurden.

b. Charakteristisch für Levi war weiterhin, bei Neueinstudierungen von zeitgenössischen Werken deren Schöpfer möglichst zu den letzten Proben einzuladen, um sich und seine Musiker beraten zu lassen, ob seine Interpretation den Intentionen des Komponisten entsprach. Und er bot diesen an, ihr Werk selbst zu dirigieren. In Karlsruhe versuchte Levi, den von ihm verehrten Freund Brahms in die Vorbereitung und Erstaufführung seiner großen Chorkompositionen von *Ein Deutsches Requiem* 1869 bis zum *Triumphlied* 1872 einzubeziehen. In seiner Münchener Zeit lud er Anton Bruckner zu den Schlussproben von dessen 7.

42 Haas (Anm. 1), S. 61.

43 Sietz (Anm. 20) II, S. 45, Levi an Hiller 31. Dezember 1863.

44 Haas (Anm. 1) S. 101.

45 Ebda. S. 272 ff.

Sinfonie ein; diese Aufführung war nach Meinung von Kennern gelungener als die wenige Tage zuvor erfolgte Uraufführung unter Arthur Nikisch in Dresden.⁴⁶ c. Levi handelte gegenüber Komponisten immer wieder wie ein moderner Lektor. So ermunterte er erfolgreich Brahms, seine vierhändige Klaviersonate, die aus einem Streichquintett hervorgegangen war, zu einem Klavierquintett (op. 34) umzuarbeiten.⁴⁷ Bruckners 8. Sinfonie wurde bis 1972 nur in seiner Überarbeitung gespielt, in der dieser weitgehend Levis Vorschläge zu Kürzungen und zur Instrumentation berücksichtigt hatte.⁴⁸

d. So tief Levi schon beim Lesen einer Partitur sich in die Struktur des Werkes hineindenken und dabei die Musik hören konnte, so intensiv – bis zur psychischen und physischen Erschöpfung – erarbeitete und dirigierte er das Werk. Sein „von Gottes- und Geburtswegen angestammtes Judentum“; diesen Ausdruck hatte er gegenüber Heyse gebraucht, hinderte Levi nicht daran, sich geistlichen Kompositionen, etwa Bachs *Matthäuspassion* oder Brahms' *Ein Deutsches Requiem*, ebenso intensiv zu widmen wie Mozarts Opern oder Beethovens Symphonien. In seinen Worten: Ob weltliches oder geistliches Werk – er gab sich der Musik „willenlos hin“, „ihre höchste Wirkung ist Selbstvergessen“. Auch für die beteiligten Musiker wie das Publikum spielte seine Herkunft offensichtlich keine Rolle. Erst nach der sehr gelungenen Karlsruher *Meistersinger*-Aufführung im Februar 1869 wurde Levi – allerdings gegenüber Wagner – böse verleumdet.

5. Levi im Banne von Wahnfried (Richard und Cosima Wagner) und Bayreuth

a. Die Jahre vor der Uraufführung des *Ring des Nibelungen* (1876)

„Hochgeehrter, geliebter Meister!
Ich möchte nicht gerne unter den Glück-Wünschenden fehlen –
„Was gilt' s, was ich Dir sagen kann!“⁴⁹

Mit diesen knappen Zeilen zum Jahresbeginn 1868 begann Levi, direkten Kontakt zu Wagner aufzunehmen. Mit der Anrede „geliebter“ ging er über die Höflichkeitsform zwischen Unbekannten einschmeichelnd hinaus. Mit dem Zitat aus der Oper *Die Meistersinger von Nürnberg* beglückwünschte er den Komponisten zur Vollendung dieses Werkes. Indem er die Frage in eine mit einem Ausrufezeichen bekräftigte Aussage änderte, signalisierte er, er wolle und könne Wagner nicht beraten, nur ihm dienen. Er ließ aber auch erkennen, dass er den Adressaten als Opernkomponist schätzte. In dieser Hinsicht war er sich mit seinem Freund Brahms einig. Anders als gegenüber Wagner verstand Levi sich weiter als Berater seines Freundes. Dies zeigen sowohl die erfolgreiche Empfehlung Levis, Brahms

46 Ebda. S. 300.

47 Ebda. S. 97 f.

48 Ebda. S. 306.

49 Bayreuth (Anm. 30) Va 19-8a, 1, Levi an Wagner, Karlsruhe 31. Dezember 1867. Das Zitat stammt aus „Meistersinger“ 2. Akt, 3. Szene, Lied des Hans Sachs. Die Frage bezog sich u.a. auf die Konfrontation Stolzing's mit den Meistern.

möge das *Schicksalslied* rein instrumental enden lassen,⁵⁰ als auch seine Bemühungen, Brahms zum Komponieren einer Oper zu bewegen.

War Levis Neujahrsgruß ein noch privater Schritt, so waren die nächsten Kontakte, die Levi zu Wagner aufnahm, bereits beruflich bedingt. Als 1868 der Großherzog von Baden befahl, die *Meistersinger* in Karlsruhe einzustudieren – er hatte die Aufführungsrechte schon Jahre früher durch eine Vorschusszahlung erworben⁵¹ –, wandte sich Levi mit der Bitte an Wagner, ihn bei der für Karlsruhe nötigen Bearbeitung zu beraten. Dies lehnte Wagner unter Verweis auf die erfolgreiche Münchener Uraufführung unter Hans von Bülow ab.⁵² Mit einem vergrößerten Orchester, das er daraufhin bei der Großherzoglichen Intendanz durchsetzen konnte, gelang es Levi, das Werk im Sinne seines Kunstverständnisses, nur unwesentlich gekürzt, einzustudieren; die Aufführung wurde mit großem Beifall aufgenommen.⁵³ Der nächste Kontakt 1870 war ausgelöst von der Einladung der Münchener Hofintendanz an Levi, hier die Uraufführung von Wagners *Walküre* zu dirigieren. Wegen der Schwierigkeiten des Werkes bemühte sich Levi um Wagners Beratung bei der Einstudierung. Da dieser dies strikt ablehnte, sagte Levi München ab.⁵⁴ Darauf reagierte Wagner mit dem Kompliment „In jeder Hinsicht ersehe ich, dass ich zu Ihrer freundlichen Bekanntschaft mir Glück zu wünschen habe.“⁵⁵ Wagner bestätigte seine Wertschätzung, indem er Levi bei ihrer ersten persönlichen Begegnung Ende 1871 in Mannheim freundschaftlich küsste. Diese Geste überraschte vielleicht Levi weniger als seine Freunde, die zugleich irritiert waren.

Sie alle kannten die 1869 erschienene, um eine „Erläuterung“ stark erweiterte Neuauflage von Wagners antisemitischem Pamphlet *Das Judentum in der Musik* von 1850. Zwar verschärfte Wagner in dieser *Erläuterung* seine antijüdischen Aussagen, doch ließ er den Aufsatz selbst fast unverändert. In ihm hatte Wagner seine Behauptung eines „naturegegebenen Widerwillens gegen alles Jüdische bei den Deutschen“, die er mehrfach und geradezu systematisch wiederholte,⁵⁶ mit der Auffassung verbunden, nach dem Höhepunkt der deutschen Musik mit Mozart und Beethoven wäre eine Degeneration eingetreten. Diese Entwicklung habe es den Juden ermöglicht, in die Lücke einzudringen, sowohl als Komponisten wie auch als Dirigenten.⁵⁷ Die Rettung aus diesem Niedergang im ästhetischen Be-

50 Seit der Karlsruher Uraufführung unter Hermann Levi wird das Werk in dieser Fassung aufgeführt. Brahms hatte zuvor geschwankt, ob er im Schlussteil nochmals Worte aus der ersten Strophe des Hölderlin Gedichtes aufnehmen sollte.

51 *Richard Wagners Briefe an Hermann Levi*, in: *Bayreuther Blätter. Deutsche Zeitschrift im Geiste Richard Wagners*, hg. v. Hans von Wolzogen, Bayreuth Jg. 24, 1901, S. 13-42; hier S. 17, Nr. 1 vom 20. August 1868.

52 Ebda.

53 Bayreuth (Anm. 30), Va 19-8a, Levi an Wagner 5. Februar 1869.

54 Brahms (Anm. 22), S. 51-62, Nr. 26 undat. (1870) Levi an Brahms.

55 Wagner (Anm. 51), S. 18, Nr. 2.

56 Jens Male Fischer, *Richard Wagners »Das Judentum in der Musik«*, Frankfurt 2000, S. 83.

57 Ebda. S. 185 f.

reich sah Wagner im „*Kunstwerk der Zukunft*“, das er in seinen großen im Exil 1850 geschriebenen Reformschriften begründete und das er mit seinen Musikdramen realisieren wollte. Die gesellschaftliche Rettung sah er in der gemeinsamen „*Erlösung zu wahren Menschen*“ von Deutschen und Juden, wie er im Schlussabschnitt seines Aufsatzes formuliert. Aber er schloss, ausschließlich an die Juden gewendet, mit der Aufforderung: „*Nehmt rücksichtslos an diesem durch Selbstvernichtung wiedergebärenden Erlösungswerke teil, so sind wir einig und ununterschieden! Aber bedenkt, daß nur Eines eure Erlösung von dem auf Euch lastenden Fluche sein kann: Die Erlösung Abasvers, – der Untergang.*“⁵⁸

In welchem Umfang Levi und seine Freunde auch Wagners wegweisende Schrift „*Über das Dirigieren*“ von 1869, die als Ergänzung zur Wiederveröffentlichung des Judentum-Aufsatzes zu lesen ist, wahrgenommen haben, ist unklar. Darin benutzte Wagner für „Dirigent“ den polemischen, antijüdisch konnotierten Begriff „*Musikbankier*“⁵⁹ – er charakterisierte damit den in Leipzig professionell geschulten, „*elegant*“ gebildeten Dirigenten, der ohne schöpferische Eigenleistung die musikalischen Werke interpretiere, reproduziere und so dem Publikum vermittele. Auf Wagners konkrete Lebenssituation bezogen bedeutet dies: Im Exil in der Schweiz, abgeschnitten von den Möglichkeiten, auf die Wiedergabe seiner Werke Einfluss zu nehmen, fürchtete er die Entstellung seiner Werke. „*Unstreitig kann es den Tonsetzern nicht gleichgültig sein, in welcher Weise vorge-tragen ihre Arbeiten dem Publikum zu Gehör kommen.*“⁶⁰ Indem er in seiner Kritik am zeitgenössischen Musikbetrieb Nichtjuden als „*verjudet*“ etikettierte, waren sie seiner antijüdischen Polemik subsumiert. Umgekehrt konnte Wagner den Juden Levi wegen dessen Verständnisses von seiner Aufgabe als Dirigent, zeitgenössische Werke möglichst in enger Abstimmung mit dem Komponisten aufzuführen, als besseren Nichtjuden ansehen – und ihm freundlich begegnen.

Levi wiederum sah in Wagners Lob, das Dirigit der Walküre abgelehnt zu haben, einen Beleg dafür, „*Recht gethan*“⁶¹ zu haben, wenn er auch nicht sicher sei, ob er „*klug gethan*“ habe, wie er Brahms schrieb. Und gegen manche Bedenken von Brahms und anderen Freunden wegen seiner Kontakte zu Wagner verteidigte er sich: „*Ich habe in das allgemeine Gebeul von Wagners Narrheit und bedenklichem Charakter nie einstimmen können; Du wirst erinnern, daß ich s. Z. selbst die Juden-Broschüre insofern verteidigte, als ich sie von ernsthaftester künstlerischer Gesinnung dictiert glaube und sogar die constatirten Thatsachen zugebe, wenn auch nicht ihre Prämissen und Konsequenzen.*“ Dass er sich mit seiner differenzierten Einschätzung Wagners zwischen alle Stühle setzen konnte, war ihm durchaus bewusst. Wenn er für Wagnerianer

58 Ebd. S. 173.

59 Hans-Joachim Hinrichsen, »*Musikbankiers*«. *Über Richard Wagners Vorstellungen vom Judentum in der Musik*, in: *Musik & Ästhetik* 5 (2001), S. 72-87. Hinrichsen legt dar, dass Wagner in beide Schriften angelehnt an Karl Marx Aufsatz »Zur Judenfrage« von 1844 argumentiert.

60 Ebda. S. 83.

61 Brahms (Anm. 22) S. 51-62, undatiert [1870], Levi an Brahms. Dort auch das folgende Zitat.

„Gegner“ sei, für Wagner-Gegner dagegen ein „Fanatiker“, fühle er sich wie in politischen Diskussionen, wenn er den süddeutschen Partikularismus gegenüber Preußen verteidige und preußischen Junkern gegenüber den süddeutschen Partikularismus, wie er Clara Schumann schrieb.⁶²

Differenziert beurteilte Levi auch Wagners Kompositionen. Nach dem Besuch einer Aufführung von *Tristan und Isolde* in München schrieb er Clara Schumann, statt „*Perlen zu fischen*“ habe er „*nicht einmal einen Gründling an die Angel bekommen*“.⁶³ Als er 1871, zu Beginn seiner letzten Saison am Karlsruher Hoftheater, Wagners *Rienzi* einstudieren musste, stöhnte er: „*Daß mein musik hungeriges Gemüth gerade mit solchem Scheusal anfangen muß, ist ein rechtes Verhängnis*.“⁶⁴ Selbst als er ein halbes Jahrzehnt später *Tristan und Isolde* als ein großes Kunstwerk bezeichnete, betonte er zugleich: „*Wagner hält sich nicht für einen Musiker im Sinne unserer Classiker. Ich finde alle seine Instrumentalcompositionen langweilig und armselig; wenn mir ein Schüler das bei Schott erschienene Albumblatt in die Stunde brächte, so würde ich ihn zur Thüre hinaus complimentiren*.“⁶⁵ Auch wenn Levi diese Bewertung Wagners als Abwehr von Vorwürfen Clara Schumanns wegen seiner Hinwendung zu Wagner formulierte, war sie durch Wagners Selbstwahrnehmung gestützt. Nach Cosima Wagners Tagebüchern schätzte sich Wagner im Vergleich mit Mendelssohn-Bartholdy – jedenfalls in Stunden der Niedergeschlagenheit – ähnlich ein.⁶⁶ Nicht zu leugnen sei allerdings, so Levi, dass Wagner dann, wenn er die Musik in den Dienst des Dramas stelle, Wirkungen hervorbringe, wie keiner vor ihm. Er sehe nicht ein, „*warum sich eine ehrliche herzhaftige Bewunderung seiner Schöpfungen nicht mit einer ebenso ehrlichen für Bach und Beethoven und Brahms vertragen sollte*.“⁶⁷

Diese Wandlung in Levis Einschätzung von Wagners Musikdramen war nicht zwangsläufig, hatte vielmehr mehrere Gründe; zwei seien besonders hervorgehoben. Zum einen: Länger als ein halbes Jahrzehnt bemühte sich Levi vergeblich, Brahms zur Komposition von Opern zu bewegen. Ihm hatte er als einzigem zeitgenössischem deutschem Komponisten zugetraut, „*uns auch im Opernwesen wieder die rechten Pfade*“ zeigen zu können,⁶⁸ d. h. dass er ein überzeugendes Gegengewicht gegen Wagners Musikdrama hätte schaffen können. Zum andern: Gegenüber seinem Freund Brahms, der ihm seine positive Einstellung zu Wagner vorgehalten hatte, verteidigte sich Levi mit seinem Ethos als Künstler. Nachdem er sein „*Leben einer Sache geweiht habe*“, müsse er sie hochhalten. „*Ich bemühe mich meinen Beruf voll und ganz auszufüllen. Das kann aber nur unter der Bedingung geschehen, daß ich mit vollem Herzen dabei bin. Ich würde es als ein Unglück ansehen,*

62 Archiv des Schumann-Haus Zwickau, Briefe Levis an Clara Schumann, 10. Oktober 1870.

63 Zwickau (Anm. 62), 20. Juni 1869.

64 Ebda. 05. September 1871.

65 Ebda. 03. November 1876.

66 Cosima Wagner, *Die Tagebücher*. 4 Bde. Ed. u. kommentiert v. Martin Gregor-Dellin, 2. Aufl. München 1982, Bd. 1, S. 404 f. (23. Juni 1871), Bd. 2, S. 971 (17. Februar 1876).

67 Zwickau (Anm. 62), 27. Dezember 1871; auch: Lietzmann, S. 267 f.

68 Ebda.

wenn ich der Sache, die ich als Opernkapellmeister zu reproduzieren und zu vertreten berufen bin, fremd und feindlich gegenüber stände.“⁶⁹

Nicht beantwortet hatte Levi damit jedoch die Irritationen seiner Freunde, weshalb er sich so eng an den Menschen Wagner binde. Er betonte zwar, dass er als Mensch „jede entfernte Gemeinschaft mit der Zukunftsbande scheue und von ihr bestens gehasst“ sei; er meinte, gehasst, weil er Jude war – unabhängig, ob ungetauft oder getauft. Doch überzeugend war das Argument für die Freunde nicht, denn er unterschied letztlich zwischen „der Zukunftsbande“, die er ablehnte, und der Bindung an den in vielfacher Hinsicht schwierigen Menschen Wagner.

b. Vom Ring des Nibelungen bis zum Parsifal und Tod Richard Wagners (1875/76 – 1883)

Auch der Kontakt, der entscheidend für die dauerhafte, konfliktreiche Beziehung zwischen Levi und den Wagners, zwischen Levi und „Bayreuth“ werden sollte, ging von Levi aus. Als Wagner 1874 die organisatorischen Vorbereitungen für die ersten Bayreuther Festspiele mit der Uraufführung des vollendeten *Ring des Nibelungen* begann, verzichtete er bewusst darauf, auch Musiker aus dem Münchener Hofopernorchester zu verpflichten, war er doch ein knappes Jahrzehnt zuvor von hier aus erneut ins Exil gezwungen worden. Levi wusste jedoch, dass auf die Münchener Hofoper die Aufgabe zukommen werde, bald nach Bayreuth den Ring aufzuführen, nachdem schon die beiden ersten Teile *Rheingold* und *Walküre* hier uraufgeführt worden waren. Entsprechend seinem Berufsethos musste dieser Zyklus so reproduziert werden, dass die Ausführung den Intentionen des Komponisten gerecht wurde. Diese Aufgabe konnte er nur leisten, wenn er selbst an der Einstudierung des Werkes in Bayreuth lernend beteiligt gewesen wäre und Musiker des Hofopernorchesters in den Aufführungen mitgespielt hätten. Beides bot er Wagner an – und dieser ging darauf ein. So nahm Levi an den Vorproben zum Ring 1875 wie an den Endproben 1876 teil und konnte dann in München den Zyklus entsprechend den Intentionen Wagners realisieren, auch zur Zufriedenheit des königlichen Wagner-Gönners Ludwig II.

Mit der Fertigstellung seiner *Parsifal*-Dichtung und dem Fortschreiten der Vertonung veränderte sich das Verhältnis zwischen Wagner und Levi entscheidend. Wesentlich beeinflusst wurde es dabei durch die Entscheidung Ludwigs II., Wagner für die Uraufführung dieses germanisch-christlichen Musikdramas in Bayreuth das künstlerische Personal seiner Hofoper, einschließlich seines Dirigenten Levi, zur Verfügung zu stellen.

Levi war sich als Hofbeamter klar, dass er diesen Auftrag nur um den Preis des Ausscheidens aus seiner einflussreichen Münchener Stellung verweigern könnte. Ebenso klar war ihm, dass ihm beim Bleiben der größte Triumph in

69 Brahms (Anm. 22), S. 184 f., Nr. 109; Levi an Brahms undat. [Ende April, Anfang Mai 1875], dort auch das folgende Zitat. *Zukunftsbande* ist eine polemische Bezeichnung für die Anhänger der Musik von Liszt und Wagner.

seiner künstlerischen Laufbahn als deutscher Jude winkte. Und schließlich: Bei Ludwigs Toleranz war eine Taufe nicht nötig.⁷⁰

Abbildung aus rechtlichen Gründen
in der Onlineausgabe entfernt.

Digitalisat in der Deutsche Digitale Bibliothek

Franz von Lenbach, Hermann Levi 1882
Copyright: Nationalgalerie Berlin

Wagner wiederum war von Ludwig II. abhängig, weil er von dem König immer wieder, insbesondere nach den ersten Festspielen mit ihrem riesigen Defizit, in großzügiger Weise finanziell unterstützt worden und deshalb dem Hof gegenüber hoch verschuldet war. Die Möglichkeit, sein „*allerchristlichstes Werk*“ von einem „*jüdischen Kapellmeister*“ dirigiert zu sehen, beunruhigte Wagner, auch wenn er sich hinter den Protesten von anderer Seite zu verstecken suchte.⁷¹ Er nahm Ludwigs II. Entscheidung erst dann widerwillig an, als er die Hoffnung auf Levis Taufe praktisch aufgeben musste – nicht nur wegen Ludwigs Beharren auf Levi als Dirigenten, sondern auch wegen dessen Widerstand selbst. Ludwig II. lobte seinen Freund für diese Entscheidung mit den Worten, „*Daß Sie, geliebter Freund, keinen Unterschied zwischen Christen und Juden bei der Aufführung Ihres großen, heiligen Werkes machen, ist sehr gut; nichts ist widerlicher, unerquicklicher, als solche Streitigkeiten; die Menschen sind ja im Grunde doch alle Brüder, trotz der confessionellen Unterschiede.*“⁷² Wagner sah sich missverstanden und reagierte mit einem antisemitischen Bekenntnis: „*Der ich mit mehreren dieser Leute freundlich mitleidvoll und teilnehmend verkehre, konnte dies doch nur auf die Erklärung hin ermöglichen, daß ich die jüdische Race für den geborenen Feind der reinen Menschheit und alles Edlen in ihr halte: daß namentlich wir Deutschen an ihnen zugrunde gehen werden, ist gewiß, und vielleicht bin ich der letzte Deut-*

70 *König Ludwig II. und Richard Wagner. Briefwechsel*, bearb. v. Otto Strobel, Bd. III., S. 226 f., Nr. 580 Ludwig II. an Richard Wagner, 11. Oktober 1881.

71 König Ludwig II. (Anm. 70), S. 223; Wagner an König, 19. September 1881.

72 Ebda.

sche, der sich gegen den bereits alles beherrschenden Judaismus als künstlerischer Mensch aufrechtzuerhalten wusste.⁷³

In der Binnenkonstellation von Komponist und Dirigent scheint sich Wagner als der Levi Überlegene gesehen zu haben, wenn er diesen als ihm „fast leidenschaftlich ergeben“⁷⁴ beschrieb. Levi hat das Verhältnis ähnlich gesehen, denn gegenüber Freunden äußerte er, er sei Wagner „mit Leib und Seele verfallen“.⁷⁵ In dieser abhängigen Situation hat er immer wieder zu spüren bekommen, dass er als Jude letztlich Außenstehender war und es auch nach einer Taufe bleiben werde. Ihm entging nicht, dass Wagners Judenfeindschaft sich endgültig zum rassistischen Antisemitismus verschärfte. Ihm entging nicht, dass Wagners Schrift „Religion und Kunst“, in der er sein religiöses Musikdrama theoretisch begründete, voll von Angriffen auf Juden war. Und schließlich: Da er Poesie, wie er an Brahms geschrieben hatte, mit dem Verstand aufnehmen konnte, durchschaute er wohl auch, dass die die Dichtung *Parsifal* beherrschenden Themen „Mitleiden“ und „Erlösung“ eine subjektive Interpretation der christlichen Tradition enthielten. Die Schlussworte des *Parsifal* „Erlösung dem Erlöser“ mussten im Kontext von »Religion und Kunst« auch als Befreiung des Christus von seinen jüdischen Wurzeln verstanden werden.⁷⁶ Nun war Wagners Ausgangsthese in »Religion und Kunst«, dass „der Kunst es vorbehalten sei den Kern der Religion zu retten ..., indem sie die mythischen Symbole ... ihrem sinnbildlichen Wertbe nach erfasst, um durch ideale Darstellung derselben die in ihnen verborgene tiefe Wahrheit erkennen zu lassen“. Diese Darstellung müsse jedoch nicht geglaubt werden, da der Künstler „offen und frei sein Werk als seine Erfindung ausgiebt“.⁷⁷ Da Wagner mit seinen theoretischen Schriften genauso ernst genommen werden wollte wie mit seinen Musikdramen, konnte Levi sich sagen, dass er sich nicht taufen lassen müsse, um dieses religiös getönte Kunstwerk angemessen zu reproduzieren. Er musste die „Erfindung“ Wagners nicht glauben. Dieser Problematik war sich Wagner offensichtlich nicht bewusst, als er zunächst nur gegenüber seiner Frau von seiner Absicht sprach, Levi taufen zu lassen, wenn er den *Parsifal* dirigieren solle,⁷⁸ und dann gegenüber Levi direkt. Als er am 19. Januar 1881 „dem Kapellmeister zu seinem Erstaunen an[kündigte], daß er den *Parsifal* dirigieren wird; »vorher nehmen wir einen Akt mit Ihnen vor. Ich möchte, es gelänge mir, die Formel dafür zu finden, daß Sie sich ganz unter uns

73 Köng Ludwig II. (Anm. 71), S. 229 f., Nr. 581; Wagner an König, 22. November 1881.

74 Wie Anm. 71.

75 Bernhardt (Anm. 4), S. 115, Nr. 56; Heyse an Levi 01. Januar 1881. Heyse zitiert Levi wörtlich.

76 Dass Wagners Dichtung auch erhebliche Elemente seines von Schopenhauer beeinflussten Buddhismus-Verständnisses enthalten, soll nicht verschwiegen sein.

77 Richard Wagner, *Religion und Kunst*. In: ders., *Gesammelte Schriften und Dichtungen*, Leipzig 21888, S. 211.

78 Cosima Wagner (Anm. 66, Bd. 3, S. 526) notierte am 28. April 1880: „Ein Brief von Kmeister Levi dagegen läßt ihn sagen: ‚Ungetauft darf er den *Parsifal* nicht dirigieren, ich taufe aber die beiden [gemeint Henri von Rothschild, Paris, und Levi], und wir nehmen das Abendmahl alle zusammen.‘ Er würde noch das Richtige darüber finden.“ Nach Cosima Wagner (Anm. 66, Bd. 4, S. 659, 6. Januar 1881) äußerte sich Wagner Anfang 1881 ähnlich.

als zu uns gehörig empfinden.«, war er anscheinend von Levis Reaktion überrascht, wie Cosima notierte: „Das umschleierte Gesicht unseres Freundes läßt R. davon abbrechen ...“.⁷⁹ Entscheidend für Wagner, den ungetauften Levi als *Parsifal*-Dirigenten zu akzeptieren, war dann dessen Reaktion auf einen an Wagner gerichteten anonymen Brief, in dem der Jude Levi auch in seiner menschlichen Integrität, seiner Ehre, angegriffen wurde. Dass Levi wortlos abreisen würde und es zum Bruch zwischen Levi und ihm kommen könnte – damit hatte Wagner nicht gerechnet. Als er in dieser von ihm selbst provozierten Krise im Sommer 1881 merkte, dass die Krönung seines Lebenswerkes, die Aufführung des Bühnenweihfestspiels, zu scheitern drohte – er hatte für Levi keinen Ersatz –, gab er nach. „Lieber bester Freund“ redete er Levi an und ermunterte ihn „Verlieren Sie nichts von Ihrem Glauben, aber gewinnen Sie auch einen starken Muth dazu“. Mit einer mehrdeutigen Formulierung, die auch eine spätere Taufe nicht ausschloss, relativierte er diese Aussage und verband sie mit dem Eingeständnis: „Vielleicht – giebt’s eine grosse Wendung für Ihr Leben – für alle Fälle aber – sind Sie mein Parsifal-Dirigent.“⁸⁰ Im Herbst dieses Jahres übertrug er Levi, seinem »alter ego«, sogar die Generalvollmacht für die Vorbereitungen der zweiten Bayreuther Festspiele, bei denen ausschließlich *Parsifal* gegeben wurde.⁸¹ Am Pult der Uraufführung stand Levi, der ungetaufte Jude. Wagners Vollmacht behielt dieser auch für die folgende Festspielsaison 1883. Wagner erlebte sie nicht mehr. Er starb am 13. Februar in Venedig. Levis Interpretation, erarbeitet in engem Zusammenwirken mit Wagner, blieb bis zu seinem Ausscheiden als *Parsifal*-Dirigent in Bayreuth am Ende der Festspiele 1894 maßgebend.

c. Die Jahre mit Cosima Wagner (1883 bis 1894)

Dass die Bayreuther Festspiele nach Wagners Tod weitergehen konnten, war insbesondere das Verdienst Levis. Gegen alle antisemitischen Angriffe von künstlerischen und anderen Bayreuther Mitarbeitern behauptete er sich, der sich von Wagner eingesetzt verstand, nicht nur 1883, sondern auch 1884. Schutz konnte er zunächst von Wagners Witwe Cosima nicht erwarten; sie hatte sich weitgehend zurückgezogen und lebte geradezu in einer Todesstarre. Erst 1884 erwachte allmählich ihr Interesse an der künstlerischen Arbeit. In diesen beiden Jahren kümmerte sich neben Adolf von Groß, dem Vormund von Wagners Kindern und Vermögensverwalter der Familie, auch Levi intensiv um die Kinder; so selbstverständlich, wie er früher Schumann-Kinder unterstützt hatte.

Als Cosima Wagner begann, die Leitung der Festspiele an sich zu ziehen, begann für Levi die schwierigste Phase seiner Beziehungen zu Bayreuth; die kommenden neun Jahre wurden geradezu zu einer Leidenszeit für ihn – physisch und psychisch. Levi blieb auch unter Cosimas Leitung Dirigent des *Parsifal*; ebenso blieb er im künstlerischen Leitungsgremium einflussreich. Insofern sah auch

79 Cosima Wagner (Anm. 66) Bd. 4, S. 669, 19. Januar 1881.

80 Richard Wagner (Anm. 51) S. 31 f., Brief v. 01. Juli 1881.

81 Ebda. S. 32 f., Brief v. Oktober 1881.

Cosima Levi, den sie selbst bald als ihren „Major“⁸² aus dem verantwortlichen musikalischen Leitungskreis hervorhob, als von Richard eingesetzt. Doch seine Stellung in Bayreuth wurde zunehmend prekär.

Cosima, durchaus machtbewusst, verfolgte als Nachlassverwalterin immer intensiver das Ziel, Bayreuth zum Zentrum für die Erneuerung des deutschen Musiktheaters und zum ideologischen Zentrum im Sinne von Wagners Schriften zu machen. Diese verbanden durchweg ästhetische Theorien mit philosophischen, religiösen und gesellschaftspolitischen Analysen, in denen antisemitische Argumentationsmuster immer mehr Raum einnahmen. Bayreuth musste als Zentrum dieses Erbes im Verständnis Cosimas einem „Orden“ oder „Kloster“⁸³ ähneln, germanisch-christlich orientiert sein im Sinne von Wagners Schriften zum *Parsifal*. In der seit 1879 erstarkten antisemitischen Bewegung, der fortgeschrittenen Verfestigung des Bayreuther Kreises, dessen Mittelpunkt die Bayreuther Blätter waren, hatte Cosima eine gesicherte Basis, von der aus sie ihre Ziele verfolgen konnte.

Für ihr Verhältnis zu Levi bedeutete dies, ihm immer wieder seine Fremdheit, sein Judentum vorzuhalten und ihn zur Taufe zu locken. Diese Bemühungen Cosimas waren ein wesentlicher Aspekt der komplizierten und vielschichtigen Beziehung zwischen beiden, die hier nicht im Einzelnen nachgezeichnet werden kann. Dass die Taufe Levis Fremdheit, sein Judentum, nicht aufgehoben hätte und deshalb von ihm nicht vollzogen worden war, lässt eine briefliche Bemerkung Cosimas an Houston Stewart Chamberlain wenige Wochen vor Levis Tod erkennen. Sie schrieb: „*Fast mein letztes Wort an ihn war, ein Jude kann sehr wohl ein Christ werden, aber kein Germane. Ich fügte hinzu, mir steht der Christ über den Germanen. Wenn ich aber nachträglich überlege, wen ich lieber habe, Paulus oder Siegfried, so fürchte ich, nicht die Wahrheit gesagt zu haben.*“⁸³

Levi ahnte seit 1881, nein wusste es, dass sein Judentum immer zwischen ihm und Wahnfried stehen würde, nicht nur zwischen ihm und dem Umkreis der Wagners, wie Cosima nach Levis Tod verbreitete.⁸⁴ Als er Anfang 1894 zum

82 Haas (Anm. 1), S. 324.

83 *Cosima Wagner und Houston Stewart Chamberlain im Briefwechsel 1888-1908*. Hg. v. Paul Pretzsch, Leipzig 1934, S. 593 f., Brief v. 01. März 1900.

84 *Cosima Wagner, Das zweite Leben. Briefe und Aufzeichnungen 1883-1930*. Hg. v. Dietrich Mack. München/Zürich 1980, S. 589-592; C. Wagner an Adolf v. Hildebrand, 29. September 1901 „*Er war in einer Umgebung groß geworden, welche unserer Welt feindselig gegenüberstand. Daher wurde er von unseren sämtlichen Freunden (nicht von uns!) mißtrauisch betrachtet, und dieses von ihm empfundene Mißtrauen lähmte seine an und für sich nicht zur Schrofheit angelegte Natur.*“ ... In dem von den Wagners gepflegten Feindbild zur königlichen Verwaltung in München war Levi „*bemüht, diese unversöhnlichen Gegensätze auszugleichen, und mußte von beiden Seiten (ich spreche niemals von uns!) der ungünstigsten Beurteilung verfallen.*“ Sie selbst habe keine Veranlassung gehabt, Levi von seiner Aufgabe in Bayreuth zu entbinden, da keiner seiner Kritiker ihr erklären wollte, dass „*Levi moralisch unwürdig und künstlerisch unfähig sei*“. Dies sei Basis ihrer Beziehung zu Levi gewesen, „*in welcher ich bei jeder Gelegenheit ihm die Mißverständlichkeit seiner Handlungsweise durch seine Lage, oft in heftigster Weise, ausgedrückt habe.*“ (S. 590 f.).

wiederholten Male versuchte, als Parsifal-Dirigent entlassen zu werden, schrieb er als Resümee aktueller Kränkungen:

„Ich glaube, auch hier ist Alles von einem Punkte aus, zu begreifen: ich bin Jude, und da es in und um Wahnfried zum Dogma geworden ist, daß ein Jude so und so ansieht, so und so denkt und handelt, und daß vor Allem selbstlose Hingabe an eine Sache für einen Juden unmöglich ist, so beurtheilt man Alles was ich thue und sage, von diesem Gesichtspunkte aus und findet deshalb auch in Allem, was ich thue und sage, etwas Anstößiges oder zum mindesten Fremdartiges. ... daß ich in mir selbst alle die Eigenschaften der Juden als vorhanden annehmen sollte, ist nicht wohl von mir zu verlangen: mein Bewußtsein von meiner eigenen Natur ist ein ganz anderes. ...wenn ich heute überdenke, was Alles ich in diesen 12 Jahren erfahren habe, und wenn ich heute diese dringende Bitte wiederhole, so ist mir, als werde dadurch ein an sich unhaltbares, ja unnatürliches Verhältniß endlich zu einem für beide Theile nur erwünschten Abschlusse gebracht. Und so bitte ich Sie denn nochmals, geehrte Frau: Lassen Sie mich ziehen!! –“⁸⁵

Er durfte nicht ziehen, er war von Wagner eingesetzt, das band Cosima und verpflichtete Levi.

6. Die letzten Jahre

Als 1896 die nächsten Festspiele stattfanden, war Levi im Ruhestand – und er widerstand den lockenden Rufen seiner „Meisterin“⁸⁶ erneut in Bayreuth zu dirigieren. Frei von allen beruflichen Belastungen, befreit von der ständigen Kritik aus Wahnfried⁸⁷ und seinem Umfeld, widmete er sich der Übersetzung von Mozarts italienischen Opern und wandte sich wieder intensiv seinem geliebten Goethe zu.⁸⁸ Dagegen ist in diesen Jahren kaum mehr die Rede von der Lektüre Schopenhauers oder Wagners. Wohl eher mit Goethe im Sinn als mit diesen ist er am 13. Mai 1900 in seiner Münchener Stadtwohnung friedlich gestorben, im Beisein seiner Frau Mary und seines Freundes Adolf von Hildebrand. Beigesetzt wurde er zunächst im Münchener Familiengrab seiner Schwiegereltern. Schon 1888 während einer schweren psychosomatischen Erkrankung hatte Levi Cosima gegenüber Goethe zitiert: „Ungebeten, ungewarnt nimmt sie (die Natur) uns auf in den Kreislauf ihres Tages, und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind, und ihrem Arme entfallen.“⁸⁹ Wenn Cosima jetzt an Houston Stewart Chamberlain

85 Leviana (Anm. 33) III, 20 Nr. 162, 22. Januar 1894.

86 Übliche Brief-Anrede Levis, wenn keine oder nur geringe Spannungen zwischen beiden vorhanden waren.

87 Zu den Kritikern aus Wahnfried gehörten auch die Wagner-Kinder, insbesondere Siegfried – trotz der Förderung, die er auch von Levi immer erfuhr.

88 So stellte er die in Goethes Werken verstreuten Novellen und Märchen zu einem Büchlein zusammen, das – von ihm noch redigiert und mit einem Vorwort versehen – 1900 posthum erschien. 1901 erschien dann eine Sammlung von Aussprüchen Goethes, die Levi zunächst als Goethekalender für das Jahr 1900 als Geschenk an Cosima Wagner zusammengestellt hatte.

89 Leviana (Anm. 33 III, 20 Nr. 75, 25. Juni 1888.

berichtet: „*Levi sagte seiner Frau in den letzten Tagen: ‚Du kannst ruhig sein, ich werde anständig sterben; dafür habe ich Wagner und Schopenhauer genug gelesen‘*“,⁹⁰ dann muss darin kein Widerspruch zu Levis Äußerung von 1888 gesehen werden. Seine Bemerkung kann so gelesen werden, dass er den Tod nach einem erfüllten Leben jetzt ohne Angst erwarten konnte, während er damals vor dem möglichen Tod erschrocken war, sein Leben war doch unvollendet. Wenig wahrscheinlich scheint mir die Deutung, Levi habe möglicherweise Cosimas Vorstellung geteilt, dass sein physischer Tod das Ende seines jüdischen Glaubens sei. Diesem Zusammenhang liegt bei Cosima die Vorstellung zugrunde, die sie in Variationen gegenüber Levi immer wieder äußerte: „*Jeder stirbt als Christ; denn das Christentum ist die Wahrheit. Selig die, die es im Leben sein dürfen.*“⁹¹ Von Levi gibt es keine Äußerungen, die diese Vermutung stützen könnten.

Andererseits legen Äußerungen Cosimas nach Levis Tod die Annahme nahe, dass ihr ‚*Major*‘ ihrem Allmachtsanspruch, der in diesem Zitat erkennbar ist, nicht folgen konnte. In einem Brief an Levis Freund Adolf von Hildebrand⁹² berief sie sich auf Wagners Wort von der „*Wende*“ (s.o. S. 185), verengte die Bedeutungsbreite dieser Äußerung jedoch, wenn sie schreibt: „*Diese Wendung war die Vermählung mit Mary und der Tod!*“⁹³ ‚*Tod*‘ ist in Verbindung mit den an Chamberlain mitgeteilten letzten Worten Levis nicht mehr mit Taufe konnotiert und lässt keinen Spielraum für die Überlegung, sie könne noch auf dem Totenbett vollzogen worden sein.⁹⁴ Auch die Briefe Cosimas an Chamberlain – er schrieb auf ihre Bitte den Nachruf auf Levi in den Bayreuther Blättern – stützen diese Vermutung nicht. Cosima hätte über eine solche Wandlung Levis nicht geschwiegen, nicht schweigen können, wäre sie doch in ihrem christlich-germanischen Dogmatismus und in ihrem unverstellten Antisemitismus bestätigt gewesen. Nein, Levi ist sich bis zu seinem Tod treu geblieben: Soweit er sich während der Zusammenarbeit mit Richard Wagner seit 1881 und dann mit Cosima von dem religiösen Judentum auch entfernt hatte, er blieb dennoch Jude, der er seit der Geburt war. Die Münchener Kirchenbücher enthalten für Hermann Levi keinen Taufeintrag.⁹⁵ Um den Preis eines frühen Todes hatte er versucht, als Mensch und Künstler ohne Ansehen seiner Herkunft und seiner Religion ernst genommen zu werden – und auch in der Phase einer oft unverständlichen Anpassung an Richard und Cosima Wagner letztlich seine Würde behalten.

90 Wagner-Chamberlain (Anm. 84) S. 599 f. C. Wagner an Chamberlain 28. Juni 1900. Chamberlain, seit 1908 mit Eva Wagner verheiratet, war einer der einflussreichsten rassistisch und antisemitisch eingestellten Propagandisten Bayreuths.

91 Stephan Mösch, *Weibe, Werkstatt, Wirklichkeit. Parsifal in Bayreuth 1882-1933*, Kassel/Stuttgart/Weimar 2009, S. 300.

92 Er stand Bayreuth sehr distanziert gegenüber.

93 ZwL (Anm. 85), S. 292, 20. September 1901.

94 Mösch (Anm. 91), S. 300.

95 Tel. Mitteilung des Evang. Kirchengemeindeamtes München, Herr Simoneit, am 23. August 2012.

Der Dirigent Felix Weingarten erinnerte sich seines musikalischen Vaters: „*Sein schöner Kopf mit den wunderbaren Augen war **ausgesprochen jüdisch und doch so neutestamentlich** [Hervorheb. v. Vf.] ... Man konnte sich ihn wohl als rabbinischen Weisheitslehrer denken. Goethe war sein Lebenselement und im Geiste Goethes war ihm seine Weltanschauung erwachsen. Er war ein lieber, guter Mensch.*“⁹⁶ Von diesem Menschen und seiner Toleranz ist in dem Nachruf, der 1901 in den Bayreuther Blättern erschien und von Cosima Wagner entscheidend beeinflusst ist, nichts zu spüren. Selbst Levis überragende Leistung als *Parsifal*-Dirigent ist nur am Rande genannt.⁹⁷

⁹⁶ Felix Weingartner, *Lebenserinnerungen* 1. Bd., Wien/Leipzig 1923, S. 308.

⁹⁷ Der Nachruf ist Wagners Briefen an Levi in den Bayreuther Blättern (Anm. 51) als Einleitung vorangestellt.

Otto Behaghel – Philologe und Sprachautorität

HANS RAMGE

Zum 75. Todestag

Es ist müßig darüber zu spekulieren, ob Otto Behaghel sich gewundert, gefreut oder es gar als selbstverständliche Reverenz erwartet hätte, dass die Universität, der er fast ein halbes Jahrhundert in engster Weise verbunden war, anlässlich seines 75. Todestages seiner gedachte: mit einem fachwissenschaftlichen Kolloquium am 27./28.10.2011 und einer gleichzeitigen Ausstellung in der Universitätsbibliothek sowie der bevorstehenden Eröffnung eines ‚Behaghel-Portals‘ im Internet.* Zumindest hätte er, das sei einmal unterstellt, ein verschmitztes Lächeln aufgesetzt und einen Kommentar, welcher Art auch immer, dazu abgegeben.

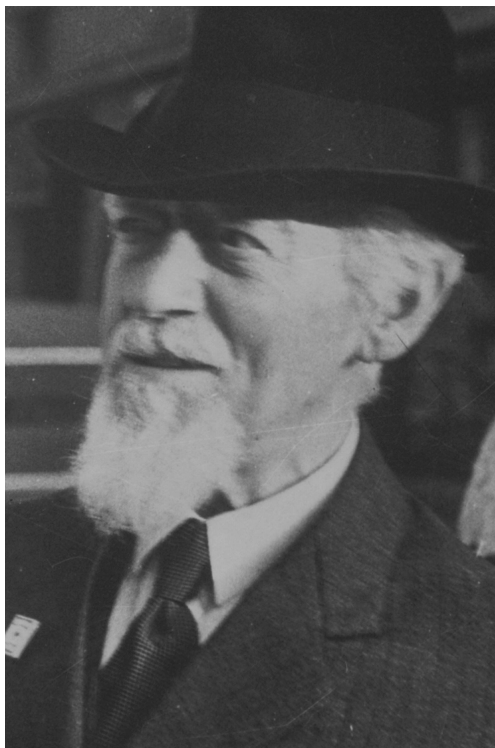


Abb. 1: Otto Behaghel (1854-1936).

* Dieser Beitrag erscheint auch in der Online-Reihe „Behagheliana“: <http://geb.uni-giessen.de/deb/volltexte/2012/9024>.

Denn Stellung genommen hat er ständig, sich eingemischt und beigetragen zu allem und jedem: Das war nun einmal seine Art, und das war er sich und der Umwelt schuldig, als Meister seines Fachs, der Wissenschaft von der deutschen Sprache, und als einer der Handlungsmächtigsten in der Universität und auch im kulturellen Leben der Stadt Gießen. Mit dieser Haltung war er durchaus nicht der verschmitzte liebe Onkel, sondern jemand, der sich und seiner Bedeutung bewusst ist. So, als Repräsentanten seiner selbst und seiner akademischen Welt, zeigt ihn das bekannte Porträt von Carl Bantzer, das die Philosophische Fakultät der Universität anlässlich seines 70. Geburtstags 1924 für stolze 2000 Reichsmark malen ließ:

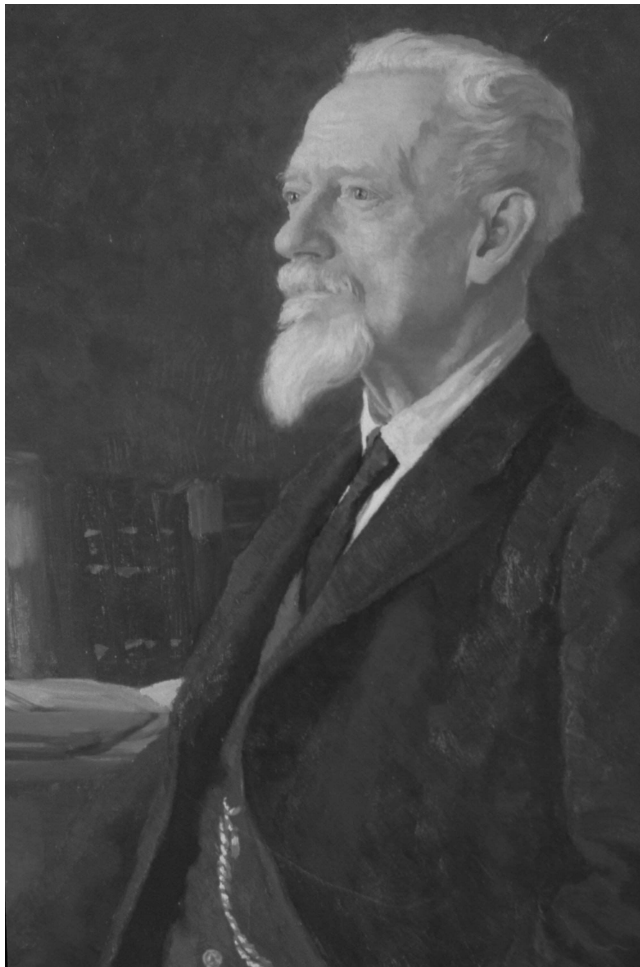


Abb. 2: Otto Behagel 1924. Porträt von Carl Bantzer.

Hier sieht man „den sachlich-kühlen Denker, den unermüdlichen Arbeiter, den Mann der Selbstbeherrschung, der seine Gefühle nie zur Schau trug“,¹ und man kann sich schon eher vorstellen, dass er schlicht erwartete, dass man noch viele Jahrzehnte nach seinem Tode seiner gedenke. Wohlan!

Denn so geläufig sein Name noch heute jedem Sprachwissenschaftler und Philologen ist, auch jedem, der sich mit der Geschichte der Universität Gießen befasst, so wenig ist er doch heute noch im kollektiven Gedächtnis der Stadt und seiner Bewohner verankert. Er teilt damit das Schicksal mit fast allen wissenschaftlichen Größen, wenn sie nicht gerade Justus Liebig heißen. Immerhin weist die Stadt drei Erinnerungsorte auf, die das Gedächtnis ein wenig pflegen: Eine Otto-Behaghel-Straße als Zugangsstraße zum Philosophicum I und zur Universitätsbibliothek, eine Gedenktafel am Wohnhaus in der Hoffmannstraße und die Grabstätte der Familie Behaghel auf dem Neuen Friedhof in Gießen.²

Behaghel war nicht nur ein Mann der Universität, sondern auch ein Mann der mit dieser ohnehin aufs Engste verwobenen Stadtkultur; er war es vor allem dadurch, dass er genau ein Vierteljahrhundert lang (1903-1928) als Vorsitzender die Geschicke des Oberhessischen Geschichtsvereins lenkte, dem für das kulturelle Gedächtnis der Stadt wichtigsten und einflussreichsten Verein. Der allerdings hat sich, im Unterschied zur Universität, mit einem Gedenken zum 75. Todestag zurückgehalten und folgt damit einer gewissen Tradition. Denn schon der Gedenkartikel Karl Glöckners (1957), des Schülers Behaghels und Vorstandsmitglied im Oberhessischen Geschichtsverein, ist von einer kaum nachvollziehbaren Zurückhaltung geprägt, was die Würdigung der Leistung und Bedeutung Behaghels für den Verein betrifft.³

Im Folgenden soll der Sitz im Leben, den Otto Behaghel ein halbes Jahrhundert lang in Gießen gefunden hatte, in seinen Lebensumständen und aus seiner akademischen Welt heraus ein wenig genauer erhellt werden. Dabei soll über das Biographische hinaus nicht nur die wissenschaftliche Bedeutsamkeit Behaghels und seines Werks als Philologe hervorgehoben werden, sondern vor allem sein Bemühen, als Autorität auf die Sprachkultur seiner Zeitgenossen einzuwirken. Wie meist im wirklichen Leben vermischen sich Leben und Werk als Ausdruck der handelnden Persönlichkeit.

1 Glöckner (Anm. 5), S.14.

2 Hier ruhen – neben Otto Behaghel – seine Frau Clara, seine Kinder Elisabeth und Otto sowie dessen Ehefrau. – Es ist dringend zu wünschen, dass diese Grabstätte nach Ablauf der privaten Nutzungszeit als Ehrengrab unter der Obhut der Stadt oder der Universität erhalten bleibt.

3 Glöckner (Anm. 5), S. 5: „... und seinen 25jährigen Vereinsvorsitz festlich beging und von da bis zu seinem Tode ... unser Ehrenvorsitzender war.“ Dazu eine Anekdote S. 10. – Die ‚Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins‘ ab 1928 bringen keine Würdigung Behaghels; im Jg. 34/1937 findet sich vorgesetzt eine Art Todesanzeige mit einer kurzen Würdigung von Alfred Götzte.

1. Otto Behaghel als Professor in Gießen

Vorgeschichte

Otto Behaghel wurde am 3. Mai 1854 in Karlsruhe geboren, studierte seit dem Wintersemester 1873/74 vorwiegend in Heidelberg, promovierte dort 1876 bei Karl Bartsch über die ‚Modi im Heliand‘. Bereits 1878 habilitierte er sich dort mit einer Arbeit über ‚Die Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen‘ und wurde im Sommer 1883 als ordentlicher Professor für deutsche Philologie an die Universität Basel berufen. Dort erarbeitete er – neben einer Ausgabe der Werke und Briefe Johann Peter Hebels – das Buch, durch das er in der Folge weitesten Kreisen des Bildungsbürgertums bekannt wurde: ‚Die deutsche Sprache‘.⁴

In Basel begann er auch mit der Ausarbeitung des Hauptwerks, das zumindest alle Germanisten seiner Zeit kannten und schätzten, die ‚Geschichte der deutschen Sprache‘, zuerst 1891 als schmaler Handbuchbeitrag in Hermann Pauls ‚Grundriß der germanischen Philologie‘, zuletzt in fünfter Auflage 1928 als selbstständiges umfangreiches Werk.

1887 heiratete er Klara Elisabeth Maria Dorothea Zöller (1866-1924); aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor: Elisabeth (1890-1967), die später Sprecherzieherin in Gießen und Marburg war, und Otto (1895-1961), später Professor für Chemie an der Universität Gießen.

Am 30.6.1888 wurde Otto Behaghel, 34-jährig, auf den Lehrstuhl nach Gießen berufen, den er bis zu seiner Emeritierung 1925 innehaben sollte.⁵

Stadtbürger in Gießen

Das Jahr 1888 brachte also den lebensgeschichtlich wichtigsten Einschnitt in Behaghels Leben, in der Folge auch für die Gießener Germanistik. Mit seiner

4 Dazu s. Kap. 3.1.

5 Zur Biographie und zu biographischen Details im Zusammenhang der Gießener Germanistik in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts:

Bach, Adolf: Studentisches und wissenschaftliches Leben in Gießen vor 50 Jahren. In: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 33/1964, S. 191-216.

Engels, Heinz: Otto Behaghel. In: Gießener Gelehrte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, hrsg. v. Hans Georg Gundel/Peter Moraw/Volker Press, Marburg 1982, S. 29-37.

Glöckner, Karl: Otto Behaghel. In: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins N.F. 42/1957, S. 5-15.

Götze, Alfred: Otto Behaghel †. In: Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft 11/1937, S. 3-9.

Maurer, Friedrich: Otto Behaghel. In: Hessische Blätter für Volkskunde 35/1936, S. 114-121.

Möhn, Dieter: Otto Behaghel – ein vorbildlicher Lehrer der Universität Gießen. In: Gießener Hochschulblätter 11/1964, S. 18 f.

Schmitt, Ludwig Erich: Alfred Götze (1876-1946) als Germanist in Leipzig, Freiburg und Gießen, Gießen 1980 (= Beiträge zur deutschen Philologie 50).

Wollheim, Mona: Gießen zu Beginn der dreißiger Jahre. In: Hessische Heimat (Beilage zur Gießener Allgemeinen Zeitung) Nr. 3/5.2.1972, S. 9-19; Nr. 4/19.2.1972, S. 13-16; Nr. 5/4.3.1972, S. 18-19.

Berufung beginnt er zugleich, Einfluss auf das akademische Leben der kleinen großherzoglich-hessischen Landesuniversität zu nehmen und im stadtbürgerlich-kulturellen Leben der Provinzialhauptstadt aktiv zu werden, die schon damals keine Metropole war. Die engen Verhältnisse erleichtern offenbar das rasche Einleben: Die realen und die virtuellen Wege sind kurz. Die Wohnung in der Hoffmannstraße, heute mit einer Gedenktafel geschmückt, lag nicht nur günstig zur Innenstadt und zur Universität, sie lag auch in Bahnhofsnähe, so dass er rasch in die Ferne enteilten konnte. Fußläufig war der Weg zur Universität, den er täglich zurücklegte, sommers wie winters barhäuptig und mantellos, ganz ohne geheimrätliche Rockschöße und ohne gravitatisches Daherschreiten.

Das Deutsche Seminar befand sich im Hauptgebäude der Universität in der Ludwigstraße, bevor es 1912 in das gegenüber liegende Haus Goethestraße 42, Ecke Ludwigstraße umzog.



Abb. 3: Deutsches Seminar, Goethestraße 42.

Das hatte der Anglist Wilhelm Horn, Freund und Kollege Behaghels, als Privatmann gekauft.⁶ Über seine akademische Lehre gibt es die üblichen Anekdoten, die hier nicht von Belang sind. Wichtiger ist die außerordentlich dichte Ver-

6 In diesem Haus war das Deutsche Institut übrigens auch nach der Wiedereröffnung der Universität nach dem 2. Weltkrieg bis Anfang der siebziger Jahre untergebracht, bevor es in den Neubau des neuerdings abbruchreifen Philosophicums I in der Otto-Behagel-Straße umzog. Nach langem Stillstand erfuhr das heruntergekommene Gebäude Goethestraße 42 eine glänzende Renaissance als Sitz des universitären Zentrums für Medien und Interaktivität. Es spiegelt insofern etwas von dem gewaltigen wissenschaftlichen Wandel im letzten Jahrhundert.

netzung (wie man heute sagt), die Behaghel im Gesellschaftsleben der Stadt und vor allem in der Universität anstrebte und die wohl manchen Leuten auf den Geist ging, so dem Philosophen August Messer. Der nennt Behaghel verächtlich einen ‚Mächer‘, d.h. jemanden, der geschäftig überall herumwuselt und Einfluss nimmt, dem er aber auch einen starken ‚Willen zur Macht‘ zuschreibt.⁷ Aktivität, wie auch immer, gehörte offenbar zu Behaghels Lebenselixier, im Privaten wie im Beruflichen.

Ein klassischer Fall für die vernetzende Verbindung mit dem Gießener gehobenen Bürgertum sind die nicht unaufwändigen Kostümfeste, zu denen das Haus Behaghel häufiger einlud:

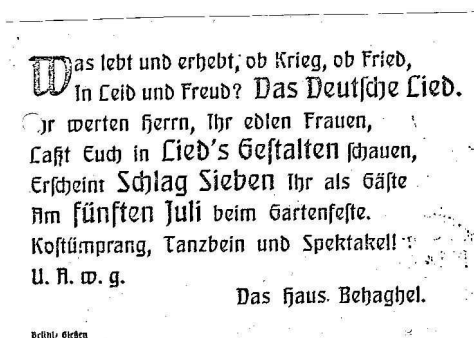


Abb. 4 Einladung zu einem Gartenfest (1905).

Der Text gibt Anlass, über die poetischen Fähigkeiten und die eigenwillige Rechtschreibung des Verfassers ins Grübeln zu geraten. Immerhin zeigt der Reim auf „Spektakel“, dass die bis heute zu beobachtende Unsicherheit über die Aussprache des Familiennamens Behaghel eindeutig zugunsten der Betonung auf der zweiten Silbe entschieden ist.⁸ Er zeigt aber eben auch vor allem die bewusste Pflege von Freundschaften und sozialen Kontakten zur tonangebenden Schicht der Zeit.

Die Verbindung zur bürgerlichen Stadtgesellschaft Gießens pflegte Behaghel am offenkundigsten neben diesen privaten Kontakten durch den bereits erwähnten langen Vorsitz im Oberhessischen Geschichtsverein (1903-1928) und die Leitung des Zweigvereins Gießen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.⁹

Wichtig für die informellen inneruniversitären Kontakte sind gemeinsame samstäglige Wandertage mit wanderfrohen Kollegen, die ein flottes Marschtempo durchhielten, weshalb diese Gruppe auch ‚Rennclub‘ genannt wurde. Die

7 Messer, August: Selbstbiographie. UB Gießen Hs. 1221a, T.8, f. 33 f.

8 Die Familie stammt ursprünglich aus den Niederlanden, daher die <gh>-Schreibung des Namens, der im Übrigen wortgeschichtlich mit ‚behagen, behaglich‘ zusammenhängt.

9 Vgl. dazu Kap. 3.2.

Märsche pflegten oft im Sommerhaus des einflussreichen Mediziners und Leiters der Universitäts-Psychiatrie Robert Sommer an der Grüninger Warte zu enden. Man kann sich leicht denken, was alles, universitäre Angelegenheiten betreffend, auf diesen der Entspannung dienenden Wanderungen, über das Wetter hinausgehend, besprochen und abgesprochen wurde.

Diese private Kollegialität ist eingebunden in das vielfältige formelle Engagement Behaghels innerhalb der Universität und außeruniversitärer Gremien und Institutionen.

Repräsentant und Autorität

Nachdem er 1893 einen Ruf nach Freiburg als Nachfolger Hermann Pauls abgelehnt hatte, beginnt sein Stern in Gießen aufzugehen. Im engeren Senat, dem eigentlichen Lenkungsgremium der Universität, ist er von 1892-1925 Mitglied; 1895/96 wird er erstmals Rektor, dann wiederum 1905/06 und schließlich ein drittes Mal 1907 im Jubiläumsjahr zum 300jährigen Bestehen der Universität mit den entsprechenden Feierlichkeiten und starker öffentlicher Resonanz.

Behagel war damit jahrzehntelang an allen wichtigen universitären Entscheidungen und Entwicklungen beteiligt, hat darüber hinaus auf jeden offiziellen Erlass, jedes universitäre Statut inhaltlich, zumindest stilistisch Einfluss genommen. Belohnt wurde die inneruniversitäre Arbeit Behaghels 1924 mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die juristische Fakultät der Universität. Staatliche Anerkennung erfuhr Behagel 1897 mit der Ernennung zum Geheimen Hofrat und vor allem mit der Erhebung zum (Wirklichen) Geheimrat durch den Großherzog von Hessen und bei Rhein 1918. Man kann sicher sagen, dass Behagel mehr als ein Vierteljahrhundert lang zu den die Universität beherrschenden Männern gehörte, wobei er wohl sogar der durchsetzungsfähigste war.¹⁰

An der Verknüpfung universitärer und gesellschaftlicher Aktivitäten war er 1918 durch die Mitwirkung bei der Gründung der Gießener Hochschulgesellschaft 1918 beteiligt. Auf Landesebene gehörte dazu auch seine Mitgliedschaft im Gesamtvorstand des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz (seit 1903) und in der Hessischen Historischen Kommission, in die er 1908 gewählt wurde. Hier hat Behagel die organisatorischen Beschlüsse angeregt, aufgrund derer das ‚Südhessische Wörterbuch‘ und die hessische Flurnamenforschung auf den Weg gebracht wurden. Beide Forschungseinrichtungen hatten bis vor wenigen Jahren ihre Heimstatt an der Gießener Universität.¹¹

10 Ob man Behagel deshalb gleich zum „ungekrönten König der Universität und ihren getreuen Eckehart“ (nach Glöckner [Anm. 5], S.5) stilisieren muss, sei dahingestellt.

11 Mit Lieferung 24 wurde das Südhessische Wörterbuch, bearb. von Roland Mulch, 2010 abgeschlossen. Vgl. darin: Roland Mulch: Die Geschichte des Südhessischen Wörterbuchs. - Das Hessische Flurnamenarchiv Gießen erarbeitete nach seiner Wiederbegründung 1979 den Gesamtbestand der Flurnamen Hessens (www.lagis-hessen.de) und brachte den Hessischen Flurnamenatlas (1987), das Südhessische Flurnamenbuch (2002) und das Mittelhessische Flurnamenbuch. Kr. Gießen (2005) heraus. Die Arbeitsstelle wurde mit meiner Emeritierung 2005 geschlossen.

Für die wissenschaftliche Reputation wichtig waren die Mitgliedschaften in der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und als Korrespondierendes Mitglied in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München (1912); ein wenig problematisch sein Engagement im Vorstand des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.¹²

Dass ihm 1934 anlässlich seines 80. Geburtstags von Reichspräsident von Hindenburg die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen wurde, mag man als Krönung eines Lebenswegs betrachten, der schon im äußerlich Biographischen, im privaten und beruflichen Verlauf reich an Anerkennung und Erfolg, an konfliktfreiem Gelingen war: ein glückliches Leben, so scheint es nach allem, was wir wissen.¹³ Keine Brüche, keine Niederlagen, keine Fluchten.

Man sieht im Spiegel der Funktionen und Ehrungen die Ringe, die der Sitz im Gießener Leben sich erschuf: die Ludwigs-Universität, die Stadt Gießen, Großherzogtum und Land Hessen, eingebettet in den großen kulturellen Raum, den Sprachwissenschaft und Sprachkultur Deutschlands zu seiner Zeit bildeten. Es entsteht das Bild eines stets regen, tätigen, nach außen gewandten Gelehrten, der sein Lehramt als Berufung in jeder Hinsicht verstand und dem Einfluss auf den verschiedensten Ebenen des universitären, politischen, kulturell-wissenschaftlichen Lebens wichtig war: eine *vita activa*, ein tätiges Leben.

Behaghels auf unermüdlicher Aktivität beruhende und in der Persönlichkeit liegende natürliche Autorität liegt letztlich begründet in dem Glanz, den seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten erzeugten. Öffentlichkeitswirksam waren aber kaum die fachwissenschaftlichen Arbeiten im engeren Sinne. Es waren vielmehr allgemein verständliche und für ein breiteres gebildetes Publikum geschriebene Arbeiten, die für einen hohen Bekanntheitsgrad Behaghels als Sprachforscher sorgten.

So hängen die skizzierten Weisen der alltäglichen Lebenspraxis, die Lebenszugewandtheit und weite Teile des Schreibens eng miteinander zusammen: Sie verwirklichen das Bedürfnis nach Teilhabe am gesellschaftlichen Zusammenhang und nach Bildung der an Sprache interessierten Öffentlichkeit.

Eine Kontroverse am Lebensende

Mit dieser Haltung gerät – man möchte fast sagen: stolpert – Behaghel, der zu seinem 80. Geburtstag auch offiziell-staatlich Hochgeehrte, wenige Monate danach in die einzige öffentlich ausgefochtene Krise seines Lebens.¹⁴ Am 9. August 1934 veröffentlicht er in der deutschlandweit verbreiteten ‚Deutschen Sonntagszeitung‘ einen langen Artikel mit dem Titel ‚Außenseiter – Eine Philippika‘, in dem er den auf die germanische Frühzeit bezogenen Dilletantismus der an die Macht gekommenen Volkstumsideologen scharf angreift. Im Schlussteil

12 Vgl. u. Kap. 3.2.

13 Aber wir wissen natürlich nur, was überliefert ist.

14 Ausführlich: Olt, Reinhard/Hans Ramge: „Außenseiter“: Otto Behaghel, ein eitel Hirnge-spinst und der Nationalsozialismus. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 53, 54/1984, S. 194-223.

geht es vordergründig um die Etymologie des germanischen Wortes *odal* ‚Eigentum, Heimat‘, in Wirklichkeit aber um den Missbrauch, der von sprachwissenschaftlichen Laien mit diesem Wort betrieben wird, um die nationalsozialistische Erbhof-Politik des damaligen Landwirtschaftsministers Richard Walther Darré zu rechtfertigen. Indem er die Spekulationen um germ. *odal* als „Hirngespinnste“ verächtlich macht, fordert er den Landwirtschaftsminister zu einer Drohgeste heraus¹⁵,

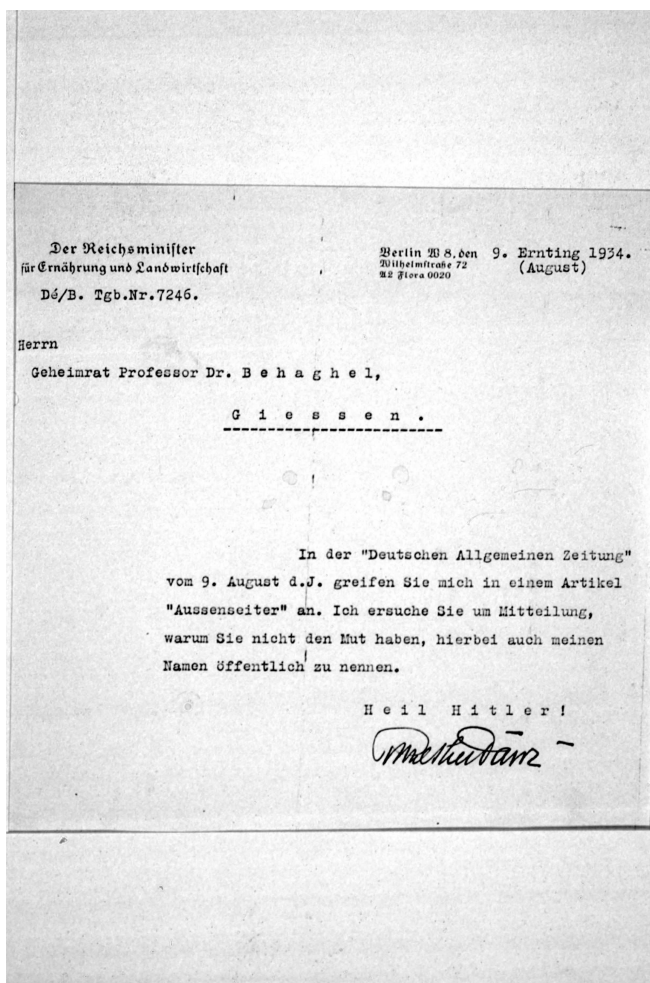
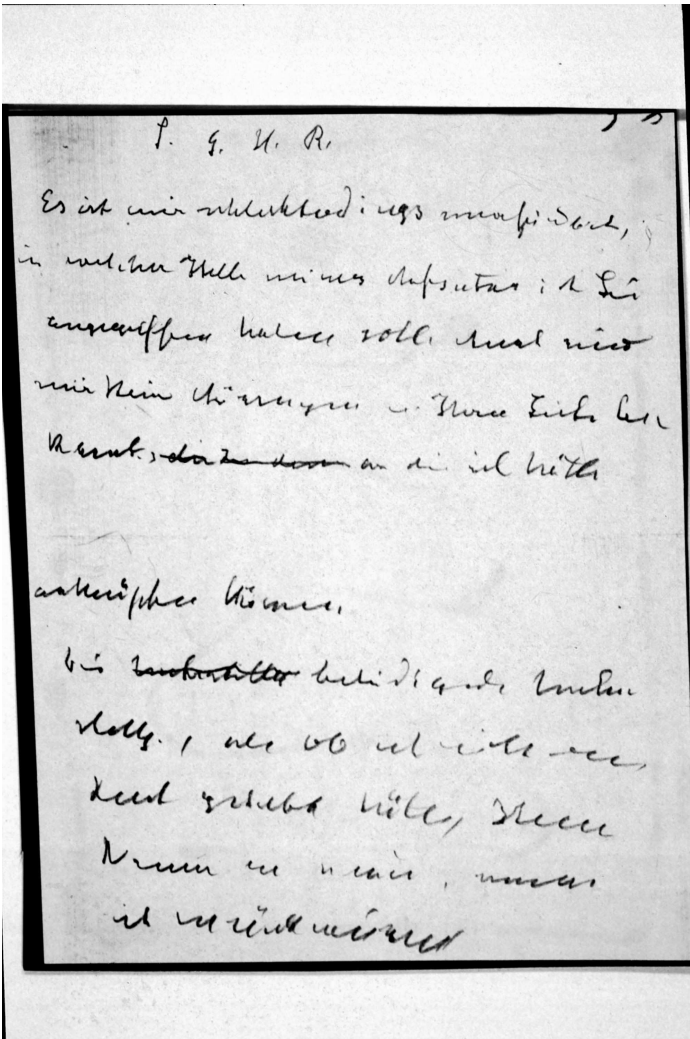


Abb. 5: Brief des Reichsministers Darré an Behaghel vom 9.8.1934.

15 Parallel erfolgt eine öffentliche Attacke mit einem Artikel im ‚Völkischen Beobachter‘ vom 12./13.8.1934 von Dr. phil. Hans Strobel, einem Referenten im Landwirtschaftsministerium, mit dem Titel ‚Allzu geheim, Herr Geheimrat‘, in dem Behaghel unverhohlen ein KZ-Aufenthalt in Aussicht gestellt wird. (Olt/Ramge [Anm. 14], S. 207 f.)

wobei Behaghel (möglicherweise) gar nicht recht klar war, dass er sich mit dem neuen faschistischen Staatsapparat angelegt hatte. Sein Antwortbrief an Darré, von dem zwei Konzepte erhalten sind,¹⁶



S. g. H. R.

Es ist mir schlechterdings unerfindlich,
in welcher Stelle meines Aufsatzes ich Sie
angegriffen haben soll. Auch sind
mir keine Äusserungen v. Ihrer Seite bekannt,
an die ich hätte anknüpfen können.
Die beleidigende Unterstell(un)g, als ob ich
nicht den Mut gehabt hätte, Ihren Namen zu
nen(n)en, muss ich zurückweisen.

Abb. 6: Briefentwurf Behaghels an Darré.

16 Abb. 6 bildet den ersten, emotionaler getönten Text ab: „S.g.H.R. Es ist mir schlechterdings unerfindlich, in welcher Stelle meines Aufsatzes ich Sie angegriffen haben soll. Auch sind mir keine Äusserungen v. Ihrer Seite bekannt, an die ich hätte anknüpfen können. Die beleidigende Unterstell(un)g, als ob ich nicht den Mut gehabt hätte, Ihren Namen zu nen(n)en, muss ich zurückweisen.“ Eine zweite Fassung, die in dieser oder ähnlicher Form wohl abgeschickt wurde, bei Olt/Ramge (Anm. 14), S. 210.

weist die Anwürfe zurück. Philologische Einsichten sind für Behaghel nicht verhandelbar: Philologie muss sich gegen falsches Geschwätz wehren. Die Kontroverse erzeugte ein beträchtliches Medienecho und fand auch in einer Fülle privater Zustimmungsbekundungen an Behaghel ihren Niederschlag.¹⁷ Aber es wäre falsch, aus dem Artikel eine Widerstandshandlung herauszulesen.

Dass der „bismarckisch gesinnte“¹⁸ Mann Behaghel durchaus nicht immun war gegen Verlockungen des Nationalsozialismus als formal legaler Staatsmacht nach 1933, ist bekannt¹⁹ und soll auch gar nicht wegdiskutiert werden. Als glühender Verehrer Bismarcks ist er politisch nationalkonservativ eingestellt, wenn auch mit dem berühmten Schuss süddeutscher Liberalität. Zumindest in einer Hinsicht war Behaghel aber zweifellos immun gegen den politischen Zeitgeist: wo es um Spekulation und Ideologie in Bezug auf die Sprache geht, wo nicht die Tatsachen sprechen, sondern ihre (unkontrollierte) Deutung.

Im Fall der Kontroverse war es offensichtlich das wissenschaftliche Prinzip der Suche nach ‚Wahrheit‘.²⁰ Dabei hat aber sicher auch das Bewusstsein, Repräsentant einer bürgerlichen abgehobenen Elite (der Wissenden) zu sein, mitgespielt. In gewisser Hinsicht reagiert der Titel ‚Allzu geheim, Herr Geheimrat‘²¹ mit seiner antibürgerlichen Hassattitüde durchaus logisch auf die Besserwisserhaltung Behaghels, den Rückzug auf eine Autorität, die es einfach besser weiß.

Wie sehr die Kontroverse Behaghel beschäftigte und wie wenig er sie als politische verarbeitet hat, bezeugt eine 1935 erschienene hoch wissenschaftliche, rein philologische Akademie-Abhandlung über die Etymologie von Odal:²² Die ‚Wahrheit‘ verkriecht sich in den Elfenbeinturm eines abgehobenen Wissenschaftsbetriebs; denn noch weiter als durch eine Akademie-Abhandlung kann man sich vom öffentlichen Diskurs kaum entfernen.

Die Odal-Abhandlung ist Behaghels letztes Werk. Im September 1936 hält er sich zu seiner jährlichen Sommerfrische in Bozen auf und stirbt auf der Rückfahrt in München nach kurzer Erkrankung am 9. Oktober 1936.

2. Behaghel als Sprachwissenschaftler: wissenschaftsgeschichtliche Einordnung

Zeit seines Lebens verdankt Behaghel seine bürgerliche Reputation seiner überragenden wissenschaftlichen Autorität. Denn seine Lebenswelt ist eingebettet in eine bürgerlich verfasste Gesellschaft, die wissenschaftliche Autorität für einen Wert *sui generis* hält. Wie dieser Zusammenhang zusammenbrechen kann, zeigt

17 Olt/Ramge (Anm. 14), S. 213-217.

18 Götze (Anm. 5), S. 3.

19 Moraw, Peter: Kleine Geschichte der Universität Gießen 1607-1982. Gießen 1982, S. 191; Jatho, Jörg-Peter/Gerd Simon: Gießener Historiker im Dritten Reich, Gießen 2008, S. 231-243.

20 S.u. Kap. 3.2.

21 Vgl. Anm. 15.

22 Behaghel, Otto: Odal. München 1935 (Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Abteilung, Jg. 1935, Heft 8).

die antibürgerliche Kampagne in Verbindung mit der Odal-Kontroverse, nachdem er mit just den gleichen Maximen und Positionen sein Leben lang erfolgreich gewesen war.

Im folgenden Abschnitt soll deutlich werden, wie die wissenschaftlichen Grundannahmen Behaghels in der Philologie seiner Zeit verortet sind und wie sie im Zusammenhang mit der Geschichte der Gießener Germanistik einzuordnen sind.²³ In einem dritten Abschnitt wird dann dargestellt, wie die Umsetzung des theoretischen Ansatzes in das konkrete wissenschaftlich-praktische Handeln genau jene Aura und Autorität (mit)erzeugte, die wir in der im ersten Abschnitt dargestellten biographischen Erfolgsgeschichte realisiert finden.

Die Vorgänger Behaghels auf dem Gießener Lehrstuhl

Als Otto Behagel 1888 seine Tätigkeit auf dem Lehrstuhl für Deutsche Philologie begann, war er Nachfolger Wilhelm Braunes (1850-1926), der 1880 aus Leipzig nach Gießen gekommen war und 1888 nach Heidelberg berufen wurde. Mit Braune war der wissenschaftshistorisch gewaltige Sprung von der durch die Brüder Grimm geprägten Gründerepoche der Germanistik zur Moderne in Gießen angekommen.²⁴

Denn Braunes Vorgänger Karl Weigand (1804-1878), der 1867 als Dreiundsechzigjähriger auf den neu eingerichteten Lehrstuhl für Deutsche Philologie kam, lebte und forschte ganz im Sinne seines Freundes und Mentors Jacob Grimm und trat vor allem als Lexikograph hervor. Er wurde nach Jacob Grimms Tode sogar mit der Leitung des ‚Deutschen Wörterbuchs‘ beauftragt, eine Aufgabe, die ihn sichtlich überforderte und die er bald wieder niederlegte.²⁵

Braune hingegen, eng befreundet mit Hermann Paul (1846-1921) und Eduard Sievers (1850-1931), gehörte zum engsten Kern der Leipziger Forschergeneration der sog. Junggrammatiker. Im Gegensatz zur „wilden Philologie“ der Grimms erhoben sie die methodologische und methodische Strenge zum Prinzip der Sprachforschung. Kurz und holzschnittartig etwas vereinfacht gesagt, gipfelt sie im Grundsatz von der „Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze“. Er besagt, dass bei einem Lautwandel alle Wörter mit der entsprechenden Lautstruktur gleichermaßen erfasst werden und dass alle Mitglieder der Sprachgemeinschaft den Wandel übernehmen, es sei denn, es trete eine dialektale Differenzierung ein.

Nur wenn sich bei strengster Anwendung lautgesetzlicher Regeln keine befriedigende Beschreibung für einen Sprachwandel ergibt, kann als zweites, kom-

23 Vgl. dazu: Ramge, Hans: Otto Behagel und das Deutsche Seminar. In: 400 Jahre Universität Gießen. Akteure, Schauplätze, Erinnerungskultur, hrsg. von Horst Carl, Eva-Marie Felschow, Jürgen Reulecke, Volker Roelcke, Corina Sargk, Gießen 2007, S. 108-113. – Germanistik in Gießen 1925-1945. Beiheft zu Ausstellung, hrsg. von Hans Ramge/Conrad Wiedemann, Gießen 1982.

24 Fromm, Hans: Wilhelm Braune. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 100/1978, S. 4-39.

25 Wagner, Jürgen: Der Wörtersammler Karl Weigand (1804-1878) und seine Zeit, hrsg. vom Historischen Archiv der Gemeinde Florstadt anlässlich des 200. Geburtstags des Sprachforschers und Mundartdichters. Florstadt 2004.

plementär wirkendes Prinzip das der Analogie zur Erklärung herangezogen werden. Der Lautwandel einer Sprache erklärt sich also grundsätzlich aus dem Zusammenwirken von Lautgesetz und Analogie. Der strittige Punkt besteht in der Frage, welchen Status das ‚Lautgesetz‘ hat: Ist es eine Art Naturgesetz und deshalb mit naturwissenschaftlichen Mitteln zu erforschen, vor allem über die Physiologie der Sprechorgane? Oder ist die Annahme von Lautgesetzen nicht eher ein methodologisches Prinzip für exaktes, kontrollierbares Arbeiten, wobei sich Lautwandel durch Veränderungen bei der Übertragung der Sprache auf neue Individuen im Spracherwerb und durch den Einfluss „seelischer Bedingungen“ (Hermann Paul) vollzieht? In beiden Fällen ist die Sprachwissenschaft auf dem Weg zu einer exakten Wissenschaft mit (scheinbar) hinreichenden Erklärungsprinzipien.

Braunes Forschungsfelder waren vor allem die älteren Sprachstufen des Deutschen und ihre Grammatik, vor allem der Laute und Formen.²⁶ Mit solchen Themen konnte man auch schon im 19. Jh. keine Begeisterungstürme bei Studierenden oder gar in der Öffentlichkeit hervorrufen.

Behagel als Empiriker

Das ist bei Behagel ganz anders. Für ihn ist die Gegenwartssprache der Hauptgegenstand des Interesses. Schon seit seiner Heidelberger Zeit ist er dem junggrammatischen Paradigma so selbstverständlich verpflichtet, dass er das Problem gar nicht mehr thematisiert. Er beteiligt sich in keiner Weise an den wissenschaftstheoretischen Diskussionen der Zeit; seine methodologische Grundüberzeugung ist in gewisser Hinsicht viel einfacher: Die Sprachforschung muss sich an die empirisch vorfindlichen Tatsachen halten, und sie muss das dafür in Frage kommende Datenmaterial für einen Phänomenbereich möglichst vollständig zusammenstellen. Daraus folgt gewissermaßen automatisch das Gliederungsprinzip, das eine hinreichende Beschreibung dieses sprachlichen Objektbereichs erlaubt, d.h. seine wissenschaftliche Bearbeitung. Dieses lebenslang praktizierte Prinzip der Empiriegebundenheit findet sich bereits in § 1 seiner Dissertation über ‚Die Modi im Heliand‘ von 1876 formuliert:

„Es gilt deshalb zunächst eine unbedingt erschöpfende Feststellung des Thatbestandes. Dann erst ist es möglich, für jeden einzelnen Fall die äussere Ursache aufzusuchen .. // ... Endlich – und dies ist das höchste Ziel – muss gefragt werden, weshalb diese äussere Veranlassung gerade diese Wirkung hervorruft.“²⁷

Es geht ihm also um ein Höchstmaß an Beschreibungsangemessenheit. Dieses Prinzip prägt noch sein Alterswerk. So heißt es in der Einleitung zu Band 1 der ‚Deutschen Syntax‘ (1923):

26 Seine bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jh.s weitergeführten und im akademischen Unterricht benutzten Grammatiken des Gotischen und des Althochdeutschen sind beide in Gießen geschrieben (1880, 1886).

27 Behagel, Otto: Die Modi im Heliand. 1876, S. 5 f.

„Bei der Feststellung und Beschreibung der Tatsachen kam es mir darauf an, möglichst objektiv zu verfahren, unser eigenes Empfinden, unsere Übersetzung älterer Verbindungen möglichst auszuschalten. Ich bin deshalb so weit irgend möglich überall von der Beschreibung des äußeren Tatbestandes, nicht vom Inhalt ausgegangen. ... Man hat gemeint, ich sei in meiner Heliandsyntax in der Bildung der Unterabteilungen zu weit gegangen. Aber ich kann wirklich nichts dafür, daß die Verschiedenheiten in der Sprache so zahlreich sind.“²⁸

Das Prinzip der Tatsachenbeobachtung und –beschreibung ist die entscheidende handlungsleitende Maxime im gesamten wissenschaftlichen und öffentlichen Werk Behaghels. Was so beschrieben ist, ist wahr – und erlaubt Kritik an Anderen im Wortsinn des Begriffs.

Es ist deshalb kein Zufall, wenn Behaghel in wissenschaftshistorischen Untersuchungen über die junggrammatische Schule zwar immer wieder erwähnt wird, aber doch eher am Rande. Er war, wenn man so will, von Anfang an kein Theoretiker, sondern ein Empiriker mit einem sehr ausgeprägten kritischen Reflexionsbewusstsein für induktive Verfahren.

Behaghel als moderner Philologe

Werfen wir noch einen Blick auf die wissenschaftshistorische Entwicklung der Germanistik in Gießen, so zeigt sich, dass Behaghel hier eine Übergangsposition hatte:

Auf der einen Seite war er als Junggrammatiker mit Leib und Seele Sprachhistoriker und stets an der Erforschung des Sprachwandels und seiner Ursachen interessiert. Jede Sprachanalyse ist letztlich an die Veränderung, den Wandel, damit die historische Perspektive gebunden. Er hätte gewiss den klassischen Satz unterschrieben, mit dem Hermann Paul allen damals modernen Ansätzen zu einer synchronen Sprachwissenschaft eine schroffe Abfuhr erteilte:

„Es ist eingewendet, dass es noch eine andere wissenschaftliche Betrachtung der Sprache gäbe, als die geschichtliche. Ich muss das in Abrede stellen.“²⁹

Das gilt auch für die Vielfältigkeit der gegenwärtigen sprachlichen Erscheinungen in Raum, Gesellschaft und (medialer) Situation, deren Erforschung Behaghels lebhaftes Interesse gilt: Dabei stellt jedoch die vierte der Variationsdimensionen, nämlich die Zeit, die sprachtheoretisch entscheidende dar: Ohne Zeit kein Wandel, ohne Wandel keine Verschiedenheit.

Auf der anderen Seite begründet die historische Dimension aber zugleich die Notwendigkeit der Erforschung der Gegenwartssprache, und das verbindet Behaghel mit der wissenschaftshistorischen Entwicklung der Sprachwissenschaft im 20. Jahrhundert. Sie ist in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gekennzeichnet durch eine intensive Hinwendung zu der ‚Volkssprache‘, im Beson-

28 Behaghel, Otto: Deutsche Syntax Bd.1. Heidelberg 1923, S. IX.

29 Paul, Hermann: Prinzipien der Sprachgeschichte, 1920 (Nachdruck Tübingen 1970), S. 20.

deren zu den Dialekten des Deutschen. Der Paradigmenwechsel wäre deutlich geworden, wäre als Wunschnachfolger auf dem Gießener Lehrstuhl 1925 Theodor Frings zum Zuge gekommen, der jedoch am Einspruch des Indogermanisten Herman Hirt scheiterte. Denn Frings war Mitbegründer des einflussreich werdenden Forschungsprogramms der ‚Kulturraumforschung‘, bei der Geschichtswissenschaft, Volkskunde und Sprachwissenschaft gemeinsam und interdisziplinär die Organisation und Entstehung von regionalen Teilräumen des Deutschen als Kulturräumen rekonstruieren sollten.³⁰

Dieses Programm näherte sich der ‚geistesgeschichtlichen Methode‘ stark an, die in den zwanziger Jahren immer einflussreicher wurde und deren Bezüge zur Volkstumsideologie des Nationalsozialismus unverkennbar waren, ein Hauptgrund für den politischen Kollaps der meisten Germanisten vor und besonders nach 1933. Das galt auch für den Nachfolger Behaghels, Alfred Götze (1876 – 1946), der vor allem als Wort- und Namenforscher tätig war, sowie in unterschiedlichem Maße auch für Behaghels unmittelbare Schüler Friedrich Maurer (1898-1984), Adolf Bach (1890-1972) und besonders Friedrich Stroh (1898-1969).

Behaghels Auseinandersetzung mit der geisteswissenschaftlichen Methode

Behagel war durchaus offen für die Neuausrichtung der deutschen Sprachwissenschaft im frühen 20. Jh., soweit sie sich mit „Tatsachen“ beschäftigte. So hat er z.B. sehr früh eine Karte der deutschen Dialektgebiete als Anhang in seine ‚Geschichte der deutschen Sprache‘ aufgenommen.³¹ Aber im Grunde blieb er mehr als skeptisch gegen alles Volkstümelnde und Geistesgeschichtliche in der Sprachwissenschaft, sofern und soweit es nicht durch harte Fakten zu belegen ist. In den zwanziger Jahren, in der Endphase seiner wissenschaftlichen Biographie, ergreift Behagel zum erstenmal eine deutliche Gegenposition gegen etwas, weil er seine eigenen wissenschaftstheoretischen Positionen bedroht sieht. In seinem grundsätzlichen Aufsatz ‚Die Alten und die Jungen‘³², in Vorreden, so zum 4. Band der ‚Deutschen Syntax‘, vor allem aber in einem sehr ausführlichen und grundsätzlichen Vorwort zur 5. Auflage seiner ‚Geschichte der deutschen Sprache‘, zieht er in der Auseinandersetzung mit den Prämissen der ‚idealistischen‘ oder geistesgeschichtlichen Methode zugleich auch Bilanz über die eigenen Grundlagen. Den Glaubenssatz „Sprachgeschichte ist Bildungsgeschichte, ist Geistesgeschichte“³³ lehnt er vehement ab, denn

„Ich lebe nach wie vor der Überzeugung ..., daß sprachliche Tatsachen in erster Linie als allgemein seelisch bedingte aufzufassen sind.“³⁴

30 Aubin, Hermann/Theodor Frings/Josef Müller: Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden, Bonn 1926.

31 Bereits ab der 2. Auflage (1904).

32 Behagel, Otto: Die Alten und die Jungen. In: Germanisch-romanische Monatsschrift 14/1926, S. 385-390.

33 Behagel, Otto: Geschichte der deutschen Sprache, Berlin/Leipzig, 51928, S. VIII u.ö.

34 Behagel, Syntax (Anm. 28), Bd. 4, S. VIII.

Was zunächst wie ein gradueller Unterschied aussieht, ist ein prinzipieller, zunächst in der Methode, dann aber auch im Status der Erklärungen und wird von Behagel als Paradigmenwechsel empfunden:

„Wir leben in einer Zeit der stärksten Abkehr von dem, was noch vor kurzem für heilig galt, was ehemals im Mittelpunkt unserer Lebensaufgaben stand. Wenn man früher auch geistige Dinge nach Art der Naturwissenschaften zu erfassen suchte, ist jetzt Beobachten, Beherrschen der Tatsachen in Verruf gekommen. Philosophische Betrachtung zieht die Geister mächtig an, man will das Wesen der Dinge schauen; Synthese ist ein Schlagwort der Zeit.“³⁵

Während er in dem Beitrag von 1926 schon mit dem Titel ‚Die Alten und die Jungen‘ auf den allgemeinen menschlichen Generationenkonflikt anspielt und sich insgesamt um Ausgleich bemüht:

„In Wirklichkeit ist der Gegensatz zwischen ‚Positivisten‘ und ‚Idealisten‘ nicht gar so groß, wie es den letzteren erscheinen mag. Es ist nicht nur *das* ein geistesgeschichtliches Verfahren in der Beobachtung der Sprache, was an bestimmt datierbare Einzelvorgänge anknüpft. Wenn wir nachweisen, daß zwecklos gewordene Bestandteile der menschlichen Rede im Laufe der Zeiten untergehen, wenn wir zeigen, daß bestimmte Gesetze der Wortstellung mit bestimmten seelischen Neigungen zusammenhängen, wenn wir die Rolle des Spieltriebs, des Humors im Sprachleben verfolgen, so ist auch das Geistesgeschichte. ... Also darum keine Feindschaft nicht!“³⁶

so wird der Ton in der Vorrede zur ‚Geschichte der deutschen Sprache‘ deutlich schärfer. Hier legt Behagel Rechenschaft ab über seine Grundauffassungen, klar und konzentriert wie nirgendwo sonst in seinem Werk. Seine Grundidee ist, dass mithilfe der naturwissenschaftlichen Methodik der Tatsachenfeststellung, -beschreibung und -analyse die Erscheinungen des Sprachlebens zu erfassen und auf der Grundlage des Gesamtzusammenhangs zu erklären sind. Sprachwandel kann nicht, jedenfalls nicht durchweg, in der Bildungsgeschichte wurzeln, denn Sprachwandel gibt es bei Völkern ohne Bildungsgeschichte, gleichartige sprachliche Veränderungen treten zu verschiedenen Zeiten bei einzelnen Völkern oder auch bei weit auseinander liegenden Völkern auf, also:

„Ich bestreite aufs nachdrücklichste die grundsätzliche Gültigkeit des Satzes, daß Sprachgeschichte Bildungsgeschichte, Geistesgeschichte sei.“³⁷

Das methodische Konzept Behagels ist also, zusammenfassend, empirisch-induktiv:

- aufmerksam werden auf eine sprachliche (Einzel)Erscheinung (Beobachtung),³⁸

35 Behagel, *Geschichte* (Anm. 33), S. VIII.

36 Behagel, *Die Alten und die Jungen* (Anm. 32), S. 390.

37 Behagel, *Sprachgeschichte* (Anm. 33), S. VIII.

- umfassende Zusammenstellung der Belege für eine beobachtete sprachliche Erscheinung (Korpus),
- Beschreibung der formalen und inhaltlichen Eigenschaften der zusammengestellten Belege, der Tatsachen (Grammatik, Wandel),
- Einbettung der so beschriebenen sprachlichen Erscheinung in die bekannten Produktionsbedingungen von Sprache durch Menschen (sprachpsychologische Erklärung).

Wenn man, so Behaghels Argument, diese Verfahrensschritte handwerklich kontrolliert und kenntnisreich so genau wie möglich hinter sich gebracht hat, kommt man zu einem Ergebnis, das als Erklärung der sprachlichen Erscheinung objektiv und überprüfbar ist. Damit erlaubt diese Sprachbeschreibung und -erklärung, in öffentliche Streitfragen einzugreifen, zu erklären, wie es ‚wirklich‘ ist, d.h. als kompetente Sprachautorität auf den öffentlichen Sprachgebrauch einzuwirken. Von diesen Möglichkeiten macht Behaghel umfassend Gebrauch, und das unterscheidet ihn von fast allen seinen philologischen Zeitgenossen.

Die Einwirkung Behaghels auf die öffentliche Meinung in Sprachdingen, sein Bestreben um Förderung des ‚guten‘ und ‚richtigen‘ Sprachgebrauchs und um die Erweiterung des Wissens über die deutsche Sprache ist Gegenstand des dritten Abschnitts.

3. Behaghel als Mentor für angemessenen Sprachgebrauch und angemessene Sprachanalyse

3.1 Populärwissenschaftliche Schriften

- ‚*Die deutsche Sprache*‘

Es ist kein Zufall, dass von den beiden populärwissenschaftlichen Büchern Behaghels das eine fast am Anfang und das andere fast am Ende seines wissenschaftlichen Schreibens steht: ‚*Die deutsche Sprache*‘ erscheint erstmals 1886,³⁹ also noch in der Baseler Zeit und kurz vor der Berufung nach Gießen, und den Sammelband ‚*Von deutscher Sprache*‘ gibt er 1927 heraus,⁴⁰ also wenige Jahre nach der Emeritierung (1925). Der erste dieser Bände erscheint in der Reihe ‚*Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete*‘ in dem im Übrigen nicht so bekannten Verlag F. Temsky und G. Freytag. Der Reihentitel ist Programm auch für Behaghels Darstellung des Wissens über die deutsche Sprache: Sich an die „Gebildeten“, das Bildungsbürgertum seiner Zeit zu wenden, ist ein oft und offen erklärter Anspruch. Und die Sprache und der

38 Die Notwendigkeit zur Beobachtung sprachlicher Erscheinungen predigte er auch ständig in seinen Lehrveranstaltungen: „Man muss etwas merken, meine Herren! Die Observation ist die Seele der Philologie.“ (Bach [Anm. 5], S. 207; ähnlich Glöckner [Anm. 5], S. 12.)

39 Behaghel, Otto: *Die deutsche Sprache*, Wien/Leipzig 1886. Zitiert wird nach der 5. Auflage 1911.

40 Behaghel, Otto: *Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien*, Lahr 1927.

Sprachgebrauch sind Themen, mit denen sich Menschen, gebildete zumal, immer wieder beschäftigen. So heißt es einleitend:

„Alltägliche Dinge pflegen unsere Aufmerksamkeit nicht in Anspruch zu nehmen, unser Nachdenken nur wenig anzuregen. Nun ist nichts alltäglicher als die Wörter, welche unsere Rede ausmachen, als die Sätze, die uns beim Lesen entgegentreten. Und doch besteht in den Kreisen gebildeter Männer und Frauen eine lebhaftige Teilnahme für die Erscheinungen der Sprache, doch bieten sprachliche Dinge oft genug den Stoff unserer geselligen Gespräche. Wie ist diese Tatsache zu erklären? Wenn wir für einen und denselben Gegenstand stets die gleiche Form des Ausdrucks gebrauchten oder von andern gebraucht sähen, so würden ohne Zweifel sprachliche Fragen uns so gleichgültig lassen, wie die Wahrnehmung, daß das Wasser bergab fließt, oder daß das Eisen rostet. Eine solche Gleichheit besteht aber tatsächlich nicht; auf Schritt und Tritt stoßen wir auf Verschiedenheiten: nach Zeit, nach Ort, nach der Persönlichkeit des Redenden; ja ein und derselbe Mensch verfügt über verschiedene Arten des Ausdrucks, je nach den Bedingungen, unter denen seine Rede zustande kommt.

Diese Unterschiede vor allem sind es, die sich der Betrachtung aufdrängen und das Nachdenken herausfordern. Sie sind keine zufälligen, sie sind notwendige, jederzeit auftretende Erscheinungsformen; sie bilden in ihrer Gesamtheit die Geschichte einer Sprache.“⁴¹

Hier wird der Grundakkord angeschlagen, der Behagel zeitlebens beschäftigt: die Beobachtung, Beschreibung und Erklärung der „Verschiedenheiten“, der Sprachvariation; und er hat bereits die vier theoretisch möglichen Dimensionen der Sprachvariation im Blick: die zeitliche, die räumliche, die soziale („Persönlichkeit des Redenden“) und die situative („Bedingungen, unter denen seine Rede zustande kommt“). Die historische Dimension ist nur eine von vier Dimensionen, wenn auch die zentrale, da Behagel die Gesamtheit der Varianten als Verwirklichung der „Geschichte einer Sprache“ auffasst. Das ist in dieser Allgemeinheit zweifellos richtig, kann aber bei seiner Erforschung der Dimensionen sehr unterschiedlich ausfallen und reicht von (s)einer tatsächlichen ‚Geschichte der deutschen Sprache‘ (zuerst 1891) bis zur Analyse medialer Perspektiven in seinem berühmten Aufsatz über ‚Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch‘, den er immerhin schon 1899 auf der Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins in Zittau gehalten hat.⁴²

Vor allem aber beschäftigen Behagel die Sprachvarianten da, wo man sie in ihrem Funktionieren beobachten kann, nämlich in der konkreten Umwelt, im (jeweils) gegenwärtigen gesprochenen und geschriebenen Deutsch.

41 Behagel, Sprache (Anm. 39), S. 7.

42 Behagel, Otto: Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch. In: Behagel, Von deutscher Sprache (Anm. 40), S. 11-34.

Das Büchlein wird ein Dauerbrenner mit immer neuen Auflagen, stets von Behaghel erweitert, überarbeitet, verbessert. Eine letzte Auflage, die vierzehnte, erscheint, posthum von Behaghels bedeutendstem Schüler Friedrich Maurer besorgt, 1967 in der DDR, in Halle. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts gehörte es in den Bücherschrank eines jeden ‚Gebildeten‘. Besonders verbreitet war es wohl im Großherzogtum Hessen aufgrund seiner Lehrtätigkeit an der Landesuniversität.⁴³

- ‚*Von deutscher Sprache*‘

Das Büchlein ‚Die deutsche Sprache‘ wird in gewisser Hinsicht zum Programm seiner Veröffentlichungen in den Jahrzehnten seiner Gießener Lehrtätigkeit. Denn es ist merkwürdig, dass in dieser mehr als drei Jahrzehnten währenden Spanne praktisch kein einziges Fachbuch mit neuer Thematik aus seiner Feder erschienen ist. Dafür gibt es aber eine Fülle von Aufsätzen, Vorträgen und Reden, kleineren Artikeln und eine fast unüberschaubare Menge an meist kurzen Rezensionen in dem von ihm zusammen mit Fritz Neumann seit 1880 herausgegebenen ‚Literaturblatt für germanische und romanische Philologie‘. Gerade in dieser außerordentlichen Gestreutheit kleiner Texte mit sehr verschiedenen Adressatengruppen zu sehr verschiedenen Themen spiegelt sich m.E. am deutlichsten die Haltung Behaghels, als Sprachautorität auf die Sprachkultur seiner Zeit aktiv einzuwirken.

Es ist deshalb m.E. wiederum kein Zufall, dass er nach seiner Emeritierung den Sammelband ‚Von deutscher Sprache‘ herausgibt, in dem er die von ihm als wichtig erachteten kleinen Schriften noch einmal veröffentlicht. Im Vorwort zu diesem Sammelband formuliert er in aller wünschenswerten Deutlichkeit den Beweggrund, jedenfalls einen der Beweggründe, der ihn zu vielen dieser kleineren Texte veranlasst hat:

„Sie [= die Aufsätze] sind zum Teil entstanden aus Anfragen, die man an mich gerichtet hat; zu einem großen Teil sind sie Antworten auf haltlose Behauptungen, die da und dort aufgestellt worden sind. So steht auch dieses Buch vielfach im Kampf gegen laienhaftes Dreinreden, gegen Oberflächlichkeit und Unwissenheit.“⁴⁴

Schon an der Polemik der Formulierungen wird deutlich, dass es zumindest auch um Belehrung, um Besser-Wissen geht, dass es Aufgabe und Pflicht des Wissen-

43 Als Wormser Abiturient des Jahrgangs 1959 kam ich zu Beginn meines Germanistik-Studiums gleich zu mehreren Ausgaben des Bandes, darunter einer als Weihnachtsgeschenk aus dem Bücherschrank meines Großvaters, der zuvor seit 1892 Volksschullehrer im hessischen Schuldienst war. Das war für mich als Zweitsemester die erste (Lese-)Erfahrung mit Behaghel; allerdings nicht die erste (vermittelte) Lernerfahrung. Denn mein strenger, damals etwa 70jähriger Deutschlehrer an der Wormser Oberrealschule, der mich als Sextaner 1950 seltsamerweise (und auch damals schon ein wenig abseitig) für Satzteile, Wortarten und Tempora begeisterte, war zwangsweise Schüler Behaghels in Gießen gewesen, wie alle älteren großherzoglich-hessischen Deutschlehrer.

44 Behaghel, *Von deutscher Sprache* (Anm. 40), Vorwort.

den ist, sein Wissen in die Gesellschaft einzubringen und dazu beizutragen, sprachliche Unwissenheit und sprachliches Fehlverhalten zu vermindern.

Die Annahme wäre natürlich eine arge Verkürzung, Behaghel habe in seiner Gießener Zeit hauptsächlich kleine, gar polemische Artikelchen geschrieben. Aber zwei Gesichtspunkte sind doch unübersehbar: Die wissenschaftliche Produktivität der frühen Jahre ist dahin; es geht um Ausbau und Sicherung. So werden die frühen Arbeiten ständig erweitert, verbessert, auf dem neuesten wissenschaftlichen Stand gehalten. Das gilt vor allem für die ‚Geschichte der deutschen Sprache‘, die bis zu einer fast 600-seitigen fünften Auflage 1928 geführt wird, aber auch z.B. für die Habilitationsschrift über ‚Die Zeitfolge der abhängigen Rede im Deutschen‘ (1878), die erst 1899 unter dem Titel ‚Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz‘ publiziert wird.⁴⁵

Zugleich dienen die Gießener Jahrzehnte der Vorbereitung und der Datensammlung für das wahre Hauptwerk Behaghels, die vierbändige ‚Deutsche Syntax‘ (1923-1932), die an Materialfülle und strikter syntaktischer Analyse der Sprachgeschichte des Deutschen alles bis dahin Bestehende übertrifft. Die dazu erstellten gewaltigen Zettelsammlungen mit den Exzerpten sind die Frucht vieljähriger mühsamer Auswertungsarbeiten von Primärliteratur. Wissenschaftlich stehen also die Gießener Jahrzehnte im Zeichen der Kontinuität einerseits und des vorbereitenden Aufbaus andererseits. Aber das ist eben nur die eine Seite.

Die andere ist die der ständigen Einflussnahme auf die Öffentlichkeit als Sprachautorität und als einflussreicher Professor und Repräsentant der Gießener Universität. Es ist deshalb durchaus glaubwürdig, wenn Karl Glöckner als eine Bemerkung Otto Behaghels überliefert, dass

„ein deutscher Professor noch einiges andere zu tun [hat] als Bücher zu schreiben.“⁴⁶

Worin Behaghel dieses „einige andere“ in der öffentlichen Einflussnahme sah, kann man im Wesentlichen auf drei Punkte konzentrieren.

3.2 Behaghels Einfluss auf die Sprachkultur der Zeit

- *Bildung zu „gutem Sprachgebrauch“*

Was kann und soll Sprachwissenschaft bewirken, was darf sie tun? Zu Behaghels Grundüberzeugungen gehört, dass es nicht Aufgabe der Sprachwissenschaft sei, Vorschriften und Regeln für den Sprachgebrauch zu geben, denn die Gebrauchsregeln entwickelt die Sprachgemeinschaft selbst. Das formuliert er ganz kategorisch:

„Einzig der Sprachgebrauch ist es, was den Ausschlag gibt. Was gebräuchlich ist, ist sprachrichtig, was nicht gebräuchlich, widerspricht der Sprachrichtigkeit.“⁴⁷

45 Hinzu kommt 1897 eine Arbeit über die ‚Syntax im Heliand‘, die an die Dissertation anknüpft.

46 Glöckner (Anm. 5), S. 5.

47 Behaghel, Sprache (Anm. 38), S. 88.

Es ist erstaunlich, mit welcher Selbstverständlichkeit und Gelassenheit Behaghel dabei den verschiedensten Gebrauchsformen der deutschen Sprache freies Spiel zum Ausdruck und zur Entwicklung der unterschiedlicher Ausdrucksformen in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Verhältnissen, in den unterschiedlichsten Situationen und den unterschiedlichsten Sprecherinnen und Sprechern zugesteht.

Das hängt mit seiner Grundeinstellung zur Aufgabe der Sprachwissenschaft zusammen:

„Die Wissenschaft hat es nur mit der Frage nach der Wahrheit zu tun, sie fragt, was ist, was gewesen ist, warum das so ist oder so gewesen ist, allenfalls auch, was sein wird; aber was sein soll, geht sie an sich nichts an.“⁴⁸

Es gibt also keinerlei Rechtfertigung für die Sprachwissenschaft, normierend oder bewertend in die gesellschaftlichen Sprachprozesse einzugreifen. Das Zitat stammt aus einem frühen, wenig beachteten Artikel Behaghels von 1880.⁴⁹ Wie will man da noch Empfehlungen geben oder auf Fehlentwicklungen hinweisen, also als Sprachautorität öffentlich wirken? Der Artikel beschäftigt sich mit der damals aktuellen Diskussion um eine einheitliche Rechtschreibung⁵⁰ und plädiert dafür, eine Regelung auf staatlich-amtlicher Grundlage herbeizuführen. Die muss mit gesundem Menschenverstand erreicht werden:

„Ebenso sonnenklar ist, was diese (= Schule und Setzer) bedürfen. Für sie heißt es: jeder Zustand ist gut, der einfach ist und vernünftig, d.h. Einheit muss da, es müssen die Regeln leicht zu lernen und leicht zu behalten, also einfach und folgerecht sein. Und es darf das Neue nicht zu sehr vom Alten abweichen.“⁵¹

Was „einfach“ und „leicht“ ist, wann eine „Abweichung“ nicht zu sehr abweicht: Darüber verliert Behaghel kein Wort. Genau da stecken aber die Probleme, wie die Diskussion um die letzte Rechtschreibreform zu mehr als zur Genüge gezeigt hat.

Man sieht: Einen rechten Zusammenhang zwischen wissenschaftlicher Erforschung und Umsetzbarkeit bzw. praktischer Anwendbarkeit stellt Behaghel nicht her. Denn der Vorrang der Forschung unter philologischen Prinzipien

48 Behaghel, Otto: Anarchie und Diktatur (1880). In: Behaghel, Von deutscher Sprache (Anm. 39), S. 154.

49 Immerhin hat ihn Behaghel für so wichtig gehalten, dass er ihn in seinen späten Sammelband übernahm (Anm. 48). – In jüngerer Zeit hat ihn Gerd Simon in Verbindung mit der Tätigkeit Behaghels im Allgemeinen Deutschen Sprachverein wieder aufgenommen (Gerd Simon: Otto Behaghel, ein Sprachhistoriker zwischen Anarchie und Diktatur. In: Jatho/Simon [Anm. 19], S. 231-243).

50 1880 erschien auch erstmals das Rechtschreibwörterbuch Konrad Dudens.

51 Behaghel, Anarchie (Anm. 48), S. 155. – Auch bezüglich der Notwendigkeit, die Bühnenaussprache zu vereinheitlichen, solange die Verständlichkeit nicht gefährdet ist, ist er durchaus skeptisch: Behaghel, Otto: Deutsche Bühnenaussprache (1898). In: Von deutscher Sprache (Anm. 40), S. 147-153.

steht für ihn fest. Die praktische Verwendung von Ergebnissen ist die wünschenswerte Folge, aber keine Vorgabe für Forschungsaufgaben.

Besonders deutlich wird das in einem Festvortrag auf der Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 1903. Hier hat er die Aufgaben eines geplanten ‚Reichsamts für deutsche Sprache‘ beschrieben⁵² und dabei auf die rein wissenschaftlichen Forschungsaufgaben einer solchen Einrichtung für die deutsche Sprache und ihre Geschichte abgehoben:

„Nichts als Beobachten, Ordnen, Erklären.“⁵³

Doch immerhin müssen sich aus diesen Forschungen auch Folgen für die Sprachpraxis ergeben:

„Und doch kommen auch die zu ihrem Rechte, die eines Rates bedürfen in Nöten des Sprechens und Schreibens. Denn was hier die Wissenschaft erkennt, läßt sich unmittelbar umsetzen in Lehren für das sprachliche Handeln.“⁵⁴

Dass das „unmittelbar“ eine schöne Wunschvorstellung ist, wissen wir. Gemeint ist aber auch: Regeln vorgeben, Normieren ist tabu; das muss die Sprachgemeinschaft schon selbst regeln.

Um sich hier trotz der theoretischen Grundeinstellung Freiräume für Sprachempfehlungen zu schaffen, verweist Behagel auf zwei sprachinterne Zwänge:

„Denn der Hauptzweck der Sprache, der sich im Lauf ihrer Entwicklung herausgebildet hat, ist die Mitteilung. Soll diese aber eine vollkommene sein, so muß die Sprache zweierlei besitzen: unbedingte Verständlichkeit und vollendete Schönheit der Form. Verstöße gegen die letztere schaden in doppelter Weise dem Zwecke der Mitteilung. ...“⁵⁵

Neben der leicht nachvollziehbaren und ziemlich unproblematischen „Verständlichkeit“ als Bedingung für gelingende Kommunikation steht interessanterweise als zweite Bedingung das Kriterium der „vollendete(n) Schönheit der Form“. Verstöße dagegen lenken nach Behagel den Hörer von der Konzentration auf den Inhalt ab und erzeugen sogar Abneigung gegen den mitgeteilten Inhalt selbst.

Das läuft darauf hinaus, dass es unter sprachästhetischen Gesichtspunkten eine bessere und eine schlechtere Wortwahl, einen besseren oder schlechteren Stil gibt. Wer wollte das bestreiten?

52 Behagel, Otto: Ein Reichsamt für deutsche Sprache (1903). In: Von deutscher Sprache (Anm. 40), S. 284-300.

53 Behagel, Reichsamt (Anm. 52), S. 293.

54 Behagel, Reichsamt (Anm. 52), S. 293.

55 Behagel, Sprache (Anm. 39), S. 81. Über die Eigenschaften der „Zwecksprache“ äußert sich Behagel ausführlicher in der Einleitung zur „Geschichte der deutschen Sprache“ 5. Auflage (Anm. 33).

„Die schwierige Frage ist nur die: wie läßt sich im einzelnen Fall entscheiden, ob eine Wortform, ein Wort, ein Ausdruck als richtig, als zulässig, als fehlerhaft zu bezeichnen sei?“⁵⁶

Seine langwierige Diskussion der Frage läuft darauf hinaus, dass man ein Stilgefühl entwickeln müsse, indem man sich am Sprachgebrauch von Leuten orientiert, denen man ein gutes Sprachgefühl zutraut, also nicht durch Vorschriften, sondern durch Vorbilder:

„Wie wir verständlich, wie wir in schöner Weise einen Gedanken zum Ausdruck bringen, lernen wir nur, wenn wir sehen, wie ihn die anderen auszudrücken gewohnt sind, denen wir einen höher entwickelten Formensinn zutrauen.“⁵⁷

Auch guter Stil entwickelt und reguliert sich so selbst im gesellschaftlichen Verkehr durch implizites Lernen. Wichtig ist das Zutrauen in die Quasi-Natürlichkeit der (Selbst)Bildung zu gutem Stil, das sich sozusagen auf die Selbstheilungskräfte der Sprachgemeinschaft verlässt.

In der Tat schreibt Behaghel selbst auffällig reflektiert und prinzipiengeleitet, gewissermaßen selbst als Vorbild. Dass zum besseren Sprachgebrauch für Behaghel tunlichst die Vermeidung von Fremdwörtern gehört, wird uns gleich noch ein wenig beschäftigen. Auffällig sind aber auch vielfach, aber oft unauffällig gebrauchte Formulierungen vom Typ „in schöner Weise einen Gedanken zum Ausdruck bringen“, weil es hier ja um die Verständlichkeit und Ästhetik von Formulierungen, von Sätzen geht, um gelingende Syntax, Stilistik und Rhetorik. Insofern ist das, was Behaghels tiefstes Interesse als Sprachforscher auslöst, die Erforschung der Syntax, zugleich wieder Hintergrund seiner ‚sprachpflegerischen‘ Bemühungen.

- Die Vermeidung von Fremdwörtern

Am offenkundigsten im nationalen Bereich wird Behaghels Einflussnahme auf den öffentlichen Sprachgebrauch in seiner Tätigkeit im Allgemeinen Deutschen Sprachverein. Hier ist Behaghel als einer der wenigen Hochschulgermanisten nicht nur Mitglied, sondern seit 1894 auch im Vorstand. Er erhält den Ehrenring und ab 1928 die Ehrenmitgliedschaft des Vereins. Mehrfach hält er dort die Festvorträge auf der Jahreshauptversammlung und veröffentlicht auch gelegentlich im Vereinsorgan ‚Muttersprache‘. Die Mitgliedschaft in einem solchen Verein hat einen gewissen Beigeschmack, ist der Allgemeine Deutsche Sprachverein doch seit seiner Gründung durch Herman Riegel 1885 von einem etwas dumpfbackigen, nationalistisch getönten Purismus geprägt, der sich besonders im Kampf gegen die Fremdwörter niederschlug. Dass sich Behaghel für die Bestrebungen des Vereins einsetzte, steht außer Frage. Er vermeidet in seiner eigenen Schreibpraxis Fremdwörter fortschreitend immer entschiedener, bemüht sich sogar, gängige grammatische Fachausdrücke, die in der Regel lateinischen

56 Behaghel, Sprache (Anm. 39), S. 82.

57 Behaghel, Sprache (Anm. 39), S. 90.

Ursprungs sind, zu ersetzen. Das führt aber zu einer nicht sonderlich überzeugenden Mischterminologie.⁵⁸

Theoretisch argumentiert Behaghel zunächst historisch, wenn er Verdeutschungsbestrebungen damit verteidigt, dass es sie auch schon bald ein Jahrtausend lang gebe und sie deshalb Teil des Selbstregulierungsprozesses seien, innerhalb dessen Fremdwörter aufkommen und wieder ausgeschieden, aber eben auch ersetzt werden.⁵⁹

Als Sprachwissenschaftler kann Behaghel – in Übereinstimmung mit den gängigen Bewertungen der Zeit⁶⁰ – einige Argumente gegen den Fremdwortgebrauch anführen, die von seiner Auffassung vom Zweck von sprachlichen Mitteilungen abgeleitet sind: mangelhafte Verständlichkeit, geringe Verankerung im Wortschatz (Wortfamilien) u.ä.

Entscheidend ist für ihn aber darüber hinausgehend die historische Perspektive: Kulturnationalistisch wird die Schwäche des deutschen Volksbewusstseins beklagt:

„Beim Eindringen des Fremdworts sind zum Teil außersprachliche Mächte am Werke, Mächte, die in der sonstigen Sprachentwicklung kaum eine Rolle spielen: die Eitelkeit der Menschen, die Sucht, etwas darzustellen, aber vor allem die durch Jahrhunderte wirkende Schwäche Deutschlands und die daraus erwachsende Schwäche unseres Volksbewusstseins. ... So sind ohne inneren Grund zahllose fremde Bestandteile in die deutsche Rede eingeführt worden, und die unteren Schichten des Volkes haben sie mit Begier aufgenommen.“⁶¹

Dass Behaghel auch im Hinblick auf den Fremdwortgebrauch ein ausgesprochen „vaterländisch gesinnter Mann“ war, hätte er selbst wohl am wenigsten bestritten. Ob man ihn damit in die nationalistische Ecke stellen darf, scheint aber sehr zweifelhaft. Auch wenn sich eine Reihe abwertender Äußerungen zum Fremdwortgebrauch finden, ist das nie mit der Abwertung der Herkunftsländer, mit ethnischer Diskriminierung oder einem Überlegenheitsanspruch für die eigene deutsche Nation verbunden.

- Deutungskompetenz

Behaghel trachtet mit seinen modernen Sprachauffassungen den öffentlichen Diskurs über Sprachkultur und Sprachrichtigkeit zu beeinflussen, auch wenn die Aufgabe der Sprachwissenschaft seiner Meinung nach immer wieder in Deskription und nie in Normsetzung besteht. Nur wo Aussagen der auf strenger Methodik beruhenden Kompetenz der Philologie absichtlich oder unabsichtlich

58 Vgl. z.B. die Wortwahlen für grammatische Ausdrücke in: Behaghel, Sprache (Anm. 39), S. 214 ff.

59 Behaghel, Otto: Verlust und Ersatz im Leben der deutschen Sprache (1916). In: Von deutscher Sprache (Anm. 40), S. 48.

60 Augst, Gerhard: Otto Behaghel und die Fremdwortfrage. In: www. Behaghel-Portal (demn.)

61 Behaghel, Verlust (Anm. 59), S. 49.

in Frage gestellt werden, wird er kämpferisch, ja polemisch. Viele seiner kleinen Beiträge, die er in ‚Von deutscher Sprache‘ versammelt, verdanken sich dieser Einstellung.⁶²

Behagel ist ganz gewiss kein Freund der Laienlinguistik, und wo er Falsches oder Schiefes sieht oder vermutet, zögert er nicht, mit der Autorität, ja auch mit einem gewissen Hochmut des Fachmanns dagegen zu schreiben und den Laienschreibern Pfuscheri vorzuwerfen. So ist ihm manche Spracherklärung oder Namendeutung

„... auch ein Zeugnis dafür, daß mit der Zahl der berufenen Ärzte auch die Zahl der Kurpfuscher beständig im Wachsen begriffen ist, bei denen nicht selten der Mangel an Sachkenntnis mit dem Mangel an Bescheidenheit in ergötzlicher Weise zusammenklingt.“⁶³

An anderer Stelle:

„Es ist schmerzlich belustigend zu sehen, wie Theologen und Juristen, Anthropologen und Naturforscher Sprachforschung, Namenforschung treiben. In jedem Handwerk muß man Lehrling gewesen sein; jene Männer aber denken, sie haben das nicht nötig. Und wenn die Leute vom Fach darob mäßig erbaut sind, dann schreien sie über Professorenhochmut, über Zunftstolz und verweisen auf leuchtende Fälle, wo das Licht von außen gekommen sei. Aber die Schliemänner sind selten genug, und schließlich macht nur der gute Schuher, der wirklich auf Schuster gelernt hat.“⁶⁴

Es ist überdeutlich, wie Behagel seine Kompetenz als Fachmann herauskehrt: Darauf beruht seine Autorität, und die einzusetzen hat er keine Schwierigkeiten, wenn er Unrat wittert. Neben abstrusen Spracherklärungen gilt seine Abneigung laienhaften Namendeutungen, denen er methodisch gesicherte Ableitungen entgegensetzt.⁶⁵ Diese Abneigung war mit Sicherheit der Hauptgrund, warum er sich in seiner ‚Philippika‘⁶⁶ so vehement gegen die „Hirngespinnste“ zur Wehr setzte, vermutlich ohne sich restlos klar darüber zu sein, in welche politischen Nessel er sich damit setzte.

Zu den Prinzipien der Spracherklärungen gibt Behagel keine ausführlichen theoretischen Begründungen. Im Fall der Namendeutungen reicht ihm in der Regel die umfängliche Sammlung und kritische Sichtung der Belege, um sagen zu können, was aus sprachlicher Sicht an Deutungen möglich ist und was nicht. Bei Erklärungen sprachlicher Phänomene im weiteren Sinne wird meist auf allgemeine „Triebkräfte des Sprachlebens“ wie Sprachgesetzlichkeit, Analogie, Aus-

62 Vgl. Zitat aus dem Vorwort (Anm. 44).

63 Behagel, Otto: Gießler oder Gießener? (1904). In: Von deutscher Sprache (Anm. 40), S. 324.

64 Behagel, Otto: Von deutscher Wortbildung und Wortfügung (1912/13). In: Von deutscher Sprache (Anm. 40), S. 176.

65 Vgl. z.B. Behagel, Otto: Der Name Offenbach (1904). Dazu: Zum Namen Offenbach (1913). In: Von deutscher Sprache (Anm. 40), S. 248-251.

66 S.o. Kap. 1 mit Anm. 14 ff.

gleichprozesse zurückgegriffen, die als individualpsychologisch gegründet begriffen werden.

4. Zusammenfassung

Der Einfluss Behaghels auf seine Zeitgenossen beruhte hauptsächlich darauf, dass er sich buchstäblich in alles und jedes eingemischt hat: im Privaten, in der Universität, in der Stadt Gießen und im Hessenland. Überregional und in Deutschland hat er gewirkt durch den Allgemeinen Deutschen Sprachverein und besonders mit seinen zahlreichen Stellungnahmen und kleinen Texten, oft in Tageszeitungen, die sich an ein breites ‚gebildetes‘ Publikum wenden.

Die Berechtigung zu diesen vielfältigen Engagements bezog er aus der Autorität, die er sich als ein maßgeblicher germanistischer Philologe seiner Zeit erworben hatte. Wissenschaftstheoretisch stand er ganz im main-stream der Zeit, seine wissenschaftlichen Arbeiten waren anerkannt und als Standardwerke weit verbreitet.

Dass er so großen Öffentlichkeitserfolg hatte, verdankte er – bei aller sprachhistorischen Fundierung – seiner Zuwendung zur Gegenwartssprache. Indem er deren Vielfältigkeit, ihr Variationsspektrum in den Mittelpunkt vor allem seiner populärwissenschaftlichen Veröffentlichungen stellte, gewann er auch das Interesse der an Sprachfragen interessierten Öffentlichkeit.

Dabei bestand seine besondere Leistung darin, wie er die Sprachvariation des Deutschen konzipierte und erforschte. Während man in der Sprachwissenschaft seiner Zeit und auch der Nachfolgezeit bis weit in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts unter ‚gesprochener Sprache‘ im Wesentlichen die Dialekte verstand und diese als Reflex der sprachhistorischen Überlieferung im Hinblick auf Laute, Formen und Wörter untersuchte, hat Behaghel besonders das Verhältnis von Gesprochenem und Geschriebenem, vor allem unter syntaktischen Gesichtspunkten, zum Gegenstand seiner Überlegungen gemacht.

Sei es sprachhistorisch, sei es gegenwartssprachlich: Indem Behaghel in klarer und verständlicher Sprache seine Analysen, Argumente, Überlegungen vortrug, hat er seinen Beitrag geleistet, das Interesse an der deutschen Sprache zu wecken und zu erhalten. Dass ihn seine strenge Arbeitsmoral und sein methodisches Arbeitsethos zugleich allergisch gegen Verschwommenheit und Verworrenheit in Bezug auf sprachliche Dinge gemacht haben, gehört zu den Nebenwirkungen, die sein Bild bis in die Gegenwart prägen.

Dr. Fritz Pfeffer aus Gießen - Anne Franks „Dr. Dussel“ (Eine Ergänzung)

JÜRGEN DAUERNHEIM

Im Jahre 2000 erschien in den „Mitteilungen“/MOHG eine längere Abhandlung von Bernd Lindenthal über das Schicksal von Dr. med. dent. Fritz Pfeffer und seiner einst in Gießen ansässigen Familie. Traurige Berühmtheit erlangte Dr. Fritz Pfeffer durch Anne Franks Tagebuch; er nämlich ist jener „Zahnarzt namens Alfred Dussel“, von dem die Eintragung am 10. November 1942 berichtet.¹ Er teilte mit Anne F. ein Jahr lang das Zimmer im Hinterhaus der Amsterdamer Prinsengracht 263, bis das Versteck am 4. August 1944 verraten, die Untergetauchten verhaftet und in das Durchgangslager Westerbork in den Niederlanden gebracht wurden.²

Am 3. September 1944 erfolgt die Deportation in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Ankunft dort am 6. September. Fritz Pfeffer überlebt die Selektion. Er wird im Oktober 1944 in das KZ Neuengamme bei Hamburg deportiert. Dort stirbt Fritz Pfeffer am 20.12.1944.

Die ausführlichen Angaben Lindenthals sind allerdings sehr knapp gehalten, sofern sie sich auf Fritz Pfeffers Jugend, Studentenzeit und Teilnahme am Ersten Weltkrieg beziehen. Hierüber aber hat Fritz Pfeffer selber genauer Auskunft gegeben!

Die Angaben finden sich in einem Brief, den er 1920 an einen ehemaligen Klassenkameraden aus gemeinsamer Schulzeit am Landgraf-Ludwigs-Gymnasium in Gießen geschrieben hat. Anlass dazu war ein Rundschreiben, das ein Ehemaliger seines Abiturjahrgangs 1908 nach dem Ersten Weltkrieg ausgesandt hatte, um festzustellen, wer von den Klassenkameraden und auf welche Weise den Weltkrieg überlebt hatte. Wie hat dieser Brief des ermordeten Fritz Pfeffer überdauert?

Seine ehemalige Klasse besaß ein besonders starkes Zusammengehörigkeitsgefühl, das für viele die gesamte Lebenszeit über anhielt und später auch die Ehefrauen mit einschloß. Die ehemalige Ia (= Oberprima) zählte beim Abitur am 26. Februar 1908 insgesamt 29 Schüler, zu denen neben anderen auch Gießens Ehrenbürger und Mäzen Hermann Schlosser gehörte, der zunächst Direktor der DEGESCH und danach der DEGUSSA war - deren Tochterunternehmen DEGESCH das berühmte Zyklon B produzierte, mit dem in den

1 S. Bernd Lindenthal, Fritz Pfeffer war der Zimmergenosse von Anne Frank. Zur Erinnerung an den Zahnarzt aus Gießen, MOHG (NF), Bd. 5, 2000, S. 97 – 132, bes. S. 103 ff.

2 Die genauen Daten entstammen dem Internetportal des Anne-Frank-Hauses in Amsterdam (Anne-Franks-Geschichte/Alle Personen/Fritz-Pfeffer/).

Vernichtungslagern vor allem jüdische, aber auch andere für „lebensunwert“ erachtete Menschen ermordet wurden.

Von den Klassentreffen in den ersten Jahren nach dem Abitur existiert eine Chronik; über das erste nach bescheinigter Reife ist darin vermerkt, dass 15 Ehemalige in Gießen im „Prinz Heinrich“ zusammenkamen und - wie im Protokoll festgehalten - zusammen „53 l Bier“ tranken - wobei nicht vermerkt ist in welcher Zeit; Pfeffer nahm daran nicht teil. Erst bei der zweiten Zusammenkunft am 1.8.1908 im „Restaurant der Brauerei Denninghoff“ war er dabei. Diesmal tranken die 17 Ehemaligen nur „43 l Bier“. Beim dritten Mal - am 5. Sept. 1908 im „Denninghoff“ mit 8 Ehemaligen - fehlte Fritz Pfeffer wieder.

Diese Informationen und die Korrespondenz der Beteiligten mit den Berichten und Fotos von gemeinsamen späteren Treffen und Reisen bis in die frühen 1960er Jahre liegen gebündelt in einer ledernen Kassette, „die für diesen Zweck ... von Künstlerhand angefertigt wurde.“³ Aufbewahrt wird sie im Archiv des Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums zu Gießen. Von Fritz Pfeffer finden sich darin vier Postkarten und ein Brief. Die letzte Nachricht von ihm stammt vom 23.12.1922. Hier die Chronologie:

Am 1.4.1919 teilt Fritz Pfeffers Bruder Julius, in Gießen lebend, einem Konabiturienten auf dessen Wunsch die Anschrift seines Bruders mit: „Zahn-Arzt Fritz Pfeffer, Berlin W 50, Passauerstraße 33 pt.“ Mit Datum vom 19.V.(19)20 schreibt Fritz Pfeffer:

„Lieber S.!

Dein zweites Schreiben hat mich aufgerüttelt, denn das erste blieb durch die Arbeit unbeantwortet liegen; denn in der Zwischenzeit habe ich mein Staatsexamen bestanden zu dessen Vorbereitung ich viel Zeit opfern mußte. Mit Freuden beteilige ich mich an dem Rundbrief. Anfang August hoffe ich dich und die übrigen Conabiturienten in Gießen zu begrüßen. Herzl. Gruß dein Fritz Pfeffer“

Fritz Pfeffers Antworten auf die im Rundbrief gestellten Fragen über das Leben nach dem Abitur erfolgten in einem Brief aus Berlin vom 30.10.1920. Er lautet:

„Liebe Konabiturienten!

Nach einigen Irrfahrten hat nun dieser Rundbrief auch mich erreicht. Seit unserem Abiturientenexamen bin ich von Gießen fern, und mit um so größerer Freude las ich den Werdegang eines Jeden. Leider hat ja auch der Krieg unsere Reihen durch den Tod der drei Besten gelichtet, aber die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und der feste geschlossene Wille, mitzuwirken an dem Aufbau eines freien Deutschlands, der aus jedem Bericht spricht, müssen uns enger miteinander verbinden.

Wir haben ja unter uns viele, deren Beruf - sei es als Pädagogen oder Theologen - in die Entwicklung des zukünftigen Deutschlands, d. h. der heranwachsenden Jugend direkt eingreift. Möge unter ihrer Leitung ein freies, vorurteilsloses Volk erstehen, das frei sein soll von jeder Über-

3 So H. Schlosser in seiner Ansprache zum goldenen Abitur am 8. März 1958.

hebung, die uns den üblen Namen in der Welt bereitet hat, und anerkennen soll die wahren Leistungen eines jeden Volkes ohne üblen Chauvinismus.

Nun einige Daten seit 1908.

Ich studierte in Würzburg, Berlin anfänglich Medizin, dann Zahnheilkunde, machte 1911 mein Staatsexamen, assistierte einige Zeit und praktiziere seit Oktober 1912 in Berlin. Die Praxis begann allmählich sich zu beleben, da plötzlich riß mich am 1.VIII.14 der Krieg aus meiner Tätigkeit heraus. Als Unteroffizier kam ich zu meinem Regiment Garde Füsilier, und rückte am 8.VIII.14 ins Feld. Von meinem Regiment wurde ich zum Feldlazarett der 1. Garde 52. Infanterie-Division versetzt, erhielt während des Krieges unzählige Abkommandierungen zu einzelnen Regimentern und Sanitätskompagnien. Bis April '15 in Frankreich, dann mit Armee von Mackensen von Tarnow-Garlice(?) bis Brest-Litowsk, dann zurück nach Frankreich, 1917 im Osten von August bis Oktober (Einnahme von Tarnopol und Riga), wieder nach Frankreich, 1918 Offensive bei Amiens, Chemins des Dames, Marne, Rückzug von der Siegfriedstellung bis Namur. Ein Tag vor Waffenstillstand wurde ich zum Feldzahnarzt ernannt. Amen!

Im Dezember 1918 wurden wir entlassen, und seitdem übe ich meine Praxis wieder aus, die 5 Jahre geschlossen war. Im März des Jahres promovierte ich zum Dr. med. dent. Während des Krieges traf ich W in Wogon (?), in diesem Jahr besuchte ich ihn in Salzschlirf.

Allen herzliche Grüße

Von
Eurem

Berlin 12/X I.20.

Fritz Pfeffer“

In einer mit gleicher Post wie dieser Brief abgegangenen Begleitkarte entschuldigt sich F. P. für die lange Verzögerung: „... ich war mit Arbeit (Vertretung eines erkrankten Kollegen neben meiner Praxis) überhäuft“.

Am 16. 7.1922 schreibt er: „Liebe Conabiturienten! Leider bin ich ... (?) verhindert an unserer Zusammenkunft teil zu nehmen. Allen Anwesenden meinen herzlichen Gruß und fröhliches Fest wünscht euer Fritz Pfeffer“.

Die letzte Postkarte stammt vom 23.XII.1922 und lautet:

„Lieber R.! Ich danke dir für deine Einladung zur Klassenzusammenkunft. Leider bin ich beruflich verhindert, nach Gießen zu fahren, um mit Euch einige frohe Stunden zu verleben. Trotzdem werde ich 526 km von Euch entfernt mein Glas leeren auf das weitere Blühen unserer Kameradschaftlichkeit. Du spielst wohl fleißig Klavier. Wie steht es mit deinem Examen? Wie steht es mit W. und S.? Edmund arbeitet sich wohl die Hosen durch. Trinkt Ihr zusammen noch manchen Schoppen? Ich bitte

Dich, allen Klassenkameraden meinen Gruß zu übermitteln bes. W. und S. Dir selbst herzl. Gruß und frohes Fest dein Fritz Pfeffer“.

Damit enden die Mitteilungen von F. P. eigener Hand in dem Archiv seiner ehemaligen Klasse.

Weshalb die Korrespondenz mit Fritz Pfeffer hier abbricht, während die anderer Klassenkameraden eine Fortsetzung findet, wird nicht ersichtlich. Wer bricht warum die Verbindung ab? Wird sie mit/von einzelnen früheren Mitschülern aufrechterhalten? Diese Fragen bleiben unbeantwortet.

Vorhanden sind noch zwei Fotos, das eine zeigt die Schüler in der Sexta vom Sommer 1899 (F. P. sitzt vermutlich rechts vor dem Tisch auf dem Fußboden), das andere die Oberprima im Winter 1907/8. Auf letzterem dürfte F. Pfeffer klar auszumachen sein: der erste von links auf der Stuhldreihe sitzend.



Außerdem existiert noch Pfeffers Gesuch um Zulassung zum Abitur vom 21. 1.1908:

„An die großherzogliche Direktion des Landgraf-Ludwigs-Gymnasiums zu Gießen.

Am 30. April 1889 wurde ich zu Gießen geboren. Mit dem sechsten Jahr trat ich in die Vorschule und drei Jahre später in die Sexta des hiesigen Gymnasiums ein. Vom Jahre 1898 besuchte ich diese Anstalt und gehörte zwei Jahre den Primen an. Ich beabsichtige, mich dem Studium der Medizin und Zahnheilkunde zu widmen. Auf Grund dieses Bildungsganges bitte ich die großherzogliche Direktion des L. L. Gymnasiums um Zulassung zur Reifeprüfung. Fritz Pfeffer.“⁴

Landgraf-Ludwig-Gymnasium zu Giessen.

Samstag, den 2. November 1907, nachmittags 5 Uhr
in der neuen Aula der Universität.

Musikalisch-deklamatorische Aufführung der

Antigone von Sophokles

nach der Übersetzung von Otto Altendorf und mit den von I. C. Donner übersetzten
und von F. Mendelssohn komponierten Chorliedern, vorgetragen von dem Sängerkorps
des Gymnasiums.

PERSONEN:

Antigone, Tochter des Ödipus und der Jokaste	Pfannenstiel (P)
Ismene, ihre Schwester	Siebeck (P)
Kreon, ihr Oheim, König von Theben	Meyer (P)
Eurydike, seine Gemahlin	Schrt (P)
Haimon, heider Sohn	Wetter (P)
Teiresias, ein blinder Seher	Pfeffer (P)
Ein Wächter	Bass (P)
Ein Boie	Schaf (P)
Der Chorführer	Schlösser (P)

Der Aufführung geht voraus:

1. Adagio für Streichorchester und Klavier (Werk 411) von W.A. Mozart, vorgetragen von dem Schlierorchester.
2. Vortrag des Unterprimars Kuhn über Vorgeschichte, Charaktere und Konflikt des Dramas.

Die Deklamation steht unter der Leitung der Herren Prof. Huter und Altendorf. Den Sängerkorps und das Schlierorchester leitet Herr Geller. Die Klavierbegleitung hat Oberprimar Kesse übernommen.

4 So in den Reifeprüfungsunterlagen des Jahrgangs 1908 im Schularchiv.

Das Großherzogliche Gymnasium zu Gießen trug damals seit einem knappen halben Jahr, nämlich seit seinem 302. Gründungstage am 10.10.1907 den Namen „Landgraf-Ludwigs-Gymnasium“. Im Rahmen der Feierlichkeiten⁵ gestalteten am 2. November 1907 die Schüler der Oberprima (Ia) zusammen mit dem Sängerkhor des Gymnasiums „eine musikalisch-deklamatorische Aufführung der Antigone von Sophokles in der neuen Aula der Universität“.

Fritz Pfeffer hatte die Rolle des blinden Sängers Teiresias, Wilhelm Pfannenstiel die der Antigone und H. Schlosser die des Chorführers übernommen.

Die letzte Erwähnung Fritz Pfeffers erfolgt in der Festschrift zum Goldenen Abitur 1958; darin steht in alphabetischer Reihenfolge auf der Liste „Unsere Toten“ - 17 an der Zahl - auch „Dr. med. dent. FRITZ PFEFFER 20.12.1944 in Hamburg“ - der Zusatz „Neuengamme“ fehlt, sollte er nicht bekannt gewesen sein?

Kein Hinweis findet sich in der Kassetten, weshalb die Verbindung zwischen F. Pfeffer und der Klasse schon Ende 1922 anscheinend abbrach.

Offensichtlich gehörte Pfeffers zweite Frau, Charlotte Kaletta,⁶ auch nicht zu dem Freundeskreis der Klasse, denn in der Festschrift zum Goldenen Abitur wird ihr Name nicht unter jenen Damen angeführt, „die sich der Klassengemeinschaft angeschlossen haben“. Was nicht verwunderlich ist, wenn man weiß, dass mit Prof. Dr. med. Wilhelm Pfannenstiel ein SS-Obersturmbannführer dazu gehörte, der als SS-Sanitätsinspekteur im so genannten Generalgouvernement das KZ Belzec zu inspizieren hatte⁷ und dort auch persönlich Zeuge einer Vergasung von etwa 700 - 800 jüdischen Menschen mit einem Diesel-Generator war. Begleitet wurde er damals von SS-Obersturmführer Kurt Gerstein, einer der schillerndsten und umstrittensten Persönlichkeiten des deutschen Widerstands gegen das Nazi-Regime - war er doch zuständig für die Verteilung des Giftgases Zyklon B an die Vernichtungslager. Gleichwohl gilt er - Mitglied der Bekennenden Kirche - als Widerstandskämpfer, der sich - vergeblich - bemühte die Westmächte und den Papst über diese Verbrechen an der Menschheit zu informieren.⁸

Die Aussagen Gersteins zu dieser Vergasung im Beisein Pfannenstiels, die dieser 1945 vor einem französischen Vernehmungsoffizier machte, belasteten Pfannenstiel in dessen Verfahren vor einem US-Militärgericht, das ihn zu 5 Jahren Internierung verurteilte, die er auch absaß.

In dem Prozess gegen die Vorstands- und Verwaltungsratsmitglieder der Degussa konnte Hermann Schlosser und zwei weiteren Geschäftsführern des Zyklon-B-Produzenten Degesch nicht nachgewiesen werden, dass sie Kenntnis

5 Über das 300-jährige Schuljubiläum des LLG, das eigentlich 1905 hätte stattfinden müssen, aber durch dramatische Umstände erst 1907 zustande kam, vgl. MOHG (NF), Bd. 91, Gießen 2006, S. 25 - 43.

6 S. Lindenthal, S. 101 f.

7 W. Pf. war zu jener Zeit zugleich Ordinarius der (Rasse-)Hygiene an der Universität Marburg, s. Friedländer, S. 94.

8 S. Friedländer, Saul: Kurt Gerstein oder die Zwiespältigkeit des Guten, Gütersloh 1968.

von dem verbrecherischen Missbrauch hatten, den die SS mit Zyklon B in den Vernichtungslagern trieb. „Daher wurden nach der Verhaftung der Vorstands- und Verwaltungsratsmitglieder Hermann Schlosser, Ernst Bernau und Adalbert Fischer im Februar 1948 die Anklagen auch schon nach wenigen Wochen wieder fallen gelassen. Die Geschäftsführer der Degussa beteuerten nach Kriegsende übereinstimmend, dass sie (von den Massenmorden durch Zyklon B, J. D.) nichts erfahren hätten, ...“⁹

Was die Angehörigen der einstigen Oberprima über das Schicksal ihres Klassenkameraden Fritz Pfeffer wussten, ist unbekannt. Von ihnen lebt heute keiner mehr. Am längsten lebte Wilhelm Pfannenstiel - er starb 1982.

9 S. Hayes, Peter: Die Degussa im Dritten Reich, Von der Zusammenarbeit zur Mittäterschaft, München 2004, S. 308.

Streiflichter von Entrechtung und Verfolgung*

Kommunalverwaltung und Holocaust: Rekonstruktion eines „Einzelfalles“

CLEMENS UHLIG

Vorwort

*„Es steckt mehr Wahres in diesem winzigen, trivialen Befund als in jeder allgemeinen Aussage über das Problem des Bösen. [...] Jeder weiß, dass sechs Millionen ermordet wurden, aber das ist eine Abstraktion.“*⁴ Claude Lanzmann

Im „Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945“², das in der Erstaufgabe 1986 durch die BRD an den Staat Israel übergeben wurde, finden sich drei Personen, deren letzter Wohnort mit Herbstein (heute Vogelsbergkreis) angegeben ist: Adolf Reiß, dessen Ehefrau Mathilde sowie Antonie, Adolf Reiß' Tochter aus erster Ehe.³ Eine Herbsteiner Stadtchronik resümiert ihr Verschwinden wie folgt: „Im Winter 1942 wurden die letzten drei hier noch ansässigen Juden von den Nationalsozialisten gewaltsam weggeholt. Ihr bedauernswertes Schicksal ist bekannt.“⁴ Im Grunde stellt auch diese Feststellung eine Abstraktion dar. Das Gegenteil davon ist der Anspruch dieser Abhandlung. Das Gegenteil der Abstraktion ist der konkrete (Einzel)Fall; die Zergliederung des Gesamtgefüges in einzelne Bestandteile bzw. Befunde, wodurch dem Exempel Aussagekraft verliehen wird – und das Geschehen Konturen erhält.

Ausgangspunkt und Impuls für die vorliegende Arbeit war ein Dokument, das durch Zufall während einer Archivrecherche aufgefallen war: Ein handschriftlicher Brief vom 12. April 1939, in dem Adolf Reiß, um die Aufhebung des „Ausgehverbotes“ bittet, das kurz zuvor über ihn und seine Familie verhängt worden war. Dieser absurd anmutende Umstand weckte die Neugier, mündete in

* Für ihre wertvollen Hinweise bedanke ich mich herzlich bei Herrn Dr. Alex J. Kay (Frankfurt) und Herrn Frank Reuter (Heidelberg).

1 Claude LANZMANN, Shoah, Frankreich 1985 (Zitat entnommen aus dem Booklet zur DVD-Ausgabe, S. 17).

2 Bundesarchiv, Gedenkbuch: Opfer der Verfolgung der Juden unter nationalsozialistischer Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945 (19.05.2011), URL: <http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/directory.html.de> (05.10.2011).

3 In den Quellen variiert die Schreibung des Familiennamens zwischen Reiß/Reiss, Reis und Reih. Am geläufigsten ist „Reiß“ – und diese Schreibung wird auch von den Familienmitgliedern selbst verwendet.

4 H. NARZ, Die jüdischen Bewohner der Stadt, in: Stadtverwaltung Herbstein (Hg.), 700 Jahre Stadtrecht Herbstein. Geschichte und Entwicklung einer Stadt, Herbstein 1962, S. 102.

eine akribische Recherche und führte immer tiefer in ein unheilvolles bürokratisches Dickicht aus Repression und Einschüchterung, dann und wann gespickt mit überlieferten handschriftlichen Briefen aus der Mitte einer verfolgten Familie – verzweifelte Versuche, ungehörte Appelle. Dank der beachtlichen Quellenlage ließ sich Mosaikstein für Mosaikstein zu einem Gesamtbild und einer Ereignischronologie zusammenfügen, die einen infamen Konsens der Verfolgung beschreibt und dokumentiert. Das Ineinandergreifen der beteiligten Dienststellen wird dabei offensichtlich. Mit der Ausmerzungen dieser drei Personen wurde der Anteil jüdischen Lebens aus einer hessischen Kleinstadt getilgt – noch vor Beginn der Massendeportationen. Hier soll der Versuch unternommen werden, ihren Leidensweg anhand überlieferter archivalischer Quellen zu rekonstruieren.

Angesichts der reichhaltigen Quellenlage liegt ein wesentliches Anliegen dieser Abhandlung darin, die bürokratischen Abläufe sowie die Eigendynamik des vorliegenden Falles zu verdeutlichen. Rahmenbedingungen und Hergang unterscheiden sich hier mitunter deutlich von anderen, bislang untersuchten Fällen. Bereits die bevölkerungsgeschichtlichen Faktoren vor Ort führten eine Ausgangssituation herbei, welche den administrativen Prozessen im Rahmen der Enteignung und Verfolgung eine eigene Charakteristik zuwies. Die Tatsache, dass der Kreis Lauterbach traditionell nur einen minimalen Anteil an jüdischer Bevölkerung aufwies, zeitigte ein spezifisches Verwaltungshandeln in Bezug auf Juden während der NS-Zeit und prädestinierte deren Status als „Randerscheinung“.⁵ Aufgrund von fehlenden Erfahrungs- und Vergleichswerten kam es hier nicht zur Ausbildung einer verwaltungsmäßigen Routine. So blieb das Schicksal der Familie Reiß im örtlichen Verwaltungsalltag ein „Einzelfall“, der spezifische Formen behördlicher Aktion und Reaktion mit sich brachte. Sie schlugen sich nieder insbesondere in den Quellen des Kreisamtes, weshalb die Rolle dieser Behörde, ferner ihre Interaktion mit anderen Dienststellen, schwerpunktmäßig untersucht wird.

Im Verlauf zeichnet sich dabei eine zunehmend radikale Vorgehensweise ab – maßgeblich beeinflusst durch kommunale und Polizeistellen, welche die Verfolgung schließlich bis zur Einlieferung der Familienmitglieder in Konzentrationslager hin forcierten und zuspitzten. In diesem Zusammenhang liegt die Besonderheit des Untersuchungsgegenstandes begründet. Es ist hier in letzter

5 Das in der Lauterbacher Gegend ansässige und bis 1806 vorherrschende, reichsritterschaftliche Adelsgeschlecht der Riedesel hatte die Ansiedlung von Juden in seinem Territorium nicht geduldet, lediglich Hausierhandel war ihnen gestattet (Herbstein selbst jedoch war bis dahin fuldisch, doch auch dort war der Anteil minimal). Darin unterschied sich dieses Gebiet vom Vogelsberg und der Wetterau mit einer relativ starken jüdischen Präsenz. Erst im 19. Jahrhundert zeichnet sich um Lauterbach eine vermehrte Anzahl jüdischer Bevölkerung ab, die sich in der Gründung einiger Gemeinden niederschlug. Im Zuge des Nationalsozialismus reduzierte sich der Anteil jüdischer Bevölkerung in diesem Gebiet (durch Landflucht, insb. nach Frankfurt sowie durch Auswanderung) relativ schnell, so dass er in dem für diese Studie relevanten Untersuchungszeitraum marginal war. (Vgl. Paul ARNSBERG, Die jüdischen Gemeinden in Hessen: Anfang, Untergang, Neubeginn: Erster Band, Frankfurt 1971, S. 9 ff. und S. 481 ff.).

Hinsicht ein Fallbeispiel überliefert, in dem sich gewissermaßen ein „separater“ Enteignungs- und Verfolgungsprozess mit regionalen bzw. lokalen Eigenheiten widerspiegelt. Diese Beliebigkeit verrät viel über die Vielschichtigkeit des Geschehens. Hier liegt eine „Variante“ des vielgestaltigen Geschehens „Holocaust“ vor. Die Forschung hat übereinstimmend festgestellt, dass die Vernichtung der europäischen Juden als ein komplexer und „arbeitsteiliger“ Prozess anzusehen ist, dessen Tragweite und Dynamik von etlichen Funktions- und Schnittstellen abhing und getragen wurde.⁶ Es ist die Meinung des Autors, dass sich auch die Erforschung dieses Geschehens bis zu einem gewissen Maß wiederum in diese Kleinteiligkeit „zerlegen“ muss. Durch die Aufdeckung vieler unterschiedlicher Vorgänge wird die Komplexität fassbar. Diesem Vorsatz auf Grundlage des thematisierten Falles gerecht zu werden, ist daher der Anspruch dieser Abhandlung. Wenngleich diese „Lokalstudie“ im Ergebnis nur einen weiteren Mosaikstein in das Gesamtbild einfügen kann, so ist es dem Autor doch ein Bedürfnis, den Rückschluss auf den Kontext herzustellen – um so auf die immense Tragweite des gesamten Prozesses schließen zu können.

„Auf immer verlassen“ – Die Realität der Verfolgung

*„Mit Schreiben vom 30.3.39 hat der Herr Bürgermeister hier als Ortspolizeibehörde mir und meinen Angehörigen das Betreten der Adolf Hitlerstraße und der Hindenburgstraße verboten [...]“*⁷ Mit diesen Worten eröffnete Adolf Reiß einen Bittbrief an den Landrat in Lauterbach. Grund dafür war ein Ausgehverbot, das in Herbstein über die jüdische Familie Reiß verhängt worden war. Bürgermeister Heinrich Dehn⁸ hatte damit eine Richtlinie Görings auf sein eigenes Einflussgebiet übertragen. Die Anordnung legte u. a. Folgendes fest: *„Der Judenbann soll nur für gewisse, der Öffentlichkeit zugängliche Einrichtungen usw. ausgesprochen werden.“*⁹ Er konnte außerdem auf

6 Als grundlegende Literatur zum Holocaust vgl.: Raul HILBERG, Die Vernichtung der europäischen Juden: Die Gesamtgeschichte des Holocaust, Berlin 1982; Saul FRIEDLÄNDER, Das Dritte Reich und die Juden: 1933-1945, München 2010; Dieter POHL, Verfolgung und Massenmord in der NS-Zeit 1933 – 1945, Darmstadt 2011; Alexander BRAKEL, Der Holocaust: Judenverfolgung und Völkermord, Berlin 2011. Speziell zur Enteignung: Martin DEAN, Robbing the Jews: The Confiscation of Jewish Property in the Holocaust 1933-1945, Cambridge 2010; mit Fokus auf Hessen: Susanne MEINL./Jutta ZWILLING, Legalisierter Raub: Die Ausplünderung der Juden im Nationalsozialismus durch die Reichsfinanzverwaltung in Hessen (Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, 10), Frankfurt am Main 2004; sowie den Sammelband von Katharina STENDEL (Hg.), Vor der Vernichtung: Die staatliche Enteignung der Juden im Nationalsozialismus (Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, 15) Frankfurt am Main 2007.

7 Hessisches Staatsarchiv Darmstadt (im Folgenden „HStAD“) G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 55 (diese Signatur auch für die folgenden Zitate hierzu).

8 Nachdem die Nationalsozialisten seinen Vorgänger Engelbert Friedrich Kübel 1933 des Amtes enthoben hatten, wurde Heinrich Dehn Bürgermeister von Herbstein, und blieb es bis zu seiner Absetzung durch die Amerikaner 1945.

9 Diese Anordnung (vom 28. Dezember 1938) ging zurück auf die Polizeiverordnung über das Auftreten der Juden in der Öffentlichkeit vom 28. November 1938 (Reichsgesetzblatt – im Folgenden „RGBl.“ – I, S. 1676). Die Anordnung vom 28. Dezember 1938 erging in

„gewisse öffentliche Plätze“ angewendet werden. In Berlin schlug sich dieses Reglement in einem groß angelegten „Judenbann“ nieder.¹⁰ Auch in Hessen wurden daraufhin Verbote ausgesprochen.¹¹ Dehnbare Normen, schwammige Begriffe und Spielraum für Interpretation sind typisch für antisemitische Reglements im Nationalsozialismus. Der Bürgermeister hatte diese Freiheit der Auslegung erkannt und umgesetzt, in dem er diesen „Judenbann“ auf die Hauptstraßen Herbsteins adaptierte. Die Schikane lag hierbei besonders darin, dass Familie Reiß in der für sie nunmehr verbotenen Adolf Hitler-Straße wohnhaft war. Mit der Verhängung des Verbots hatte der Bürgermeister im Prinzip sogar eine Kompetenzüberschreitung begangen, zumindest jedoch eine Art „Vorstoß“ unternommen. Die maßgebliche Anordnung vom 28. Dezember 1938 richtete sich nämlich an Reichs- und Landesbehörden und ermächtigte diese bis zu den „untersten Staatsstellen“. Gegenüber dem Landrat, dem daher die Entscheidung oblag, begründete der Bürgermeister seine Gründe für die Verhängung damit, dass *„wiederholt mehrere Volksgenossen auf der Bürgermeisterei beschwerdeführend vorstellig wurden, weil ihnen der Jude immer und immer wieder [...] begegnete.“* Er führt letztlich also eine „Belästigung“ an, die ihn veranlasst hatte, administrative Schritte einzuleiten. Diese Schritte stellte er in den Schutz eines vermeintlichen „Konsens“ und verweist auf Interventionen seitens der Anwohner. Im Übrigen erklärte er: *„Nach meiner Ansicht gestattet es schon der Name der Straße nicht, daß sie von einem Juden benutzt wird.“*

Die Maßnahme beschnitt die noch bestehende Bewegungsfreiheit der Familie nunmehr radikal und kennzeichnet einen ausgeprägten Grad der Entrechtung jüdischer Einwohner vor Ort. Dass sich diese Auslegung des „Judenbanns“ jedoch zumindest in einer „rechtlichen“ Grauzone bewegte, war – so ist der Korrespondenz zu entnehmen – dem Landrat durchaus bewusst.¹² Obwohl er es für „*zweifelhaft*“ hielt, genehmigte er das Verbot. Adolf Reiß' Eingabe an das Kreisamt wurde beantwortet, aber abgelehnt. Man wies ihn an, für Erledigungen jeder Art die Dienstmagd heranzuziehen. Höchstens ein Gang zum Bahnhof war

Form eines Schnellbriefes Görings an alle Minister (Abdruck in: KOMMISSION ZUR ERFORSCHUNG DER GESCHICHTE DER FRANKFURTER JUDEN (Hg.), Dokumente zur Geschichte der Frankfurter Juden 1933-1945, Frankfurt am Main 1963, S. 233 f.). Sämtliche Ausgaben des Reichsgesetzblattes sind übrigens als Digitalisate über http://alex.onb.ac.at/tab_dra.htm recherchier- und einsehbar.

10 FRIEDLÄNDER, Reich, 2010, S. 143 (s. Anm. 6).

11 Z. B. Friedberg (vgl. Ute DAUB, Die Stadt Frankfurt am Main macht sich „judenfrei“: Zur Konzentrierung, Verbannung und Ghettoisierung der jüdischen Bevölkerung zwischen 1938 und 1943, in: Monica KINGREEN (Hg.), „Nach der Kristallnacht“: Jüdisches Leben und antijüdische Politik in Frankfurt am Main 1938-1945, (Schriftenreihe des Fritz Bauer Instituts, 17), Frankfurt 1999, S. 347).

12 Seine Argumentation ist folgende: *„Es ist allerdings selbstverständlich, dass man Reiß nicht gestatten wird, sich auf diesen Strassen herumzudrücken, um etwa dort zu versuchen, seinen Geschäften nachzugehen, oder auf dieser Straße spazieren zu laufen. Man wird ihm allerdings nicht unmöglich machen können, den Bahnhof oder das Postamt, die an den gesperrten Strassen liegen, aufzusuchen.“* (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 55v).

ihm gestattet. Die Antwort, die Landrat Otto Bonhard¹³ persönlich verfasste und dem Bittsteller über den Bürgermeister zukommen ließ, schließt mit einem Abschlusssatz, der vielmehr einer Drohung gleichkommt: „*Es wäre im übrigen als außerordentlich erwünscht anzusehen, wenn Sie als letzte jüdische Familie in der Gemeinden [sic] Herbstein mit Ihren Angehörigen diese Gemeinde baldmöglichst auf immer verlassen würden.*“¹⁴



Otto Bonhard, seit 1937 Kreisdirektor bzw. ab 1939 Landrat des Kreises Lauterbach, Porträt um 1941 (HStAD R 4 Nr. 27947).

Damit hatte der Landrat die Auslegung des Bürgermeisters über den „Judenbann“ bestätigt. Die Kommunalverwaltung war hier in Eigeninitiative tätig geworden, und es bedurfte nur einer flüchtigen Korrespondenz mit dem Kreisamt,

13 Otto Ernst Heinrich Bonhard, seit 1937 Kreisdirektor des Kreises Lauterbach (seit dem 1. Januar 1939 reichseinheitliche Bezeichnung „Landrat“); * 1887, † 1945 (29. Dezember) Interniertenhospital Mergentheim.

14 Konzept des Landrates vom 8. Mai 1939 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 51).

um sie mit dessen Rückendeckung administrativ zu verwirklichen. Damit war – durch großzügige Auslegung einer schwammigen Anordnung – diese Zwangsmaßnahme für rechtmäßig erklärt und besiegelt worden.

Mit Maßnahmen dieser Art konnten die Verfolgung intensiviert, Präzedenzfälle geschaffen und auch nach und nach ghettoartige Zustände für jüdische Einwohner herbeigeführt werden. Raul Hilberg hat festgestellt, dass sich die Maßnahmen einer „Ghettoisierung“ im Reich freilich von jenen unterschieden, die später in Osteuropa angewendet wurden. Gleichwohl wurde die „jüdische Gemeinde in Deutschland [...] Bedingungen unterworfen, die viele Merkmale des Ghettos besaßen.“¹⁵ Als Maßnahmen stellte Hilberg neben Wohnungsbeschränkungen, Kennzeichnungsmaßnahmen und der Bildung eines jüdischen Verwaltungsapparates auch die Unterbindung der sozialen Kontakte zwischen Juden und Deutschen sowie die Reglementierung der Bewegungsfreiheit heraus. In diesem „Judenbann“ von Herbststein vereinten sich die letztgenannten Merkmale. Diese Angelegenheit verdeutlicht insbesondere, dass antisemitische Initiative und „Ideenreichtum“ auf lokaler (und regionaler) Behördenebene einen nicht zu unterschätzenden Spielraum und Einfluss hatten. Die Maßnahme wurde lokal initiiert, sie ging *nicht* auf eine bestimmte, unumgängliche Anordnung zurück (es handelte sich um eine Kann-Bestimmung!), sie wurde lokal umgesetzt und erhielt im Nachhinein noch die persönliche Rückendeckung eines loyalen und einflussreichen Landrats. Da sich dieses bürokratische Gefüge im weiteren Verfolgungsprozess als sehr wirkungsvoll erwies und daher als exemplarisch gelten kann, ist dieses Beispiel bewusst an den Anfang dieser Abhandlung gestellt.

Das Wohnhaus in Herbststein hatte der Tuch- und Kurzwarenhändler Adolf Reiß nach dem großen Stadtbrand von 1907 gekauft und wieder aufgebaut. In den folgenden Jahrzehnten schien sich die Familie wortwörtlich „mitten in der Stadt“ eingerichtet und eingelebt zu haben. Ihr streng orthodoxer jüdischer Glaube war einem guten Auskommen mit den Herbststeinern nicht abträglich – so zumindest berichten es Zeitzeugen, die sich später erinnern, dass Nachbarn und zahlreiche Einwohner in engem, persönlichen Kontakt zur Familie standen.¹⁶ Angeblich halfen die Nachbarn der Familie sogar dabei, die verpflichtende Sabbatruhe einzuhalten und übernahmen Arbeiten und Besorgungen für sie. Es lag damit jene Koexistenz vor, die Monica Kingreen wie folgt für Oberhessen feststellte: „In den Dörfern und kleinen Städten waren die Juden Teil der ländlichen Gesellschaft, wobei sie ihre religiöse Identität bewahrten.“¹⁷ Herbststein wies, wie die Gegend um Lauterbach generell, stets nur einen geringen Anteil an jüdischer Bevölkerung auf (1861: 8; 1890: 10 Einwohner) und hatte

15 HILBERG, Vernichtung, 1982, S. 117 (s. Anm. 6).

16 KULTURVEREIN LAUTERBACH (Hg.), Fragmente jüdischen Lebens im Vogelsberg, Lauterbach 1994, S. 115.

17 Monica KINGREEN, Gewaltsam verschleppt aus Oberhessen: Die Deportationen der Juden im September 1942 und in den Jahren 1943-1945, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins Gießen, 85 (2000), S. 5.

keine eigene jüdische Gemeinde.¹⁸ Das jüdische Leben orientierte sich deshalb zunehmend am benachbarten Lauterbach, wo dortige und in der Umgebung ansässige jüdische Einwohner 1898 die Bildung einer eigenen Religionsgemeinde initiierten. Dies war die jüngste Gemeindegründung auf dem Gebiet des früheren Großherzogtums Hessen-Darmstadt.¹⁹ Auf dem jüdischen Friedhof in Lauterbach liegen auch die Vorfahren der hier thematisierten Familie Reiß begraben.²⁰ Obgleich verlässliche Quellen fehlen, kann davon ausgegangen werden, dass auch Familie Adolf Reiß der jüdischen Gemeinde in Lauterbach angehörte. Hiervon abweichende Angaben in den Quellen können i. d. R. entkräftet werden.²¹ Die Akten des Finanzamtes Lauterbach, das für die Besteuerung der örtlichen jüdischen Gemeinden zuständig war, liefern keine eindeutigen Belege, da die Steuerpflichtigen in den Registern zumeist nicht einer bestimmten Ortsgemeinde zugeordnet werden. Namentlich sind Hermann und Adolf Reiß aber des Öfteren genannt. In einem Heberregister der israelitischen Religionsgemeinde Lauterbach über die Jahre 1914-1917 etwa ist „Hermann Reiß Witwe“ in Herbstein aufgeführt.²² Für die „Judenkartei“ bescheinigte der Herbsteiner Bürgermeister am 1. Oktober 1937 die Zugehörigkeit von Adolf und Mathilde Reiß zur israelitischen Religionsgemeinschaft, ohne jedoch die konkrete Gemeinde zu benennen.²³ Nach Auflösung der örtlichen Religionsgemeinden teilte die Gestapo Gießen dem Landrat in Lauterbach im Januar 1942 schließlich mit: „*die z. Zt. noch in Herbstein wohnhafte Judenfamilie Reißs gehört der jüdischen [verbessert – Anm. C.U.] Kultusvereinigung in Giessen an*“, was hierbei der örtlichen Instanz in der Organisationshierarchie der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ entspricht, die als solche zur Vereinheitlichung jüdischer Gruppierungen durch die Gestapo gegründet und zu deren administrativen Kontrollinstrument wurde.²⁴

18 ALEMANNIA JUDAICA – Arbeitsgemeinschaft für die Erforschung der Geschichte der Juden im süddeutschen und angrenzenden Raum: Lauterbach/Hessen mit Stadtteil Maar, Landenhausen (Gemeinde Wartenberg) und Herbstein (Vogelsbergkreis), Jüdische Geschichte/Synagoge (09.02.2012), URL: http://www.alemannia-judaica.de/lauterbach_synagoge.htm (14.02.2012). Vgl. auch ARNSBERG, Gemeinden, 1971, S. 482 (vgl. Anm. 5).

19 ARNSBERG, Gemeinden, 1971, S. 20 (s. Anm. 5).

20 KULTURVEREIN LAUTERBACH (Hg.), Fragmente, 1994, S. 114 (s. Anm. 16).

21 Besondere Verwirrung stiftet ein Vermögensverzeichnis des Finanzamtes Lauterbach (geführt 1913-1919), das Adolf Reiß und seine Mutter, die Witwe des Hermann Reiß, auflistet und darunter einen Vermerk enthält, demnach „*Reiß Mitglied der israelitischen Religionsgemeinde Ulrichstein ist.*“ Eine Verwechslung mit dem in Ulrichstein sehr verbreiteten Namen der dortigen jüdischen Familie Reiß ist hier zumindest naheliegend (HStAD G 36 Lauterbach Nr. 133).

22 HStAD G 36 Lauterbach Nr. 133.

23 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 5081.

24 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 967. Das Schreiben entstand im Kontext der Eingliederung jüdischer Kultusvereinigungen in die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“. In diesem Zusammenhang kam es im Kreisamt Lauterbach zur Anlage eines sonderbaren Vorgangs mit dem Titel „Frühere israelitische Religionsgemeinde Herbstein“. Eigenartigerweise wird in dem Gesamtregister („Liste der auf Grund des § 5 der 10. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 4. Juli 1939 (RGBl. I, S. 1097) in die Reichsvereinigung der

Als Herbsteiner Unikum kann sicherlich auch die Tatsache angesehen werden, dass evangelische und jüdische Kinder ein und dieselbe Schulklasse besuchten – in der katholischen Exklave waren sie nämlich beide in der Minderheit. Nicht zuletzt ihre Geschäftigkeit verschaffte der Familie ein festes Standbein in der Gegend. Wie vor dem Holocaust im ländlichen Bereich üblich, betätigte sich Adolf Reiß im Wandergewerbe und besuchte Bauern und Kleinhändler umliegender Dörfern – zusätzlich zu dem florierenden Geschäft in Herbstein.²⁵ Der dort nach dem Krieg (wieder) amtierende Bürgermeister Hermann Josef Kübel bescheinigte übereinstimmend, „daß Herr Reiss ein sehr solider und reeller Geschäftsmann war.“²⁶

„Umso drückender“ – Die Normalität der Enteignung

Ende 1938 wurde Adolf Reiß gezwungen, sein Geschäft aufzugeben. Er hatte es im Jahr 1904 von seinem Vater Hermann Reiß übernommen, dessen Namen es auch weiterhin trug. Seit 1872 firmierte der Handelsbetrieb im Firmenregister bei dem Großherzoglichen Amtsgericht Herbstein unter der Bezeichnung „*Handlung mit Ellenwaaren, Specereinwaaren, Farbwaaren, Eisenwaaren, Mehl und Branntwein*“.²⁷ Die Zwangsmaßnahme war juristisch untermauert und beruhte auf der „Verordnung über die Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“²⁸. Propagandistische Motivation lieferte das Geschehen um die Reichspogromnacht, die sich wohl nicht in Herbstein selbst, jedoch z. B. in dem wenige Kilometer entfernten Lauterbach und dessen Synagoge auswirkte. Mittelbare Auswirkung hatte die antijüdische Stimmungsmache freilich auch in Herbstein. Dessen neuer Bürgermeister Kübel schilderte nach dem Krieg den Niedergang des Geschäftes, das bis 1933/34 noch als „*das führende Manufakturgeschäft am Platze*“ galt, wie folgt: „*Als dann die Krisenjahre infolge der Boykottmassnahmen für jüdische Geschäftsinhaber nach 1933 begannen, gingen die Einnahmen von Jahr zu Jahr bis zur Liquidierung immer mehr zurück.*“²⁹ Else Wallenstein geb. Reiß erinnerte sich später, dass am 1. April 1933 im Rahmen des „Judenboykotts“ SA-Posten vor dem Haus standen und von nun an erheblicher Druck auf die Bevölkerung ausgeübt wurde. Aufgrund der

Juden in Deutschland einzugliedernden Jüdischen Kultusvereinigungen“) unter Nr. 905 auch eine „Israelitische Religionsgemeinde“ in Herbstein geführt. Die Gestapo Darmstadt verfügte auf Grundlage dieser Liste die Einbindung dieser Gemeinde in die „Reichsvereinigung“. Der Bürgermeister von Herbstein verneinte daraufhin die Existenz einer solchen Gemeinde am 12. Januar 1942 („Soweit festgestellt werden konnte hat hier in Herbstein keine israelitische Kultusgemeinde als Solche [sic] bestanden. Irgendwelche Vermögenswerte sind nicht vorhanden.“; s. ebd. fol. 3) und interessanterweise berichtet am 27. Januar 1942 nun auch die Gestapo (diesmal aber ihre Außenstelle in *Gießen*) an den Landrat, dass eine solche Gemeinde in Herbstein „*schon seit Jahren nicht mehr*“ bestehe, s. ebd. fol. 7).

25 Hessisches Hauptstaatsarchiv, Wiesbaden (im Folgenden HHStA) Abt. 518 Nr. 11056 fol. 33.

26 Ebd.

27 „Darmstädter Zeitung“, Nr. 313 vom 10. November 1872.

28 RGBl. I, S. 1580 (1938).

29 HHStA Abt. 518 Nr. 11056 fol. 25.

„unhaltbaren“ Verhältnisse in Herbstein war Else 1936 ausgewandert.³⁰ Im Rahmen der Feststellung jüdischer Gewerbetreibender, die auf die 3. Verordnung zum Reichsbürgergesetz³¹ zurückging, berichteten die Bürgermeister des Kreises über noch bestehende jüdische Handelsbetriebe. Der Bericht aus Herbstein listet ausschließlich das Geschäft von Adolf Reiß auf und führt zusätzlich als Bemerkungen an: „*Einziges jüdisches Geschäft am Ort. In dem Geschäft sind tätig: 2 jüd. Personen, d.h. der Inhaber u. dessen Ehefrau. Geschäftsgang: mäßig.*“³² Im Kreisamt wird die geschlossene Berichterstattung hierzu anhand einer Liste überwacht, auf der alle Gemeinden im Kreis nach Erledigung abgestrichen werden. In einem Schreiben des Reichsstatthalters vom 5. Juni 1940 ersucht dieser um erneuten Bericht, ob die übrigen Geschäft mittlerweile geschlossen bzw. abgemeldet sind. In Erledigung dieser Anfrage konnte Landrat Bonhard nunmehr feststellen: „*Jüdische Gewerbetreibende bestehen im Kreise [Lauterbach - Anm. C.U.] nicht mehr*“; nach Absendung dieser Antwort geht der Vorgang zur Akte, die damit schließt.³³

Markierte Bekanntmachung über die Löschung der Firma Reiß aus dem Handelsregister im „Lauterbacher Anzeiger“, vom 8. August 1928 (HStAD G 28 Herbstein Nr. R 50).

Der eigentliche Vorgang der Geschäftsauflösung ist an anderer Stelle, und zwar in den Akten des Amtsgerichtes überliefert – in einer beiläufigen, aber folgenreichen, handschriftlichen Verfügung in der Handelsregisterakte: „*Aufforderung an den Inhaber der Firma Hermann Reiß, Adolf Reiß in Herbstein, alsbald Antrag auf Löschung seiner Firma entweder beim unterzeichneten Gericht zu stellen oder in öffentlich beglaubigter Form einzureichen.*“³⁴ Es ist die knappe Artikulation eines totalitären Staates. Kurz darauf erschien die amtliche Bekanntmachung u. a. im „Lauterbacher Anzeiger“ – als lapidare Notiz zwischen Werbeanzeigen für das Weih-

30 HHStA Abt. 518 Nr. 11056 fol. 66.

31 RGBl. I, S. 627 (1938).

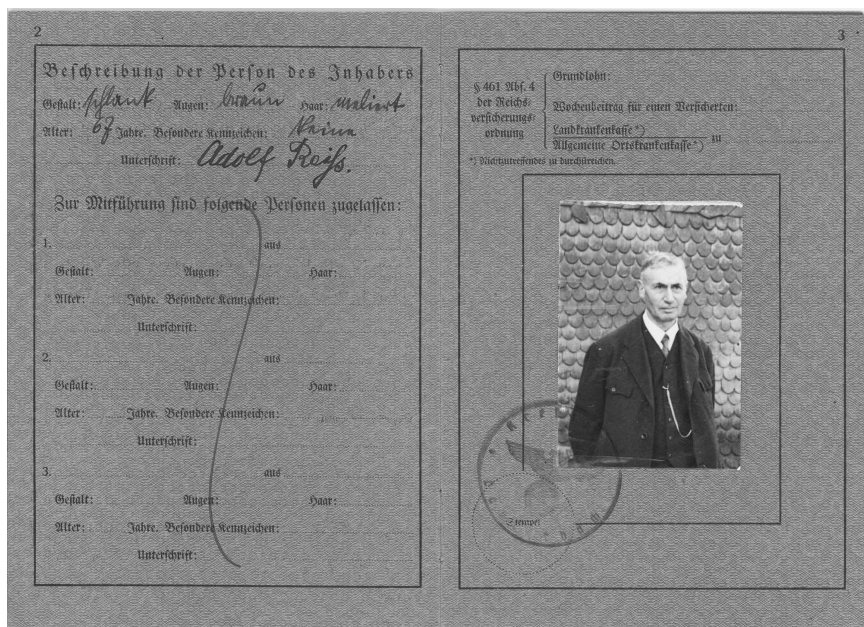
32 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 246.

33 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 244.

34 HStAD G 28 Herbstein Nr. R 50.

nachtsgeschäft à la „Weihnachtsbäume eingetroffen“ und „Schöne Geschenke für den Herrn, die viel Freude bereiten“. Die Akte schließt nach Beifügung eben dieser Ausgabe des „Lauterbacher Anzeigers“, auf dem die Annonce blau markiert ist.

Für seine Tätigkeit als fahrender Händler benötigte Adolf Reiß zudem ein entsprechendes Zertifikat, den so genannten „Wandergewerbeschein“, der durch das Kreisamt in Form eines Ausweises ausgestellt wurde. Im nationalsozialistischen Staat änderte sich die administrative Akzeptanz hinsichtlich dieses so genannten „ambulanten Handels“ – im Allgemeinen und für Juden im Besonderen.



Wandergewerbeschein von Adolf Reiß (Innenseite) für den Handel „im Umherziehen mit Ellen-, Kurz-, Weiß- und Wollwaren sowie mit Eisen“ für das Jahr 1938 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 3510).

Als Impulsgeber trat hier u. a. das Arbeitsamt Gießen auf, dessen Vorsitzender seinen Unmut über diese Form des Einzelhandels in einem Schreiben an das Kreisamt zum Ausdruck brachte. So mahnte er etwa an, „*der veränderten Sachlage und der nationalsozialistischen Einstellung zur Arbeit Rechnung zu tragen und damit alle die Fälle zu treffen, die von allgemeinen volkswirtschaftlichen, volkshygienischen und sozialen Gesichtspunkten aus zu treffen sind.*“³⁵ Im Herbst selben Jahres intervenierte auch

³⁵ Als „Vertraulich!“ gekennzeichnetes Schreiben des Arbeitsamtes Gießen an den Kreisdirektor des Kreises Lauterbach vom 28. Januar 1937 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 3510 fol. 174).

die Gestapo in Darmstadt und monierte die Erteilung von Wandergewerbe-scheinen an „*Juden und andere politisch unzuverlässige Personen*“³⁶. Das Kreisamt wurde tätig. Nach üblichem Schema grenzte man auch hier zunächst den Personenkreis in Form einer Liste ein. Wenig später war die gesetzliche Grundlage für das Verbot des Wandergewerbes für Juden geschaffen.³⁷ Adolf Reiß musste die Kenntnisnahme beim Bürgermeister durch Unterschrift bestätigen. Zum Stichtag 30. September 1938 verloren alle an Juden ausgestellten Wandergewerbe-scheine pauschal ihre Gültigkeit, wenig später waren alle Ausweise durch das Kreisamt eingezogen. Die Gendarmeriestationen erhielten die Anweisung, „*sämtliche Juden [...] schärfstens zu überwachen und im Übertretungsfalle Strafanzeige vorzulegen.*“³⁸ Unter anderem ist auch der Wandergewerbeschein von Adolf Reiß inkl. Lichtbild in der Akte überliefert.³⁹ Am 27. Oktober 1938 erkundigte sich Adolf Reiß beim Kreisamt, ob er wenigstens die vor dem 30. September verkauften Waren noch abliefern könne. Das Gesuch wurde abgelehnt.

Von enormer bürokratischer Hebelwirkung für die materielle Enteignung war die „Verordnung über die Anmeldung des jüdischen Vermögens“ vom 26. April 1938⁴⁰. In ihrem Gefolge erhielt der Reichsfiskus Einblick in die finanziellen Ressourcen der Juden. Das vierseitige Vermögensverzeichnis legte land- und forstwirtschaftliches Vermögen, Grund- und Betriebsvermögen sowie sonstiges Vermögen (insb. Kapitalvermögen) offen.⁴¹ Es war nach Ausfüllung unmittelbar bei der Landesregierung (Reichsstatthalter) einzureichen. Adolf Reiß forderte am 17. Juni 1938 zwei entsprechende Anmeldeformulare beim Kreisamt an und wurde von dort an die Bürgermeisterei verwiesen.⁴² Bis dato war er noch immer Eigentümer seines Hauses und Grundstückes. Mit der „Verordnung über den Einsatz jüdischen Vermögens“ vom 3. Dezember 1938⁴³ wurden die Karten wiederum neu gemischt. Verpachtung und Vermietung, ferner Grundbesitzver-käufe von Juden wurden einer Genehmigungspflicht unterworfen, der Erwerb von Grundbesitz wurde ihnen verboten.⁴⁴ Ferner konnte einem Juden jederzeit aufgegeben werden, seinen „*land- oder forstwirtschaftlichen Betrieb, sein anderes land- oder forstwirtschaftliches Vermögen, sein sonstiges Grundeigentum oder andere Vermögensteile*

36 Rundschreiben der Staatspolizeistelle Darmstadt an die Kreisämter vom 25. Oktober 1937 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 3510 fol. 161).

37 Gesetz zur Änderung der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich vom 6. Juli 1938 (RGBl. I, S. 823).

38 Rundschreiben des Kreisamtes an die Gendarmeriestationen vom 6. Oktober 1938 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 3510 fol. 89).

39 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 3510.

40 RGBl. I, S. 414.

41 MEINI/ZWILLING, Raub, 2004, S. 119 ff. (s. Anm. 6).

42 Schreiben von Adolf Reiß an das Kreisamt in Lauterbach (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 574 fol. 180).

43 RGBl. I, S. 1709.

44 Britta BOPF, Enteignung jüdischer Immobilienbesitzer, in: Katharina STENGEL (Hg.), Vor der Vernichtung: Die staatliche Enteignung der Juden im Nationalsozialismus (Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, 15) Frankfurt am Main 2007, S. 192.

ganz oder teilweise binnen einer bestimmten Frist zu veräußern.“ Die Betätigung als Haus- und Grundstücksverwalter sowie der (gewerbliche) Handel mit Grundstücken war für Juden bereits im Juli 1938 untersagt worden.⁴⁵ Eine dezidierte Zwangsveräußerung jüdischen Vermögens indes wurde nicht gesetzlich angeordnet. In dieser Phase der Radikalisierung innerhalb der Enteignung jüdischen Immobilienbesitzes stellt sich daher im Einzelfall bzw. auch lokal die Frage, wie die Veräußerung des jüdischen Grundbesitzes erreicht wurde bzw. vonstatten ging. In vielen Fällen waren die jüdischen Hausbesitzer per se im Hinblick auf eine anstehende Emigration zum Verkauf genötigt. Dies zumindest ist auch im Falle von Familie Reiß zutreffend. Zu untersuchen ist ferner z. B. die Politik der Kommunalverwaltung bzw. der Parteidienststellen und das Verhalten einzelner „arischer“ Kaufinteressenten. Nach derlei Interessenten und Profiteuren musste nicht lange gesucht werden, wie das vorliegende Beispiel beweist. Als klar wurde, dass Adolf Reiß verkaufen wollte, entbrannte in Herbstein die Diskussion über den Nachmieter der offenbar begehrten Immobilie. Britta Bopf skizziert die Situation wohl treffend, wenn sie ausführt: „Ohne sich in geringster Weise exponieren zu müssen, profitierte der Großteil der Käufer auf diese Weise als Trittbrettfahrer direkt vom antisemitischen Terror.“⁴⁶ Auch der vorliegende Fall bildete hier keine Ausnahme, wenngleich er das Spezifikum aufwies, dass Adolf Reiß der Meute an Interessenten zumindest zuvorkommen konnte.

Der hierzu im Kreisamt angelegte und überlieferte Vorgang beleuchtet neben dem bürokratischen Prozedere noch eine Doppelbödigkeit, die im Gesamteindruck die Konturen eines vermeintlichen Herbsteiner „Klüngels“ erkennen lässt. Hauptakteur hierbei war der Bürgermeister selbst. Anstoß für die offenbar leidenschaftlich geführte Debatte gab eine Art Interessengemeinschaft, die aus lokalen Händlern und Manufakturisten bestand und eine langatmige Petition an die Wirtschaftskammer Hessen aufsetzte. Auf diesem Weg prangerte man an, dass „[...] der Jude sein Anwesen an einen Herrn ausserhalb verkauft [hat] und hat in erster Linie die Geschäftsleute am Platze nicht in Betracht gezogen, da einige Interessenten hierfür vorhanden waren.“⁴⁷ Die Unterzeichner erkundigten sich, ob „dieser Schritt im dritten Reich geduldet wird.“ Die Wirtschaftskammer, scheinbar schon von der verschachtelten Schilderung Herbsteiner Lokalposen abgeschreckt, überantwortete den Fall flugs an das Kreisamt. Just in dieser Stunde meldete sich der Bürgermeister zu Wort, stimmte sogleich in den Petitionskanon mit ein und verbürgte sich bei dieser Gelegenheit für einen gewissen Leonhard Dehn – einen Unterzeichner der Petition – mit einem Nachdruck, der das Maß an gebotener Neutralität erkennbar überdehnte: „Dessen 28 jähriger Sohn will sich schon seit Langem selbständig machen und seine eigne [sic] Familie gründen. Dehn [Leonhard – Anm. C.U.] ist bereit, das jüdische Anwesen zu kaufen und auch in der Lage es zu finanzieren.“

45 Gesetz zur Änderung der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich vom 6. Juli 1938 (RGBl. I, S. 823).

46 BOPF, Enteignung, S. 192 (s. Anm. 44).

47 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 5366.

In der Tat hatte Adolf Reiß das Haus bereits an den Dentisten Robert Möslin verkauft, der nach Aussage des Bürgermeisters „*ein guter Bekannter und Freund*“ von Adolf Reiß war. Die Petenten aber spekulierten hartnäckig auf die Obrigkeit, die in dieser Sache das letzte Wort zu sprechen hatte. Auffallend ist hier die Beharrlichkeit des Bürgermeisters. Er echauffierte sich, dass der geschlossene Kaufvertrag „*jedem nationalsozialistischen Empfinden zuwider*“ laufe. Die NSDAP wurde in Person des Kreiswirtschaftsberaters Max Fickeis (zuständig für die Kreise Lauterbach und Alsfeld) hinzugezogen. In seinem Schreiben an das Kreisamt setzte dieser einen längst überfälligen Akzent und stellte klar, „*dass der Bürgermeister der Bruder des Leonhard Dehn ist und als solcher als befangen abgelehnt werden muß.*“ Er bat eindringlich darum, den Kaufvertrag in seiner Urform zu bestätigen und in dieser Angelegenheit nicht weiter behelligt zu werden.⁴⁸

Das Finanzamt Lauterbach hatte auf Bitte des Landrates den Einheitswert der vier Grundstücke⁴⁹ auf 15.900 RM festgestellt.⁵⁰ Auf dieser Grundlage konnte sich der Verkaufspreis, je nach Einflussnahme von Behörden und Partei, nunmehr recht unterschiedlich gestalten. Im Gegensatz zu Beispielen aus anderen Regionen, wo der Kaufpreis teils sogar dem Einheitswert entsprach, wurde im vorliegenden Fall der vom Ortsgericht Herbstein geschätzte Verkehrswert (17.300 RM inkl. 300 RM für Ladeneinrichtung) tatsächlich als Verkaufspreis angesetzt und bestätigt. Der Kreiswirtschaftsberater genehmigte den Verkauf rückwirkend auf einem hierfür eigens angelegten Formular am 12. Dezember 1938. Allerdings muss bedacht werden, dass bereits der Verkehrswert erheblich von jenem Wert abwich, den Adolf Reiß in der Vermögensanmeldung angegeben hatte.⁵¹

So blieben die wortreichen Interventionen des „Klüngels“ letzten Endes erfolglos. Da dieser mit dem Fall sogar an die Reichskanzlei herangetreten war, musste der Landrat nach eingehender Prüfung der Sachlage auch dem Reichsstatthalter ausführlich berichten, dem der Vorgang aus Berlin zur weiteren Veranlassung übergeben worden war.⁵²

48 Bereits die Eingabe des Bürgermeisters vom 23. März 1939 trägt neben der Passage über Leonhard Dehn einen auffallenden rotfarbigen Vermerk – vermutlich des Kreisamtes – mit dem Wortlaut: „*Bruder des Bürgermeisters!*“ (ebd.).

49 Flur I, Nummern 735, 736, 744, 745, Auszug aus dem Grundbuch für Herbstein, Band V, Blatt 295 (ebd.).

50 Ein Blanko-Formular für die Berechnung von Realwert, Ertragswert, Verkehrswert und „Entjudungsgewinn“ findet sich in HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 147 f.

51 Ursprünglich hatte Adolf Reiß den Wert mit 25.000 RM angemeldet, was nach dessen Aussage dem Kaufpreis entsprach, der an die Eltern gezahlt wurde. Ähnliche „Korrekturen“ gab es beim Einheitswert: Bei Britta Bopf zitierte Untersuchungen von Wiedergutmachungsgerichten zufolge stand dieser meist 15 bis 25 Prozent unter dem Verkehrswert der Immobilie, was die bewusste Unterbewertung jüdischen Vermögens bereits bei der Ermittlung des Einheitswertes verdeutlicht. Auch der vorliegende Fall bestätigt dieses Untersuchungsergebnis. (vgl. BOPF, Enteignung, S. 194; s. Anm. 44).

52 Schreiben vom 7. Juni 1939 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 5366).



Lauterbach, Finanzamt/Bezirksamt, Foto um 1900 (HStAD R 4 Nr. 25225)

Auch der Umstand, dass der Vorfall bis an die Reichskanzlei ging, wurde hier näher erörtert und scheinbar nicht gern gesehen. In einem Schreiben der NSDAP-Kreisleitung vom 18. Januar 1939, das jedoch ohne konkreten Aussteller überliefert ist, wird der gesamte Prozess noch einmal resümiert, u. a. die Tatsache, dass um den Hausverkauf „von seiten einer Menge Vg. [...] ein sehr unwürdiges Treiben einsetzte“⁵³. Der von Dehn erhobene Vorwurf, der Käufer Möslin sei mit dem Makler befreundet, wird hier verneint. „Der Makler war von dem Juden Reis schon vorher beauftragt, das Haus zu verkaufen. Aus diesem Grunde war Pg. Möslin mit dem Makler vorher schon einmal zusammengekommen. Überdies stand und steht

53 Ebd.

auch heute noch dem Juden frei, das Haus zu verkaufen an wen er will.“ Nimmt man dieses Zitat wörtlich, wird eine bislang noch offene Frage beantwortet: Wurde Adolf Reiß zum Verkauf seines Hauses dezidiert gezwungen oder geschah dies – vor dem Hintergrund der beschriebenen Umstände natürlich in Anführungszeichen – „freiwillig“? Da Belege für eine Zwangsveräußerung fehlen und mehrere Indizien für letztere Annahme sprechen, darf diese als Tatsache angesehen werden. Weiter heißt es in diesem Bericht über den Bürgermeister: „Was Debn anbelangt, so wird Debn allgemein als ziemlich guter Nutznießer des 3. Reiches dargestellt, der nicht Pg. [sic] ist und auch bei Sammlungen durch die NSV. [Nationalsozialistische Volkswohlfahrt – C.U.] nur das allernotwendigste was er gerade muß gibt.“ Konspirative Parteiarbeit und Informationsverbindungen zwischen einzelnen Stellen lässt folgender Satz erkennen: „Wenn Debn behauptet, daß wenn er Geld hätte, es in Reichsanleihen anlegen würde, dann kann man das nach seinem Verhalten des NSV. und dem WHW. [Winterhilfswerk – C.U.] gegenüber sehr stark bezweifeln.“

Allerdings bedurfte der Kaufvertrag, so wie alle Verfügungen über Grundstücke und grundstücksgleiche Rechte durch Juden, zur Wirksamkeit der Genehmigung. Er war daher der zuständigen höheren Verwaltungsbehörde (in Hessen der Landesregierung, d. h. dem Reichsstatthalter) vorzulegen.⁵⁴ Diese konnte nunmehr, mit dem Rückenwind der seit August 1939 geänderten Devisengesetzgebung, konfiskatorisch durchgreifen. Der Reichsstatthalter bestätigte den Kontrakt am 8. Dezember 1939 nämlich nur unter einer markanten Auflage: „Der Kaufpreis bezw. der zur Barauszahlung an den Verkäufer gelangende Betrag ist zu dessen Gunsten auf ein Sperrkonto bei einer Devisenbank einzuzahlen.“⁵⁵

Was hier in etwas verklausulierter Form verfügt wurde, entspricht faktisch der prädestinierten Enteignung. Wie aus einem Nachkriegsbescheid des Amtsgerichtes hervorgeht, erhielt Adolf Reiß von dem Hausverkauf lediglich 1.000 Reichsmark, während 16.300 RM auf ein Sperrkonto flossen.⁵⁶ Diese Art der Enteignung fiel unter die Zuständigkeit der mit neuer Macht ausgestatteten Devisenstellen, die sich nunmehr verstärkt auf die Observierung und Beschlagnahme jüdischen Eigentums konzentrierten. Sie ist im Falle der Familie Reiß in den Devisenakten des Hauptstaatsarchivs in Wiesbaden (Abt. 519/3) dokumentiert. Mit dem Instrument der „Sicherungsanordnungen“ konnte der private Zugriff auf jüdische Konten eingeschränkt und deren Kapital von Amts wegen „eingefroren“ werden. Was anfangs zur Verhinderung „illegalen“ Kapitaltransfers ins Ausland diente, wurde ab August 1939 zum standardisierten Ver-

54 RGBl. I, S. 1709. I. V. m. Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden vom 26. April 1938 (RGBl. I, S. 415).

55 Genehmigungsbescheid des Reichsstatthalters in Hessen für Robert Möslein, Herbstein (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 5366).

56 Die Tatsache, dass 1.000 RM davon an Adolf Reiß flossen, geht aus den Originalquellen nicht hervor und ist beim Vertragsabschluss nicht extra schriftlich fixiert worden, wurde aber im Rahmen der Wiedergutmachung bestätigt durch Amtsgericht Herbstein, Schreiben vom 8. Mai 1948 (HHStA Abt. 518 Nr. 11056 fol. 88) sowie Felix Wallenstein, Vortrag vom 17. September 1949 vermerkt mit „1000 RM in freie Verfügung“ (Ebd., fol. 87).

fahren.⁵⁷ Wie die Akten enthüllen, tauchten Reichsstatthalter, NSDAP, Finanzamt und Devisenstelle zuvor bereits im Verteiler des Landrates auf, waren demnach über den Hergang informiert und schalteten sich zu gegebener Zeit ein bzw. wurden eingeschaltet, sobald der Vorgang ihren Geschäftsbereich tangierte; jedes Rädchen, jede Dienststelle griff zur gegebenen Zeit in den Prozess ein, trug ihn eine Instanz weiter und beteiligte sich auf seine Weise an der Entrechtung und Enteignung. „Ein ganzes Netzwerk aus staatlichen Behörden und Einrichtungen, der NSDAP und ihren Gliederungen, der Gestapo, den Kommunen, öffentlichen Körperschaften, Banken, Versicherungen und Teilen der privaten Wirtschaft organisierte und betrieb in einem arbeitsteiligen Prozess die wirtschaftliche Verdrängung, fiskalische Beraubung und Vertreibung der jüdischen Bevölkerung.“⁵⁸ Im vorliegenden Fall war der forcierte Hausverkauf damit direkt in die legalisierte Beraubung übergegangen. Diese Kontinuitätslinie sei noch einmal verdeutlicht: Während die Devisenstellen regulär angewiesen waren, sich die Adressen der Juden von den Finanzämtern oder der Polizei zu beschaffen, war dies in diesem Fall überflüssig, da die Behörde ihrerseits handelte und im Zuge dieser Transaktion eine Sicherungsanordnung aussprach.⁵⁹ Dies veranschaulicht die reibungslose Zusammenarbeit der einschlägigen Stellen, die sich auf gegenseitige Informierung (z. B. Verteiler) bzw. Zeichnungsberechtigung (z. B. Genehmigung eines Vertrages) stützte.

Hinter dem Aktenzeichen „JS 2416“ verbirgt sich der im Januar 1940 in der Devisenstelle Darmstadt angelegte Vorgang über das Kapital des Adolf Reiß. Auf die Auflage des Reichsstatthalters und die Sicherungsanordnung der Devisenstelle vom 26. Januar 1940 hin eröffnete Reiß zwangsweise ein solches „beschränkt verfügbares Sicherungskonto“ bei der Dresdner Bank in Frankfurt, welche die Kontobewegungen zu kontrollieren hatte. Zahlungen durfte er von da an nur noch auf dieses Konto entgegennehmen, dem auch das meiste Bargeld und Schecks gutzuschreiben waren.⁶⁰ Geldtransfers bedurften überwiegend der Genehmigung durch die Devisenstelle. Ausnahmen bildeten etwa Gebühren, die im Rahmen der Auswanderung anfielen. Der Familie verblieb infolge dieser fiskalischen Beschlagnahme lediglich eine kärgliche Summe. Vom Aktiv-Vermögen wurden zunächst 5.400 RM für „sämtliche Schulden einschließlich der noch nicht gezahlten Reichsfluchtsteuer und Judenvermögensabgabe“⁶¹ abgezogen. Unter „Sonstige

57 Christoph FRANKE, Die Rolle der Devisenstellen bei der Enteignung der Juden, in: Katharina STENGEL (Hg.), Vor der Vernichtung: Die staatliche Enteignung der Juden im Nationalsozialismus (Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, 15) Frankfurt am Main 2007, S. 86.

58 FRANKE, Rolle der Devisenstellen, S. 82 (s. Anm. 57).

59 Vgl. DEAN, Robbing, 2010, S. 139 (s. Anm. 6).

60 Dies musste er allen potentiellen Personen/Institutionen schriftlich mitteilen, mit denen er finanziell zu tun hatte: Robert Möslein, Fr. Maria Hensler (die scheinbar im Haus zur Miete wohnte), der Deutschen Bank Frankfurt/Main sowie dem Postscheckamt Frankfurt/Main (vgl. HHStA Abt. 519/3 Nr. 31502).

61 HHStA Abt. 519/3 Nr. 31502.

Vermögensverhältnisse“ wurden Restguthaben subsumiert, die lt. Adolf Reiß aus Gewerbebetrieb und forstwirtschaftlichem Betrieb stammten (1.015 RM). Unterm Strich ergab sich ein Reinvermögen von 13.712 RM. Auf Grundlage dieser Vermögensverhältnisse und der monatlichen Ausgaben ermittelte die Devisenstelle dann einen „Freibetrag“ von 340 RM, welcher der Familie nun monatlich zustand.⁶² Vergeblich appellierte Adolf Reiß an die Devisenstelle und flehte förmlich um Aufhebung der „Sicherungsanordnung“: *„Die Anordnung ist für mich umso drückender, da sie Kosten verursacht; ich habe aber kein Einkommen und bin selbst bestrebt, das Wenige, was ich noch besitze, solange ich nicht auswandern kann, zu erhalten.“*⁶³ Das Ansuchen stieß in der Behörde jedoch auf taube Ohren. Am Ende dieses monetären Ausplünderungsprozesses war Familie Reiß um ihre wirtschaftliche Grundlage, ihr Geschäft beraubt. Die gerade jetzt so nötige finanzielle Absicherung, Ersparnisse und der Erlös aus dem Hausverkauf, waren beschlagnahmt worden. Ein kleinlicher Abschlag wurde der Familie in Form eines entwürdigenden „Taschengeldes“ vom Fiskus zugeteilt. Hiervon mussten 54 RM für die Miete der Wohnung zurückgelegt werden, die sich in jenem Anwesen befand, das die Familie ursprünglich, seit Jahrzehnten, selbst besessen hatte. Soweit ein erstes „Fazit“ dieser Enteignung, die damit freilich längst noch nicht abgeschlossen war.

Zuweilen skizzieren Zeilen, die Adolf Reiß in Bittbriefen an die Behörden schrieb und nunmehr in deren Provenienz überliefert sind, in evidenter Form jenen Entstehungszusammenhang, der seinem verzweifelten Verfasser keine Appellationsinstanz mehr bietet. In dieser Beziehung lassen die wenigen überlieferten Selbstzeugnisse die Relation zwischen Verwaltung und dem „verwalteten Menschen“ (H. G. Adler) in Ansätzen durchsichtig werden. Scheinbar bestimmen Unterwürfigkeit, Ausgeliefertheit und widerspruchslose Übernahme der vorgegebenen Prämissen ihren Wortlaut. Raul Hilberg stellt hierzu treffend fest: *„Ihre Berichte und Eingaben mussten ebenso buchstäblich wie im übertragenen Sinne in deutscher Sprache abgefasst sein. [...] Man konnte vielleicht an ein „Wohlwollen“ der deutschen Herren appellieren, aber nicht die eigentliche Frage nach Recht und Unrecht stellen.“*⁶⁴ Wenngleich der Quellentypus dieser behördlichen Eingaben auch in einem äußerst prekären Kontext der Abhängigkeit entstand und insofern – aus dem eben dargelegten Grund – mit äußerster Vorsicht zu betrachten ist, so stellt er doch – oft in Ermangelung anderer Selbstzeugnisse – die einzig greifbare Überlieferung aus der Mitte der Verfolgten dar.

62 Aus unbekanntem Grund hatte Adolf Reiß hier einen *4-köpfigen* Haushalt angegeben, dabei waren dort nur noch er, seine Frau und Antonie wohnhaft. Ferner gab es eine Hausangestellte, die monatlich 28 RM erhielt. Ein „Freibetrag“ von 340 RM war verhältnismäßig hoch, sollte er doch 300 RM nur in Ausnahmefällen überschreiten (vgl. DEAN, Robbing, 2010, S. 138; s. Anm. 6).

63 HHStA Abt. 519/3 Nr. 31502.

64 Raul HILBERG, *Die Quellen des Holocaust: Entschlüsseln und Interpretieren*, Frankfurt am Main 2003, S. 159.

Herbstein, 12. April 1939

Landrat Lauterbach
Eing. 13. APR. 1939 N^o 025401

An den Herrn
Landrat
in Lauterbach -che

Mit Schreiben vom 20. 3. 39 hat
der Herr Rechtsanwalt Herr Carl
Polzibel über mich mich meinen Angehörigen
das Anwesen des Adolfs Reißstrasse und der
Gartenanlage vor dem mich zu einem
Reiß soll die Kündigung der Adolf Reißstrasse
zum Verkauf gestattet sein.
Obige beiden Strassen bilden ein Ortsteil-
stück der Reichstrasse unter Landrat.
Ich kann Kauf nicht stattfinden in Kaufung
Lauterbach verkaufen, kann nicht zum Kaufzeit,
zum Notar in p. n. und auf mich auf mich
Reiß, da auf der anderen Seite der Adolf
Reißstrasse liegt, gehen.
Da keine Grenze zu einem polen Maß-
nahme besteht, bitte ich, obiges Notar auf-
zugeben.
Adolf Israel Reiß.

Schreiben Adolf Reiß' an den Landrat in Lauterbach vom 12. April 1939, in dem er um
Aufhebung des „Judenbanns“ in Herbstein bittet (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568)

Im Kaufvertrag wurde die Räumung des Reiß'schen Hauses bis zum 15. Januar 1939 (Laden, Wohnräume im Erdgeschoss) bzw. bis zum 15. Januar 1939 (drei Wohnräume im ersten Stock, zwei Mansardenräume, Nebengasse und Garten) vereinbart. Weiter heißt es: „Sollte sich die Auswanderung des Verkäufers wider Erwar-
ten über diesen Zeitpunkt hinaus verzögern, so wird der Käufer dem Verkäufer [...] eine
weitere Notfrist bis zu einem Jahr [...] gewähren.“⁶⁵ Hierfür legte man einen monat-

65 Kaufvertrag zwischen Adolf Reiß und Robert Möslein vom 21. November 1938 (HStAD
G 15 Lauterbach Nr. 5366)

lichen Mietpreis fest. Dieses Wohnrecht, das hier faktisch vereinbart wurde, war für die bedrängten jüdischen Familien generell von großer Bedeutung. „Angesichts der Probleme der jüdischen Bevölkerung, eine neue Unterkunft zu finden, war dies eine bedeutende Erleichterung und oftmals von größerem Nutzen als der auf ein Sperrkonto überwiesene und damit unzugängliche Kaufbetrag.“⁶⁶ Der Kreiswirtschaftsberater hatte dem Vertrag jedoch nur unter dem Vorbehalt zugestimmt, dass *„das Wohnrecht des Juden höchstens bis zum 1. August 1939 dauert. Darüber hinaus kann er unter gar keinen Umständen wohnen bleiben.“*⁶⁷ Diese Klausel versandete letzten Endes bzw. wurde nicht weiter verfolgt, Familie Reiß blieb noch bis Januar 1942 im Haus wohnen. Die Umstände und Wohnverhältnisse allerdings sollten sich einstweilen drastisch ändern. Dass es in einem Umfeld von Repression und Denunziation dennoch auch seltene Gegenbeispiele gab, die dann auch bald auf Kreisebene thematisiert wurden, beweist folgendes Schriftstück. In dem Rundschreiben der Gestapo Darmstadt werden Polizeistellen und Landräte mit einem Schreiben des RSHA konfrontiert, betrifft: „Verhalten Deutschblütiger gegenüber Juden“. Da „Deutschblütige“, die noch immer freundschaftliche Beziehungen zu Juden unterhielten, *„den elementarsten Grundbegriffen des Nationalsozialismus verständnislos gegenüberzustehen scheinen“*, wurde angeordnet, diese vorübergehend in Schutzhaft zu nehmen bzw. *„in schwermiegenden Fällen bis zur Dauer von 3 Monaten in ein Konzentrationslager, Stufe I, einzuweisen“*. Für den jüdischen Teil wurde dies ohnehin festgelegt.⁶⁸ Der Landrat versah das Schreiben vor der Weitergabe an die Kreisgendarmerie mit folgender Notiz: *„Es dürfte sich empfehlen die Familie [unleserlich - Anm. C.U.] in Herbstein[,] die mit dem Juden Reiß in einem Hause wohnt und mit demselben sehr freundschaftlich zu stehen scheint zunächst entspr[echend] zu warnen.“* Diese Verfügung wurde durch den Meister der Gendarmerie an den Gendarmerieposten in Herbstein korrespondiert.

Bürokratische Separierung und Stigmatisierung – Formen aktenmäßiger und räumlicher Konzentration

Im Hintergrund dieses unverhüllten und unverhohlenen Druckes, dem Juden zunehmend ausgesetzt waren, operierten längst die Schaltstellen einer zunehmend ideologisierten Verwaltung. Die konspirative Arbeit der Behörden ist dokumentiert. Alle Fäden der „Judenkartei“ liefen bei der Gestapo in Darmstadt zusammen. Die Kreise ließen sich Auskünfte über noch verbliebene Juden regelmäßig von ihren Gemeinden erteilen und leiteten diese gebündelt und termingerecht nach Darmstadt weiter. Jeder Positionswechsel wurde peinlichst genau dokumentiert, jede Abwanderung mit aktenkundiger Genugtuung registriert. Am 14. August 1939 meldete Landrat Bonhard der Gestapo 15 noch im

⁶⁶ BOPF, Enteignung, S. 194 (s. Anm. 44).

⁶⁷ Schreiben des Kreiswirtschaftsberaters an den Landrat vom 19. März 1939 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 5366).

⁶⁸ HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 57. Das Schreiben trägt noch den ausdrücklichen Zusatz der Staatspolizeistelle Darmstadt, die genannten Personen *sofort* (d. h. generell) in Schutzhaft zu nehmen und der Gestapo zuzuführen.

Kreis Lauterbach verbliebene Juden; in den letzten drei Stichpunkten sind Adolf, Mathilde und Antonie aufgeführt.⁶⁹ Am 31. Dezember 1939 waren es nur noch acht. Im Herbst 1941 verkehrte Landrat Bonhard in „Judenangelegenheiten“ nur noch mit den Bürgermeistern in Lauterbach, Herbstein und Ilbeshausen.⁷⁰ Zwar schwanken die Zahlen von Jahr zu Jahr, es gab auch kurzzeitige Abmeldungen (wie im Falle der Antonie Reiß); doch ist der Trend grundsätzlich eindeutig. In den Meldungen trugen die Namen der Juden zudem eine signifikante Brandmarkung: Die seit 1938 zwangsweise verordneten Namen „Israel“ bzw. „Sara“. Die Eintragung dieser jüdischen Vornamen in die Personenstandsregister wurde 1938 durch das Reichsministerium des Innern („Namensänderungsverordnung“⁷¹) diktiert und ist auch in Herbstein 1939 umgesetzt worden.⁷² Die „Judenkartei“ diente zugleich praktischen Zwecken, etwa wenn es darum ging, Juden zu Arbeitszwecken heranzuziehen („Die Ortspolizeibehörden [...] haben dafür zu sorgen, daß alle irgendwie brauchbaren Juden sofort einer nutzbringenden Arbeit zugeführt werden.“⁷³). Hierauf hatte Landrat Bonhard jedoch, unter Beifügung der ausgefüllten Vordrucke (mit Angaben über Vermögens- und Auswanderungsverhältnisse) nur Fehlanzeige erstatten können – die wenigen noch im Kreis verbliebenen Juden waren zu alt. In Bezug auf das Ehepaar Reiß teilte der Herbsteiner Bürgermeister mit: „Der Jude und seine Ehefrau sind infolge ihres Alters und Gesundheitszustandes fast arbeitsunfähig.“⁷⁴ Eines der letzten Dokumente in dieser Akte mit der Aufschrift „Judenkartei“ ist ein Konzept vom 27. Dezember 1940, das als Ausfertigung an den Reichsstatthalter in Hessen gesendet wurde. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich noch vier Juden im Landkreis, zwei in Ilbeshausen – und zwei in Herbstein.⁷⁵

Die feinmaschige Verwaltung, die jetzt noch die Fluktuation überwachte, wurde wenig später zum Wegbereiter und Instrument des Holocaust, der systematischen Vernichtung der Juden. Auf jene jüdische Familie Reiß in Herbstein lässt sich die von Raul Hilberg aufgestellte 3-Schritte-These (Definition, Enteignung, Konzentration)⁷⁶ als Voraussetzung für Schritt vier, die physische Vernichtung, exakt anwenden. Bemerkenswert sind die „administrative Kontinuität“

69 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 5080. In dieser Übersicht sind die drei genannten Herbsteiner rot eingeklammert, in einer Verfügung bittet Bonhard den Bürgermeister um Mitteilung, ob Änderungen eingetreten sind, woraufhin dieser verneint.

70 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 189.

71 Zweite Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Änderung von Familiennamen und Vornamen vom 17. August 1938 (RGBl. I, S. 1044).

72 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 4589.

73 Schreiben der Gestapo vom 10. Mai 1940 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 5080).

74 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 5080.

75 Die zwei jüdischen Einwohner in Ilbeshausen erscheinen hier erstmals, und zwar das Ehepaar Flesch (lt. Mitteilung des Bürgermeisters vom 19. Dezember 1940 Max Heinrich, 88 Jahre alt, sowie Hella Helene, 77 Jahre alt). Antonie Reiß war zu dieser Zeit vorübergehend nach Apolda abgemeldet und wurde erst später wieder in der Meldekartei geführt (vgl. HStAD G 15 Lauterbach Nr. 5080).

76 HILBERG, Vernichtung, 1982, S. 41 f. (s. Anm. 6).

(Hilberg), die Willfährigkeit und das Ineinandergreifen einzelner Funktionsträger. Von Kontinuität kann man hier jedoch nur insofern sprechen, als die Dienststellen ihren Dienst sozusagen „bedingungslos“ in die zu erledigenden Aufgaben stellten; diese Kontinuität in Bezug auf die effektive Aufgabenerledigung ist evident, eine Kontinuität im Sinne einer Stetigkeit, die sich über viele Einzelfälle erstreckt, konnte aufgrund der geschilderten Situation im Landkreis Lauterbach gar nicht entstehen. Nun gewinnt die Tatsache, dass es sich hierbei um einen im Prinzip völlig beliebigen Bezugskontext (in diesem Fall den Ort Herbstein im Kreis Lauterbach) handelt, gerade durch diese Beliebigkeit an beklemmender Bedeutung. Das Kräfteverhältnis hatte sich derart absolut und nachhaltig zu Gunsten einer verbrecherischen Verwaltung verlagert, dass sich ihre Dienststellen einander durchweg loyal und dienstefrig wussten – flächendeckend. Letztlich stand für die Ausführung der Anordnungen vor Ort stets genügend bereitwilliges Personal zur Verfügung (in diesem Fall Kommunen, Ortspolizei, Partei, sonstige öffentliche Aufgabenträger etc.). Tatendrang und Tonfall lassen sich auf unzählige andere Bezugsräume übertragen. Die Unterschiede waren i. d. R. nur stilistischer Natur. Im benachbarten Ulrichstein etwa bezeichnete man Juden ungeniert als „Parasiten“, so wie es dessen Bürgermeister am 15. März 1939 in folgender Vollzugsmeldung demonstrierte: *„Mit dem heutigen Tage ist Ulrichstein judenfrei geworden. Die letzten der Parasiten haben heute Ulrichstein verlassen.“*⁷⁷

In der alltäglichen Einengung, der um sich greifenden Bedrohung und Ungewissheit reifte der Entschluss, auszuwandern. Anhand der im Kreisamt überlieferten Reisepassanträge werden diese Tendenz und das damit verknüpfte Prozedere archivalisch greifbar.⁷⁸ Was hier unter dem Begriff „Auswanderung“ firmierte, glich in diesem Kontext vielmehr der Flucht bzw. Vertreibung. In jedem Falle war es ein kompliziertes Unterfangen und nicht zuletzt an Liquidität und Ausdauer gebunden. „Emigration bedeutete nicht nur den Verzicht auf Heimat und auf Hab und Gut; sie war immer auch der oft lange und verzweifelte Versuch, in eines der wenigen und schwer passierbaren Schlupflöcher zu gelangen.“⁷⁹ Der Nachweis von Bürgschaften und finanziellen Sicherheiten, schließlich das lange und aufzehrende Ausharren als Nummer auf einer Warteliste machten den Vorgang zur Tortur. Seit 1938 führte man zudem die „Judenstempel“ ein; ein rotes „J“ im Reisepass erlaubte es niemandem mehr, seine jüdische Herkunft – insb. für einen Grenzübertritt – zu verschleiern.

77 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 5081.

78 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 276.

79 Gerd STEFFENS: Ausgrenzung, Verfolgung, Enteignung, Deportation, Vernichtung: Die Leidensgeschichte der jüdischen Bevölkerung im Gebiet des heutigen Landkreises Darmstadt-Dieburg 1933-1945 mit einem Rückblick auf die zwanziger Jahre, in: Thomas LANGE (Hg.), „L'chajim“: Die Geschichte der Juden im Landkreis Darmstadt-Dieburg, Reinheim 1997, S. 209.



Kennkarte von Adolf Reiß (Innenseite) mit der Nr. 119, Kennort Lauterbach, ausgestellt in Lauterbach am 1. Februar 1939, nach seinem Tod 1943 vom KZ Sachsenhausen zurückgesendet (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 2311)

Diese Kennzeichnungspflicht war für die Absichten der nationalsozialistischen Verfolger von großer Bedeutung und entwickelte mit der Zeit neue und immer radikalere Ausformungen. Sie war nicht nur eine Begleiterscheinung, sondern integraler Bestandteil des Konzentrationsgedankens. Der Prozess der Konzentration ist überdies nicht nur im engeren Sinne – räumlich – zu verstehen (als Zusammenfassung einer bestimmten Personengruppe mit dem Ziel, diese möglichst geschlossen von einer anderen zu trennen). Sie erstreckt sich im Prinzip auch auf alle anderen Maßnahmen, um diese Personengruppe zielgerichtet zu markieren und zu separieren. So findet sie, nebenbei bemerkt, ihr Pendant bzw. eine Vorstufe bereits in der Sphäre der Akten. Eine Liste über alle jüdischen Inhaber eines Wandergewerbescheins in einem Gebiet ist eine Form dieser (aktenmäßigen) Konzentration. Auch wenn es auf den ersten Blick vielleicht absurd erscheinen mag, das Umfeld der Akten hier mit dem der Menschen zu vergleichen, so gibt es zwischen beiden Vorgängen doch einige Parallelen.

Um eine Konzentration herbeizuführen bzw. aufrechtzuerhalten, bediente sich die Bürokratie ausgiebig des Mittels der *Kennzeichnung*. Beispielhaft sei deren Rolle bei der Ghettoisierung im Generalgouvernement zitiert, wie sie Saul Friedländer beschrieben hat: „Die Kennzeichnung und Absonderung der Juden begann am 1. Dezember [1939- Anm. C.U.], als den jüdischen Bewohnern des Generalgouvernements im Alter von über 10 Jahren befohlen wurde, eine weiße Binde mit einem blauen Davidstern am rechten Arm zu tragen. Auf die Arm-

binde folgten schon bald das Verbot des Wohnsitzwechsels, die Ausschließung aus einer langen Liste von Berufen, das Verbot der Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel und die Verbannung aus Restaurants, Parks und dergleichen.⁸⁰ Das 4-Phasen-Schema von Raul Hilberg zu Grunde legend, wurde die Kennzeichnung notwendig auf Grundlage einer Definition, dann insb. auf dem Übergang zur Konzentration und dann wiederum dauernd während der Konzentration, in Vorbereitung auf die Vernichtung. Es ist eine Eigenschaft des Holocaust, dass das Gebot der Kennzeichnung für Juden letztlich erst mit dem Tod der gekennzeichneten Person endete. Sie diente der „richtigen“ Zuordnung der einzelnen Person zu einer bestimmten Kategorie (z. B. der Kategorie „Jude“), was notwendigerweise konkrete (Rechts)Folgen bzw. „Maßnahmen“ nach sich zog, die für diese Kategorie vorgesehen waren. Wie bereits ausgeführt, wurde diese Kennzeichnung, so wie die Konzentration an sich, nicht nur tatsächlich am Menschen vollzogen, sondern erstreckte sich auch auf die Sphäre der Akten. Eine Kennzeichnung wurde notwendig, um Juden „sichtbar“ und unterscheidbar zu machen. Auch hier denkt man zuallererst an die Kennzeichnung der Menschen, doch enthalten die Akten wiederum die Vorstufe. In Form von Listen verhalf die Kennzeichnung zur Vorbereitung und möglichst effizienten, engmaschigen Durchsetzung einer Maßnahme (etwa der lückenlosen Ausschaltung aus dem Wandergewerbe), so wie dann auch die offensichtliche Kennzeichnung ebenso unerlässlich war, um effizient und akkurat vorgehen zu können, z. B. auf Anhieb die jeweilige Zuordnung dieser Person zu einer Gruppe zu erkennen bzw. letzten Endes, im Sinne einer „Endlösung“, auch „niemanden zu vergessen“. Kurzum: Es gibt eine Parallele zwischen der (vermeintlich harmlos anmutenden) Zusammenfassung bestimmter Namen in den Akten und der Konzentration von Menschen im Alltag. Die gedankliche Linie ist dieselbe.

Zur Veranschaulichung des Zusammenhangs zwischen „räumlicher“ und „aktenmäßiger“ Konzentration noch ein letztes Beispiel: Der Registrierung aller jüdischen Wandergewerbetreibenden in einem Gebiet folgte konsequent deren Ausschluss von dieser Tätigkeit. So erfolgte auf Grundlage einer Norm (welche die Definition beinhaltete bzw. auf ihr beruhte) die aktenmäßige Konzentration, gefolgt von der eigentlichen Maßnahme. Auf die Auswahl/Kennzeichnung der jeweiligen Personengruppe in den Akten folgte im nächsten Schritt ein Berufs- bzw. Ausübungsverbot (von dem dann entsprechend jene Behörden Kenntnis erhielten, die – insb. vor Ort – für dessen Einhaltung zu sorgen hatten). Diese Technik, diese Vorgehensweise erinnert an jene *Konzentration*, die „räumlich“ betrieben wurde. Dies ist einfach zu erklären, denn beide Erscheinungsformen tragen die Wesenszüge einer Akkuratess, die lückenlos um sich greifen will. Die Personengruppe musste aufgrund „verlässlicher Informationen“ herausgefiltert, separiert werden, bevor die eigentliche Maßnahme eingeleitet werden konnte.

Die anfängliche bürokratische Separation in Form allgemeiner Karteien für Juden und spezifischer Listen übertrug sich bald auf die Verfolgten selbst und

80 FRIEDLÄNDER, Reich, 2010, S. 181 f. (s. Anm. 6).

tauchte z. B. in Form der übergroßen Initiale „J“ auf unterschiedlichen Passdokumenten (Kenn- und Lebensmittelkarten etc.), als Namenszusatz und schließlich als weithin sichtbarer „Judenstern“ auf deren Kleidung auf. Dabei stand die Kennzeichnungswut stets im Dienst der immer energischer projektierten Intention, einen Personenkreis aus der Gesellschaft herauszulösen und als separierte Gruppe den „Gesetzen“ eines mehr und mehr rechtsfreien Raumes auszusetzen – ausnahmslos, mit bürokratischer Akribie und Härte. Bürokratie ist das Schlüsselwort: Es soll hier deutlich werden, welcher verwaltungsmäßiger Vorgänge man sich bedienen konnte, wo Kontinuität vorlag. Sie wurden in den Dienst dieses Prozesses gestellt, sie waren notwendig, um den Genozid durchzuführen. Angesichts einer modernen, hochentwickelten, aber gleichzeitig auch traditionell verwurzelten Verwaltungsinfrastruktur begann die Umsetzung dieses ungeheuren Verbrechens sehr sachlich, sehr trivial: Mit der Registrierung der Opfer. Die Frage, wie weit die Registrierung intentional von der „Endlösung“ entfernt war, soll hier nicht besprochen werden; festzustellen ist jedoch, dass letzteres unbedingt von ersterem abhing.



Im Kreisamt Lanterbach geführte Akte (G 15 Lanterbach Nr. 2311) über Kennkarten im Kreis geborener Juden, heute im Hessischen Staatsarchiv Darmstadt (Foto: Nasser Amini).

Die „Judenkartei“, eines der „Lieblingsprojekte von Referat II 112“ (Friedländer) war das Paradebeispiel einer um sich greifenden Registrierung, also der aktenmäßigen Konzentration. Es handelte sich um ein gewaltiges, zentralistisches Überwachungsinstrument, das sich auf die funktionierende Zuarbeit eines flächendeckenden Unterbaus im gesamten Reich stützte. Die „Judenkartei“ diente, dirigiert von der Gestapo, anfangs der Erfassung und Überwachung einer Personengruppe und verwaltete deren forcierte Auswanderung. *Diese* akten-

mäßige Konzentration war die Basis aller bürokratischen Maßnahmen der Enteignung, Enteignung und Verfolgung. Ohne diese virtuelle Konzentration konnte eine räumliche Konzentration kaum gelingen: Die Kartei wurde so zur Grundlage für die „akkurate Endlösung“. Im Zuge der räumlichen Konzentration konnten die aktenmäßig Registrierten im großen Stil örtlich konzentriert und schließlich auch deportiert werden („Judenhäuser“, Ghettos, KZ etc.). Maßnahmen der Kennzeichnung zogen sich wie ein roter Faden durch diesen Prozess der Konzentration, beide Komponenten waren als Teile einer Ziel- und Zweckbestimmung eng miteinander verknüpft. 1941 avancierte wiederum eine Maßnahme der Kennzeichnung zum Wesensmerkmal und Kontrollinstrument absoluter „räumlicher“ Konzentration. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Tendenz zur Kennzeichnung längst die Sphäre der Akten verlassen, war als Beiname „Israel“ bzw. „Sara“ sowie als „J“-Stempel unmittelbar in die Papiere der Verfolgten gedrungen und wurde diesen nun in letzter Konsequenz ganz offiziell und offenkundig angeheftet – in Gestalt des „Judensterns“, der von Juden in der Öffentlichkeit gut sichtbar getragen werden musste, ob in den Ghettos, die man allenthalben im besetzten Osten einrichtete, in den tausenden Konzentrationslagern, in „Judenhäusern“ etwa der Stadt Frankfurt oder eben auf der Adolf-Hitler-Straße in Herbstein.⁸¹ Ganz gleich, wo sich Juden nun aufhielten – ob tatsächlich im engeren Sinne „konzentriert“ oder wie Familie Reiß noch in der eigenen Wohnung in Herbstein wohnhaft – diese Kennzeichnung konzentrierte sie allerorten. Bei Raul Hilberg heißt es: „Der Träger des Judensterns war exponiert; er hatte ständig das Gefühl, von allen Seiten angestarrt zu werden. Es war ihm, als habe sich die ganze Bevölkerung in Polizeikräfte verwandelt, die ihn observieren und sein Tun überwachen.“⁸² Damit war die aktenmäßige Konzentration räumlich und offensichtlich geworden – der Prozess hatte die nächste Eskalationsstufe erreicht. Denn hierdurch ging die Registrierung (in den Akten) nahtlos über in die Stigmatisierung (an den Menschen), womit der Konzentrationsgedanke, nunmehr auf höchstem menschenverachtendem Niveau rangierend, am Vorabend der Vernichtung zu einem vorläufigen Abschluss gekommen war. Es wurde gesagt, dass jeder Konzentration, gleich welcher Art, gleich welcher Gestalt, eine Konsequenz folgte. Mit *diesem* Status quo waren nunmehr die bürokratischen Voraussetzungen flächendeckend geschaffen. Das Verbot des Verlassens der Wohngemeinde, erlassen gemeinsam mit der Polizeiverordnung über den „Judenstern“, war dann der nächste zentrale Schritt auf dem Weg zur Einleitung der „Endlösung“.

Alle Juden deutscher Staatsangehörigkeit mussten „unter Hinweis auf ihre Eigenschaft als Jude“ Kennkarten beantragen. Adolf Reiß stellte den Antrag am 24. November 1938 bei der Ortspolizeibehörde Herbstein, d.h. beim Bürgermeisteramt, welches den Antrag an die Passbehörde – das Kreisamt – weiterleitete. Dieses jedoch schickte den Antrag nach einiger Zeit wieder zurück und

81 Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden vom 1. September 1941 (RGBl. I, S. 547).

82 HILBERG, Vernichtung, 1982, S. 131 f. (s. Anm. 6).

bemängelte das Fehlen der zusätzlichen jüdischen Vornamen. Der Antrag wurde daraufhin entsprechend korrigiert, der Vorname Adolf durch den Beamten um ein (fehlerhaftes) „Israel“ ergänzt – und scheinbar musste der Antragsteller noch einmal persönlich erscheinen, um auch seine geleistete Unterschrift entsprechend durch „Israel“ zu ergänzen. Das Standesamt hatte zwischenzeitlich eine aktualisierte Heiratsurkunde ausgestellt, welche die neuen Vornamen enthielt – diese genügte dem Kreisamt dann zur Ausstellung der Kennkarten. Eine Dublette der Karte verblieb jeweils als Beleg bei der Passbehörde.⁸³ Adolf Reiß erhielt seine Kennkarte am 1. Februar 1939 ausgehändigt, sie war fünf Jahre gültig, in diesem Fall bis zum 1. Februar 1944. Später wird ihre Rücksendung an das Kreisamt eines der raren Zeugnisse sein, welches das Konzentrationslager Sachsenhausen generell, und nahezu das einzige, was es hinsichtlich Adolf Reiß hinterließ.

Alle Juden über 15 Jahre mussten sich stets anhand dieser Kennkarte ausweisen. „Im Umgang mit Partei- und Verwaltungsstellen hatten sie von selbst auf ihre jüdische Abstammung hinzuweisen und unaufgefordert ihre Kennkarte vorzuzeigen.“⁸⁴ Adolf Reiß hatte offenbar genau dies im eingangs zitierten Schreiben, in dem er um Aufhebung des „Judenbanns“ bat, vergessen. Vier Tage später reichte er deshalb ein weiteres Schreiben nach, nur um noch hinzuzufügen, „daß ich Jude bin und Kennkarte Nr [sic] 00119 mit Kennort Lauterbach besitze.“⁸⁵ Wie aus den Entschädigungsakten hervorgeht, mussten Adolf und Mathilde Reiß ferner seit dem 19. September 1941 den Judenstern tragen.⁸⁶

Bereits 1934 hatte Adolf Reiß versucht, sich nach Holland abzusetzen, „in der Absicht, eine Existenz zu gründen“⁸⁷. Sein Reisepass wird in den folgenden Jahren mehrmals wieder eingezogen, weshalb er seine Herausgabe regelmäßig aufs Neue beantragen und hierfür seine Aktivität in Sachen Auswanderung bekunden musste. Unterdessen war seine Tochter Else Reiß (einzige Tochter aus der Ehe von Adolf und Mathilde Reiß) 1936 erfolgreich nach Palästina emigriert, zusammen mit ihrem späteren Mann Felix Wallenstein. Wie wir aus der zeitgenössischen Überlieferung wissen, konnte Else Reiß die enorme finanzielle Summe nur mit Unterstützung ihrer Schwester Antonie aufbringen. Noch viele Jahre nach 1945 war sie – als einzige Überlebende dieser Familie – von Gewissens-

83 Vgl. HStAD G 15 Lauterbach Nr. 2311. Diese Akte mit dem archivischen Titel „Kennkartenanträge und Kennkarten der im Kreis Lauterbach geborenen Juden“, die auch Lichtbilder sämtlicher dieser Personen enthält, dokumentiert auch teilweise deren Schicksal, da sie aus bestimmten Gründen (Tod, Abwanderung) von einer anderen Behörde/Stelle an die ausstellende Behörde, das Kreisamt, zurückgesendet worden sind. In jedem Falle existiert von jeder Person ein behördliches Zweitexemplar der Kennkarte. Insofern ist es eine aufschlussreiche „Datenbank“.

84 HILBERG, Vernichtung, 1982, S. 127 f. (s. Anm. 6).

85 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 54.

86 HHStA Abt. 518 Nr. 11056 fol. 64 bzw. fol. 210. Vgl. auch diesbezügliche Anweisungen des Landrates in Lauterbach an die Gemeinden (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 189^v ff.).

87 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 276 fol. 469.

bissen geplagt, weil sie überlebte, ihre Schwester dagegen nicht.⁸⁸ Doch auch Antonie Reiß ließ die Ausreise nicht unversucht, allerdings erst auffallend spät, im Jahr 1941. Nachdem sie zwischenzeitlich (seit 4. März 1940) in Apolda wohnhaft gewesen war, meldete sie sich Mitte Juni 1941 wieder in Herbstein an und beantragte die Ausstellung eines Reisepasses. Daraufhin fragte die Passbehörde des Kreisamtes Lauterbach zunächst in Weimar nach, „*ob und evtl. welche Bedenken gegen die beantragte Ausstellung des Passes bestehen.*“⁸⁹ Am 8. August berichtete Antonie dem Kreisamt in Lauterbach, dass ihre „*Auswanderung sich durch die Schließung der U.S.A. Konsulate verzögert. Weitere Bemühungen zur Auswanderung sind im Gange und werde ich [sic] die gewünschten Bescheinigungen vorlegen, sobald ich die Gewißheit zur Auswanderung habe.*“⁹⁰ Heute ist bekannt, dass sie diese Gewissheit nicht mehr erhalten sollte.

430

PERSONENBESCHREIBUNG	
Beruf	<i>Wirtin</i>
Geburtsort	<i>Herbstein</i>
Geburtsdatum	<i>25. Mai 1901</i>
Wohnort	<i>Herbstein</i>
Gestalt	<i>Mittel</i>
Gesicht	<i>rot</i>
Farbe der Augen	<i>Braun</i>
Farbe des Haars	<i>schwarzbraun</i>
Besond. Kennzeichen	<i>Keine</i>

KINDER		
Name	Alter	Geschlecht

Nr: 08279 6/39

Reisepass von Antonie Reiß, ausgestellt im Kreisamt Lauterbach am 16. September 1941, zwei Jahre später vom Finanzamt Lauterbach dorthin zurückgesandt (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 276)

88 KULTURVEREIN LAUTERBACH (Hg.), Fragmente, 1994, S. 113 ff. (s. Anm. 16).

89 Das Schreiben war „An den Herrn Polizeidirektor in Apolda“ adressiert – und gelangte zunächst zum Oberbürgermeister, der es an die Kriminalpolizei delegierte. Diese hatte nichts einzuwenden und befragte sodann die Gestapo/Staatspolizeistelle Weimar, die ebenfalls am 10. Juli 1941 berichtete, dass „über die R. in jeglicher Beziehung nichts Nachteiliges bekannt geworden ist.“ (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 276 fol. 457 f.).

90 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 276 fol. 456.

Interessanterweise beschäftigten sich die Behörden aber noch im Januar 1942, im Monat der zu erläuternden Verhaftung, mit einem Gesuch der Antonie Reiß um Erteilung eines Ausreiseseitvermerks für die Auswanderung nach Kuba. Am 16. September 1941 hatte die Passbehörde des Kreisamtes diesbezüglich bei der Gestapo Gießen nachgefragt, mit dem Hinweis: „*Die Ausreise soll voraussichtlich in ca [sic] 14 Tagen erfolgen.*“⁹¹ Gegen die Ausstellung eines solchen Vermerks zum Zwecke der Auswanderung hatte die Gestapo, wie sie am 22. September 1941 erklärte, nichts einzuwenden. Im darauf folgenden Januar berichtete Bürgermeister Dehn dem Landrat auf dessen Nachfrage, dass „*die Obgenannte ihre Auswanderungsabsichten noch nicht aufgegeben hat und mit den maassgebenden [sic] Stellen noch in Verbindung steht.*“ Der Zeitpunkt dieses Schriftwechsels ist insofern bemerkenswert, als Himmler bereits im Oktober 1941 „*im Hinblick auf die bevorstehende Endlösung der Judenfrage*“ die Beendigung aller jüdischen Auswanderung aus dem Reich verfügt hatte.⁹² Noch im Januar jedoch kam es, wenige Tage nach dem Ausstellungsdatum des letzten diesbezüglichen Schreibens, zur Verhaftung der Familie Reiß. Etwa zwei Jahre später, am 5. Januar 1943, vermerkte der Beamte der Passbehörde „*Die Obgenannte ist in Herbstein nicht mehr aufenthältlich*“ auf der Rückseite des letzten Briefes. Damit schloss der Vorgang, abgesehen von einer interessanten, noch zu erläuternden Beifügung. Das bedrückende Resümee ist, dass lediglich Else Reiß eine erfolgreiche Flucht beschieden war. Nach Ausbruch des Krieges schlossen sich die Schlagbäume vielerorts endgültig. Die durch die „Reichszentrale für jüdische Auswanderung“ forcierte Emigration kam zum Erliegen. Für die noch im Reich verbliebenen Juden wurde nun vorbereitet, was unter dem Titel „Endlösung der Judenfrage“ firmierte. Zum entscheidenden Zeitpunkt, aus historischer Sicht am „Vorabend der Vernichtung“, befanden sich drei von vier Mitgliedern der Familie noch in Herbstein.

„Unbekannt verzogen“ – Fragmente von Enteignung, Inhaftierung und Verschleppung

Ab Herbst 1941 wurde Familie Reiß wiederholt Opfer gezielter Enteignungsaktionen. Die Entwicklung dieser Einzelmaßnahmen, die schließlich in die vollkommene Ausplünderung, die Verschleppung und den Tod der Familie mündeten, beschreitet einen eigentümlichen und eigendynamischen Weg. Im Gegensatz zu dem Schicksal der (massenweise) Deportierten war dieser Einzelfall eher eine Verkettung situativer, unvorhersehbarer Faktoren und Vorkommnisse als ein durchorganisierter administrativer „Schachzug“. Er demonstriert einen behördlichen Vorgang, der letztlich in den Händen einiger weniger *entschieden* werden konnte und dynamisch vonstatten ging. Er ist damit beispiellos – und doch gleichzeitig ein Beispiel für die Heterogenität des Holocaust.⁹³

91 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 276 fol. 446.

92 FRIEDLÄNDER, Reich, 2010, S. 293 (s. Anm. 6).

93 Freilich behandeln die vorliegenden (Regional-)Studien zur Enteignung und Vernichtung der Juden vorwiegend den meist „homogenen“ Hergang im Zusammenhang mit den

In Carsten Dams' und Michael Stoll's Studie über die Gestapo heißt es: „Gestapobeamte gingen selbst auf Streife und durchsuchten Wohnungen von Juden ohne Verdacht und ohne richterliche Genehmigung. Entdeckten sie dabei Wolldecken, konnte dies für die Betroffenen bedeuten, nach Auschwitz deportiert zu werden.“⁹⁴ Sicherlich ohne Kenntnis des vorliegenden Einzelfalls werden hier gleichwohl recht präzise dessen Grundzüge beschrieben. Es ist jedoch aus verschiedenen Gründen von Interesse, diesen Fall möglichst genau zu analysieren. Die Geheime Staatspolizei Gießen terminierte eine Durchsuchungsaktion jüdischer Wohnungen in ihrem gesamten Einzugsgebiet, die sich auf Lebens-, Genussmittel und Mangelwaren konzentrierte, auf den 9. Oktober 1941 um 7 Uhr morgens. Kurz vor der Aktion hatte man noch per Telefon präzisiert: „Bei der Durchsuchung sind sämtliches Obst und Konserven (auch das von Juden selbst eingemachte) zu beschlagnahmen. Dergleichen alle Spirituosen, Weine und Tabakwaren. Von den Gemüsekonserven sind der Personenzahl und Größe der Gläser entsprechend einige Gläser zu belassen.“⁹⁵ Unter Beteiligung des Bürgermeisters und fünf Polizisten wurden daraufhin im Haus der Familie zahlreiche Waren beschlagnahmt, und zwar am 9. und 10. Oktober. Aus Sicht der Täter muss diese Aktion ein „voller Erfolg“ gewesen sein. Etliche konfiszierte Gläser und Büchsen mit Lebensmitteln gingen an die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt sowie das DRK (Bahnhofsverpflegungsstelle in Fulda). Die gesamte erbeutete Ware wurde für die Gestapo weisungsgemäß auf einer Übersicht erfasst, die insgesamt 61 Positionen – en detail inklusive Mausefallen, Seife und Stoffreste – auflistet. Auffallend ist die enorme und haushaltsunübliche Menge an Textilwaren (z. B. 216 Handtücher, 49 Betttücher etc.), die sicherlich Restposten der ehemaligen Textilhandlung darstellten. Wegen des Verdachts auf „Schwarzhandel“ wurde Adolf Reiß umgehend in „Schutzhaft“ genommen.⁹⁶ Er saß anfangs im Gerichtsgefängnis Herbstein, später auch bei der Gestapo in Darmstadt ein.⁹⁷ Es ist nahe liegend, dass er dort peinigende Verhöre über sich ergehen lassen musste, bevor er Anfang November wieder freigelassen wurde.⁹⁸ Über die weitere Verwendung und Verwertung der Textilsachen bestand indes Uneinigkeit. Mit Ausnahme einiger Wollsachen,

Massendeportationen. Hiervon abweichende Einzelfälle finden darin i. d. R. wenig Berücksichtigung.

94 Carsten DAMS/Michael STOLLE, Die Gestapo: Herrschaft und Terror im Dritten Reich, München 2008, S. 120.

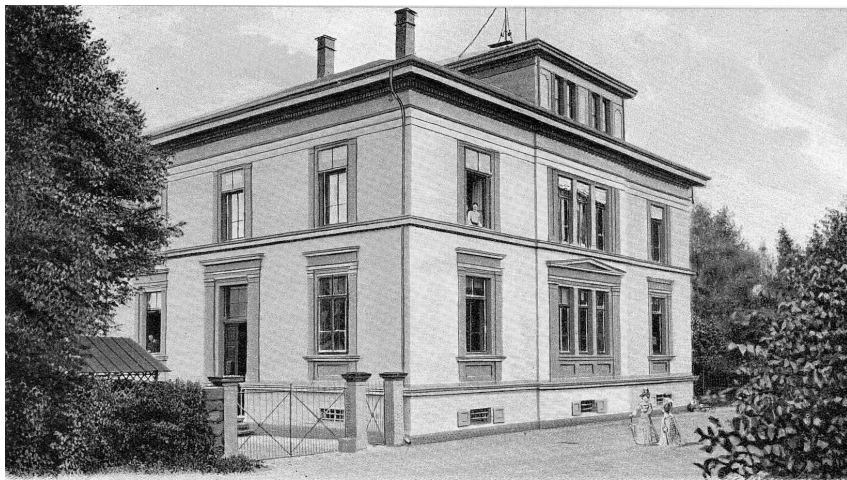
95 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 99.

96 Ein ähnlicher Fall ist z. B. aus Roth (heute zu Weimar) bei Marburg überliefert. Dort wurde Max Lilienfeld am 9. Mai 1941 verhaftet und in das KZ Breitenau eingeliefert; zum einen, weil er in für ihn verbotenen Geschäften Tabakwaren eingekauft hatte, zum anderen, weil diese bei einer Hausdurchsuchung gefunden und als „Hamsterwaren“ deklariert worden waren. Vgl. Barbara HÄNDLER-LACHMANN/Harald HÄNDLER/Ulrich SCHÜTT (Hgg.), Purim, Purim, ihr liebe Leut, wißt ihr was Purim bedeut?: Jüdisches Leben im Landkreis Marburg im 20. Jahrhundert, Marburg 1995, S. 220.

97 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 94 sowie HStAD G 15 Lauterbach Nr. 165 fol. 86f.

98 Vernehmungsniederschrift der Gestapo Gießen über die Vernehmung von Antonie Reiß vom 23. Februar 1942; in: HStAD G 15 Lauterbach Nr. 165 fol. 84 ff.

die kurz vor Silvester der Wehrmacht überlassen wurden, lag das gesamte Depot nun mehrere Monate ohne Bestimmung in der Kreisgendarmerie in Lauterbach. Die Gestapo-Außendienststelle Gießen vertröstete den Landrat am 13. November 1941 schriftlich, da sie selbst noch auf eine Entscheidung über die Verwendung von der Leitstelle in Darmstadt wartete.⁹⁹ Offenbar sah man aber zwischenzeitlich die Notwendigkeit einer „formalrechtlichen“ Übertragung der beschlagnahmten Gegenstände. Diese ist in Form einer handschriftlichen Erklärung vom 6. Januar 1942 überliefert, in der Adolf Reiß auf sein Eigentum an den Waren verzichtete und diese „dem Reiche kostenlos zur Verfügung“ stellte. Eine Formsache wohl, die, so kann angenommen werden, alternativlos und unter Ausübung massiven Druckes von ihm verlangt worden war. Und doch scheint das unscheinbare Schriftstück mehr zu berichten als man auf den ersten Blick erkennen mag. Der Anspruch an den Waren und die Entscheidungsgewalt lag, das war auch im Kreisamt klar¹⁰⁰, zweifelsohne bei der Gestapo in Gießen resp. Darmstadt. Diese bezeichnete die Gegenstände wenig später auch ausdrücklich als „staatspolizeilich sichergestellt“. Für den Landkreis indes schien die Verfügungsgewalt nicht in diesem Maß eindeutig zu sein, was auch die genannte Eigentumsübertragung erklärt.



Lauterbach - Kreisamt.

Lauterbach, Gebäude des Kreisamtes, Postkarte um 1900 (HStAD R 4 Nr. 28380)

Einerseits könnte man konstatieren, dass das Kreisamt einem Missverständnis aufgelaufen war und fälschlicherweise davon ausging, die zahlreichen Waren in Eigenregie lokal verwerten zu können. Viel nahe liegender aber ist der Verdacht, dass man dort konkret darauf spekulierte. Als Landrat Bonhard, der über alle

⁹⁹ HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 93.

¹⁰⁰ Vgl. Schreiben des Landrats in Lauterbach an die Gestapo Gießen vom 11. Oktober 1941 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 96).

Ereignisse in Herbstein nicht nur Bescheid wusste, sondern i. d. R. auch nachweislich selbst darüber entschied, nach vier Monaten noch immer keine abschließende Stellungnahme der Gestapo auf dem Tisch hatte, sah er sich offenbar selbst am Zug. Auf Grundlage des durch Adolf Reiß verbrieften Eigentumsverzichtes verfügte er den Verkauf der Waren durch die Gendarmerie an ein ortsansässiges Geschäft und versuchte damit, den Geldfluss an der Gestapo vorbei auf das hauseigene Konto zu leiten – der Erlös sollte nämlich der Kreis-kasse zu Gute kommen, wie aus internen Aktenvermerken ersichtlich wird.¹⁰¹ Als die Gestapo davon erfuhr, ließ ein unmissverständlicher Brief nicht lange auf sich warten. Damit einhergehend wurde die umgehende Übersendung der „*staatspolizeilich sichergestellten Gegenstände*“ nach Darmstadt angeordnet, was durch den Kreis – mit Abzeichnung Bonhards – im Einvernehmen mit der Gendarmerie am 9. März 1942 („*mit der Bahn in 3 Kisten*“) erledigt wurde. Im Resümee scheint es, als verberge sich hinter dieser Korrespondenz die exemplarische Aufnahme einer Art „Bereicherungswettlaufs“ (Meinl/Zwilling) – hier allerdings zwischen Gestapo und kommunaler Verwaltung.¹⁰²

Bemerkenswert ist das Ausmaß, das diese erste Durchsuchungs- und Enteignungsaktion nun noch annahm. Wie Antonie Reiß bei der Vernehmung zu Protokoll gab, kamen der Bürgermeister und weitere Personen am 10. Oktober 1941 „*nochmals in unsere Wohnung und räumten die von uns seither bewohnten Zimmer. Die Möbel wurden dann in unserem Laden und der Küche untergestellt. Die Räumung dauerte noch bis zum 11.10.41 vormittags gegen 11 Uhr an.*“¹⁰³ Besonders deutlich wird hier die im Laufe der Aktion entstandene konfiskatorische Eigendynamik. Laut Gestapo-Anweisung richtete sich die Aktion ursprünglich auf „*das Vorhandensein von übermäßigen Mengen an Obst- und Gemüsekonserven, Weinen, Likören, Tabakwaren und sonstigen Mangelwaren aller Art [...]*“ – diese Aufgabenstellung hätte ein Übergreifen auf das Mobiliar daher im Prinzip nicht gerechtfertigt; für das Vorgehen der Ortspolizei lag hierbei kein greifbarer Grund vor. Scheinbar sah sich Bürgermeister Dehn deswegen genötigt, den Hergang und seine eigene Intention für diese Maßnahme zu konkretisieren: „*Anschließend [...] ließ ich einen Teil der Reiss'schen Wohnung räumen, da mir aufgefallen war, daß Reiss noch 6 Räume bewohnte, wogegen einer anderen im Hause wohnenden arischen Familie nur 3 Räume zur Verfügung standen und daher gezwungen waren [sic], verschiedene Räume mit dem Juden Reiss zu teilen. Die Möbel [...] wurden in dem Laden des Reiss zusammengestellt.*“¹⁰⁴ Und letztlich beruhte diese Vorgehensweise, sprich: die Einschränkung des Wohnraums, durchaus auf einer „rechtlichen“ Grundlage, wie etwa an anderer Stelle – in einem Schreiben der Gestapo Gießen – deutlich wird. In einem völlig anderen Zusammenhang wird dort beiläufig darauf hingewiesen, man möge darauf

101 Vermerke Otto Bonhards vom 16. Januar und 5. Februar 1942 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 91).

102 Vgl. MEINL/ZWILLING, Raub, 2004, S. 174 f. (s. Anm. 6).

103 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 85v.

104 Niederschrift über die Vernehmung des Bürgermeisters Heinrich Dehn vom 12. März 1942 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 80).

achten, „daß Juden keine unnötig großen Wohnungen inne haben. Es ist ausreichend, wenn für jede Person (Erwachsene) ein Zimmer vorhanden ist.“^{105, 106}

Während man noch über die Eigentumsfrage des im Rahmen der ersten Aktion enteigneten Vermögens debattierte, liefen bereits die Vorbereitungen für den nächsten administrativen Beutezug. Im Dezember 1941 richtete sich die Aufmerksamkeit der Polizeidienststellen vorübergehend auf bestimmte Wertgegenstände. Der Gestapo Darmstadt teilte die Gendarmerie in Herbstein, die wiederum als ausführende Instanz der Gestapovorgaben fungierte, auf Nachfrage mit, „daß der Jude Adolf Israel Reiß in Herbstein im Besitze eines Fahrrades, Fernglas, kleines Format (Opernglas) und einem einaugigen Fernglases ist. [...] Dem Juden wurde erklärt, daß die Gegenstände vorläufig in seinem Besitze bleiben[,] er dieselben jedoch nicht benutzen darf.“¹⁰⁷

Eine weitere Sammlungsaktion in den Wintermonaten 1941/42, die bis zur gezielten Ausplünderung jüdischer Haushalte hin radikalisiert wurde, sollte das Schicksal von Familie Reiß besiegeln. Die genaue Rekonstruktion der Abläufe und ihre chronologische Zergliederung legen dabei verschiedene Verfahrens- und Eskalationsstufen offen. Die Initiative ging ursprünglich auf einen Aufruf Hitlers zur Abgabe von Woll-, Pelz- und Wintersachen für die Front zurück.¹⁰⁸ In dessen Gefolge begannen einzelne Ressorts und Gebietskörperschaften, diesen Appell anhand von Schnellbriefen an untergeordnete Stellen im ganzen Reich zu multiplizieren. Spenden sollten an die von der Partei eingerichteten Sammelstellen, etwa des Winterhilfswerks, abgegeben werden. Die Opferbereitschaft in den Haushalten und Behörden des Deutschen Reiches, die „Gaben der Heimat zum Weihnachtsgeschenk für die Ostfront“¹⁰⁹ spendeten, nahm die Gestapo Darmstadt zunächst zum Anlass, jüdische Haushalte dezidiert zur Teilnahme aufzurufen, wo man besonders die „in grossem Umfange vorhandenen Pelzgegenstände“ witterte. Im Rundschreiben der Gestapo, das u. a. den Landräten und Dienststellen der Ordnungspolizei zugestellt wurde, wurden die Eigentumsverhältnisse nach Maßgabe der „Verfügungsbeschränkung über das bewegliche Vermögen von Juden“¹¹⁰ geregelt und festgestellt, dass „die Genehmigung zur Verfügung über

105 Schreiben der Gestapo Gießen an den Landrat in Lauterbach, 10. Mai 1940. In diesem Schreiben geht es ursprünglich um die Erfassung jüdischer Arbeitskräfte. Dort wurde ferner um Einführung einer monatlichen Meldepflicht für Juden bei der Ortspolizeibehörde ersucht (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 5080).

106 Zur Typologie, zur Vielfalt und zum Spektrum von „Rechtsgrundlagen“ während der NS-Zeit siehe HILBERG, Quellen, 2003, S. 25 ff. (s. Anm. 64).

107 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 107.

108 Schreiben des Reichsministers und Chef der Reichskanzlei Hans Heinrich Lammers vom 23. Dezember 1941 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 165).

109 Aufruf in einem Schnellbrief des Deutschen Gemeindetags vom 27. Dezember 1941 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 165 fol. 242).

110 Aufgrund dieser Verordnung war es Juden prinzipiell verboten, über ihr bewegliches Vermögen zu verfügen. Abdruck der Bekanntmachung der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland in: „jüdisches Nachrichtenblatt“, 5. Dezember 1941, Nr. 73. Faksimile s.

alle im Rahmen dieser Aktion abgelieferten Gegenstände als erteilt anzusehen ist.“ Daraufhin lieferte Adolf Reiß ein Kontingent an Wollsachen freiwillig beim Bürgermeister in Herbstein ab, wovon dieser am 7. Januar 1942 dem Landrat Bericht erstattete. Die Aktion war damit jedoch noch nicht abgeschlossen. Zwischenzeitlich hatte sich das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) eingeschaltet und per Erlass vom 5. Januar 1942 eine Abgabepflicht für Juden im Rahmen dieser Aktion verfügt. Diese bezog sich nunmehr auf Woll- und Pelzsachen, Skier, Skiausrüstungen und Bergschuhe. Der Gestapo war damit sprichwörtlich Tür und Tor für einen gezielten Raubzug in jüdischen Haushalten geöffnet.¹¹¹ Es verwundert nicht, dass dem nun folgenden zweiten Rundschreiben vom 9. Januar 1942 ein deutlich verschärfter Ton zueigen war.¹¹² Jegliche Verstöße waren mit „schärfsten staatspolizeilichen Maßnahmen“ zu ahnden. Explizit wurde hier zum Gebrauch der „Schutzhaft“ aufgerufen. Diese faktische Konfiskation sollte möglichst anonym und indirekt verlaufen und keine Spuren hinterlassen: Bezeichnenderweise hatte die Gestapo angeordnet, dass sich keinerlei Hinweise auf die früheren Besitzer mehr in den Textilsachen befinden durften. Die Ausstellung von Quittungen an Juden wurde untersagt – wie auch ein persönlicher Kontakt zwischen den NSDAP-Ablieferungsstellen und jüdischen „Funktionären“. Stattdessen waren durch die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ Sammelstellen eingerichtet worden; auf dem Land oblag diese Aufgabe – wie auch das Herbsteiner Beispiel demonstriert – den Ortspolizeibehörden. Die Gestapo Darmstadt wies darauf hin, alle Fristen unbedingt einzuhalten, da sie selbst am 18. Januar 1942 dem RSHA Bericht zu erstatten hatte. Dieser Hergang skizziert anschaulich die Dynamik repressiver Enteignungsmaßnahmen im nationalsozialistischen Polizeistaat: Die im Prinzip harmlose Sammlungsaktion¹¹³ wird mithilfe eines schlichten Erlasses jener Spitzenbehörde, in der sich die rassenideologische Verfolgungs- und Vernichtungsabsicht institutionalisierte, zu einer konzertierten Welle der Enteignung.¹¹⁴ Im Übrigen zeigt dieses Beispiel einen weiteren Aspekt der

Datenbank „Jüdische Periodika in NS-Deutschland“ der Deutschen Nationalbibliothek (http://www.dnb.de/DE/DEA/Kataloge/Periodika/periodika_node.html).

111 Im Kreis Lauterbach kam es auch bei der zweiten noch verbliebenen jüdischen Familie Flesch in Ilbeshausen zu einer erneuten Beschlagnahmungsaktion am 15. Januar 1942 (Quelle: G 15 Lauterbach Nr. 165 fol. 236).

112 Zweites Schreiben der Gestapo Darmstadt in diesem Zusammenhang vom 9. Januar 1942 (ebd., fol. 234).

113 Vgl. jedoch zur Geschichte und dem ideologischen Selbstverständnis der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt: Herwart VORLÄNDER, Die NSV: Darstellung und Dokumentation einer nationalsozialistischen Organisation, Boppard am Rhein 1988.

114 Analoge Vorgänge, welche die Enteignungsmaßnahmen bei jüdischer Bevölkerung dokumentieren, finden sich im Hessischen Staatsarchiv bei Kreisamt Dieburg (G 15 Dieburg Nr. Q 595) und Kreisamt Erbach (G 15 Erbach Nr. G 594). Weitere Vorgänge bei den Kreisämtern Büdingen (G 15 Büdingen Nr. G 97) sowie Heppenheim (G 15 Heppenheim Nr. G 227) enthalten hierzu konkret keine Belege.

Bei Raul Hilberg ist nachzulesen, dass diese Aktion in ähnlicher, jedoch restriktiverer Form auch in Oberschlesien stattfand. Er führt an, dass am 29. Dezember 1941 eine dringende Verordnung von Chajim Merin, einem Mitglied des jüdischen Direktoriums

Tragweite von Maßnahmen für die Volkswohlfahrt. So erwarb die NSV nicht nur im großen Stil den „Besitz deportierter oder geflohener Juden, vor allem Hausrat, Wäsche und Lebensmittel, und gab sie an ‚bedürftige Volksgenossen‘ weiter“¹¹⁵; auch wurde die dezidierte Enteignung noch ansässiger Juden für Zwecke der NSV durch kooperierende Dienststellen von Polizei und Verwaltung forciert.

Als Reaktion auf diese Maßnahme scheint Adolf Reiß nochmals Wollsachen bei der Sammelstelle abgeliefert zu haben. Der Bürgermeister berichtete auch dies an den Landrat, der die Ergebnisse der Sammelaktion „*bei den 2 noch vorhandenen jüdischen Familien im Kreis*“ am 16. Januar 1942, unter Beifügung der Quittungen, an die Gestapo korrespondierte.¹¹⁶ Am selben Tag erfolgte in Herbstein allerdings noch eine Durchsuchung, wobei weitere bzw. letzte Reste von Wollsachen auftauchten. Obwohl die Angelegenheit formal erledigt war, hatten Bürgermeister und Gendarmerie offenbar noch Verdachtsmomente gehegt und sich mehrmals Zutritt zur Wohnung von Familie Reiß verschafft, um diese zu durchsuchen.¹¹⁷ In ihrer Akribie erinnert diese Vorgehensweise an die erste Aktion im Oktober 1941. Auffällig ist, dass in den Gestapo-Rundschreiben ein Verbleib jeglicher Wollsachen bei den Juden nicht vorgesehen war, so dass kategorisch alle – auf Grundlage einer schwammigen Definition – als solche angesehenen „Wintersachen“ enteignet werden konnten. Die offenbar für den Eigenbedarf zurückgehaltene warme Kleidung konnte Familie Reiß nun als eine Art „Pflichtverletzung“, sprich: als Gesetzesverstoß ausgelegt und entsprechend geahndet werden. Daraufhin berichtete der Bürgermeister ein letztes Mal, dass auch diese Wollsachen an die Sammelstelle abgegeben worden sind. Die Ahndung erfolgte in weisungsgemäßer Härte: Die vollzogene Inhaftierung der gesamten Familie klingt im Bericht nur flüchtig an: „*Da der Jude bezw. Familie Reiß diese Sachen verschwiegen hat, wurden sie vorläufig festgenommen und der Staatspolizei Gießen am 17.1.42 übergeben.*“¹¹⁸

von Gemeinderäten im östlichen Oberschlesien, unterschrieben wurde, in der die Räte angewiesen wurden, alle Skiausrüstungen der Juden in der Region inklusive Stiefel und Socken einzusammeln und den deutschen Behörden zu übergeben. Eine verschärfte Abgabepflicht ist hier bereits im Dezember belegbar, während diese für Juden im „Altreich“ erst am 9. Januar 1942 angeordnet wurde. (vgl. HILBERG, Quellen, 2003, S. 64 f.; s. Anm. 63). Auch Alex Faitelson weist auf eine „Pelzaktion“ im Ghetto Kaunas und diesbezüglichen passiven Widerstand hin. Am 27. Dezember 1941 wurde dort der Befehl zur Abgabe von Pelzprodukten via Erlass an den Hauswänden bekannt gegeben (vgl. Alex FAITELSON, Im jüdischen Widerstand, Baden-Baden/Zürich 1998, S. 89).

115 SPARKASSEN-KULTURSTIFTUNG HESSEN-THÜRINGEN (Hg.), Legalisierter Raub: Der Fiskus und die Ausplünderung der Juden in Hessen 1933-1945, Frankfurt am Main 2002, S. 15.

116 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 233.

117 Protokoll über die Gestapo-Vernehmung von Heinrich Dehn am 23. März 1942; in: HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 80.

118 Schreiben des Gendarmeriepostens Herbstein an den Landrat in Lauterbach, ausgestellt am 16. Januar 1942. Das Ausstellungsdatum ist irreführend, da im Schreiben auf die zurückliegende Gestapo-Übergabe am 17. Januar Bezug genommen wird.

Q u i t t u n g

über abgelieferte Wollsachen.

Heute wurden von Bürgermeister Dehn Hezbein²³²
folgende bei dem Juden Adolf Jsrael Reiss Herbststein
vorgefundenen Wollsachen bei der Sammelstelle Herbst
stein abgeliefert:

- 18. Unterhosen
- 12. Hemden
- 18 Paar Strümpfe
- 1 Knäuel Garn
- 3 Deckchen
- 2 Kopfwärmer
- 2 Badetücher
- 5 Decken
- 2 Westen
- 3 Laibbinden
- 2 Kolter
- 1 Brustwärmer



Herbstein, den 16. Januar 1942

Ortsgruppenleiter

[Handwritten signature]

*Quittung über konfiszierte Wollsachen der Familie Reiß des Ortsgruppenleiters der NSDAP,
vom 16. Januar 1942 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 165)*

Das Reichssicherheitshauptamt beabsichtigte, die Deportation der gesamten jüdischen Bevölkerung aus dem Volksstaat Hessen im Sommer 1942 abzuwickeln.¹¹⁹ Anhand der Quellen ist jedoch festzustellen: Als die Deportationszüge Ende September 1942 den Bahnhof Darmstadt in Richtung Theresienstadt bzw. in die Vernichtungslager im Generalgouvernement Polen verließen, waren die Mitglieder der Familie Reiß bereits tot bzw. befanden sich noch in KZ.¹²⁰ In

119 KINGREEN, *Gewaltsam verschleppt aus Oberhessen*, S. 5 ff. (s. Anm. 17). Vgl. hierzu als zentrales Dokument das Schreiben der Gestapo Gießen vom 17. September 1942 an diverse Landräte und den Oberbürgermeister in Gießen: „Die Evakuierung der Juden in Oberhessen ist durchgeführt. Die von ihnen innegehabten Wohnungen sind versiegelt. [...]“ (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 112).

120 Dieses Faktum war Else Reiß zum Zeitpunkt ihres Antrages auf Wiedergutmachung (27. März 1950) übrigens nicht bekannt. Man ging stattdessen davon aus, dass Familie Reiß in einem der Massentransporte nach Osten deportiert worden war. Aus diesem Grund

Folge des „Betrugs“ bei der Sammelaktion für Wintersachen waren sie verhaftet, durch die Gestapo Gießen inhaftiert und auf deren Antrag in Konzentrationslager verbracht worden.

Dem Kreisamt Lauterbach wurde der Sachverhalt postalisch mitgeteilt: „Das verwerfliche Verhalten der jüdischen Familie Reiss ist [...] mit den schärfsten staatspolizeilichen Massnahmen zu ahnden. Ihre Einweisung in ein KL. ist beim RSHA. Berlin beantragt.“¹²¹ Landrat Bonhard leitete die Nachricht „zur gefälligen Kenntnissnahme“¹²² dem Bürgermeister zu. Aus dem Gestapo-Schreiben geht obendrein hervor, dass diese Maßnahme – neben dem Verstoß gegen die Ablieferungspflicht – noch an ein weiteres „Vergehen“ gebunden war: „Zudem stellt die falsche Anschuldigung der Tochter Antonie Sara Reiss eine schwere Beleidigung des Bürgermeisters Dehn und der Gend.Beamten dar.“

Geheime Staatspolizei
Staatspolizeistelle Darmstadt
Außendienststelle Gießen

Gießen, den 5. Mai 1942. 77

Neuen Bäu 23
Sensur 4441 u. 4442

Tgb. Nr. IV. B. 4 - 175/42./Kei.
(Bei Rücktritt Tgb. Nr. angeben)

An den
Herrn Landrat
L a u t e r b a c h .

Landrat Lauterbach
Eing. 7. MAI 1942 N1029057

Betrifft: Den Juden Adolf Israel Re i s s, geb. am 25.10.1870 zu Herbstein seine Ehefrau Mathilde Sara, geb. Seligmann, geb. am 1.11.1882 zu Kettwig und deren Tochter Antonie Sara Reiss, geb. am 25.5.1901 zu Herbstein, sämtlich wohnhaft in Herbstein, Adolf-Hitler-Strasse 3.

Vorgang: Dort. Schreiben vom 12.3.42.

Auf Grund des Sachverhalts hat die Familie Reiss bewusst gegen die Bestimmungen über die Ablieferungspflicht der Woll- und Pelzsachen verstossen. Zudem stellt die falsche Anschuldigung der Tochter Antonie Sara Reiss eine schwere Beleidigung des Bürgermeisters Dehn und der Gend. Beamten dar. Das verwerfliche Verhalten der jüdischen Familie Reiss ist daher mit den schärfsten staatspolizeilichen Massnahmen zu ahnden. Ihre Einweisung in ein KL. ist beim RSHA. Berlin beantragt.

Von der Einleitung eines Strafverfahrens gegen die Tochter Antonie Sara Reiss wegen falscher Anschuldigung und Beleidigung wird mit Rücksicht auf

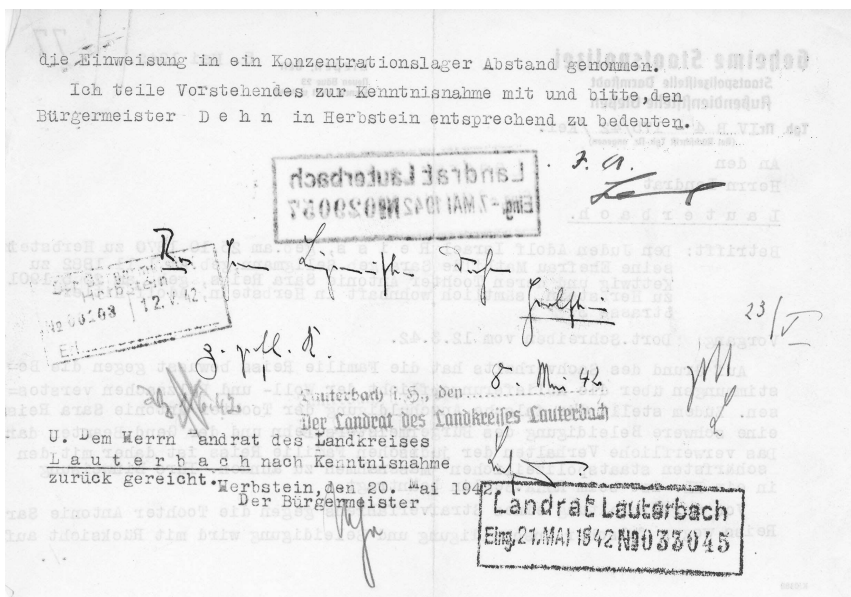
K/0388

*Mitteilung der Gestapo Darmstadt (Außendienststelle Gießen) an den Landrat in Lauterbach über die für Familie Reiss beantragte KZ-Einweisung, datiert vom 5. Mai 1942 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568)
Vorderseite.*

wurde im Formular bei „Ort und Datum des Todes“ angegeben: „1942 deportiert nach Theresienstadt und dort verschollen“. Auf dem Erbschein des Amtsgerichtes Lauterbach, der später nachgereicht wurde, finden sich allerdings die korrekten Angaben (HHStA Abt. 518 Nr. 11056).

121 Schreiben der Gestapo Gießen an den Landrat in Lauterbach vom 5. Mai 1942 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 165 fol. 77).

122 Im Original abgekürzt.



Mitteilung der Gestapo (Außenstelle Gießen) an den Landrat in Lauterbach über die für Familie Reiß beantragte KZ-Einweisung, vom 5. Mai 1942, mit Kenntnisnahmevermerken u. a. des Bürgermeisters Dehn in Herbstein (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568)
Rückseite

Dieser Passus nimmt Bezug auf die letzte Durchsuchungsaktion, bei der Tochter Antonie Reiß den Satz „Vater, lass Dich [doch] nicht ganz ausplündern!“¹²³ ausgerufen hatte. Wie sie im Vernehmungsprotokoll gegenüber der Gestapo erläuterte, hatte sie den Bürgermeister beschuldigt, bei der ersten Aktion im Oktober 1941 diverse Dinge – z. B. eine Flasche Cherry – zur eigenen Bereicherung aus dem Keller entwendet zu haben. Interessanterweise wurde die Anschuldigung tatsächlich durch die Gestapo geprüft. Neben Antonie Reiß, die in Haft saß und durch die Gestapo vernommen wurde, hatte sich auf Anweisung der Gestapo auch Bürgermeister Dehn hierzu zu äußern. Dessen Vernehmung wurde am 12. März 1942 im Kreisamt Lauterbach durchgeführt. Scheinbar argwöhnte man seitens der Gestapo hier eine private Bereicherung des Bürgermeisters und verfolgte die Anschuldigung deswegen. In den hierbei angelegten Verhörprotokollen finden sich weitere Details und ausführliche Beschreibungen der Durchsuchungsaktionen, auf die an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden kann. Natürlich dementierte Bürgermeister Dehn die Anschuldigung, die seiner Ansicht nach einen „ganz gemeinen Racheakt“ darstelle. Seinem Strafantrag, den er wegen Beleidigung stellte, schloss sich der Landrat –

123 In dem Vernehmungsprotokoll der Antonie Reiß ist der Ausspruch – im Gegensatz zu dem Protokoll des Bürgermeisters – mit „doch“ zitiert (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 80 ff. und 84 ff.).

obwohl er mit dieser hier zu Debatte stehenden Angelegenheit bekanntlich rein gar nichts zu tun hatte – prompt an. Das Verfahren wurde fallen gelassen und – wie erwähnt – sogar gegen die Familie verwendet: „*Von der Einleitung eines Strafverfahrens [...] wird mit Rücksicht auf die Einweisung in ein Konzentrationslager Abstand genommen.*“

Eine vom Bürgermeister bei der Gestapo zu Protokoll gegebene Aussage sei hierzu noch zitiert: „*Ich habe vor der Aktion die beteiligten Helfer noch darauf hingewiesen, daß alles in Ordnung hergehen müsse und sich niemand an dem jüdischen Eigentum vergreifen dürfe.*“ Unabhängig davon, ob diese Instruktion tatsächlich ergangen ist, birgt diese Aussage doch einen erwähnenswerten Akzent in sich. An Selbstzeugnissen wie diesem ist die Einstellung, mit der man offenbar an solchen Aktionen teilnahm, gut ablesbar. Den Begriff der „Ordnung“ bzw. des geordneten Hergangs (einer Enteignung!) konnte man immer soweit erfüllen bzw. strapazieren, wie es Recht und Gesetz vorgaben. Im totalitären NS-Staat konnte Unrecht einfach in Recht umlegitimiert bzw. umdefiniert werden. Moralische Einwände maß der diensthörige Beamte dann de lege lata – nach geltendem (Un)Recht. So war es hier möglich, darauf zu achten, dass sich keiner „an jüdischem Eigentum vergreife“, obwohl man sich just in diesem Moment an jüdischem Eigentum vergriff.



*Herbstein, Panorاماansicht auf einer Postkarte, datiert von 1942
(HStAD R 4 Nr. 279519)*

Die folgenden Monate sind nebulös, nur grobe Konturen der Ereignisse sind rekonstruierbar. Familie Reiß hatte das Umfeld der fleißig korrespondierenden Kommunalbehörden verlassen. Die Quellenlage der folgenden Instanzen – des Umfeldes von Gestapo bzw. KZ – ist wesentlich schlechter; wenige Fragmente helfen, die Geschehnisse zu skizzieren. 1943 berichtete der Herbsteiner Bürger-

meister gegenüber der Devisenstelle auf ihre Nachfrage nach dem Verbleib der Familie: „Die gesamte Familie des Juden Adolf Israel Reiss, wurde im Januar 1942 verhaftet und der Geheimen Staatspolizei Giessen vorgeführt. Soweit mir bekannt wurde sie von Dort [sic] in ein Konzentrationslager verbracht. Nach Mitteilung der Geb. Staatspolizei Giessen ist die Familie verstorben. Todestag ist mir nicht bekannt.“¹²⁴ Eine Zeitzeugin, die zu dieser Zeit im Standesamt Herbstein beschäftigt war, konnte diese Aussage teilweise bestätigen. Sie erinnerte sich, dass die Familie 1942 verhaftet, für eine Nacht vor Ort gefangen gehalten und dann nach Gießen abgeschoben wurde.¹²⁵

An diesem Punkt trat die Gestapo in Gießen – mit Ausnahme der kurzzeitigen Inhaftierung Adolf Reiß’ im Herbst 1941 – erstmals selbst und unmittelbar in Erscheinung. Bis dato hatte ihr das Kreisamt und in letzter Hinsicht die Gendarmerie in Herbstein als höriger und i. d. R. zuverlässiger „verlängerter Arm auf dem Lande“ gedient, so dass ihre Polizisten nach Quellenlage nicht ein einziges Mal selbst vor Ort auftauchten. Dessen ungeachtet hatte die Gestapo, getreu ihrem Auftrag und Selbstverständnis, polizeilich-administrativ und politisch-ideologisch sehr regen Einfluss genommen, Anordnungen gegeben und damit oft ganz wesentliche und entscheidende Akzente hinsichtlich der Enteignung und Verfolgung gesetzt. Immerhin ist es – hier am Beispiel der Gestapo Gießen – bezeichnend, dass sie eine Vielzahl schriftlicher Dokumente hinterließ, ohne eigene Quellen überliefert zu haben.¹²⁶ Diese finden sich stattdessen in etlichen Vorgängen bei zahlreichen Dienststellen, im vorliegenden Falle z. B. in der Provenienz von Kreisamt, Arbeitsamt und Devisenstelle; und es sind mehr als nur versprengte Fragmente, vielmehr die Zeugnisse einer stetigen und nachdrücklichen Einflussnahme. Im Umkehrschluss muss hinzugefügt werden, dass sich jede Gestapo-Stelle ihrerseits auf die aktive Mitwirkung einer Vielzahl zuverlässiger Dienststellen verlassen konnte. Nur so konnte sie ihre Präsenz angesichts einer begrenzten Anzahl an Dienststellen und Personen – gerade in der Provinz – aufrechterhalten. Die relativ wenigen Leit- und Außenstellen operierten z. B. mit Stellen der Kriminal- und Ortspolizei, Zoll- und Grenzbehörden, den lokalen Bürgermeisterämtern und Staatsanwaltschaften sowie den Ortsgruppen der NSDAP.¹²⁷ Gerade den Kreis- und Ortspolizeibehörden sowie der Gendarmerie wurde eine bedeutsame Zuträgerfunktion als Hilfsorganen der Gestapo zuteil.¹²⁸ Die Gendarmerien, die aus den Landjägerien hervorgegangen waren, orientierten sich in Ihrer Organisation an der Struktur des Kreises und übten traditionell

124 HHStA Abt. 519/3 Nr. 31502 fol. 8.

125 KULTURVEREIN LAUTERBACH (Hg.): Fragmente, 1994, S. 117 (s. Anm. 16).

126 Vgl. MEINL/ZWILLING, Raub, 2004, S. 484 f. (s. Anm. 6).

127 Eric A. JOHNSON/Karl-Heinz REUBAND, Die populäre Einschätzung der Gestapo: Wie allgegenwärtig war sie wirklich?, in: Gerhard PAUL/Klaus-Michael MALLMANN (Hgg.), Die Gestapo: Mythos und Realität, Darmstadt 1995, S. 417 f.

128 Peter NITSCHKE, Polizei und Gestapo: Vorauseilender Gehorsam oder polykratischer Konflikt? in: Gerhard PAUL/Klaus-Michael MALLMANN, Die Gestapo: Mythos und Realität, Darmstadt 1995, S. 306 ff.

den polizeilichen Vollzugsdienst auf dem Lande aus. Administrativ waren sie dem Regierungspräsidenten bzw. dem Chef der höheren Verwaltungsbehörde (in Hessen also seit 1933 dem Reichsstatthalter in Darmstadt) und unmittelbar den Landräten unterstellt.¹²⁹ Der Landrat war insofern die zuständige Kreispolizeibehörde. Landrat Bonhard definierte dieses Selbstbild an anderer Stelle mit folgenden Worten: „*Der Landrat ist Repräsentant der obersten Polizeigewalt in seinem Landkreise.*“¹³⁰ Auf der untersten Ebene – den Gendarmerien – kristallisierte sich (nach einer erneuten Umbenennung im Jahre 1939) folgende Verwaltungsgliederung heraus: Auf Kreisebene bestand ein Gendarmerie-Inspektor (Lauterbach), in dessen Unterbau die im Kreis verteilten Gendarmerie-Einzelposten bzw. – ab einer Zahl von zwei Gendarmen – Gendarmerieposten ressortierten.¹³¹ Die Gendarmerien nahmen vor Ort sowohl ordnungs- als auch sicherheitspolizeiliche Aufgaben wahr, wie ein Bericht des Gendarmeriemeisters Lauterbach an den Landrat vom 20. März 1940 erkennen lässt: „*Im Gendarmeriekreis Lauterbach sind die Gendarmen etwa 60 Prozent für die Ordnungspolizei und 40 Prozent für die Sicherheitspolizei tätig. Die überwiegende Tätigkeit fällt in die Tätigkeit der Ordnungspolizei.*“¹³²

Mit dem Bestreben der Zentralisierung („Verreichlichung“) wurden sämtliche Polizeivollzugsbeamte seit 1937¹³³ einerseits in den unmittelbaren Reichdienst übernommen und dann, gemeinsam mit Schutzpolizei etc., unter der Behördenklammer der „Ordnungspolizei“ zusammengefasst.¹³⁴ Das entsprechende Hauptamt wurde auf der Ebene der SS-Spitzeninstanzen platziert, wodurch Himmlers Wille zur Verschmelzung von Partei- und Staatsinstitutionen demonstriert wurde.¹³⁵ Mit dessen Ernennung zum „Chef der deutschen Polizei“ am 17. Juni 1936 waren die Weichen für die Verschmelzung von SS und Polizei bereits gestellt worden – die Polizei wurde nach den Vorstellungen des Nationalsozialismus umgestaltet. Die direkte Schnittstelle der einzelnen Ord-

129 Dem dort angesiedelten „Kommandeur der Gendarmerie“ oblag die Dienstaufsicht sowie die Ausbildung innerhalb der Gendarmerie. Vgl. die Ausführungsbestimmung zum Runderlass des Reichsministeriums des Innern vom 26. Juli 1939 über Organisation der Gendarmerie (Ministerialblatt des Reichs- und Preußischen Ministeriums des Innern Nr. 47 vom 22. November 1939; als Exzerpt in: HStAD G 15 Lauterbach Nr. 2325). Quellen wie Erlasse, Rundschreiben und Tagesbefehle etc. finden sich für Hessen z. B. im HStAD, Bestand G 12 A (Landespolizei, Schutzpolizei, Gendarmerie).

130 Stellungnahme Bonhards gegenüber dem Leiter der SD-Außenstelle Friedberg, Fritz Sänger, hinsichtlich „Zusammenlegung der staatlichen Kreisverwaltungen und der Kreis selbstverwaltung“ vom 6. Januar 1943 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 4671 fol. 10).

131 Friedrich WILHELM, Die Polizei im NS-Staat: Die Geschichte ihrer Organisation im Überblick, Paderborn/München/Wien/Zürich 1999, S. 88.

132 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 2325 fol. 94.

133 Gesetz über Finanzmaßnahmen auf dem Gebiete der Polizei vom 19. März 1937 (RGBl. I, S. 325).

134 Dies umfasste die gesamte uniformierte Polizei, bestehend aus Schutzpolizei, Gendarmerie, Gemeindepolizei sowie technischer Nothilfe und Feuerschutzpolizei. Zum Überblick über die gesamte Polizeistruktur s. Schaubild „Die Organisation der Polizei im NS-Staat“ bei WILHELM, Polizei, S. 245 (dort im Anhang; s. Anm. 131).

135 DAMS/STOLLE, Gestapo, 2008, S. 28 (s. Anm. 94).

nungspolizei-Formationen zum Kompetenz- und Zugriffsbereich Himmlers bestand in der Mittelinstanz der „Inspekture der Ordnungspolizei“.¹³⁶ Dieser nahm u. a. Einfluss auf die Kreisämter, womit sich dieser Organisationskreis schloss.¹³⁷ Die Grundzüge dieses gesamten Umgestaltungsprozesses waren die Herauslösung der Polizei aus dem Staat und ihr Transfer in einen nahezu uneingeschränkt waltenden, ideologisierten Machtapparat. Himmler selbst hatte die Rolle der nationalsozialistischen Polizei im Mai 1937 wie folgt definiert: „a) Die Polizei hat den Willen der Staatsführung zu vollziehen und die von ihr gewollte Ordnung zu schaffen und aufrechtzuerhalten. b) Die Polizei hat das deutsche Volk als organisches Gesamtwesen, seine Lebenskraft und seine Einrichtungen gegen Zerstörungen und Zersetzung zu sichern. Die Befugnisse einer Polizei, der diese Aufgaben gestellt sind, können nicht einschränkend ausgelegt werden.“¹³⁸ Aus dieser Machtfülle und diesem Selbstverständnis ergab sich auch eine zentrale Rolle im Rahmen der Verfolgung und Enteignung. „Die Anordnung von Hausdurchsuchungen sowie Beschlagnahme und Beschränkung des Eigentums auch jenseits der dafür zulässigen gesetzlichen Limitationen wurden nun für rechtmäßig erklärt.“¹³⁹ Das vorliegende Beispiel veranschaulicht dies und verdeutlicht darüber hinaus einen wichtigen Punkt: Als Organ zur Ausführung von Gestapo-Befehlen potenzierten sich letztlich auch die Möglichkeiten einer kleinen Gendarmeriestation hin zu einem erweiterten polizeilichen Spielraum durch mehr Einfluss und Zugriff vor Ort. Sie war es, die die Hausdurchsuchungen und Beschlagnahmungen in Herbstein vornahm. Dabei trat sie hier, in einer ländlichen Kleinstadt, als letzte Instanz des Machtapparates auf und partizipierte so – vermittelt Kreisamt und Bürgermeister – an dem neuen, entfesselten polizeilichen Selbstverständnis. Die *funktionale* Verschmelzung von Polizei und Behörden, die erkenn- und belegbar an „einem Strang zogen“, funktionierte im vorliegenden Fall als wirkungsvolles Zusammenspiel in einem Dreiklang zwischen Gestapo, Kommunalverwaltung (Kreisamt/Bürgermeister)¹⁴⁰ und Gendarmerie. Das hier thematisierte Beispiel kann

136 NITSCHKE, Polizei, 1995, S. 309 (s. Anm. 128).

137 Vgl. HStAD G 12 A Nrn. 41/3 und 41/4.

138 Zitiert nach: DAMS/STOLLE, Gestapo, 2008, S. 43 (s. Anm. 94).

139 NITSCHKE, Polizei, 1995, S. 308 (s. Anm. 128).

140 Wenn hier von „Kommunalverwaltung“ gesprochen wird, so muss hinsichtlich der Landkreise Folgendes hinzugefügt werden: die 1821 als *staatliche* Verwaltungsbehörde gegründeten Landkreise waren ab 1874 durch Einrichtung von Kreistagen und Kreisausschüssen auch Selbstverwaltungsorgane nach preußischem Vorbild. Insofern bestand hier eine Janusköpfigkeit, die 1936 im Zuge der „Gleichschaltung“ durch Aufhebung des Selbstverwaltungselements der Kreistage beseitigt wurde. Die Aufgabenerledigung in seinem Amt begriff der Landrat seinerseits dennoch auch als „Selbstverwaltung“, wie es etwa von Landrat Bonhard dokumentiert ist, wenngleich er diese, wie er angibt, in der Praxis nur schwer von der Erledigung staatlicher Aufgaben unterscheiden konnte: „Es sind mir in während meiner langjährigen Tätigkeit auf verschiedenen hessischen Kreis- später Landratsämtern niemals Fälle bekannt geworden in denen einzelne Angelegenheiten vom Gesichtspunkte der Kreisselbstverwaltung anders beurteilt wurden als vom Gesichtspunkte des Staates.“ (Stellungnahme Bonhards vom 6. Januar 1943, s. Anm. 130); vgl. Hessisches Staatsarchiv Darmstadt (Hg.), Reperto-

damit nicht für einen „Konkurrenzkampf“ zwischen Ordnungspolizei und Gestapo sprechen, sondern exemplarisiert das Gegenteil.¹⁴¹ Der Erfolg der eingeleiteten Aktionen war insofern, wie Carsten Dams und Michael Stolle feststellten und das vorliegende Beispiel unterstreicht, das „Resultat des Bemühens der Polizei, die Vorgaben der Gestapo pflichtgetreu zu erfüllen. In einer Mischung aus Gehorsam und Autoritätsgläubigkeit, möglicherweise auch aus Karrierismus und ideologischer Indoktrinierung waren ‚normale‘ Polizisten bereit, an der gewaltsamen Unterdrückung und Verfolgung mitzuwirken, welche die Gestapo inszenierte“¹⁴².

Bedeutend ist insbesondere der Umstand, dass die Einflussnahme der Gestapo auf die ausführenden Polizeistellen indirekt stattfand und sich faktisch erst durch „Mittler“ – d. h. Instanzen der Kommunalverwaltung – artikuliert. Der Landrat und seine Behörde fungierten gewissermaßen als „Drehkreuz“ polizeilicher Maßnahmen. Er empfing Weisungen der Gestapo und verfügte weiter an die Kreis-Gendarmerie, diese wiederum an ihre nachgeordneten Posten. Der jeweilige Bürgermeister (teilweise auch der Posten selbst) meldete daraufhin entweder Erfolg oder Fehlanzeige zurück an den Landrat, dieser sammelte und berichtete gebündelt an die Gestapo. Die organisatorische und funktionelle Bedeutung kommunaler Institutionen, die Maßnahmen der Enteignung und Verfolgung quasi en passant als Teil des täglichen Dienstgeschäftes erledigten bzw. vermittelten, ist daher keinesfalls zu unterschätzen.

Gestattet man auf Grundlage der Quellen darüber hinaus eine Spekulation, so tun sich einzelne Triebkräfte hervor, die über die gefügte Pflichterfüllung hinausgehend – offenbar aus eigenem Antrieb – wesentlich zur Radikalisierung des Prozesses beitrugen, zu Ungunsten der jüdischen Opfer. Es sei auf das allgemein bestätigte Faktum hingewiesen, dass auch gewöhnliche Bürger, aus Motiven von Vergeltung oder Bereicherung etwa, das breite Repertoire des Denunziantentums ausnutzten und dadurch fast wie von selbst zu einem großen Teil die wirkliche Überwachungsfunktion im NS-Staat übernahmen – „oft um rein persönliche Rechnungen mit ihren Nachbarn auszugleichen“.¹⁴³ Schließlich waren den Bürgermeistern im vorliegenden Falle alle Werkzeuge in die Hände gelegt, um unliebsame Einwohner ohne weiteres der „Schutzhaft“ auszuliefern und loszuwerden. Es reichte aus, einen geringfügigen „Verstoß“ nachzuweisen,

rium der Abteilung G 15 Lauterbach (Vorwort von Christine RIED/Birgit GROß), Darmstadt 1984.

141 Vgl. NITSCHKE, Polizei, 1995, S. 317 (s. Anm. 128).

142 DAMS/STOLLE, Gestapo, 2008, S. 96 (s. Anm. 94). Vgl. auch ein dort wiedergegebenes Fallbeispiel von 1934 aus Walldorf in der Nähe von Heidelberg. Hier war die örtliche Gendarmerie bei der Verfolgung der örtlichen KPD-Gruppe mit sämtlichen Verfolgungen, Festnahmen und Hausdurchsuchungen in Eigenregie betraut. „Die Heidelberger Gestapo fühlte sich nicht zuständig und auch die Karlsruher Leitstelle trat nur bei der Unterzeichnung von Schutzhaftbefehlen oder bei der Überführung der Verhafteten ins nächstgelegene Konzentrationslager Kislau in Erscheinung.“ (S. 98).

143 JOHNSON/REUBAND, Einschätzung, S. 423 (s. Anm. 127).

für eine Verhaftung genügte ein beliebiger Vorwand.¹⁴⁴ Eine möglicherweise ohnehin aufgeladene Atmosphäre, etwa in Folge einer recht unvoreilhaftigen Anschuldigung wegen persönlicher Bereicherung, hätte wohl genügend Sprengkraft geboten.

In analogen Vorgängen bei den (insgesamt relativ gleichförmig organisierten und arbeitenden) anderen hessischen Kreisämtern, ist eine solch nachdrückliche und akribische Enteignung wie im Falle von Herbstein, ferner eine damit einhergehende Inhaftierung, übrigens *nicht* dokumentiert. Scheinbar lief diese „Sammelaktion“, die sich freilich auch dort – nach demselben organisatorischen Muster – gezielt gegen jüdische Einwohner richtete, moderater und in gewisser Hinsicht „wohlwollender“ ab.¹⁴⁵ Auch das vermeintliche „Vertrauensverhältnis“ gegenüber Juden und die Vorgehensweise, die sich daraus ableitete, schienen sich lokal zu unterscheiden. In Michelstadt etwa berichtete der Bürgermeister dem Landrat in Erbach von der dortigen Ablieferung durch den „Judenältesten“ und fügte hinzu: „*Es kann angenommen werden, daß die Ablieferung vollständig ist, sodaß Erhebungen in den jüdischen Haushaltungen sich erübrigen.*“¹⁴⁶ Ohnehin berichteten die Bürgermeister allesamt explizit nur von „Ablieferungen“ oder „Abgaben“, das Eindringen in die Wohnung und deren Durchsuchen wurde nur aus Herbstein vermeldet (für keinen Bürgermeister bestand ein Grund, eine derartige Vorgehensweise zu verschweigen). Möglicherweise beruhte die Akribie der Herbsteiner Stellen auch auf „Verdachtsmomenten“, die aus dem im Oktober 1941 bei Adolf Reiß aufgefundenen Depot an Textilwaren resultieren. Die Frage nach der eigentlichen Intention muss allerdings offen bleiben.

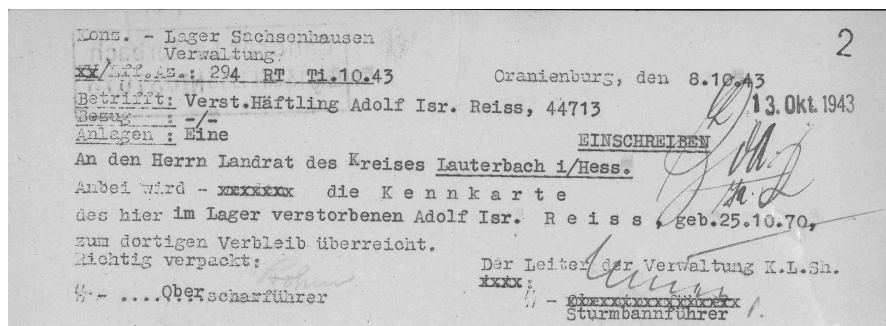
Die nächsten „Streiflichter“ sind Namensnennungen in den Zugangsbüchern zweier Konzentrationslager (s. u.). Beide Einträge belegen, dass die Einweisung erst im Sommer 1942 erfolgte. Damit steht fest, dass die Familie noch eine sechsmonatige Haft, wohl im Gestapo-Gefängnis Gießen, über sich ergehen lassen musste. Auch das o. g. Schreiben der Gestapo beweist, dass die Einweisung in Konzentrationslager erst im Mai 1942 formal beim RSHA beantragt wurde. Es ist ein auffälliges Detail, dass Landrat Bonhard noch im April Rundschreiben in Bezug auf Juden zur Kenntnisnahme auch an den Herbsteiner Bürgermeister weiterleitete, obwohl Familie Reiß, die einzigen jüdischen Einwohner in Herbstein, längst in Gießen inhaftiert war. Er wusste um diesen Umstand und tat dies vermutlich dennoch aus dem formalen Grund, dass eine

144 DAMS/STOLLE, Gestapo, 2008, S. 115 (s. Anm. 94).

145 Vgl. Anm. 114. Wie aus den Akten des Kreisamtes Dieburg hervorgeht, folgten 1942 noch zwei weitere Enteignungsaktionen dieser Art, und zwar zur „Erfassung von Kleidungsstücken und Altspinnstoffen aus jüdischem Besitz“ – ergo deren Beschlagnahmung – im Zuge der Altkleider- und Spinnstoffsammlung im Sommer 1942; sowie eine Beschlagnahmung von Pelzen bei Juden im Juli/August 1942. In beiden Fällen handelte es sich um Verfügungen der Gestapo Darmstadt (resp. RSHA), die durch das Kreisamt – nach üblichem Muster – an Bürgermeister und Gendarmerieposten korrespondiert wurden; vgl. HStAD G 15 Dieburg Nr. Q 595.

146 Schreiben vom 12. Januar 1942 (HStAD G 15 Erbach Nr. G 594 fol. 15). Fast dieselbe Wortwahl benutzte auch der Landrat gegenüber der Gestapo.

Rückkehr der Familie Reiß aus der Haft nach Herbstein natürlich nach wie vor möglich war, folglich mussten die Behörden vor Ort im Informationsverteiler bleiben.¹⁴⁷ Zu dieser Rückkehr kam es jedoch nicht mehr. Durch den Hergang dieser Ereignisse entgingen Adolf, Mathilde (zu dieser Zeit bereits im hohen Alter, Adolf Reiß stand kurz vor seinem 73. Geburtstag) und Antonie Reiß zwar den Massendeportationen aus Hessen, nicht jedoch dem Martyrium – der physischen Vernichtung.



Kurzbrief des Konzentrationslagers Sachsenhausen zur Rücksendung der Kennkarte von Adolf Reiß an den Landrat in Lauterbach, vom 8. Oktober 1943 (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 2311)

Adolf Reiß wurde im Juli 1942 mit der Häftlingsnummer 44713 in der Kategorie „Jüdischer Häftling“ im Häftlingsblock 38 des KZ Sachsenhausen registriert.¹⁴⁸ Er verstarb dort schon wenige Wochen später am 9. August 1942. Im Sterberegister des Standesamts Oranienburg wurde Herz- und Kreislaufschwäche als Todesursache angegeben. Vor dem Hintergrund des nationalsozialistischen Sprachgebrauchs erfährt diese Angabe eine zweideutige Wertung, auf die noch hingewiesen sei: Generell verbirgt sich hinter der Angabe „Herzschwäche“ vielmehr die Folge von Marter und Misshandlung.¹⁴⁹ Ein gutes Jahr später, am 8. Oktober 1943, sandte die Lagerverwaltung des Konzentrationslagers Sachsenhausen die Kennkarte des „hier im Lager verstorbenen Adolf Isr. Reiss“ per Einschreiben an den Landrat in Lauterbach „zum dortigen Verbleib“. Der Kurzbrief, der von einem SS-Sturmbannführer unterschrieben wurde, wird in der zuständigen Passbehörde

147 Z. B. einen Schnellbrief des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD (Heydrich) hinsichtlich der „Kennzeichnung der Wohnungen von Juden“, der am 15. April 1942 beim Landrat in Lauterbach einging und postwendend an die Gendarmerieposten Herbstein und Grebenhain (bzgl. der dort noch ansässigen Fam. Flesch) weitergeleitet wurde (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 568 fol. 174).

148 Auskunft der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten / Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen vom 17. November 2011.

149 Waltraud SENNEBOGEN, Die Gleichschaltung der Wörter: Sprache im Nationalsozialismus, in: Dietmar SÜB/Winfried SÜB (Hgg.), Das „Dritte Reich“. Eine Einführung, München 2008, S. 173.

beim Kreisamt Lauterbach „zu den Akten“ geschrieben und gelangt, zusammen mit der Kennkarte, in den entsprechenden Vorgang.¹⁵⁰

71

Von der Kreispolizeibehörde auszufüllen!



Personenbeschreibung

Beifall: *grß / mittelgrß / hochgrß - hochgrß stark*

Beifallform: *grß - länglichrund - rßß / rßß / rßß*

Farbe der Augen: *blß / rßß / rßß / rßß - hellbraun - rßß / rßß*

Farbe des Haares: *schßß / rßß / rßß / rßß - braungemisch*

Unveränderliche Kennzeichen: /

Veränderliche Kennzeichen: /

Der Kennkartenbewerber ist die durch das Lichtbild dargestellte Person.
 Die Unterschrift auf Seite 1 ist von dem Kennkartenbewerber - von dem gesetzlichen Vertreter des Kennkartenbewerbers -¹⁾ eigenhändig vollzogen.
 Folgende Zweifel bestehen an der Person - hinsichtlich der deutschen Staatsangehörigkeit - des Kennkartenbewerbers (DSt Nr. III zu § 3): /

Der Antragsteller hat die zu Nr. 10 des Antragsmusters zu stellenden Fragen (vergl. DSt Nr. II Ziff. 2 zu § 3) verneint - wie folgt bejaht: /

Bürgeramtsleiter Herbstain
(Beobde)

Herbstain, den 5. Dezember 1938.

(Unterschrift des Beamten)

Von der Postbehörde auszufüllen!

50 mm



Rechte Hand
linke Hand

Der Kennkartenbewerber hat die erforderlichen Unterschriften und die erforderlichen Fingerabdrücke gegeben (DSt Nr. IC zu § 5).²⁾

Das Doppel der Kennkarte

- Kennort: *Kautzbrunn*

- Kennnummer: *17 10 130*

ist der Kreispolizeibehörde in *Lauterbach* überhandt worden.

Der Landrat
Postbehörde
Lauterbach, den 1. Feb. 1939

Empfangsbefähigung.

Mir sind heute eine Kennkarte und die bei der Antragstellung überreichten Urkunden ausgehändigt worden.

9. Feb. 1939
Mathilde Reiß
(Unterschrift)

¹⁾ Nichtzutreffendes streichen.
²⁾ Sollte der vorzulesende Raum nicht ausreicht, sind die Angaben auf einem besonderen Blatt zu machen.
³⁾ Bei noch nicht 10-jährigen Tugeln ist dieser Absatz zu streichen.
 Die Empfangsbefähigung ist auch von dem gesetzlichen Vertreter des Kennkartenbewerbers zu unterzeichnen, wenn der Vertreter den Antrag auf Ausstellung der Kennkarte gestellt hat. Bei noch nicht 10-jährigen Tugeln hat nur der gesetzliche Vertreter zu unterzeichnen.
 Anmerkung 4 auf der Vorderseite gilt auch hier.

*Personenbeschreibung für den Kennkartenantrag von Mathilde Reiß mit Passbild, 1938
(HStAD G 15 Lauterbach Nr. 2311)*

Mathilde und Antonie Reiß kamen in das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, wo sie am 11. Juli 1942 als politische Häftlinge, jeweils mit dem Vermerk „Volljüdin“ aufgenommen wurden.¹⁵¹ Den Auswertungen und Erkenntnissen von Bernhard Strebel zur Geschichte dieses Lagers folgend, waren beide vermutlich mit einem Sammeltransport nach Berlin verbracht und vorübergehend in dortigen Gefängnissen inhaftiert worden (Alexanderplatz bzw. Barnimstraße),

150 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 2311 fol. 2. Die zurückgesandte Kennkarte trägt als einzigen Hinweis auf das Konzentrationslager Sachsenhausen die auf der Umschlagseite notierte Häftlingsnummer „44713“.

151 Auskunft der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten / Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück vom 28. Oktober 2011.

wo die Transporte nach Ravensbrück zusammengestellt wurden.¹⁵² Mit dem erzwungenen Eintritt in den Mikrokosmos des Konzentrationslagers verwischen die Spuren bis auf ganz wenige Ausnahmen. Es kann jedoch als sicher angesehen werden, dass beide in das Kielwasser der großräumigen „Evakuierungen“ des Herbstes 1942 gerieten. Oswald Pohl, der Leiter des SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes (SS-WVHA), war im September 1942 mit seiner Intention, ausländische jüdische Häftlinge als Arbeitskräfte einzusetzen, gescheitert. Hitler, Himmler und Speer einigten sich in einer Grundsatzentscheidung stattdessen darauf, zukünftig KZ-Häftlinge an die Rüstungsindustrie zu vermieten. Der „Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz“ Fritz Sauckel („Hitlers Sklavenhalter“) sicherte überdies 50.000 zivile Zwangsarbeiter aus den besetzten Gebieten zu. Damit fiel das Todesurteil für alle noch im Arbeitseinsatz befindlichen Juden.¹⁵³ Diese Welle übertrug sich zugleich auf diejenigen Juden, die in KZ inhaftiert waren. In einem Fernschreiben des RSHA an den Kommandanten des KZ Ravensbrück vom 2. Oktober 1942 wurde auf Himmlers Befehl angeordnet, „*die im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück einsitzenden jüdischen Häftlinge in das Konzentrationslager Auschwitz [zu überführen], damit das FKL Ravensbrück judenfrei wird*“¹⁵⁴. In diesem Zusammenhang gelangten Mathilde und Antonie Reiß nach Auschwitz, wo sie am 12. Oktober 1942 zu Tode kamen.¹⁵⁵ Von beiden sind nachweislich weder Kennkarten noch sonstige Belege zurückgeschickt worden.

Als Adolf Reiß schon mehrere Monate tot ist, wird ihm durch die Devisenstelle in Frankfurt postalisch mitgeteilt, dass diese nunmehr für seine Sicherungsanordnung zuständig sei. Der Brief geht zwei Monate später, am 26. Januar 1943 als Irläufer wieder bei seinem Absender ein; darauf mit Bleistift der Vermerk „*unbekannt verzogen*“¹⁵⁶.

152 Vgl. Bernhard STREBEL, *Das KZ Ravensbrück: Geschichte eines Lagerkomplexes*, Paderborn 2003, S. 106.

153 Karin ORTH, *Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager: Eine politische Organisationsgeschichte*, Hamburg 2002, S. 171 ff.

154 Zitiert nach: STREBEL, *KZ Ravensbrück*, S. 353 (s. Anm. 152).

155 Bundesarchiv, Gedenkbuch: Opfer der Verfolgung der Juden unter nationalsozialistischer Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945 (19.05.2011), URL: <http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/directory.html.de> (05.10.2011).

156 Vgl. HHStA Abt. 519/3 Nr. 31502. Hinweis: Auch wenn nicht rekonstruiert werden kann, wer genau in welchem Zusammenhang „*unbekannt verzogen*“ auf dem Umschlag vermerkte (mutmaßlich die Post) – diese Formulierung war in diesem Zusammenhang jedenfalls nicht unüblich. In einer Richtlinie des Reichssicherheitshauptamtes zur Durchführung der Deportation nach Auschwitz vom 20. Februar 1942 etwa wird ausdrücklich angewiesen: „*Bei Abmeldungen der Juden ist in den Melderegistern der Meldeämter nicht der Zielort, sondern lediglich „unbekannt verzogen“ anzuführen.*“ (zitiert nach: Marlis GRÄFE/Bernhard POST /Andreas SCHNEIDER (Hgg.), *Quellen zur Geschichte Thüringens: Die Geheime Staatspolizei im NS-Gau Thüringen 1933-1945*, Erfurt 2009, S. 384 ff.).

Im Nachgang der Ermordung: Fragmente der Vermögensverwertung und die spätere „Wiedergutmachung“

Der wunderliche Brief ist leicht zu erklären: Durch den Zuständigkeitswechsel war die Nachricht des Todes nicht rechtzeitig bis nach Frankfurt gedrungen. Die Gestapo hatte das entscheidende Schreiben mit der Todesmitteilung im November 1942 nach Darmstadt korrespondiert, von dort aus musste es – zuständigkeitshalber – nach Frankfurt weitergeleitet werden, wo es am 14. November eintraf. Bereits einen Tag zuvor war jedoch die Ausfertigung des Briefes an Adolf Reiß verfügt worden, woraufhin dieser Brief dann das Haus verließ.¹⁵⁷ Folglich verfehlten sich die beiden Nachrichten, wenn auch nur sehr knapp.

Die Spurensuche nach einzelnen Streiflichtern ist mit dem Tod der Familie noch nicht beendet. Die Mühlen der Verwaltung mahlen auch posthum. Was von den Verschleppten blieb, sprich: was es nun noch zu verwalten gab, war deren enteignetes Vermögen; das finanzielle, das bewegliche und schließlich das immobile.

Einen Tag, nachdem der oben genannte Brief nach längerem Umlauf wieder in Frankfurt eingetroffen war, erkundigte sich die Devisenstelle Frankfurt nochmals, nun beim Bürgermeister in Herbstein, nach dem Verbleib von Adolf Reiß. Das ist insofern sonderbar, als sie durch die Mitteilung der Gestapo ja eigentlich längst wusste, dass die „Klienten“ verstorben waren. Bürgermeister Dehn schilderte daraufhin knapp den Hergang der Ereignisse und bestätigte den Tod der Familie. Erst auf diese Antwort folgte dann am 23. Juni 1943 die Verfügung des Finanzamtes Lauterbach (Verwertungsstelle) an die Dresdner Bank zur Einziehung des Vermögens. Das dortige Sperrkonto wies am 2. Juli 1943 noch ein Guthaben von 13.465 RM auf. Nach Abzug einer Gebühr von 15 RM „für unsere Gebühren und Auslagen“ überwies die Bank dem Reichsfiskus schließlich 13.450 RM. Damit war die monetäre Enteignung, die drei Jahre zuvor mit Verhängung der „Sicherungsanordnung“ eingeleitet wurde, zu ihrem Abschluss gekommen.

Untersucht man den Enteignungsvorgang des beweglichen Vermögens, taucht zum ersten Mal ein ausgefertigtes Schriftstück des Finanzamtes auf, was aufgrund seiner bedeutenden Rolle im Enteignungs-Prozedere ungewöhnlich ist. Die Sicherstellung, Enteignung und Verwertung des jüdischen Vermögens organisierte der Reichsfiskus mit bürokratischer Akribie. Ein komplexer Behördenapparat besorgte dies in arbeitsteiligen Prozessen, blieb allerdings, im Widerspruch zu seiner federführenden Funktion und bedeutenden Aufgabe, dabei „völlig im Hintergrund und trat gegenüber den Opfern überhaupt nicht in Erscheinung. Das wiederum dürfte nicht wenig dazu beigetragen haben, daß die Finanzverwaltung einschließlich der Vermögensverwertungsstellen nach Kriegsende unbehelligt weiterarbeiten konnten [und] ihre Mitarbeiter offenbar keinerlei

157 Vgl. interne Verfügung des Oberfinanzpräsidenten von Kassel/Devisenstelle Frankfurt a. M. vom 13. November 1942 mit Erledigungsvermerk vom 14. November 1942. (HHStA Abt. 519/3 Nr. 31502).

Unrechtsbewußtsein empfanden [...]“¹⁵⁸. Die Steuerakten, aus denen jene Vorgänge i. d. R. ersichtlich sind, wurden im Falle des Finanzamtes Lauterbach vernichtet und sind daher leider nicht überliefert.¹⁵⁹ Das genannte Schriftstück des Finanzamtes Lauterbach vom 14. September 1943 spricht jedoch eine hinreichend deutliche Sprache. Zwei Zeilen genügen, um seine Rolle zu dokumentieren: „*In der Anlage übersende ich den Reisepaß der Antonie Sara Reiß. Er wurde im Nachlaß des Juden Reiß zu Herbstein gefunden.*“¹⁶⁰ Nach üblichem Schema war das (bewegliche) Vermögen also durch das Finanzamt konfisziert, gesichtet, verwertet worden. Erinnern wir uns an die Ausreiseversuche, an denen Antonie Reiß bis zuletzt festgehalten hatte, ist das Auffinden ihres Reisepasses einleuchtend. Das Ausweisdokument war also durch das Finanzamt an das Kreisamt weitergeleitet worden, wo man es pflichtbewusst zum Vorgang legte – nur aus diesem Grund ist es überliefert. In den Entschädigungsakten findet sich schließlich auch eine genauere Auflistung der nach der Deportation konfiszierten Gegenstände.¹⁶¹

Die Rekonstruktion der Ereignisse, die erstmals im Rahmen der Entschädigung vorgenommen wurde, weist diverse Lücken und Unklarheiten auf – die Befunde stützen sich in der Hauptsache auf die Aussagen von Zeugen und deren Erinnerungsvermögen; teilweise widersprechen sich die Angaben. Der Umfang des beraubten Vermögens scheint enorm gewesen sein. Ein Mitarbeiter der Stadtverwaltung erinnerte sich, „*dass der Hausrat sehr gediegen gewesen sei.*“¹⁶² Felix Wallenstein, der Ehemann von Else geb. Reiß, reiste nach dem Krieg selbst nach Herbstein, um die Enteignungsvorgänge zu untersuchen und entsprechende Ansprüche geltend zu machen. Sicher ist, dass die Wohnungseinrichtung im Wesentlichen beschlagnahmt worden ist. Ein Teil der Möbel war bereits beim Hausverkauf, wie bereits erwähnt, von Adolf Reiß an den neuen Eigentümer Robert Möslein verkauft worden.¹⁶³ Definitiv wurden das restliche Mobiliar und die Einrichtung dann nach der Verschleppung durch das Finanzamt abgeholt, was diverse Zeugen, darunter auch ein Finanzbeamter, bestätigten. Die Entschädigungsakte konstatiert hier fälschlicherweise: „*Das Mobiliar ist offensichtlich abgeholt worden, nachdem es aufgrund der 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25.11.1941 dem Reich verfallen war.*“¹⁶⁴ Dies ist insofern unzutreffend, als die Gestapo bei der

158 Hans-Dieter SCHMID, „Finanztod“: Die Zusammenarbeit von Gestapo und Finanzverwaltung bei der Ausplünderung der Juden in Deutschland, in: Gerhard PAUL/Klaus-Michael MALLMANN (Hgg.), *Die Gestapo im Zweiten Weltkrieg*, Darmstadt 2000, S. 153.

159 An anderer Stelle erklärte das Finanzamt Lauterbach am 3. Juni 1953, dass die Akten „*auf Grund einer Anordnung seinerzeit vernichtet worden*“ sind. (HHStA Abt. 518 Nr. 11056 fol. 35).

160 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 276.

161 HHStA Abt. 518 Nr. 11056 fol. 93.

162 HHStA Abt. 518 Nr. 11056 fol. 47.

163 Handschriftlicher Vermerk des Sachbearbeiters im Wiedergutmachungsfall Else Wallenstein. Diese Feststellung beruhte auf einer Aussage der Zeugin Fr. Käthchen Schaub. Hiernach umfasste dies die Möbel aus Kontor *und* Wohnzimmer, nicht nur, wie im Kaufvertrag angegeben, die „*Ladeneinrichtung*“ (HHStA Abt. 528 Nr. 11056 fol. 114).

164 HHStA Abt. 518 Nr. 11056 fol. 107.

formalen Einziehung des Vermögens das „Gesetz über die Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens“ vom 14. Juli 1933 anwendete.¹⁶⁵ Dies war bei innerhalb des Reichs Verschleppten die gängige „Rechtsgrundlage“ der Enteignung, während die o. g. Verordnung sich auf jene Personen bezog, die z. B. in Ghettos und Vernichtungslager *außerhalb* des Reiches verschleppt wurden, d. h. in annektierte, jedoch zu exterritorialen Gebieten erklärte Regionen.¹⁶⁶

Das eingezogene bewegliche Vermögen schloss neben den genannten, bereits im Oktober 1941 konfiszierten und vor Ort verstaubten Möbeln, auch das Mobiliar aus den restlichen Zimmern (Küche, Schlafzimmer etc.), aber auch Hausrat und sonstige Gebrauchs- sowie auch Wertgegenstände mit ein.¹⁶⁷ Der Verbleib dieser Gegenstände schien später jedoch nicht mehr im Einzelnen rekonstruierbar – zu verschlungen waren die Wege der „Arisierung“. Recht schwammig und wenig sagend hieß es: „*Das Mobiliar ist dann offenbar der SS zur Verwertung überlassen worden.*“¹⁶⁸ Es ist fraglich, ob diese Einschätzung in der Tat zutreffend ist bzw. inwiefern sie auf alle Stücke angewendet werden kann. In ländlichen Gegenden war es üblich, das Mobiliar vor dem Wohnhaus der Deportierten von Gerichtsvollziehern und Finanzbeamten öffentlich zu versteigern.¹⁶⁹ Dies ist in diesem Falle nicht vorgekommen, zumindest sprechen die Unterlagen nicht dafür. Im Übrigen ist nicht ausgeschlossen (und in anderen Fällen vielfach überliefert), dass die verantwortlichen Behörden von Polizei, Kommunal- und Finanzverwaltung entweder „offiziell“ (z. B. Mobiliar als Einrichtungsgegenstände für die eigene Dienststelle) oder „unter der Hand“ (in Form persönlicher Bereicherung) von den Hinterlassenschaften der Deportierten profitiert haben.¹⁷⁰ Aufgrund von Beschlüssen des Landgerichts Frankfurt wurde die Entschädigungssumme für Wohnungseinrichtung und Schmuck im Jahr 1958 mit 9.748 DM festgesetzt.¹⁷¹

165 HHStA Abt. 519/3 Nr. 31502. Im Wortlaut heißt es: „*Ich beabsichtige, das Vermögen des verstorbenen obengenannten Juden auf Grund des § 1 des Gesetzes über die Einziehung kommunistischen Vermögens vom 26.5.1933 (RGBl. I S. 293) in Verbindung mit dem Gesetz über die Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens vom 14.7.1933 (RGBl. I S. 479) zugunsten des Deutschen Reiches einzuziehen.*“

166 MEINL/ZWILLING, Raub, 2004, S. 137 (s. Anm. 6).

167 Demzufolge tauchen auf der Auflistung, die auch durch Mitarbeit der Zeugin Käthchen Schaub zusammengestellt wurde, folgende Posten auf: „*2 kompl. neue Wäscheausstattungen; Gebrauchswäsche; 2 Betten mit neuen Matratzen, Decke, Kissen; 1 kompl. 2-bettiges Schlafzimmer mit Matratze, Decken, Kissen, Weisszeugschrank, Kleiderschrank, Wäschekommode; 2 Nachtschränke; 2 Küchenschränke[,] sämtliches Küchengeschirr; Tisch, Stühle, Gebrauchsbestecke; Viele kompl. Glas- u. Porzellanservice; Konserven; 1 Fahrrad; 1 Nähmaschine; Anzüge, Kleider, Kostüme, Mäntel, Schube, Handarbeiten; 2 Silberkästen kompl. für 12 Personen mit Fischbestecken und allem Zubehör; wertvolles Kristall; Noch vorhandene Waren vom Geschäft*“ (HHStA Abt. 518 Nr. 11056 fol. 93).

168 HHStA Abt. 518 Nr. 11056 fol. 107.

169 MEINL/ZWILLING, Raub, 2004, S. 47 (s. Anm. 6).

170 Vgl. auch Christiane KULLER, Finanzverwaltung und Judenverfolgung: Die Entziehung jüdischen Vermögens in Bayern während der NS-Zeit, München 2008, S. 81 f.

171 Bescheid der OFD Frankfurt/Main vom 4. April 1958 (HHStA Abt. 518 Nr. 11056).

Am 13. September 1943 war das Deutsche Reich als neuer Eigentümer der Reiß'schen Grundbesitztümer im Grundbuch eingetragen worden.¹⁷² Hierbei handelte es sich um den verbliebenen, bislang in dieser Abhandlung noch nicht genannten Grundbesitz, den Adolf Reiß in der Gemarkung Herbstein besessen hatte – zusätzlich zu dem 1940 verkauften Haus mit Grundstück. Auch diese Parzellen waren zu diesem Zeitpunkt jedoch längst erfasst worden. Auf einen Erlass des Reichsministers für Ernährung und Landwirtschaft hin hatte Kreisdirektor Bonhard bereits am 21. November 1938 die Anzeige aller jüdischen land- und forstwirtschaftlichen Grundbesitztümer verfügt. Daraufhin gab der Herbsteiner Bürgermeister per Telefon die Werte durch, die dort nur Adolf Reiß betrafen: „*Gartenland 581 qm / Wald 2419 qm*“.¹⁷³ Die Registrierung war damit abgeschlossen und kam erst wieder auf den Tisch, als die Eigentümer beseitigt waren und ihre Hinterlassenschaften als Vermögen von „Reichsfeinden“, aufgrund der o. g. Verordnung, vom Reich eingezogen werden konnten. Im Januar 1942 hatte der Landrat nochmals bei dem Amtsgericht Herbstein Auskunft über jene Grundstücke im Amtsgerichtsbezirk eingeholt, die noch in jüdischer Hand waren. Diese Aufstellung führt auch Adolf Reiß' Grundstücke auf und bestätigt und präzisiert die Angaben von 1938. Es handelte sich um vier Flurstücke in Form versprengter Ländereien, die als Grabland, Wiesen und Buchenhochwald im Grundbuch eingetragen waren.¹⁷⁴ Das Schriftstück, das durch einen Justizinspektor Petermann ausgestellt wurde, weist zwei interessante, leider undatierte, handschriftliche Vermerke auf: Der erste scheint vom Adressaten des Schreibens im Kreisamt, Herrn Regierungsrat Schäfer, zu stammen und ist als „*vertrauliche Notiz*“ überschrieben.¹⁷⁵ Darin werden die Verteilung der Grundstücke und die Klärung der Abwesenheitspflegschaft¹⁷⁶ geplant. Der zweite Vermerk bezieht sich auf den ersten und scheint die Paraphie Petermanns zu tragen, müsste demzufolge wiederum im Amtsgericht entstanden sein: „*Evt. Abwesenheitspfleger für Reiß: Ortsgruppenleiter Hofmann, da Gemeinde wahrscheinlich den Wald kauft und [Bür-*

172 HHStA Abt. 518 Nr. 11056 fol. 90^v.

173 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 574 fol. 155.

174 Wortlaut des Eintrages über die Gemarkung Herbstein: „*Fl. 1 Nr. 1746 Grabland in den Pfaffenbecken 56 qm / Fl. 15 Nr. 3. Wiese die Langengärten 525 qm / Fl. 19 Nr. 203 Buchenhochwald die Ruhl 1231 [qm] / Fl. 19 Nr. 207 Buchenhochwald sträuch 1188 [qm] / Eigentümer: Adolf Reiss eingetragen in Bl. 295.*“ (HStAD G 15 Lauterbach Nr. 574 fol. 64^v).

175 Wortlaut (da der Vermerk schwer leserlich ist, werden die fraglichen Stellen hier in eckigen Klammern wiedergegeben): „*Just. Inspektor Petermann ist am Erwerb des Reiß'schen Grundstückes Fl. 15/3 interessiert. Ebenso Dentist Möslein, der bereits mehrere Grundstücke besitzt. Nach Ansicht des [Bürgermeisters] muß bei sachlicher Beurteilung der Anlieger Dr. Wust [?] in erster Linie berücksichtigt werden, dieser hat weder Hof noch Garten bei seinem Haus. [folgt Paraphie: Schäfer?] Als Pfleger wird [Bürgermeister] Dehn in erster Linie in Frage kommen.*“

176 Wenn vermögensrechtliche Angelegenheiten einer abwesenden, volljährigen Person der Fürsorge bedürfen, ist nach deutschem Recht ein Abwesenheitspfleger zu bestellen, der die Interessen der abwesenden Person wahrnimmt. Stellt sich heraus, dass diese Person zum Zeitpunkt der Anordnung bereits verstorben war (z. B. bei Vermissten), wird der Pfleger automatisch zu dessen Nachlasspfleger.

germeister] beteiligt ist. [Petermann]“: Dieses Dokument birgt also folgende Erkenntnisse: Aufgrund anderweitiger persönlicher Absprachen wurde hier die Aufteilung des Grundbesitzes besprochen, der zu diesem Zeitpunkt offenbar schon „verfügbar“ war. Ob die Vermerke unmittelbar nach Ausstellung des Dokumentes (26. Januar 1942) entstanden, kann nicht festgestellt werden – es wäre jedoch logisch, weil Schreiben allgemein hin unmittelbar nach ihrer Aufsetzung und Versendung bearbeitet oder kommentiert werden – und möglich wäre es, da Familie Reiß zu diesem Zeitpunkt bereits inhaftiert und Adolf Reiß im juristischen Sinne „abwesend“ war; demzufolge war es an der Zeit, einen Pfleger zu benennen.¹⁷⁷ Überdies hatten sich bereits einige Interessenten der Grundstücke angemeldet – darunter auch („vertraulich“) eigens der Gerichtsbeamte, der diese Auflistung angelegt hatte.

Der Vorgang wurde allerdings erst Ende 1943 reaktiviert. Dem seit April 1942 üblichen Prozedere folgend zeichnete der Oberfinanzpräsident im Einvernehmen mit dem Reichsstatthalter von Hessen für die Verwaltung dieser Vermögenswerte verantwortlich.¹⁷⁸ Der Fiskus hatte dem Reichsstatthalter die Immobilien anzuzeigen, dieser kümmerte sich um die Übertragung von Vermögenswerten an „gebietliche Selbstverwaltungskörperschaften“, woraufhin das Kreisamt eingeschaltet wurde, welches den Prozess nun in seinem Bereich weiterbearbeitete und koordinierte. Am 23. November 1943 erhielt der Lauterbacher Landrat Mitteilung und Verfügung durch den Reichsstatthalter in Hessen bezüglich „*Verwaltung und Verwertung von eingezogenen jüdischem Vermögen von Reichsfeinden; hier: des Adolf Israel Reiß und dessen Ehefrau Mathilde Sara geb. Seligmann in der Gemarkung Herbststein*“.¹⁷⁹ Der Reichsstatthalter sollte dafür Sorge tragen, dass die Grundstücke, die gemäß Mitteilung des Oberfinanzpräsidenten dem Reich zugefallen waren, einem neuen, geeigneten Besitzer zugeführt werden. Neben Wald-, Wiesenflächen und bebauten Grundstücken wurden auch ehemalige Synagogen und entweihte Judenfriedhöfe übereignet – sprich: all die leer gewordenen Areale jüdischen Lebens. So manchem spielte das in die Hände, man bereicherte sich und profitierte in der Gewissheit, dass wohl keiner mehr kommen wird, um Klage zu erheben. Der jeweiligen Selbstverwaltungskörperschaft, also der Gemeinde bzw. dem Kreis wurde dabei gewissermaßen das „Vorkaufsrecht“ eingeräumt. Gemäß „Führererlass über die Verwertung des eingezogenen Vermögens von Reichsfeinden“ vom 29. Mai 1941 erhielt eine Gemeinde bzw. der Landkreis die Grundstücke unentgeltlich übertragen, sofern sie (die Grundstücke) „*ihrer Natur nach der Erfüllung der Aufgaben der gebietlichen Selbstverwaltungskörperschaften dienlich sind*.“ Ende 1943 standen noch sämtliche ehemaligen Reiß'schen

177 Dieses Dokument geht im Übrigen, wie der Einleitungssatz verdeutlicht, auf eine „*telefonische Rücksprache vom 23. laufenden Monats*“ zwischen Kreisamt und Amtsgericht zurück. Möglicherweise wurde die „neue“ Sachlage hinsichtlich des Adolf Reiß schon hierbei besprochen.

178 MEINL/ZWILLING, Raub, 2004, S. 270 (s. Anm. 6).

179 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 574 fol. 6; auch für die weiteren hierzu zitierten Textpassagen.

Grundstücke zur Disposition. Landrat Bonhard bat Bürgermeister Dehn im Dezember 1943 nach einem vorherigen Telefonat um schriftliche Stellungnahme. Bei Interesse an einer unentgeltlichen Übertragung musste ein entsprechender Antrag gestellt werden, was die Gemeinde Herbstein ihrerseits tat und im Januar zurück nach Lauterbach leitete. Bonhard befürwortete diesen Antrag: „Der Kreis hat an dem Erwerb d. Grundstücke kein Interesse“. Im März 1944 erfolgte eine weitere Verfügung des Reichsstatthalters, die leider als Dokument nicht überliefert ist, scheinbar verblieb es beim Bürgermeister, der hierzu wiederum Stellung nahm. Offenbar gab es Gründe, die Plausibilität des Antrages bzw. die Berechtigung einer unentgeltlichen Übernahme noch einmal zu begründen, was der Bürgermeister mit einiger Verspätung, am 31. August 1944 tat. Zwischenzeitlich hatte der Reichsstatthalter nochmals an die Erledigung erinnert.¹⁸⁰ Herbstein begründete sein Interesse wie folgt: „Eine Gemeinde hat laufend Aufgaben zu erledigen, für die Grundstücke erforderlich sind, sei es für Bauzwecke, Behelfsheimbau, Strassenbau, Bau von Sportanlagen und dergl.“ Hierfür bestehe ein Interesse an den beiden Ländereien als Tauschgelände. Das Interesse an den beiden Waldparzellen begründete Dehn dagegen damit, dass die Gemeinde tendenziell die Übernahme und Zusammenführung kleinerer, bislang privater Waldparzellen beabsichtige, um eine entsprechende großflächige Forstbewirtschaftung umzusetzen. Die Gemeinde wäre jedoch auch bereit gewesen, die Grundstücke im Fall der Fälle zu kaufen. Im September 1944 (zweieinhalb Jahre nach der Verschleppung von Familie Reiß) reichte der Landrat diese Stellungnahme, zu der er „kaum etwas hinzuzufügen“ hatte, schließlich an den Reichsstatthalter weiter. Die beiden Grabland- bzw. Wiesengrundstücke wären für die Gemeinde als Tauschgelände von Interesse. Die Übernahme der Waldparzellen hielt er insb. „vom forstwirtschaftlichen Standpunkte aus“ für angebracht. „Private Interessenten für den Ankauf der Waldparzellen dürften keine vorhanden sein“ – was, wie wir aus den beiden internen Vermerken wissen, zuvor noch anders ausgesehen hatte. Was letztendlich mit den Grundstücken geschah, ist nicht festzustellen. In Anbetracht der kurzen Zeitspanne zwischen diesem Schriftwechsel und dem „Untergang“ NS-Deutschlands dürften sich die Geschehnisse in Grenzen gehalten haben. Auch 1950 bestand hierüber keine Klarheit: „Welche Erträge aus den Grundstücken nach 1943 gezogen wurden, konnte im einzelnen nicht festgestellt werden.“¹⁸¹ Die Ländereien waren 1958 gesperrt und durch einen Treuhänder an verschiedene Personen verpachtet worden. 1950 wurde das Land Hessen durch Beschluss des Amtes für Vermögenskontrolle und Wiedergutmachung Fulda (auf Antrag von Else Walenstein) verurteilt, die Grundstücke an die einzige Erbin von Adolf Reiß zurückzugeben. Hinsichtlich des Kaufvertrages, der seinerzeit zwischen Adolf Reiß und Robert Möslein abgeschlossen worden war (Haus und Grundstück in

180 HStAD G 15 Lauterbach Nr. 574 fol. 11 und 12. Beide Dokumente (die Erinnerung und die Stellungnahme des Bürgermeisters) sind in der Akte fälschlicherweise in den Vorgang zur Verwaltung und Verwertung des Vermögens von Max Flesch in Ilbeshausen gelangt.

181 HHStA Abt. 518 Nr. 11056 fol. 90. („Die Pachtbeträge werden zum großen Teil zur Zahlung der laufenden Steuern usw. benutzt. Auf dem Treuhänderkonto befinden sich keine Beträge“).

Herbstein) kam es zu einem Vergleich. Die Immobilien wurden an Else Wallenstein zurückerstattet, die Entschädigungsansprüche des gezahlten Kaufpreises von 17.300 RM trat sie an Möslein ab. Die Mietüberschussbeträge, welche sich noch auf dem Sperrkonto befanden, wurden ebenfalls Else übertragen.

Auch anderweitige Rückerstattungen bzw. Entschädigungen wurden beantragt und konnten teils geltend gemacht werden. So u. a. eine Kapitalentschädigung für den Schaden im beruflichen Fortkommen des Adolf Reiß (als Zeiträum wurde angesetzt – vom Boykottbeginn 1. April 1933 bis zum 31. des Monats, in dem der Verfolgte verstorben war),¹⁸² ferner eine Entschädigung für den Freiheitsentzug („Freiheitsschaden“), wobei der Zeitpunkt des erstmaligen Tragens des Judensterns als Ausgangspunkt gewählt wurde. Geltend gemacht wurden auch die Reisekosten der Auswanderung von Elsa und Felix Wallenstein nach Palästina im Jahr 1936.

Am 5. September 2008 wurden in Herbstein, vor dem früheren Anwesen der Familie Reiß (heute Am Postberg 2), drei so genannte „Stolpersteine“ zum Gedenken an die 1942 verschleppten und ermordeten Adolf, Mathilde und Antonie Reiß in den Bürgersteig eingelassen.¹⁸³

Schlussbetrachtung – Möglichkeiten und Grenzen der Rekonstruktion

Das „Wahre“, was im Einleitungszitat von Claude Lanzmann genannt wird, ist ein äußerst schwer zu fassender Bezugspunkt. Und doch versucht der Historiker stets, sich eine „Wahrheit“, einen Tatsachenkomplex der Vergangenheit zu vergegenwärtigen. Hierfür werden i. d. R. Quellen zugrunde gelegt, die zu interpretieren und auszuwerten sind. Der Interpret konstruiert sich daraus ein Bild und versucht, möglichst objektiv vorzugehen – er *rekonstruiert*. Und damit ist das entscheidende Wort aus der Überschrift genannt: Die *Rekonstruktion* ist ein Versuch zur Wiederherstellung von Abläufen, Handlungsmomenten, Entscheidungen. Zu rekonstruieren ist verantwortungsvoll und heikel, in jedem Fall ein ehrgeiziges Vorhaben; immerhin maßt man sich an, selbst nicht erlebte Geschichte zu erzählen. Was bleibt dem Historiker also, als dies geflissentlich einzuräumen und dann diese Rekonstruktion so gut wie möglich zu verdichten und zu belegen, möglichst viel Basis zu schaffen für die Thesen, möglichst viele der Quellen zu befragen und daraus plausible Erkenntnisse abzuschöpfen?

182 Da keinerlei Geschäftszahlen von Adolf Reiß als Grundlage für eine Wertstellung verfügbar waren, begab sich der Sachbearbeiter 1956 nach Herbstein, wo er in Zusammenarbeit mit dem Stadtrechner die Akten eines anderen ortsansässigen Textilwarengeschäftes studierte und den Gewinn von Reiß' Geschäft schätzte – auch auf der Grundlage, dass dieses damals konkurrenzlos gewesen war (HHStA Abt. 518 Nr. 11056 fol. 47).

183 KULTURVEREIN LAUTERBACH: Stolpersteine in Lauterbach (Oktober 2009), URL: <http://www.kraussmartin.de/KVeV/Stolper/Doku.html> (07.10.2011).

Nr. 2293

C¹

Oranienburg - - - - , den 11. August - - - - 19 42.
Der Kaufmann Adolf, Israel R e i s s - - - -
- - - - - mosaisch - - - -
wohnhaft in Herbstein, Kreis Lauterbach, Adolf-Hitler-Straße 3
ist am 9. August 1942 - - - - - um 6 - - - - Uhr 45 - - - - Minuten
in Oranienburg im Lager Sachsenhausen - - - - - verstorben.
Der Verstorbene war geboren am 25. Oktober 1870 - - - -
in Herbstein, Kreis Lauterbach - - - - -
(Standesamt - - - - - Nr. - - - - -)

Vater: Hermann Reiss, letzter Wohnort unbekannt. - - - -

Mutter: Auguste Reiss geborene Reiss, letzter Wohnort un-
bekannt. - - - -

Der Verstorbene war - nicht - verheiratet mit Mathilde Reiss ge-
borenen Seligmann, wohnhaft in Herbstein, Adolf-Hitler-
- Straße 3 - - - -

Eingetragen auf mündliche - schriftliche - Anzeige des Lagerkommandan-
- ten des Lagers Sachsenhausen in Oranienburg. - - - -

Der Aufzettelnde

Vorgelesen, genehmigt und - - - - unterschrieben

Die Übereinstimmung mit dem
Erstbuch wird beglaubigt.

Oranienburg, den 11. 8. 19 42.

Der Standesbeamte

Der Standesbeamte

Miep

Griep

Todesursache: Herz - und Kreislaufschwäche.

Grundleiden: Ruhr.

Eheschließung des Verstorbenen am - - - - in - - - -

(Standesamt - - - - - Nr. - - - - -).

Sterbeprotokoll des Standesamtes Oranienburg über den im Lager Sachsenhausen verstorbenen
Adolf Reiß vom 11. August 1942, Reg.-Nr. 2293/1942 (Quelle: Stadtarchiv Oranienburg).

Diese Rekonstruktion eines jüdischen Schicksals ist das Ergebnis aus der Zusammenfügung zahlreicher kleiner Puzzleteile; und man darf sehr dankbar sein, dass man diese Studie auf der Grundlage vieler, teils mühsam zusammengetragener Belege ausbreiten kann. Wenn man von der guten Quellenlage für diese „Lokalstudie“ spricht, muss man im selben Atemzug das Kreisamt erwähnen, welche einen Großteil der hier verwerteten Dokumente überlieferte. Diese reichhaltige Überlieferung kommt nicht von ungefähr, vielmehr zeitigt dieser Umstand bereits eine zentrale Feststellung dieser Arbeit: Im vorliegenden Fall war die kommunale Ebene, insb. das Kreisamt, eine verantwortliche und einflussreiche Schnittstelle aller erläuterten Geschehnisse. Es diente als organisatorisches Drehkreuz zwischen einem ausladenden und mächtigen Polizeiapparat, einzelnen Aufgabenträgern, der Landesregierung und der Partei, ja sogar einzelnen appellierenden „Volksgenossen“ auf der einen Seite – und (vermittels lokaler Verwaltungsstellen) den verfolgten Personen auf der anderen Seite. Waren hier, auf kommunaler Ebene, einschlägige Positionen entsprechend besetzt, so wie im vorliegenden Fall, wirkte sich nahezu jede Intervention von dritten Stellen, wie auch jede in Eigenregie eingeleitete Maßnahme, zu Ungunsten der Opfer aus. Das Kreisamt war hier ein funktionierendes „Segment“ innerhalb des „Normen- und Maßnahmenstaates“ (Ernst Fraenkel), ein Vermittler, der Aufgaben dann ausführte, Maßnahmen der Entrechtung und Verfolgung dann umsetzte (indem er sie anordnete, verbindlich weiterleitete und koordinierte), wenn es gefragt und verlangt wurde. Es war Teil des Dienstgeschäftes, und angesichts der geschilderten Verhältnisse vor Ort (einem marginalen Anteil an jüdischer Bevölkerung) nur ein verschwindend kleiner Teil des Verwaltungsalltags. Der Holocaust war hier gewissermaßen Teil des Geschäftsganges. Die notwendige „Arbeit“ wurde, während man sich als Funktionsträger als Teil eines Ganzen verstand, erschreckend unspektakulär als das erledigt, was sie der Wahrnehmung nach war: Arbeit. Die große Frage, was die handelnden Personen bei der Erledigung dieser bürokratischen Arbeit *empfanden*, kann anhand dieser Quellen nicht geklärt werden. Auch nach der Lektüre unzähliger Unterlagen bleibt sie deswegen im Raum stehen.

Die Vermittlerposition des Kreisamtes muss noch um einen Akzent erweitert werden. Im zentralistisch ausgerichteten NS-Staat war es auch ein Transporteur jener Ideologie und Agitation, die von zentralen Stellen in Berlin ausgingen. Durch seine Tätigkeit übertrug sich, will man es so weit herunterbrechen, der „Führerwille“ bis in die entlegensten Winkel der Provinz. Maßnahmen des Reichssicherheitshauptamtes etwa gelangten durch die dort ressortierende Gestapo bis nach Darmstadt, von dort nach Gießen bzw. gleich nach Lauterbach und über das dortige Kreisamt in letzter Hinsicht bis nach Herbstein, weil das Kreisamt Weisungen der Gestapo vor Ort bearbeitete, weitergab und verantwortlich abwickelte. Diese mittelbare Ausrichtung auf Berlin lässt sich auch anhand vieler weiterer Beispiele belegen.

Andererseits wäre es unkorrekt und eigentlich polemisch, das Kreisamt lediglich als „Befehlsempfänger“ darzustellen – genau diese Argumentationslinie aber

wollten bekanntlich viele Behörden nach 1945 für sich beanspruchen. Zunächst einmal aber sind Kreisamt und Kommunalbehörden keine Kasernen; soll heißen, sie waren zwar „gleichgeschaltete“ Behörden, doch aufgrund der örtlichen Zuständigkeit auch ein Stück weit autonom. Aufgaben mussten freilich erledigt werden, doch konnte man sie mit aller Härte und Akribie oder eben „wohlwollend“ wahrnehmen. Wenige Beispiele belegen ein wohlwollendes Handeln, doch dass es sie gibt, beweist, dass es sie geben *konnte*.¹⁸⁴ Das „Schreckgespenst“ der Gestapo, deren Eingaben und Aufträgen man offensichtlich gefügig nachgab, war sicher in vielerlei Hinsicht furcht- und respekteinflößend, doch zeigt etwa das hier beschriebene Beispiel des „Bereicherungswettlaufs“, dass man offenbar auch hier Raum für Spekulation sah – zumindest, wenn es um die Verwertung des Vermögens ging. Die unbedingte Auftrags erledigung, das termingerechte Berichten bei Aktionen gegen Juden dagegen dokumentiert eine gefügte, gut geölte Verwaltungskontinuität, die keine Fragen stellte, sondern die willkürliche Handlungsweise der Gestapo mittrug – und durch eigene Ideen und Interventionen noch bereicherte resp. verschärfte. Die Tatsache, dass viele kleine und größere Beutezüge in der Wohnung der Verfolgten in Herbstein unternommen worden sind, wobei dann letztlich eine Bagatelle zur Einweisung der gesamten Familie in KZ führte, verdeutlicht ein ausgesprochen hohes Verfolgungspotential. Insofern spielte die Dynamik antisemitischer Ressentiments vor Ort eine große Rolle – in diesem Zusammenhang oft auch der Gedanke der Selbstbereicherung. Die Verfolgung potenzierte sich aufgrund einer funktionierenden Verwaltung, deren unterschiedlichste Stellen reibungslos zusammenarbeiteten. Hierfür war es notwendig, dass dieselben Prämissen gesetzt wurden. War man auf lokaler Ebene (sozusagen „am Ort des Zugriffs“) bereit, diese Atmosphäre zu strapazieren und zu nutzen, standen dem letzten Schritt, diese Personengruppe ganz zu beseitigen, Tür und Tor offen. Die Verfolgten befanden sich tatsächlich und belegbar in einem rechtsfreien Raum.

Es wurde angeführt, dass hier „Puzzleteile“ zusammengefügt worden sind. Dieses Gleichnis diene der Anschaulichkeit, muss aber umakzentuiert werden. Natürlich sind die hier herangezogenen Quellen mitnichten Puzzleteile, sie sind vielmehr das, was bereits die Überschrift vorwegnimmt: Streiflichter. Es sind Quellen aus der Provenienz der Täter, mit denen deren Vorgehensweise beleuchtet werden soll. Wir erhalten ein einseitiges Bild der Verfolgung. Über die Menschen an sich wird kaum etwas bekannt. Ihr Schicksal lag ganz besonders in den Händen der „Obrigkeit“, d. h. Verwaltung, Polizei und Partei, deswegen müssen deren Quellen untersucht werden. Selbst davon erhalten wir nur einen begrenzten Einblick. Aber allein die Feststellung, dass der Holocaust Teil eines Verwaltungshandelns, einer bürokratischen Kontinuität war, in welche die Verfolgung, die Enteignung hineinimplementiert wurde, ist von zentraler Bedeutung. Die Methodik der Untersuchung beschränkt sich dabei auf das „näch-

184 Vgl. die jüngst aufgearbeiteten Beispiele in: Fritz BACKHAUS/Monica KINGREEN (Hgg.), *Gegen den Strom: Solidarität und Hilfe für verfolgte Juden in Frankfurt und Hessen*, Frankfurt 2012.

terne“ Auswerten von Dokumenten, wobei sich aus den Metadaten, bestehend aus den Segmenten „Aussteller“, „Adressat“, „Betreff“/„Bezug“ und „Datum“ Zusammenhänge ergeben, die miteinander zu verknüpfen sind. Für die Auswertung des Quellenmaterials ist die strenge Orientierung an diesen i. d. R. gegebenen Werten nützlich bis unerlässlich, gerade wenn ein Vorgang bzw. eine Akte – wie im vorliegenden Falle die der Devisenstelle – in sich ungeordnet und eine chaotische Aneinanderreihung von Schreiben und Zetteln, Vermerken, Postzustellungsurkunden und Briefumschlägen ist.

Während der Quellenlektüre entsteht eine Art Kontrast, der so unheilvoll wie real ist: Die Zerlegung einer offenbar funktionierenden Koexistenz in zwei Teile; wobei der eine Teil verloren war und verloren ging. Hier verschwindet der jüdische Anteil an Herbstein. Mit radikaler Willkür wird eine Familie Stück für Stück aus ihrer Verankerung inmitten einer Gemeinschaft, einer Gesellschaft gerissen und ihrer Würde beraubt. Geschichten über jüdische Schicksale zur Zeit des Nationalsozialismus lesen sich meist endzeitlich, auf jenen Ausgang hinauslaufend, hinter dem das leere, unbeschriebene Blatt liegt; das Nichterinnern, das Nichtrekonstruieren, sprich: die propagierte Auslöschung. Durch den Erhalt archivalischer Quellen und ihre Auswertung lässt sich dieser infame Vorsatz – wenn auch nur hinsichtlich der Erinnerung – vereiteln. Wenn auch nichts bleibt als Beklemmung, so bleiben doch schriftliche Zeugnisse – im vorliegenden Fall liegt sogar eine auffallend reichhaltige Quellenlage vor. Sie kann helfen, hinter den Namen die Lebensgeschichten – und in den Betreffszeilen der Amtsschreiben Schicksale zu ergründen.

Verachtet – verfolgt – vergessen: Auf den Spuren der Gießener Sinti

Ein Werkstattbericht¹

HEIDRUN HELWIG

Immer wieder bleiben Passanten stehen und blicken neugierig zu der Menschenmenge. Denn rund 150 Frauen und Männer haben sich am frühen Abend auf dem Kirchenplatz versammelt, stehen im Halbkreis vor einem Mikrophon und hören die Ansprache von Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz. Und die findet an diesem 16. März 2012 deutliche Worte: „Beschämend“ sei es, dass es „ganze 69 Jahre gedauert hat“, bis die Stadt an die deportierten Sinti erinnert. Die SPD-Politikerin verspricht: „Von heute an wollen wir mit der Tradition des Schweigens und Nicht-Beachtens brechen.“ Dann verliest sie mit bewegter Stimme die Namen und Geburtsdaten von 14 Gießener Bürgern, die am 16. März 1943 verschleppt wurden. Gemeinsam mit Stadtverordnetenvorsteher Egon Fritz legt die Oberbürgermeisterin anschließend einen Kranz am Mahnmal für die Opfer und Verfolgten des Naziregimes nieder. Im Gedenken an die Gießener Kinder, Frauen und Männer, aber auch an die rund 500.000 Sinti und Roma aus ganz Europa, die dem Völkermord zum Opfer gefallen sind.

Mit eindringlichen Worten wendet sich zudem Anna Mettbach an die Teilnehmer der Gedenkveranstaltung. Die Sintezza wurde ebenfalls von den Nationalsozialisten verfolgt und als junges Mädchen nach Auschwitz deportiert. Den Holocaust hat sie überlebt, aber die Verachtung, die Erniedrigung und Qualen niemals vergessen. „Ich danke dafür, dass ich das heute erleben darf“, sagt die 86-Jährige. Und fügt mit brüchiger Stimme hinzu: „So viele haben auf diese Anerkennung gewartet.“²

Geboren wurde die zierliche grauhaarige Dame in dem kleinen Dorf Ulfa bei Nidda. Seit 1945 lebt sie nun schon in Gießen, der Heimatstadt ihres 1979 verstorbenen Mannes Ignatz Mettbach. Auch er – wie etliche seiner Angehörigen – ein Opfer des nationalsozialistischen Rassenwahns und doch in Gießen nahezu unbekannt. Das jedoch ist kaum verwunderlich, denn anders als für das Schicksal der ermordeten, entrechteten, vertriebenen jüdischen Familien hat sich die deutsche Öffentlichkeit nach dem Zweiten Weltkrieg – wenn überhaupt – nur wenig für das Schicksal der verfolgten Sinti und Roma interessiert. Gießen stellt insofern also keine Ausnahme dar.

1 Der Beitrag fasst die vorläufigen Ergebnisse der Recherche zusammen, die allerdings noch nicht abgeschlossen ist.

2 „So viele haben auf diese Anerkennung gewartet“, Gießener Anzeiger vom 17. März 2012, S. 13; dort auch alle Zitate.

Abbildung aus rechtlichen Gründen
in der Onlineausgabe entfernt.

Abb. 1: Die lange vergessenen Opfer: Erst im März 2012 erinnerte die Stadt bei einer Gedenkfeier an die deportierten Gießener Sinti. Bild: Franz Möller

Dabei gab es auch dort durchaus Anstöße für eine intensivere Beschäftigung mit dem Schicksal der als „Zigeuner“ oder „Zigeunermischlinge“ geächteten Familien. Im März 1993 etwa wurde in der Alten Universitätsbibliothek die Ausstellung „Auschwitz – Das Verbrechen gegen die Menschheit“ gezeigt.³ Flankiert von einem umfangreichen Rahmenprogramm, zu dem auch Filmabende gehörten. So wurde am 30. März öffentlich die Dokumentation „Die Vernichtung der Zigeuner in Auschwitz und ihre Verfolgung bis heute“ präsentiert und Daniel Strauß vom Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma stellte sich im Anschluss den Fragen der Zuschauer. Im Jahr 1999 hat Anna Mettbach dann ihre Leidensgeschichte unter dem Titel „Wer wird die nächste sein?“⁴ gemeinsam mit Josef Behringer vom Landesverband Hessen der deutschen Sinti und Roma veröffentlicht. Nachdem sie bereits zuvor viele Jahre – natürlich auch in Gießen – als Zeitzeugin an Schulen, an Universitäten und bei Gedenkveranstaltungen aufgetreten war. Zwei Jahre später hat der Marburger Historiker Udo Romang-Engbring seine umfassende Untersuchung „Die Verfolgung der Sinti und Roma in Hessen zwischen 1870 und 1950“ vorgelegt.⁵ Und im Herbst 2004 schließlich wurde die Ausstellung „Hornhaut auf der Seele“ des Landesverbandes Hessen der Sinti und Roma in Gießen gezeigt.⁶ Doch das hat – womöglich auch wegen der schlechten Quellenlage – offenkundig kein vertieftes Interesse an der Geschichte der Gießener Sinti⁷ nach sich gezogen.

Grundlegend geändert hat sich das erst mit einem Portrait über Anna Mettbach, das am 2. August 2011 – zum Jahrestag der Liquidierung des „Zigeunergalgen“ im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau – im Gießener Anzeiger erschienen ist.⁸ Danach hat sich besonders für die alte Dame alles geradezu überschlagen. Erst befasste sich das Gießener Stadtparlament mit der Deportation der Sinti und hat im Dezember 2011 einstimmig beschlossen, dass künftig je-

3 Für den Hinweis auf diese Ausstellung und das Veranstaltungsprogramm danke ich Hans-Walter Schmidt. „Auschwitz markiert die Krise der christlichen Zivilisation“, Gießener Anzeiger vom 15. März 1993, S. 5; „Niemand kann den Schrecken ganz verstehen“, Gießener Allgemeine vom 15. März 1993, S. 7; Auschwitz-Ausstellung verlängert, Gießener Allgemeine vom 31. März 1993, S. 22.

4 Anna Mettbach/Josef Behringer, „Wer wird die nächste sein?“ Die Leidensgeschichte einer Sinteza, die Auschwitz überlebt hat, Frankfurt 1999.

5 Udo Romang-Engbring, Die Verfolgung der Sinti und Roma in Hessen zwischen 1870 und 1950, hrsg. von Adam Strauß, Verband Deutscher Sinti und Roma, Landesverband Hessen, Frankfurt 2001.

6 Vom „Zigeunergalgen“ zum Völkermord, Gießener Anzeiger vom 15. September 2004.

7 Für die Roma gibt es ganz verschiedene Namen. Dazu zählen auch Eigenbezeichnungen wie „Manouches“ im französischen Sprachgebrauch oder der Name „Lovara“, der „Pferdehändler“ bedeutet, und „Kalderasch“ für „Kesselschmiede“. Sinti wiederum sind eine Gruppe der europäischen Roma, die vor allem in Deutschland und im nördlichen Italien zu Hause ist. Erst 1971 einigten sich die Vertreter der unterschiedlichen Gruppen auf den Oberbegriff „Roma“. Die meisten Roma leben in osteuropäischen Ländern.

8 Besuch bei Onkel endet mit Deportation nach Auschwitz, Gießener Anzeiger vom 2. August 2011, S. 8.

weils am 16. März eine Gedenkstunde stattfinden soll.⁹ Dann schickte der Bundespräsident Anna Mettbach eine Einladung zum Neujahrsempfang in Berlin. Schließlich wurde im Literarischen Zentrum Gießen am Holocaustgedenktag sogar eine Lesung aus den Erinnerungen der Auschwitz-Überlebenden organisiert.¹⁰ Später verlieh das Staatsoberhaupt der 86-Jährigen obendrein das Bundesverdienstkreuz¹¹ und am 28. August 2012 erhielt die SinteZZa die Hedwig-Burgheim-Medaille – die höchste Auszeichnung der Universitätsstadt¹².

Abbildung aus rechtlichen Gründen in der Onlineausgabe entfernt.

Abb. 2: Späte Anerkennung: Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz überreicht der SinteZZa Anna Mettbach (rechts) die Hedwig-Burgheim-Medaille. Bild: Franz Möller

9 http://www.parlamentsinfo.giessen.de/to0040.php?__ksinr=2943, abgerufen am 24. Oktober 2012.

10 Freude über längst überfällige Anerkennung, Gießener Anzeiger vom 4. Januar 2012, S. 9; „Der Bundespräsident hat sich fast vor mir verneigt“, Gießener Anzeiger vom 14. Januar 2012, S. 16; Der Zeitzeugin „Anna Mettbach können wir nicht genug danken“, Gießener Anzeiger vom 30. Januar 2012, S. 10.

11 Mit „einer inneren Kraft, die faszinierend ist“, engagiert, Gießener Anzeiger vom 10. August 2012, S. 19.

12 Burgheim-Medaille für Anna Mettbach, Gießener Anzeiger vom 10. März 2012, S. 13; „Bedeutendste Auszeichnung der Stadt“, Gießener Anzeiger vom 29. August 2012, S. 23; „Wir waren Leidensgenossinnen“, Gießener Anzeiger vom 30. August, 2012, S. 26; „Wir wären ein gutes Team gewesen“, Gießener Allgemeine vom 30. August 2012, S. 28.

16/3.43

191

An die
Abteilung II.

Betr.: Abschiebung von Zigeunermischlingen in ein polizeiliches
Arbeitslager.

Die nachstehend aufgeführten Personen wurden gem. Erl. des Reichs=
sicherheitshauptamtes H. V. A 2 Nr. 59/43 g vom 29.1.43 am 16.3.43
auf unbestimmte Zeit in ein Arbeitslager überführt.

1.	K l e i n	Antonie	geb. 12.8.1909	in Lardenbach , Kläranlage 2
2.	"	Mathilde	" 1.11.1930	" Nieder Marsberg "
3.	"	Franziska	" 17.11.1932	" Giessen "
4.	"	Johannes	" 21. 2.1942	" " "

1.	K l e i n	Heinrich	geb. 26. 9.1893	in Rendel , Kläranlage 4
2.	"	Martha	" 4. 6.1905	Hartmuthsachsen "
3.	"	Wilhelm	" 3. 3.1927	Giessen "
4.	"	Johann	" 8.11.1929	" "
5.	"	Friedrich	" 1. 3.1932	" "
6.	"	Karl	" 17. 4.1936	Marienloh "
7.	"	Mathilde	" 8.10.1937	Giessen "
8.	"	Wilhelmine	" 21.3. 1941	" "

1.	S e l l	Katharina	geb. 2.2.1910	Battenberg Kläranlage 4
----	---------	-----------	---------------	-------------------------

1.	K l e i n	Ferdinand	geb. 2.10.1914	Giessen Löwengasse 23
----	-----------	-----------	----------------	-----------------------

Jch bitte wegen der polizeilichen Abmeldung das Weitere zu veran=
lassen.

Die Tochter der Eheleute Heinrich Klein, Anna Klein geb.am 24.7.33
zu Marburg, verbleibt vorerst in Giessen, da sie z.Zt. an Dyphterie
erkrankt ist und sich in Klinikbehandlung befindet.

Abb. 3: Deportationsliste: 14 Kinder, Frauen und Männer wurden am 16. März 1943 ins
„Zigeunerlager“ nach Auschwitz-Birkenau verschleppt. Bild: Stadtarchiv Gießen

Ausgangspunkt für den fraktionsübergreifenden Antrag im Gießener Stadtparlament¹³ war die im Stadtarchiv erhaltene Deportationsliste, die eben jene verlesenen 14 Namen umfasst.¹⁴ Unter dem Betreff „Abschiebung von Zigeunermischlingen“¹⁵ teilt die Polizeidirektion mit, dass die „aufgeführten Personen“ am 16. März 1943 „auf unbestimmte Zeit in ein Arbeitslager überführt“ wurden. Dabei findet sich jedoch keinerlei Hinweis, wohin die Gießener verschleppt wurden. Und auch keinerlei Informationen über ihr weiteres Schicksal.

Außer Katharina Sell tragen alle den Nachnamen Klein. Und neun von ihnen sind Kinder oder Jugendliche. Aus der Liste erschließt sich jedoch nicht, ob und in welchem konkreten Familienverhältnis die aufgeführten sechs weiblichen und sieben männlichen Personen zueinander standen. Allerdings legen die vermerkten Wohnadressen und die auf der Liste erfolgte Unterteilung in verschiedene Gruppen zunächst nahe, dass es sich um zwei Familien mit dem Nachnamen Klein und zwei Einzelpersonen – eben jene Katharina Sell und den 1914 geborenen Ferdinand Klein – gehandelt hat.

An der Kläranlage 2 lebte demnach vor der Deportation Antonie Klein, die 1909 in Lardenbach bei Grünberg geboren wurde, gemeinsam mit der zwölfjährigen Mathilde, der zehnjährigen Franziska und dem gerade mal ein Jahr alten Johannes. Für die beiden Jüngsten ist Gießen als Geburtsort angegeben, Mathilde wiederum kam in „Nieder Marsberg“ im Sauerland zur Welt. Noch sind die genauen Umstände der Deportation unklar, fest aber steht, dass Antonie Klein und ihre drei Kinder direkt ins „Zigeunerlager“ transportiert wurden.

Aus ganz Europa verschleppten die Nationalsozialisten Sinti und Roma in das Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau. Unter Diskriminierung und Verfolgung hatten die Kinder, Frauen und Männer schon lange vor der Machtübernahme durch Adolf Hitler zu leiden, doch nach 1933 verschärfte sich die Situation zusehends.¹⁶ Die „Nürnberger Rassengesetze“ von 1935 wurden durch Anordnungen und Kommentare auch auf die Sinti und Roma ausgedehnt, weil sie nach Überzeugung der Nationalsozialisten als „Artfremde“ nicht mehr zur „deutschen Volksgemeinschaft“ gehörten.¹⁷ Ein Jahr später entstand in Berlin die „Rassenhygienische Forschungsstelle“ unter Leitung von Dr. Robert Ritter.

13 Vorlage an die Stadtverordnetenversammlung Nummer STV/0571/2011 vom 22.11.2011 auf http://www.parlamentsinfo.giessen.de/to0040.php?__ksinr=2943, abgerufen am 24. Oktober 2012.

14 Stadtarchiv Gießen I 1363 – 5.

15 Hans-Günter Lerch schreibt in „Tschü lowi...“ – Das Manische in Gießen, 4. Aufl., Gießen 2012 auf S. 98, dass es sich bei den 14 deportierten Gießenern um „als Zigeunermischlinge beurteilte jensche Personen“ gehandelt habe. Tatsächlich wurden auch Jensche Opfer des nationalsozialistischen Rassenwahns und als „Zigeuner“ und „Zigeunermischlinge“ verfolgt. Zu welcher Gruppe sich die Familien selbst gezählt haben, konnte bislang nicht geklärt werden.

16 Romani Rose (Hrsg.), „Den Rauch hatten wir täglich vor Augen“. Der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti und Roma, Heidelberg 1999, S. 19 ff.

17 Udo Romang-Engbring, Die Verfolgung, S. 142 ff.

Deren Aufgabe bestand schon bald darin, die Sinti und Roma im gesamten Reichsgebiet zu erfassen.¹⁸

Ersten Verhaftungswellen folgte im Oktober 1939 der „Festschreibungserlass“, der allen Angehörigen der Minderheit unter Androhung von KZ-Haft untersagte, ihre Wohnorte zu verlassen. Eine vorbereitende Maßnahme zur Deportation.¹⁹ Denn schon ein halbes Jahr später befahl der „Reichsführer-SS“ Heinrich Himmler, dass 2500 Sinti und Roma aus dem Deutschen Reich ins „Generalgouvernement“ verbracht werden sollen. Und im Juni 1941 begann dann die Massenvernichtung von Juden sowie von Sinti und Roma in den besetzten Gebieten durch die SS-Einsatzgruppen. „Männer, Frauen und Kinder werden ausnahmslos umgebracht und anschließend in Massengräbern verscharrt. Bis heute kennt niemand ihre genaue Zahl.“²⁰

Im „Auschwitz-Erlass“ vom 16. Dezember 1942 gab Himmler den Befehl, „Zigeunermischlinge, Rom-Zigeuner und nicht deutschblütige Angehörige zigeunerischer Sippen balkanischer Herkunft nach bestimmten Richtlinien auszuwählen und in einer Aktion von wenigen Wochen Dauer in ein Konzentrationslager einzuweisen.“²¹ Damit kam es zum Aufbau des „Zigeunerlagers“ in Auschwitz-Birkenau. Dort standen rechts und links der Lagerstraße jeweils 20 Baracken mit dreistöckigen Holzpritschen, in denen bis zu 1000 Menschen eingepfercht wurden. Zudem existierten „Funktionsbaracken“ wie die Schreibstube und der Krankenbau. Umgeben war der gesamte Lagerabschnitt mit elektrisch geladenem Stacheldraht.²²

Dort endete auch für Antonie Klein und die drei Kinder die Deportation aus ihrer Heimatstadt. „Aus dem Reichsgebiet ist ein Transport mit Zigeunern eingetroffen. 307 Männer und Jungen erhalten die Nummern Z-4013 bis Z-4319 und 340 Frauen und Mädchen die Nummern Z-4508 bis Z-4847“, heißt es im Eintrag zum 18. März 1943 im „Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau“.²³ Und anhand der im Gedenkbuch „Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau“²⁴ aufgeführten Namen und Häftlingsnummern wiederum lässt sich nachweisen, dass alle Gießener Bürger, die am 16. März 1943 aus ihrer Heimatstadt abtransportiert wurden, zwei

18 Rose, „Den Rauch hatten wir täglich vor Augen“, S. 54 ff.

19 Rose, „Den Rauch hatten wir täglich vor Augen“, S. 148 ff.

20 Rose, „Den Rauch hatten wir täglich vor Augen“, S. 178.

21 Kazimierz Smolen/Michael Zimmermann, Sinti und Roma im KL Auschwitz, In: Sterbebücher von Auschwitz, hrsg. vom Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau, München 1995, Bd. 1: Berichte, S. 149.

22 Romani Rose (Hrsg.), Der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti und Roma. Katalog zur ständigen Ausstellung im Staatlichen Museum Auschwitz, Heidelberg 2003, S. 241.

23 Danuta Czech, Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945, Reinbek 1989, S. 444.

24 Gedenkbuch. Die Sinti und Roma im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, hrsg. vom Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau in Zusammenarbeit mit dem Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg, 2 Bände, München 1993.

Tage später zu diesen „Nummern“ zählten. Dort ist auch vermerkt, dass Antonie Klein und die drei Kinder im „Zigeunerlager“ schon bald danach ermordet wurden.

Nach ihrer Ankunft wurde den Deportierten nicht nur eine Nummer in den Arm tätowiert, sondern ihre Namen auch in das „Hauptbuch des Zigeunerlagers“ notiert. Mit Geburtsdatum und Geburtsort, Konfession und Beruf. Zudem wurde darin ein Weitertransport oder das Todesdatum eingetragen. Als Schreiber setzten die Nationalsozialisten dabei andere Häftlinge ein. Als sich dann die Liquidierung des „Zigeunerlagers“ ankündigte, entwendeten die drei polnischen Rapportschreiber Tadeusz Joachimowski, Ireneusz Pietrzyk und Henryk Porebski die Evidenzbücher aus der Schreibstube. In Kleidungsstücke eingewickelt und in einem Eimer gestapelt, vergruben die drei Männer die Unterlagen nahe dem Stacheldrahtzaun zum Männerlager. Im Januar 1949 konnten diese Hauptbücher mit den registrierten Sinti und Roma von Mitarbeitern der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau gemeinsam mit Tadeusz Joachimowski wieder ausgegraben werden. Durch Feuchtigkeit waren die Dokumente allerdings erheblich beschädigt, manche Teile gar ganz vernichtet. Viele Seiten aber legten Zeugnis ab vom Leiden der Kinder, Frauen und Männer. Aufbewahrt werden diese Beweise des Völkermordes an Sinti und Roma in den Sammlungen des Archivs der Gedenkstätte.²⁵ Und veröffentlicht wurden sie 1993 in zwei Bänden – wiederum unterteilt nach Frauen und Männern.

Darin ist vermerkt, dass der kleine Johannes bereits am 21. April 1943 sein Leben verlor.²⁶ Seit dem 26. Oktober 1943 lebte Antonie Klein nicht mehr, Mathilde starb am 7. November 1943 – wenige Tage nach ihrem 13. Geburtstag – und als Todestag von Franziska Klein gilt der 27. Juni 1944.²⁷ Auf der Personenstandskarte von Antonie Klein ist darüber hinaus ein weiterer Sohn – der am 27. Juni 1934 in Beckum geborene Ferdinand – eingetragen, der auf der Deportationsliste fehlt.²⁸ Im Gedenkbuch wiederum findet sich ein Junge mit diesem Namen und dem Geburtsort Beckum, allerdings wird der 17. Juni 1934 als Geburtstag angegeben.²⁹ Vermutlich ein Schreibfehler, denn seine Häftlingsnummer erhält er am gleichen Tag wie die anderen aus Gießen im „Zigeunerlager“ eingetroffenen Männer und Jungen mit Nachnamen Klein. Weitere Einträge zu dem Jungen finden sich dort aber nicht. Aus der Steuerkartei ergibt sich zudem, dass die Mutter als „Hausiererin“ auf Reisen und später als Arbeiterin bei Poppe tätig war. Im September 1957 wurde lapidar hinzugefügt: „gestorben

25 Gedenkbuch, Jan Parcer, Einleitung, Bd. 1, S. XXXVII.

26 Gedenkbuch, Bd. 2, S. 126. Darin wird der Junge allerdings als „Johann“ aufgeführt. Geburtsdatum und Geburtsort stimmen indes mit der Liste der Deportierten im Stadtarchiv überein.

27 Gedenkbuch, Bd. 2, S. 310. Dort wird die Mutter der Kinder als Antonia aus Landenbach geführt. Die Geburtsdaten aber sind identisch. Zudem belegt die Auflistung, dass die Familie gemeinsam in Auschwitz angekommen ist.

28 Stadtarchiv Gießen, Personenstandskartei.

29 Gedenkbuch, Bd. 2, S. 126.

zwischen dem 31.12.1942 und 1.1.1945 im K.Z. Lager Auschwitz beurkundet im Sterbebuch des Sonderstandesamts Arolsen.³⁰ Gleiches lässt sich auch den Unterlagen über ihre Tochter Mathilde entnehmen. Ein Interesse, darüber weitere Informationen einzuholen, gab es offenkundig in der Stadtverwaltung Gießen damals nicht.

An der Kläranlage 4 – und damit als direkte Nachbarn von Antonie Klein und ihren Kindern – lebten unmittelbar vor der Deportation der 1893 geborene Heinrich Klein und seine Ehefrau Anna Martha³¹ mit ihren vier Söhnen und drei Töchtern.

Bei der Durchsicht von Personenstandskarten und Steuerkarten fällt auf, dass „An der Kläranlage“ häufig als Adresse der verfolgten Familien verzeichnet ist. Ferner ist bemerkenswert, dass diese davor oft in der Gießener Altstadt eine Wohnung bezogen hatten. In der Wolkengasse oder der Kaplansgasse, dem Teufelstülgärtchen oder der Mühlgasse. Anhand der Eintragungen lassen sich nämlich „die verschiedenen Stationen einzelner Personen des ambulanten Gewerbes verfolgen“.³² Mit den Reisen sicherten die Händler ihren Lebensunterhalt, und nach der Rückkehr in die Gießener Heimatstadt suchten sich die Frauen und Männer mit ihren Kindern dann eine neue Unterkunft. Einige „wohnten auch oft nur in ihrem Wohnwagen, den sie für das Reisen besaßen und den sie in verschiedenen Straßen oder auf verschiedenen Plätzen der Stadt abstellten“.³³ Das wiederum führte in der Zwischenkriegszeit immer wieder zu Konflikten mit den anderen Gießener Bürgern und vertiefte offenkundig längst bestehende Vorurteile und Ressentiments. Schließlich reagierten auch die politisch Verantwortlichen und nach 1922 entstanden „billige Behelfswohnungen außerhalb der Stadt“³⁴. Schon bald aber reichten die Notunterkünfte auf dem Trieb, neben dem Schlachthof und in der Krofdorfer Straße nicht mehr aus. Deshalb wurden zunächst ausrangierte Eisenbahnwaggons in der Nähe der Margaretenhütte aufgestellt, später zudem Wohnbaracken gebaut. Und die Adresse lautete „An der Kläranlage“. Dorthin waren dann auch Antonie Klein mit ihren Kindern sowie Heinrich Klein mit Ehefrau, Töchtern und Söhnen gezogen. Ob beide Familien miteinander verwandt waren, ist noch unklar. Fest aber steht, das Ehepaar ist ebenfalls in Auschwitz getötet worden. Die 1905 geborene Anna Klein starb am 17. September 1943.³⁵ Auch hinter dem Namen ihres Ehemannes Heinrich steht im Gedenkbuch der Hinweis „Gest.“, allerdings ohne Angabe des Datums.³⁶ In den Sterbebüchern wiederum ist der 9. Oktober 1943 als Todesdatum angeführt.³⁷

30 Stadtarchiv Gießen, Steuerkartei, dort auch das Zitat.

31 Stadtarchiv Gießen L 1363 – 5.

32 Lerch, „Tschü Lowi ...“, S. 74.

33 Lerch, „Tschü Lowi ...“, S. 76.

34 Ausführlich dazu Lerch, „Tschü Lowi ...“, S. 78 ff.

35 Gedenkbuch, Bd. 1, S. 309 f.

36 Gedenkbuch, Bd. 2, S. 126.

37 Sterbebücher, Bd. 2, S. 574.



Abb. 4: Behelfswohnungen: An der Kläranlage entstanden in der Zwischenkriegszeit Notunterkünfte, in denen vor allem Sinti und Jenische ein einfaches Zuhause fanden.

Bild: Stadtarchiv

Ein geradezu perfider Vermerk findet sich darüber hinaus am Ende der Deportationsliste: „Die Tochter der Eheleute Heinrich Klein, Anna Klein geb. am 24.7.33 zu Marburg, verbleibt vorerst zu Giessen, da sie z.Zt. an Dyphterie [sic!] erkrankt ist und sich in Kliniksbehandlung befindet.“³⁸ Ähnlich zynisch der Hinweis auf der Steuerkarte: „Eltern am 16.3.43 nach unbekannt verzogen.“³⁹ Die Nationalsozialisten haben offenbar gewartet, bis die ansteckende Krankheit auskuriert war und haben das Mädchen erst dann ins „Zigeunerlager“ überstellt. Im Gedenkbuch wird die Neunjährige⁴⁰ mit der Häftlingsnummer (Z-)8330 verzeichnet. Weitere Angaben gibt es nicht. Unmittelbar vor der Kleinen jedoch sind die Mutter und zwei Schwestern von Ignatz Mettbach aufgeführt. „Die Nummern Z-7648 bis Z-7665 erhalten 18 Zigeuner und die Nummern Z-8317 bis Z-8330 erhalten 14 Zigeunerinnen, die mit einem Sammeltransport aus dem Reichsgebiet eingeliefert worden sind“, ist unter dem Datum 10. Mai 1943 im „Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau“⁴¹ zu lesen. Zudem haben Vater, Bruder und Sohn von Ignatz Mettbach ebenfalls an diesem Tag ihre Häftlingsnummern in Auschwitz-Birkenau erhalten.⁴² Das lässt vermuten, dass die kleine Anna gemeinsam mit der Familie von Gießen ins „Zigeunerlager“ verschleppt wurde.

38 Stadtarchiv Gießen L 1363 – 5.

39 Stadtarchiv Gießen, Steuerkartei.

40 Gedenkbuch, Bd. 1, S. 537 f. Dort ist Anna Mathilda Klein eingetragen mit übereinstimmendem Geburtsdatum und dem Geburtsort Marburg.

41 Czech, Kalendarium, S. 491.

42 Gedenkbuch, Bd. 2, S. 226.

Anna Kleins jüngerer Bruder Wilhelm, der am 2. März 1927 geboren wurde, hingegen war offenbar im Stammlager Auschwitz inhaftiert⁴³ und ist nach dem Krieg wieder nach Gießen zurückgekehrt. Laut Steuerkarte hat er zunächst als Händler seinen Lebensunterhalt verdient, war später als Arbeiter beschäftigt und hat 1957 geheiratet.⁴⁴

Sein fünf Jahre jüngerer Bruder Friedrich und der neun Jahre jüngere Karl wurden wiederum ins „Zigeunerlager“ deportiert.⁴⁵ Dort verliert sich ihre Spur.

Ganz sicher ermordet wurden ihre beiden Schwestern Mathilde und Wilhelmine. Als Todesdatum der am 8. Oktober 1937 geborenen Mathilde ist im Gedenkbuch der 11. April 1944 angegeben.⁴⁶ Auch die kleine Wilhelmine hat die Qualen der KZ-Haft nicht überlebt. Deportiert wurde sie mit zwei Jahren, vermerkt wird im Gedenkbuch hinter ihrem Namen „Gest.“⁴⁷

Bleibt die am 8. November 1929 geborene Johanna⁴⁸. Sie wurde aus dem „Zigeunerlager“ am 15. April 1944 abtransportiert.⁴⁹ „473 weibliche Häftlinge – Zigeunerinnen – werden aus dem Abschnitt BIIe des KL Auschwitz II in das KL Ravensbrück überstellt“, lautet der Eintrag zum 15. April 1944 im „Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau“.⁵⁰ Auch diese Strapazen hat Johanna Klein augenscheinlich überstanden. Denn auf einer Liste des Ernährungsamtes der Stadt Gießen für „Zusätzliche Lebensmittelrationen für politisch, rassisch und religiös verfolgte Personen“ vom 6. März 1946 taucht ihr Name ebenso auf wie der ihres Bruders Wilhelm.⁵¹

Ebenfalls unter der Adresse „Kläranlage 4“ war laut Deportationsliste Katharina Sell gemeldet, die am 2. Februar 1910 als Katharina Klein in Battenberg geboren wurde. Im November 1934 hatte die junge Frau den 19 Jahre älteren Martin Sell geheiratet, der im bayerischen Neuburg zur Welt kam. Beide verdienten ihren Lebensunterhalt offenbar als reisende Händler. Später war die „Käthe“ genannte Ehegattin als Arbeiterin bei Poppe beschäftigt⁵². Der Lebensweg der jungen Frau endete ebenfalls im „Zigeunerlager“. Im Gedenkbuch fin-

43 Gedenkbuch, Bd. 2, S. 126.

44 Stadtarchiv Gießen, Steuerkartei.

45 Gedenkbuch, Bd. 2, S. 126. Der am 1. März 1932 geborene Friedrich wird dort als Fritz aufgeführt.

46 Gedenkbuch, Bd. 1, S. 309 f.

47 Gedenkbuch, Bd. 1, S. 309 f.

48 Auf der Deportationsliste im Stadtarchiv Gießen wird ein Johann mit dem Geburtsdatum 8.11.1929 aufgeführt. Da im Personenstandsregister im Stadtarchiv Gießen ein Mädchen namens Johanna mit dem entsprechenden Geburtsdatum vermerkt ist und das Kind mit den Frauen inhaftiert wurde, handelt es sich auf der Liste wahrscheinlich um einen Schreibfehler.

49 Gedenkbuch, Bd. 1, S. 309 f.

50 Czech, Kalendarium, S. 576.

51 Für diesen Hinweis danke ich Marion-Gracia Mettbach. Eine Kopie der amtlichen Liste befindet sich in ihrem Privatarchiv.

52 Stadtarchiv Gießen, Personenstandskartei und Steuerkartei.

det sich hinter ihrem Namen der Eintrag „Gestorben“, ein Todesdatum indes fehlt.⁵³

Als Letzter steht schließlich Ferdinand Klein, der vor dem Abtransport in der Löwengasse 23 gelebt hat, auf der Liste. Der 1914 Geborene war der jüngere Bruder von Heinrich Klein.⁵⁴ Und auch er wurde offenkundig nach Auschwitz deportiert, denn im Gedenkbuch ist ein Ferdinand Klein aus Gießen verzeichnet – allerdings ohne Geburtsdatum. Der Händler hat die Verfolgung durch die Nationalsozialisten überlebt. Laut Steuerkartei wohnte Ferdinand Klein am 3. Juli 1945 in der Mühlstraße. Nach dem Krieg hat er geheiratet und die Kinder seiner Frau anerkannt. Im Jahr 1951 verstarb seine Gattin. Auch nach ihrem Tod war er als Händler auf Reisen und heiratete 1955 erneut.⁵⁵

Vor dem Abtransport der 14 Kinder, Frauen und Männer hatte die Kriminalpolizeistelle Darmstadt den Polizeidirektor in Gießen, das Einwohnermeldeamt und die „Volkskartei“ über die „Auswertung der rassenbiologischen Gutachten über zigeunerische Personen“ informiert. In dem Schreiben vom 11. November 1942 werden 79 Namen aufgelistet, fast alle mit der Wohnadresse „An der Kläranlage“.⁵⁶ Insgesamt 25 von ihnen werden nach nationalsozialistischer Definition als „Zigeunermischlinge“ gebrandmarkt⁵⁷, elf von ihnen finden sich auf der Deportationsliste des 16. März 1943 wieder.

Die „Rassenhygienische Forschungsstelle“ in Berlin erstellte unter Leitung von Dr. Robert Ritter und seiner Assistentin Eva Justin – mit finanzieller Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft und in enger Zusammenarbeit mit dem „Reichssicherheitshauptamt“ – wohl mehr als 24.000 Rassegutachten zu „Zigeunern“, „Zigeunermischlingen“ und „Nichtzigeunern“.⁵⁸ Diese dienten der Kriminalpolizei als Grundlage für die Einweisung von Kindern, Frauen und Männern in die Konzentrationslager. Dabei wurde der Auschwitz-Erlass vom 16. Dezember 1942 durch den „Schnellbrief des Reichssicherheitshauptamtes an Kriminalpolizei- und SS-Dienststellen“ vom 29. Januar 1943 konkretisiert.⁵⁹ Darin wird zwar vorgegeben, dass „reinrassige Sinte- und Lalleri-Zigeuner“ sowie „sozial angepaßt lebende zigeunerische Personen“ von der Deportation ausgenommen werden, doch diese Ausnahmestimmungen wurden nicht eingehalten. Waren nichts als „nur Theorie“.⁶⁰ Auf der Deportationsliste der 14 Gießener Bürger wird jener Schnellbrief ebenfalls als Rechtsgrundlage für den Abtransport angeführt.⁶¹ Fest steht allerdings, dass die Nationalsozialisten nicht nur die dort aufgeführten Kinder, Frauen und Männer ins „Zigeunerlager“ ver-

53 Gedenkbuch, Bd. 1, S. 309 f.

54 Stadtarchiv Gießen, Personenstandskartei.

55 Stadtarchiv Gießen, Steuerkartei.

56 Stadtarchiv Gießen, L 1363-5.

57 Bei einigen wurde diese Bezeichnung nachträglich handschriftlich hinzugefügt.

58 Rose, „Den Rauch hatten wir täglich vor Augen“, S. 51 ff.

59 Gedenkbuch, Bd. 2, S. 1540 ff.

60 Gedenkbuch, Bd. 1, Einleitung S. XXXVII.

61 Stadtarchiv Gießen, L 1363 – 5.

schleppten. Auch Mitglieder der Gießener Familie Mettbach wurden nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Und eben auch die 16-jährige Anna Kreuz, die nach dem Krieg Ignatz Mettbach heiratete und seitdem in Gießen lebt. In der Wetterau geboren, wuchs sie zunächst mit Eltern und Geschwistern in Heidelberg auf. Vater und Mutter waren als Gewerbetreibende unterwegs, während ihre Großmutter zu Hause für alle sorgte. Nach 1933 spürte auch die kleine Anna, die sich vor dem durch die Heidelberger Altstadt hallenden Gleichschritt der SA fürchtete, dass sich die Situation verschärfte. „Das sind böse Menschen“⁶², wusste sie schon damals. Zunächst verlebte sie gemeinsam mit ihren sechs Geschwistern dennoch eine unbeschwerte Zeit. Ihre Eltern kauften nämlich ein Haus in Heppenheim und siedelten mit der Familie dorthin über. Unmittelbar nach der Pogromnacht am 9. November 1938 aber warnte ein Mitarbeiter der Stadtverwaltung den Vater und riet ihm, das Haus zu verkaufen. Denn den Sinti und Roma drohe ähnliches Unglück wie den Juden. Tatsächlich verließ die Familie schon bald die südhessische Kleinstadt und zog nach Schweinfurt. Von dort aber durften Eltern und Kinder nicht mehr umherreisen, nachdem im Oktober 1939 die „Festsetzung der Zigeuner“ angeordnet worden war.

Als wenige Monate später die Familie ihrer Mutter nach Polen deportiert wurde und schon bald auch keine Briefe mehr vom kranken Onkel aus dem badischen Heineheim eintrafen, konnte Anna „die Qual meiner Mama nicht mehr mit ansehen“ und machte sich per Zug auf den Weg zu deren Bruder. Und dort wurde sie von der Polizei überprüft. Mit dramatischen Folgen. „Ich wurde mit 16 zu einem Häftling, weil ich meinen Wohnort verlassen hatte.“ Zur Strafe wurde das Mädchen nach Auschwitz deportiert. „Ohne jede Gerichtsverhandlung“, berichtet Anna Mettbach. In Auschwitz musste sie schwerste körperliche Arbeiten leisten, Hunger, Kälte, ständige Todesangst ertragen. Zunächst im Frauenlager, Anfang 1944 dann wurde die Sintezza ins „Zigeunerlager“ überstellt. Dort sah sie von weitem – zum letzten Mal – eine ihrer älteren Schwestern. Vom Tod einer zweiten Schwester in der Gaskammer berichten ihr Mithäftlinge. Das alles ist mehr, als ein Mensch ertragen kann und irgendwann hatte auch Anna Mettbach „keine Hoffnung mehr auf Überleben“. Schon gar nicht an jenem Morgen auf der Ladefläche eines Lastwagens, der sie gemeinsam mit anderen Häftlingen vom „Zigeunerlager“ ins Konzentrationslager Ravensbrück transportierte.

Dort blieb sie gemeinsam mit anderen Frauen aus Auschwitz etwa eine Woche, dann wurde sie weiter ins sächsische Wolkenburg verschleppt. Zur Zwangsarbeit bei Siemens. Von Wolkenburg aus ging es für die Häftlinge auf den Todesmarsch nach Dachau. Dort erlebte Anna Mettbach Ende April 1945 die Ankunft der amerikanischen Soldaten. Das Wort „Befreiung“ mag die 86-Jährige jedoch nicht. „Das Lager wurde befreit“, stellt sie immer wieder klar. Für die Überlebenden der Konzentrationslager aber gab es keine Befreiung von den Erinnerungen. Auch wenn sie zunächst glückliche Momente erlebt hat. Denn

62 Besuch bei Onkel endet mit Deportation nach Auschwitz, Gießener Anzeiger vom 2. August 2011, S. 8, dort auch die Zitate.

auf der Suche nach ihrer Familie kommt sie nach Frankfurt. „Wir sind überall hingegangen, wo Verwandte mal gewohnt haben.“ Und tatsächlich: Dort trifft sie einen Cousin, bei dem sie wiederum Ignatz Mettbach aus Gießen kennen lernt. Wenig später findet sie auch ihre Eltern. „Wir waren sprachlos“, erinnert sie sich. „Wie gelähmt.“ Dann berichten Vater und Mutter von ihrem Überleben mit den jüngeren Geschwistern bei Bauern auf verstreuten Höfen in Bayern und im Wald. 1940 noch war der Vater zur Wehrmacht eingezogen und an die Westfront geschickt, jedoch 1942 aus „rassenpolitischen Gründen“ entlassen worden. Die Familie aber trauert fortan gemeinsam über den gewaltsamen Tod der beiden älteren Töchter sowie zahlreicher Verwandter.

Ihr Mann muss ebenfalls schmerzhaft Verluste ertragen. Seit 1919 hatten seine Eltern Klara und Peregrinus Mettbach mit ihren Kindern in Gießen gelebt.⁶³ Erst in der Walltorstraße und der Wolkengasse, später dann An der Kläranlage. Unterschiedliche Angaben werden zum Beruf des 1890 im pfälzischen Burrweiler geborenen Vaters gemacht. Mal wird er als Händler, dann als Hilfsarbeiter und schließlich auch als Korbmacher geführt. Seine gleichaltrige Ehefrau kam in Simmern zur Welt und gemeinsam sind beide über Frankfurt nach Gießen gekommen. Das Ehepaar hatte vier Söhne und drei Töchter. Zudem lebte der kleine Ewald in der Familie, der einer früheren Beziehung von Ignatz Mettbach entstammte und am 26. September 1937 zur Welt kam.

Der jüngste Sohn von Peregrinus und Klara Mettbach wurde am zweiten Weihnachtstag 1923 geboren und auf den Namen Wilhelm getauft. Er starb bereits im Juni 1939. Die älteste Tochter Eleonore, im April 1919 geboren, heiratete im Januar 1943 einen Schuhmacher in Frankfurt, der als Gefreiter diente.⁶⁴ Offenbar ein Nicht-Sinto, der seine Frau vor der Deportation schützen konnte. Eleonore Mettbach starb im Mai 2012 in Frankfurt.⁶⁵ Zu dem im August 1914 geborenen Georg⁶⁶ indes haben sich bislang keine Informationen finden lassen.

„Peregrinus Mettbach, seine Ehefr. und drei Kinder wurden im Mai 1943 in ein Konzentrationslager überführt“, lässt sich auf der Steuerkarte des Familienvaters nachlesen. Handschriftlich wurde hinzugefügt: „am 21. Juli 1943 in Auschwitz verstorben“.⁶⁷ Anhand des Gedenkbuchs kann nachgewiesen werden, dass die 1890 geborene Klara Mettbach bereits am 24. Juni 1943 gestorben ist.⁶⁸ Darin enthalten ist auch ein Eintrag über das Ableben ihres Ehemanns einen Monat später.⁶⁹ Der kleine Ewald hat das Konzentrationslager ebenfalls nicht überlebt. Der Sechsjährige starb am 11. September 1943 – wenige Tage vor

63 Stadtarchiv Gießen, Personenstandskartei.

64 Stadtarchiv Gießen, Steuerkartei.

65 Für diesen Hinweis danke ich Marion-Gracia Mettbach.

66 Stadtarchiv Gießen, Personenstandskartei.

67 Eine Kopie der Steuerkarte befindet sich im Privatarchiv von Marion-Gracia Mettbach.

68 Gedenkbuch, Bd. 1, S. 538.

69 Unklar ist das genaue Todesdatum. Im Gedenkbuch, Bd. 2, S. 226 wird der 28. Juli 1943 als Sterbetag angegeben, auf der Steuerkarte ist handschriftlich der 24. Juli 1943 vermerkt. Im Sterbebuch, Bd. 3, S. 803, wiederum steht der 21. Juli.

seinem siebten Geburtstag.⁷⁰ Aus dem „Hauptbuch des SS-Hygiene-Instituts Auschwitz“ ergibt sich, dass an dem Jungen im August 1943 „Laboruntersuchungen“ vorgenommen wurden.⁷¹

Sein Vater, der 1914 geborene Ignatz Mettbach, befand sich offenbar vor der Deportation in „Schutzhaft“ in der Strafanstalt Frankfurt-Preungesheim.⁷² Diese wurde von den Nationalsozialisten genutzt, um politische Gegner und Angehörige von Minderheiten festzusetzen. Gesichert scheint, dass der spätere Ehemann von Anna Mettbach von dort im Frühjahr 1941 zunächst nach Sachsenhausen verbracht wurde. In dem KZ nahe Berlin aber blieb der Sinto nur einige Monate. „Am 1. April 1942 in das Konzentrationslager Arbeitsdorf eingeliefert; überstellt am 5. Oktober 1942 zum Konzentrationslager Buchenwald, Häftlingsnummer 7828, am 24. Juni 1943 zum Konzentrationslager Buchenwald/Kommando Wernigerode, war dort noch am 20. März 1945 inhaftiert“, heißt es in einem Schreiben des Internationalen Suchdienstes (ITS) in Bad Arolsen.⁷³ Während der Haft „hat er im Steinbruch arbeiten müssen“, berichtet Anna Mettbach. „Und was die Arbeit nicht kaputt gemacht hat, hat die SS kaputt gemacht.“ Später dann war Ignatz Mettbach schwer krank, konnte nicht mehr sehen und lag zuletzt „mehr im Krankenhaus als er zu Hause war“.⁷⁴

Auch sein jüngerer Bruder Heinrich hat die Verfolgung durch die Nationalsozialisten überlebt. 1920 geboren, war er gemeinsam mit den Eltern in der Walltorstraße, der Wolkengasse und später auch An der Kläranlage gemeldet. Er wurde mit seiner Familie ebenfalls ins „Zigeunerlager“ deportiert.⁷⁵ Von dort wurde er dann laut Gedenkbuch am 15. April 1944 verlegt. Offenkundig nach Buchenwald. „Aus dem Lagerabschnitt BIIe des KL Auschwitz werden 884 Häftlinge – Zigeuner – in das KL Buchenwald überstellt“, lässt sich zu diesem Tag im „Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau“ nachlesen.⁷⁶ Von Buchenwald kam er im Herbst ins Außenlager „Mittelbau-Dora“. Wenige Tage bevor das Konzentrationslager am 11. April 1945 durch die US-Amerikaner befreit wurde, war Heinrich Mettbach gemeinsam mit zahlreichen Mithäftlingen auf den „Todesmarsch“ geschickt worden. Das unerträgliche Leiden hatte für den damals 25-Jährigen schließlich bei Mohringen ein Ende. Nach dem Krieg kam Heinrich Mettbach zurück nach Gießen und lebte zunächst erneut an der Kläranlage. Er war dreimal verheiratet und hat Töchter und Söhne. Beruflich hat er sich schnell wieder selbstständig gemacht und antike

70 Gedenkbuch, Bd. 2, S. 226.

71 Dokument 541391#1 des Internationalen Suchdienstes (ITS) Bad Arolsen.

72 Verschiedene Angaben gibt es über den Zeitpunkt der Inhaftierung. Auf der Steuerkarte im Stadtarchiv ist der 1. Februar 1942 festgehalten, in einem Dokumentenauszug des ITS der 9. März 1941. Für diesen Hinweis danke ich Marion-Gracia Mettbach.

73 Dokumentenauszug des ITS, Bad Arolsen. Privatarchiv von Marion-Gracia Mettbach.

74 Besuch bei Onkel endet mit Deportation nach Auschwitz, Gießener Anzeiger vom 2. August 2011, S. 8, dort auch die Zitate.

75 Gedenkbuch, Bd. 2, S. 226.

76 Czech, Kalendarium, S. 756.

Möbel verkauft und aufgearbeitet. Im September 1999 ist Heinrich Mettbach gestorben.

Nach Auschwitz-Birkenau waren auch die Schwestern Elisabeth und Maria Mettbach deportiert worden. Dem Tod in den Gaskammern entkamen beide. Die 1913 geborene Elisabeth wurde ebenso wie ihre 15 Jahre jüngere Schwester am 15. April 1944 und damit vor der Liquidierung des „Zigeunerlagers“ abtransportiert⁷⁷. An diesem Tag wurden „473 weibliche Häftlinge – Zigeunerinnen“⁷⁸ nach Ravensbrück verschleppt. Zu ihnen gehörte nicht nur Johanna Klein aus Gießen, sondern auch die beiden Schwestern.⁷⁹ Die beiden Frauen haben die unmenschlichen Haftbedingungen durchgestanden und sind nach Kriegsende – wie viele andere Überlebende – wieder in ihre Heimatstadt zurückgekehrt.⁸⁰ Alle in der Hoffnung, dort Familienangehörige und Freunde wieder zu sehen. Maria Mettbach hat 1946 in Gießen geheiratet und eine Familie gegründet.⁸¹ Im Alter von 63 Jahren ist sie gestorben. Ihre ältere Schwester vermählte sich ein Jahr später und zog allerdings mit ihrem Mann nach Frankfurt.⁸² Dort starb sie im Januar 1978.

„Das bittere Schicksal der Zigeuner im Dritten Reich, das nach 1945 in seinem vollen Umfang bekannt wurde, weckte unter der deutschen Bevölkerung weder Anteilnahme noch Sympathie mit den Verfolgten.“⁸³ Ganz im Gegenteil. Schon bald sahen sich die Überlebenden mit den tradierten Vorurteilen konfrontiert. In Marburg wurden bereits 1947 wieder Sinti und Roma mit Genehmigung der amerikanischen Militärregierung ausgewiesen.⁸⁴ Und wie bereits im Nationalsozialismus wurden sie zum Teil erneut erfasst. Dabei vermerkte die Kriminalpolizei in Bayern gar die eintätowierte Auschwitz-Nummer in ihrer „Landfaherkartei“. Deshalb haben viele der Überlebenden des „Porajmos“ – das Wort entstammt dem Romanes, bedeutet „Das Verschlingen“ und ist die Bezeichnung der Sinti und Roma für den Genozid an ihrem Volk – in der Nachkriegszeit über ihr Leiden in den NS-Lagern nicht gesprochen. Und vor allem die Erniedrigungen, die sie im Kampf um Entschädigung erleben mussten, nicht öffentlich angeprangert.⁸⁵ Denn anders als jüdische Opfer der NS-Verbrechen wurden die Sinti und Roma lange nicht als rassistisch Verfolgte anerkannt. Selbst der Bundesgerichtshof legte noch 1956 fest, dass erst der „Auschwitz-Erlass“ Himmlers aus dem Dezember 1942 die Verfolgung der „Zigeuner“ als Rasse

77 Gedenkbuch Bd. 1, S. 537 f. Maria wird dort allerdings als Marie-Klara geführt, Geburtsdatum und Geburtsort aber stimmen überein.

78 Czech, Kalendarium, S. 756.

79 Dokument 5157755#, ITS-Archiv Bad Arolsen.

80 Gilad Margalit, Die deutsche Zigeunerpolitik nach 1945, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 45 (1997), S. 558.

81 Stadtarchiv Gießen, Steuerkartei.

82 Stadtarchiv Gießen, Steuerkartei.

83 Margalit, Zigeunerpolitik, S. 560.

84 Margalit, Zigeunerpolitik, S. 560.

85 Engbring-Romang, Verfolgung, S. 465 ff.

begründet habe. Dass die zahlreichen ausgrenzenden Dekrete und Verordnungen davor als „Vorbeugungs- und Sicherungsmaßnahmen“ zu werten seien. Diese Auffassung wurde erst 1963 revidiert und festgestellt, dass seit 1938 „rassenpolitische Beweggründe mitursächlich“ für die Verfolgung gewesen seien.⁸⁶ Doch das erlebten viele der NS-Opfer nicht mehr. Bundeskanzler Helmut Schmidt schließlich erkannte am 17. Februar 1982 – und damit rund 37 Jahre nach Kriegsende – offiziell den Völkermord an den Sinti und Roma aus rassistischen Gründen an.⁸⁷

86 Frank Sparing, NS-Verfolgung von „Zigeunern“ und „Wiedergutmachung“, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“, 22-23/2011, 30. Mai 2011, S. 14 f.

87 Rose, Der nationalsozialistische Völkermord, S. 9.

Die Geschichte des Notaufnahmelandes in Gießen zwischen 1946 und 1961

JEANNETTE VAN LAAK

Einleitung

In Gießen existierte zwischen 1946 und 1990 eine Einrichtung, von der man bis Mitte der 1950er Jahre davon ausging, dass sie nur so lange existieren würde, wie Flüchtlinge aufzunehmen waren beziehungsweise bis diese angemessenen Wohnraum gefunden hätten. Dass sich aus dem Regierungsdurchgangslager ein Zonenlager, dann ein Notaufnahmeland und später, in den 1980er Jahren, die Zentrale Erstaufnahmestelle für Übersiedler aus der DDR entwickeln würde, war zunächst nicht absehbar. In den 1980er Jahren bedeutete *Gießen* für die ausreiswilligen DDR-Bürger Freiheit und ein selbstbestimmtes Leben, *Gießen* wurde zu einer Metapher. Im Herbst 1989/90 sahen sich die Stadt, das Lager und der Bund vor der Herausforderung, täglich zwischen 1000 und 1500 Menschen aufzunehmen. Mit großem Pragmatismus wurde den vielen tausend DDR-Bürgern das Nötigste wie Unterkunft, Versorgung und Weiterreise bereitgestellt. Damit schrieb sich dieses Aufnahmeland in besonderer Weise in die Geschichte der beiden deutschen Staaten nach 1945 ein, schien hier doch stellvertretend für ganz Deutschland die Teilung *zuerst* überwunden worden zu sein.

Erstaunlich war und ist, dass in den Jahren nach der Wiedervereinigung die Erinnerung an das Lager und seine Bedeutung in Vergessenheit geriet, wenn auch Heinz Dörr 1996 einen Aufsatz hierzu veröffentlichte.¹ Erst in Vorbereitung des 20. Jahrestages des Mauerfalls, für den die *Stiftung Aufarbeitung* ein Projekt zum Thema „Der Tag des Mauerfalls in unserer Stadt“ ausgelobt hatte, nahm die Stadt den Faden der Erinnerung an diesen Teil ihrer Geschichte wieder auf. Der damalige Gießener Oberbürgermeister und der Landrat beauftragten daraufhin verschiedene Ausbilder beider Verwaltungen, mit den Auszubildenden ein Projekt über den Tag des Mauerfalls in Gießen durchzuführen, was die Beteiligten vor allem zur Geschichte des Notaufnahmelandes respektive der Zentralen Aufnahmestelle für das Land Hessen führte. Im Rahmen dieses Projektes entstand eine kleine Wanderausstellung, die die Leistungen der Stadt und der Verwaltung des Lagers würdigte, die einige Zeitzeugen zu Wort kommen ließ, die heute für eine erfolgreiche Integration stehen.²

1 Heinz Dörr: Vom Flüchtlingskommissariat zur Zentralen Aufnahmestelle – Rückblick auf 45 Jahre Flüchtlingslager in Gießen. In: MOHG NF 81/1996, S. 49–68.

2 20 Jahre Mauerfall „Gießen hat deutsche Geschichte geschrieben“. In: Gießener Allgemeine vom 9. November 2009.

Bisherige Studien zu den Flüchtlingslagern und/oder zum Notaufnahmegesetz und seinem Verfahren haben sich vor allem auf den Zeitraum zwischen der Entstehung des Flüchtlingslagers für SBZ-/DDR-Flüchtlinge und dem Mauerbau konzentriert. Auch der folgende Aufsatz wird sich dieser Zeitspanne widmen, nicht zuletzt weil das Projekt zum „Notaufnahmelager Gießen. Eine deutsche Institutionen- und Beziehungsgeschichte zwischen 1946 und 1990“ erst an seinem Anfang steht. Dabei wird nach den Vorgaben der Alliierten sowie nach den gesetzlichen Regelungen zur Aufnahme von SBZ-Flüchtlingen in Hessen gefragt und anschließend skizziert, welche Unterkünfte ihnen wann in welcher Form zu Verfügung standen. Auch wird ein erster Vergleich auf die Lager wie Uelzen-Bohldamm und Marienfelde unternommen.

Zur amerikanischen Flüchtlingspolitik

Die alliierten Besatzungstruppen fanden in Deutschland nicht nur zerstörte Städte und desillusionierte, hoffnungslose Einwohner vor, sondern auch unzählige Evakuierte und Flüchtlinge, die auf der Suche nach Verwandten und Bekannten herumirrten und vor allem Hilfe in den Städten suchten. Eine weitere Herausforderung stellte die Umsiedlung der deutschen Bevölkerung aus den Teilen Polens, der Tschechoslowakei, aus Ungarn und Rumänien dar, damit die dortigen Regionen auf diese Weise befriedet werden konnten. Um sich in der eigenen Besatzungszone keine zusätzlichen Konfliktlagen zu schaffen, indem die Umgesiedelten – in Städten konzentriert – ihren Protest formulierten, setzte die amerikanische Militärregierung hinsichtlich der Unterbringung und Versorgung der Vertriebenen auf eine dezentrale Lösung. Das bedeutete, dass die hessischen Städte gemessen an ihren Einwohnerzahlen aus dem Jahr 1939 in der Regel nur zwischen zwei und fünf Prozent Vertriebene aufzunehmen hatten, während der Großteil der Vertriebenen in ländlichen Gemeinden untergebracht wurden. Das führte dazu, dass dort der Anteil der Vertriebenen bald bei etwa 20 bis 25 Prozent, in einigen Gemeinden sogar bei etwa 50 Prozent lag. Auch in einigen hessischen Städten blieb der Anteil der Vertriebenen nicht so niedrig wie geplant: Für Gießen, Marburg, Wetzlar und Fulda ist bekannt, dass diese Städte zwischen zehn und zwanzig Prozent Vertriebene aufnahmen.³

Der amerikanischen Besatzungsmacht war es wichtig, dass die Vertriebenen nicht über längere Zeit in kurzfristig errichteten und notdürftig ausgestatteten Lagern untergebracht, sondern zügig an ihre künftigen Wohnorte weitergeleitet wurden. Diese Aufgaben übertrug sie rasch den deutschen Behörden: Zum einen weil die Deutschen für die Zustände zu Kriegsende hauptverantwortlich waren,

3 1946 betrug der Anteil der Vertriebenen in Gießen 9,3%, in Marburg 11,7 %, in Fulda 14,8% und in Wetzlar lag er sogar bei 18,6%. Unklar ist bislang, ob sich diese Aufnahmequoten nach den Einwohnerzahlen richteten. Vgl. hierzu Rolf Messerschmidt: Hessen und die Vertriebenen. Eine Bilanz von 1945 bis zur Gegenwart, Bonn 2010, S. 44.

zum anderen aber auch, weil die Besatzungstruppen vor Ort mit den Begebenheiten nicht selten überfordert waren.⁴

Nach der Neugründung des Landes Hessen mit der entsprechenden Landesverwaltung sah sich diese also schon bald vor der Aufgabe, Deutsche aus den Ausweisungsgebieten aus Polen und dem Sudetenland aufzunehmen und ihnen eine neue Heimat anzubieten. Deshalb wurde im Oktober 1945 ein Staatskommissar für das Flüchtlingswesen benannt, der eng mit dem Hessischen Ministerium für Arbeit und Wohlfahrt zusammenarbeitete. In der Folge wurden auch in den Städten und Landkreisen Flüchtlingskommissare berufen, die ihre Weisungen von der Stadt bzw. dem Landkreis und dem Staatskommissar für das Flüchtlingswesen erhielten.⁵

Gießen um 1945/46 – Ein Flüchtlingslager wird gegründet

Im Oktober 1945 hatte die amerikanische Militärregierung die neue Landesverwaltung Hessens darüber informiert, dass das Land etwa 600.000 Deutsche aus den ehemaligen Ostgebieten aufzunehmen hatte. Die Landesregierung bestimmte daraufhin 15 Städte und Landkreise in Hessen, in denen entsprechende Durchgangslager für Flüchtlinge aus den ehemaligen Ostgebieten errichtet werden sollten.⁶

Auch auf die Stadt Gießen und den Landkreis Gießen fiel das Los, wobei die Situation in der Stadt Gießen nach Kriegsende sich so ausnahm: Ein Großteil der Gebäude und der innerstädtischen Infrastrukturen waren durch alliierte Bombenangriffe und einen sich anschließenden Großbrand 1944 stark zerstört worden; lediglich der Bahnhof und die Wehrmachtskasernen hatten die Zerstörung verhältnismäßig unbeschadet überstanden. So waren von den ehemals 3.800 Gebäuden der Innenstadt nur 45 Gebäude noch in gleichem Maße bewohnbar wie vor dem Krieg, dies traf auch für nur 110 von ehemals 10.500 Wohnungen zu.⁷ Etliche der wenig bis unversehrt gebliebenen Wohnungen und Häuser wurden im Zuge der alliierten Besatzung von den amerikanischen Be-

4 Doris Dedner: Die amerikanische Militärregierung in Gießen. In: MOHG 81/1996, S. 7-47.

5 Bernhard Parisius/Manfred Pult: Einleitung. In: diess.: Quellen zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Hessen: ein Inventar des Schriftguts in hessischen Staats-, Kommunal-, Kirchen- und Wirtschaftsarchiven von 1945–1975, Wiesbaden 1992, S. XX f.

6 Ludwig Brake: Neuanfang und Aufbruch. In: ders./Heinrich Brinkmann (Hg.), 800 Jahre Gießener Geschichte 1197-1997, Gießen 1997, S. 263-287, hier S. 276. Vgl. hierzu auch Rolf Messerschmidt: Vertriebene in Hessen: Broschüre zur gleichnamigen Dauerausstellung, Hessen 2003.

7 Die Bestandszahlen der Gebäude und Wohnungen stammen aus dem Jahr 1939. 1938 war Gießen zur kreisfreien Stadt erklärt worden, nachdem der NS-Reichsstatthalter die Eingemeindung vier umliegender Dörfer angeordnet hatte. Damit stiegen die Bevölkerungszahlen 1939 auf 46.500 Personen. Weitere Eingemeindungen in den Folgejahren ließen die Einwohnerzahlen sogar auf 49.000 steigen. Alliierte Bombenangriffe und ein sich anschließender Flächenbrand zerstörten im Winter 1944/45 nahezu 90 Prozent der Gießener Innenstadt.

satzungstruppen beschlagnahmt. So kam es, dass viele Gießener nicht nur sehr beengt, sondern in zum Großteil beschädigten Wohnungen und Kellern lebten, sofern sie sich nicht noch außerhalb Gießens aufhielten.⁸ Das Überleben in den Ruinen war mühselig.⁹ Hinzu kam die ungewohnte amerikanische Besatzung: In Gießen wurden ein militärischer Standort und ein Militärdepot errichtet. Die US-Soldaten aller Hautfarben verstärkten den Aspekt des Ungewohnten und der Fremdheit zusätzlich und leisteten vermutlich auch rassistischen Ressentiments Vorschub, so dass die amerikanische Besetzung in den ersten Jahren durchaus als Zumutung empfunden wurde.¹⁰

Ein weiteres Problem stellten diejenigen Menschen dar, die spätestens ab Ende 1944 in Deutschland unterwegs waren, teils weil sie ausgebombt worden waren, teils weil sie sich auf der Flucht vor den alliierten Truppen befanden. In den ersten Monaten des Jahres 1945 kamen nicht selten Wehrmachtssoldaten hinzu, die sich ebenfalls vor dem alliierten Truppen in Sicherheit zu bringen versuchten. Dabei fürchtete das deutsche Militär vor allem die sowjetische Kriegsgefangenschaft, während die Zivilbevölkerung sich nicht zu Unrecht um die Vergeltungsmaßnahmen der Rotarmisten sorgte. So wurden in Hessen im Jahr 1945 allein 200.000 Evakuierte und noch einmal 100.000 Kriegsflüchtlinge gezählt.¹¹

Um diese Flüchtlinge versorgen zu können, war im Frühjahr 1945 auch in Gießen eine Sozial- und Flüchtlingsverwaltung gegründet worden, die die Flüchtlinge kurzzeitig unterbrachte, mit Lebensmitteln versorgte sowie deren Weiterreise zu organisieren versuchte. Hierbei arbeiteten die Mitarbeiter des städtischen Flüchtlingsausschusses mit den Kollegen des Landkreises eng zusammen. Unterstützung erhielten sie zudem von den Mitarbeitern karitativer Einrichtungen wie der Inneren Mission, der Caritas, der Christlichen Wohlfahrt oder auch der Arbeiterwohlfahrt.¹²

Für die Unterbringung und Versorgung der Flüchtlinge mietete der Flüchtlingskommissar des Landkreises das Hotel *Kobel* an. Auch das Gesundheitsamt zog ins Hotel *Kobel*, um notwendige medizinische Untersuchungen vor Ort vornehmen zu können, denn die Angst vor Seuchen und anderen Krankheiten war

8 Messerschmidt führt hierzu aus, dass ein Viertel des Wohnraums nach Kriegsende nicht mehr nutzbar war. Von 31.000 Gießener Einwohnern lebten etwa 70 Prozent in Wohnungen, die zu 50 Prozent beschädigt waren. Doris Dedner konstatiert, dass mindestens 2000 bis 2700 Gießener ihre Wohnungen an die amerikanische Militärregierung abgeben mussten. Aufgrund des Zerstörungsgrades mussten sie sich mit „Kellern, öffentlichen Gebäuden und anderen Orten“ behelfen. Vgl. Messerschmidt: Vertriebene in Hessen, a.a.O., S. 40, sowie Dedner: Die amerikanische Militärregierung in Gießen, a.a.O., S. 19.

9 Winfried Speitkamp: Modernisierung in der Krise: 1918 bis 1945. In: Brake/Brinkmann (Hg.): 800 Jahre Gießener Geschichte, a.a.O., S. 215-262, hier S. 255 und 257; vgl. auch Richard Humphrey u. a. (Hg.): Gießen – ein Kriegsende, Gießen 1995.

10 Vgl. Dedner: Die amerikanische Militärregierung in Gießen, a.a.O.

11 Messerschmidt: Hessen und die Vertriebenen, a.a.O., S. 38.

12 Oberbürgermeister der Stadt Gießen an den Regierungspräsidenten, zu Händen Oberregierungsrat Elsässer am 12.12.1946, in: HStAD, H 1, Nr. 3568.

groß. Ferner wurden das Hotel *Lenz* und das *Otto-Eger-Heim* für die Flüchtlinge angemietet. Später dienten zusätzlich noch zwei Wehrmachtsbaracken in der Hammstraße als Flüchtlingsherberge.¹³ In zwei weiteren Baracken in der Liebigsstraße und im Leihgesterner Weg wurde Gepäck gelagert.

Aus den Unterlagen geht bislang nicht hervor, ob der städtische Flüchtlingskommissar seinen Sitz im Hotel *Lenz* nahm oder ob gar nur *ein* Flüchtlingskommissar für die Stadt und den Landkreis eingesetzt wurde.¹⁴ Für 1946/47 sind mehrere Personen als Flüchtlingskommissare tätig: Im Dezember 1946 wurde Dr. Trommerhausen als Flüchtlingskommissar der Stadt angeben.¹⁵ Wenig später ist Ernst Keller in dieser Position¹⁶ und Erich Froschler wird als Flüchtlingskommissar für den Landkreis Gießen angeführt.¹⁷ Jeder Flüchtlingskommissar hatte etwa acht bis zehn Mitarbeiter. Angesichts des Zerstörungsgrades der Stadt, den enormen Herausforderungen an die Aufnahme, Versorgung und Unterbringung der kriegsbedingten Flüchtlinge im Jahr 1946 ist von einer engen Zusammenarbeit zwischen beiden Einrichtungen auszugehen. Nicht zuletzt die unerwartete finanzielle Belastung, die mit dem Lager und den damit verbundenen Aufgaben der Fürsorge für die Flüchtlinge verbunden waren, schien angesichts der leeren kommunalen Kassen eine Zusammenarbeit der Stadtverwaltung und der des Landkreises in der Flüchtlingsbetreuung zu befördern.

In der Einrichtung des Flüchtlingslagers wurden die Kommunen von der hessischen Landesregierung unterstützt. Nicht nur dass in allen Gemeinden, Zählungen über Hausrat und andere Gegenstände des täglichen Bedarfs durchgeführt wurden, auch Firmen, die bereits wieder oder immer noch Haushaltsgegenstände produzierten, hatten die Lager zu beliefern. So wurde etwa die Firma *Richter* angewiesen, 1000 Löffel und Tassen respektive Becher für das Gießener Lager bereitzustellen.¹⁸ Außerdem gewährte das Ministerium für Arbeit und Wohlfahrt den Sozialämtern finanzielle Vorschüsse für die Flüchtlingsfürsorge.¹⁹

13 Der ehemalige Viehmarkt an der Hammstraße hatte bereits in der Zwischenkriegszeit denjenigen zur Verfügung gestanden, die sich nur temporär in Gießen aufzuhalten gedachten, also „Zigeunern“ und so genannten „Fahrenden“.

14 Vgl. Dörr: Flüchtlingskommissariat, a.a.O., S. 49 f.

15 Oberbürgermeister der Stadt Gießen an den Regierungspräsidenten, zu Händen Oberregierungsrat Elsässer am 12.12.1946, HStAD, H 1, Nr. 3568.

16 Der Flüchtlingskommissar Gießen für den Stadtkreis Gießen an den Herrn Regierungskommissar für das Flüchtlingswesen Darmstadt am 18. Januar 1947; HStAD, H 1, Nr. 4104, .

17 HStAD, H 1 Nr. 4121.

18 Regierungspräsidium Darmstadt, Regierungskommissar für das Flüchtlingswesen an Firma Richter & Co am 4.2.46, HStAD, H 1, Nr. 3568.

19 Vgl. HStAD, H 1, Nr. 3379.

Die Flüchtlingsgruppen

Welche Personen und Personengruppen hatte so ein Lager aufzunehmen, zu versorgen und weiterzuleiten?

Eine erste große Personengruppe war die Gruppe der Kriegsflüchtlinge; also diejenigen, die aus den bereits genannten Gründen eine Bleibe und/oder Verwandte und Bekannte suchten. Die zweite und im Jahr 1946 größte Personengruppe, die das Lager in Gießen aufzunehmen und zu betreuen hatte, waren die Vertriebenen aus Schlesien und aus dem Sudetenland. Eine dritte Personengruppe bildeten die aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrenden Wehrmachtsoldaten, die nach ihrer Registrierung im Regierungsdurchgangslager Gießen in ein weiteres, so genanntes Heimkehrerlager verwiesen wurden, bevor sie an in ihre ehemaligen Wohnorte oder in andere hessische Städte und Gemeinden offiziell zurückkehren konnten.

Da die Amerikaner am Zuzugsverbot für Hessen festhielten, hatten sich im Gießener Lager auch all diejenigen zu melden, die nach Hessen ziehen wollten.²⁰ Zu dieser vierten Personengruppe gehörten all jene, die aus den anderen alliierten Besatzungszonen kamen und fortan in Hessen leben wollten. Dabei dürften diejenigen aus der sowjetischen Besatzungszone wohl die größte Anzahl innerhalb dieser Personengruppe gebildet haben.

Die amerikanischen Besatzer waren aber nicht nur für die Kriegsflüchtlinge zuständig, sie hatten auch diejenigen zu betreuen und zu versorgen, die während der NS-Zeit in deutsche Konzentrationslager verschleppt, oder bei Kriegsende befreit worden waren, die in ihren Herkunftsländern aber keine Angehörigen mehr hatten, weshalb sie als Staaten-, als Heimatlose respektive als *Displaced Persons* (DPs) bezeichnet wurden. Inwieweit das Gießener Flüchtlingslager in den Jahren zwischen 1945/46 und 1948 auch DPs aufnahm, versorgt und weitergeleitet hat, bleibt noch eine offene Frage.²¹ Bislang gehen wir davon aus, dass die DPs in den ersten Nachkriegsjahren in anderen Lagern untergebracht waren. Doch die Quellenfunde hierzu widersprechen sich: In den Aktenbeständen des Gießener Stadtarchivs findet sich ein Hinweis darauf, dass die Betreuung von DPs auch durch das Gießener Flüchtlingslager erfolgte.²² Nach Rolf Messerschmidt existierten mindestens vier Durchgangslager in Gießen, auch wenn er nicht angibt, welche damit gemeint sein könnten.²³ Der Hinweis auf die Aufnahmekapazität lässt den Schluss zu, dass die Hotels *Lenz* und *Kobel*, das *Otto*

20 Aufgaben der Flüchtlingsstellen. In: Gießener Freie Presse Nr. 196 vom 11. Dezember 1948, S. 7.

21 Vgl. hierzu Hannes Harding: Displaced Persons (DPs) in Schleswig-Holstein 1945-1953, Frankfurt/M. 1997; Roman P. Smolerz: Displaced Persons (DPs). Autoritäten und Anführer im angehenden Kalten Krieg im östlichen Bayern, Regensburg 2009.

22 In einem Bericht des Oberbürgermeisters an den hessischen Ministerpräsidenten vom 20. März 1948 heißt es unter anderem: „Es werden z.B. jetzt die aus den D.P.-Lagern Wetzlar und Zeilsheim mit ausgestoßenen D.P.s (Juden) laufend eingewiesen und von hier aus über ganz Hessen verteilt.“ StA Gießen N 2094, Monatsberichte.

23 Messerschmidt: Hessen und die Vertriebenen, a.a.O., S. 50.

Eger-Heim sowie die beiden Baracken an der Hammstraße damit gemeint sein könnten. Die anderen in Gießen existierenden Lager wie etwa das *Siemenslager*, das *Brauchitschlager* oder das Lager an der *Flughafensiedlung* verfügten insgesamt über größere Unterbringungskapazitäten. Zudem wurden sie in der Regel nach der Repatriierung der Italiener oder der Russen als Unterkünfte für verschiedene Gruppen von Arbeitern genutzt.²⁴ Für das *Brauchitschlager* ist bekannt, dass hier 1948 Ukrainer untergebracht wurden, die auf Einreisegenehmigungen nach Belgien, die Niederlande, Großbritannien oder Kanada warteten. Sie galten als DP und wurden von den US-Amerikanern unterstützt, die ihnen in Gießen nicht zuletzt Arbeitsmöglichkeiten boten.²⁵

Nachdem im Jahr 1947 weniger Vertriebene nach Gießen kamen, weil die Ausweisungen aus den Vertreibungsgebieten von alliierter Seite beendet wurden, veränderten sich die aufzunehmenden Personenkreise.²⁶ Nun galt es, die Flüchtlingstransporte der in Dänemark internierten Deutschen sowie Transporte aus Schleswig-Holstein, Österreich, Jugoslawien und Rumänien in Nordhessen zu verteilen.²⁷

Wie bereits angedeutet, suchten ab 1947/48 auch vermehrt Bewohner der sowjetisch besetzten Zone das Gießener Lager auf. Zwar war deren Zahl nur halb so hoch wie etwa derjenigen SBZ-Flüchtlinge, die das Lager Uelzen in Niedersachsen aufsuchten, doch auch das Gießener Lager hatte Flüchtlinge und Übersiedler aus der SBZ aufzunehmen. In der Regel stellten die SBZ-Flüchtlinge im Lager einen Antrag auf politisches Asyl oder auf Zuzugsgenehmigung nach Hessen, in manchen Fällen wohl auch beides. Die Anträge auf Zuzug, die mit einer Familienzusammenführung begründet wurden, wurden in der Regel positiv beschieden; die Anträge, die den Umzug unter wirtschaftlichem Aspekt begründeten, weil der Antragsteller in Hessen etwa einer Arbeit nachgehen wollte und

24 Bericht über den Zustand der Kasernen und Barackenlager der Wehrmacht, undatiert, StA Gießen, N 5207 OB, Allgemeiner Schriftwechsel 1946/47; StA Gießen 83/1507 Siemenslager, N 287 Brauchitschlager.

25 Fleißige Hände schaffen sich ein Heim. Besuch in einem Lager ukrainischer Arbeiter. In: Gießener Freie Presse Nr. 156 vom 23. Oktober 1948.

26 Vgl. auch Andreas Kossert: *Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945*, München 2008; Rainer Schulze: *Zwischen Heimat und Zuhause: Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene in (West-)Deutschland, 1945-2000*, Osnabrück 2001; Dierk Hoffmann: *Vertriebene in Deutschland: interdisziplinäre Ergebnisse und Forschungsperspektiven*, München 2000; Petra Rogen (Hg.): *Flucht, Vertreibung, Integration: Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bielefeld 1995*. Auch Regionalstudien entstanden, so etwa zu Hessen: Bernd Heidenreich/Sönke Neitzel: *Neubürger in Hessen. Ankunft und Integration der Heimatvertriebenen*, Wiesbaden 2006; York R. Winkler: *Flüchtlingsorganisationen in Hessen 1945-1954. BHE – Flüchtlingsverbände – Landsmannschaften*, Wiesbaden 1998; Wolfgang Eckart: *Neuanfang in Hessen: Die Gründung und Entwicklung von Flüchtlingsbetrieben im nordhessischen Raum, 1945-1965*, Wiesbaden 1993; Martina Skorvan: *Das Hilfswerk der Evangelischen Kirche und seine Flüchtlingsarbeit in Hessen 1945-1955*, Wiesbaden 1995.

27 Bericht über „Entstehung des Lagers“, S. 6, StA Gießen, 7/3 0016.

konnte, wurden 1947/48 meist abgelehnt, weil der entsprechende Wohnraum nicht verfügbar war.

Die Aufnahmepaxis von SBZ-Flüchtlingen, die politisches Asyl beantragten, regelte jede Besatzungsmacht zunächst anders: Während die britische Besatzungstruppen eine liberale Aufnahmepolitik betrieben, versuchten die amerikanischen Truppen zunächst, die *Zonenflüchtlinge* in ihre Zone zurückzuschicken. Doch diesbezügliche Aushandlungsprozesse mit der sowjetischen Besatzungsmacht scheiterten. Die französische Zone hingegen weigerte sich bis 1949 überhaupt Flüchtlinge aufzunehmen.²⁸

Bereits ab 1947 versuchten die deutschen Institutionen, dem Problem der Abwanderung aus der SBZ zu begegnen, indem sie Kriterien entwarfen, nach denen SBZ-Flüchtlinge aufzunehmen waren. So regelten die *Segeberger Beschlüsse* von 1947, die *Braunschweiger Richtlinien* von 1948, die *Uelzener Beschlüsse* von 1949 und das *Notaufnahmegesetz* von 1950 den Zuzug von SBZ-/DDR-Flüchtlingen.²⁹ Das Notaufnahmegesetz fixierte, dass Flüchtlinge aus der DDR nur im Ausnahmefall als Flüchtlinge anzuerkennen waren. Der im Grundgesetz verankerte Paragraph der Freizügigkeit wurde eingeschränkt. SBZ-/DDR-Flüchtlinge wurden nur aufgenommen und in das soziale Netz der Bundesrepublik integriert, wenn sie nachweisen konnten, dass ihnen in der SBZ/DDR Gefahr für Leib und Leben drohte. Zwar wurden diejenigen, die das nicht glaubhaft machen konnten, nicht in die SBZ/DDR zurückgeschickt, doch sie galten fortan als *Illegale*, die nicht am sozialen System partizipieren konnten.

Der Aufenthalt im Gießener Lager oberhalb des Bahnhofs war in der Regel sehr kurz; er betrug meist nur wenige Tage. Lediglich die alleinreisenden Jugendlichen verblieben etwas länger in den Jugendlagern, je nach dem, welche Pläne sie hatten bzw. welche Perspektiven ihnen vor Ort eröffnet wurden. Nach der Registrierung in Gießen verließen die Flüchtlinge das Lager und fanden, wenn sie nicht bei Verwandten unterkamen, eine Unterkunft in so genannten Flüchtlingswohnheimen, die ab Mitte der 1950er Jahre auch als *Notunterkunft Ost* bezeichnet wurden.³⁰

Die Entwicklung des Lagers ab 1947

Anfang 1947 hatte das Land Hessen dem Gießener Lager nun die Aufgaben eines *Regierungsdurchgangslagers* übertragen, womit es auch für die Zonenflüchtlinge zuständig wurde.³¹ Im Jahr 1949 erfolgte eine Zusammenlegung der Gebäude: Das Gelände oberhalb des Bahnhofs, an der Hammstraße, auf dem bereits zwei

28 Helge Heidemeyer: Flucht und Zuwanderung aus der SBZ/DDR 1945/1949 - 1961. Die Flüchtlingspolitik der Bundesrepublik Deutschland bis zum Bau der Berliner Mauer, Berlin 1994, S. 70–84.

29 Ebenda.

30 Vgl. HStAD, H 1, Nr. 3443.

31 Vgl. hierzu auch Heidemeyer: Flucht und Zuwanderung, a.a.O., S. 79 ff.; Volker Ackermann: Der „echte“ Flüchtling. Deutsche Vertriebene und Flüchtlinge aus der DDR - 1945-1961, Osnabrück 1995, S. 14.

Baracken standen, wurde soweit hergerichtet, dass einstige Bombeneinschläge aufgefüllt und eine Bebauung möglich wurde.³² Eine Zusammenführung der einzelnen Lagergebäude wurde auch deshalb notwendig, weil sowohl das Hotel *Lenz* als auch das Hotel *Kobel* trotz wiederholter Renovierungen abgewohnt waren, weshalb sie an ihre Eigentümer zurückgegeben wurden.³³ Auch die Gießener Universität konnte fortan das Studentenheim *Otto Eger* wieder selber nutzen, lediglich die dort installierte Großküche diente weiterhin der Verpflegung des Flüchtlingslagers. Die ehemaligen und als Lagerräume verwendeten Wehrmachtsbaracken in der Stadt wurden auf das Gelände des Viehmarkts verlegt. Zudem erfolgte der Ankauf weiterer, in der Regel aus ehemaligen Beständen des Reichsarbeitsdienstes stammender Baracken, die entsprechend ausgerüstet wurden.³⁴ Am 1. April 1950 bestand das Lager aus sieben Wohnbaracken, vier Wirtschaftsbaracken, einer Kranken- sowie einer Kulturbaracke. Die Unterbringung der Flüchtlinge erfolgte nach Geschlechtern getrennt in Gemeinschaftsunterkünften. In dieser Zeit verfügte das Lager über eine Aufnahmekapazität von etwa 740 Personen.³⁵

Doch der einigermaßen akzeptable Zustand des Lagers war keine Selbstverständlichkeit – vielmehr hatte der Flüchtlingsausschuss des Bundestages, als er im November 1949 die verschiedenen Flüchtlingslager in den Bundesländern besuchte, die Lebensumstände im Gießener Lager als unzureichend kritisiert.³⁶ Der Ausschuss beanstandete die geringe finanzielle Unterstützung des Lagers durch das Land Hessen, die unzureichende Ernährung der Flüchtlinge und den Umstand, dass Flüchtlinge auf dem Boden schlafen müssten.³⁷ In der Folge wurden die Wohnverhältnisse unter erheblichen Aufwand verbessert: alte Baracken wurden ersetzt, vorhandene hergerichtet. Bei einer zweiten Besichtigung des Lagers, Anfang März 1950, hinterließ Gießen schließlich einen besseren Eindruck: „Gut abgeschnitten. [...] Die Verantwortlichen waren von der vorteilhaften Veränderung des Lagers gegenüber der letzten Besichtigung so beeindruckt, dass die Entscheidung zu Gunsten des Lagers gefällt wurde.“³⁸

Nachdem der Bund entschieden hatte, das Lager in Gießen zu erhalten, erfolgt eine Umfriedung des Lagergeländes und der weitere Ausbau: 1951 wurden eine neue, etwas größere Kulturbaracke sowie eine Lagerkapelle eingerichtet. Die

32 Bericht über „Entstehung des Lagers“, StA Gießen, 7/3 0016.

33 StA Gießen, N 5368 sowie HStAD, H 1 Nr. 17242.

34 StA Gießen, 7/3/007.

35 Verzeichnis B für Grenzdurchgangslager, StA Gießen 7/3 003. Aus den Rechenschaftsberichten der Stadt an das zuständige Regierungspräsidium geht hervor, dass das Lager gerade zwischen 1948 und 1950 oft überbelegt war. StA Gießen, N 2049.

36 Kritik am Lager Gießen, in: Hessische Nachrichten vom 12. November 1949, StA Gießen, N 82/521.

37 Bericht über „Entstehung des Lagers“, S. 2, StA Gießen, 7/3 0016; Bonner Kommission in Gießen. Besichtigung des Zonendurchgangslagers am Bahnhof. In: Gießener Anzeiger Nr. 66 vom 9. November 1949.

38 Bericht über „Entstehung des Lagers“, S. 2, StA Gießen, 7/3 0016.

Einweihung des mittlerweile massiv errichteten Kindergartens erfolgte im Winter 1952/53. Im Sommer 1953 eröffnete in Krofdorf-Gleiberg ein Lager für alleinreisende junge Männer bis 21 Jahre und wenig später eine entsprechende Einrichtung für alleinreisende Mädchen.³⁹

Hatte das Land Hessen das Lagergelände lange Jahre gepachtet, konnte es diese 1955 schließlich erwerben; bald darauf begann eine weitere Ausbauphase. Der Umbau schien gerechtfertigt, nahm doch der Zustrom aus der sowjetischen Besatzungszone/DDR über die Jahre kaum ab. So beantragten 1949 etwa 22.490 SBZ-Flüchtlinge politisches Asyl, 1950 waren es ca. 58.800 Personen. Zwar verließ ein Großteil der fluchtwilligen DDR-Bewohner in den 1950er Jahren ihre Wohnorte über Westberlin, da die Bundesländer jedoch untereinander geregelt, hatten, dass jedes Bundesland eine bestimmte Anzahl dieser Flüchtlinge aufzunehmen hatte, und das Lager in Marienfelde mit dem Flüchtlingszustrom ohnehin überfordert war, war es nicht abwegig, die in Hessen bestehenden Lager zu modernisieren. Im Zuge dessen zogen die im Lager lebenden Angestellten und *Lagerarbeiter*⁴⁰ aus in neue, extra für SBZ-Flüchtlinge errichtete Unterkünfte in der Stadt.

Auf dem Gelände des Viehmarktes selbst wurden nach und nach einzelne Baracken abgerissen, zum Teil zwischengelagert und dann weiterverkauft, bevor mit dem Bau massiver Gebäude begonnen wurde.⁴¹ Zuerst entstand ein eingeschossiges Wirtschaftsgebäude mit Küche, Speisesaal und Kantine, ihm folgte ein dreigeschossiges Verwaltungsgebäude. Zwischen 1956 und 1959 wurden dann zwei ebenfalls dreigeschossige Unterkunftshäuser fertig gestellt.

Als der Flüchtlingsstrom aus der DDR im August 1961 durch den Mauerbau in Berlin jäh abbrach, war der Ausbau des Lagers in Gießen keineswegs abgeschlossen. Vielmehr fand noch im September 1961 eine Besprechung über den „Endausbau des Lagers“⁴² statt. In der Folge wurde der Bau eines fünfgeschossigen Unterkunfts- und Bürogebäudes, einer neuen Krankenstation, einer neuen Gemeinschaftshalle und eines Pförtnerhauses mit Garagen beschlossen; diese Maßnahmen wurden bis 1962 realisiert. Das Lager hatte fortan die Kapazitäten, 712 Flüchtlinge für etwa drei Tage aufzunehmen, weitere 140 Jugendliche konnten im Jugendlager untergebracht werden.

Das Lager nach dem Mauerbau

Wie bereits erwähnt, wurde die Bauphase im Notaufnahmелager Gießen erst 1962 abgeschlossen. Auch die Bundesregierung reagierte verhältnismäßig spät auf die veränderte Flüchtlingssituation aus *dem anderen* deutschen Staat: So wurde

39 Bericht über „Entstehung des Lagers“, S. 3 und 4, StA Gießen, 7/3 0016.

40 Im Bericht über „Entstehung des Lagers“ ist von 64 Angestellten im Lager die Rede. Vgl. StA Gießen, 7/3 0016.

41 StA Gießen, 7/3/007.

42 „Entstehung des Lagers“, S. 6, StA Gießen, 7/3 0016.

erst 1963 das Notaufnahmелager Uelzen-Bohldamm geschlossen.⁴³ Das 1953 gegründete Notaufnahmелager Marienfelde in Berlin wurde um etwa zwei Drittel verkleinert.⁴⁴ Das Notaufnahmелager in Gießen, das kleinste der drei Notaufnahmелager, blieb hingegen bestehen. Lediglich die beiden Einrichtungen für ledige Jugendliche in Krofdorf und das Haus Elisabeth wurden aufgelöst und in das Lager integriert.

In dieser Zeit erfolgte auch die Umbenennung der Häuser, die fortan nicht mehr als *Blocks*, sondern als *Haus Berlin*, *Haus Brandenburg*, *Haus Hessen* etc. bezeichnet wurden.

Damit wurde Gießen die erste Anlaufstation für Flüchtlinge aus der DDR. Ab 1963 hatten sich *alle* DDR-Flüchtlinge hier zu melden, um den Antrag auf Notaufnahme zu stellen.⁴⁵ Bis dahin war es so gewesen, dass die Flüchtlinge vor allem in Marienfelde den entsprechenden Antrag gestellt hatten und dann nach Uelzen-Bohldamm oder auch Gießen weitergeleitet worden waren. Nun wurden alle Flüchtlinge, auch die es in Westberlin noch über die Grenze schafften oder die in Häftlingsaustauschen in die Bundesrepublik entlassen wurden, zuerst nach Gießen ausgeflogen, hier registriert. Dort wurden die Anträge auf Notaufnahme gestellt, von hier wurden sie in andere Übergangsheime weitergeleitet – je nach Aufnahmekapazität der Bundesländer und später auch je nach persönlichem Wunsch.⁴⁶

Doch die Zahl derjenigen, die zwischen 1961 und 1971 nach Gießen ins Lager kamen, warum ein Vielfaches geringer: Sie lag bei etwa 30.000 bis 50.000 in den Jahren 1961 bis 1965, ab 1967 sank die Zahl der Flüchtlinge dann auf unter 20.000 jährlich.⁴⁷ Dabei ist interessant, dass diejenigen, die einen Antrag auf Übersiedlung in die Bundesrepublik stellten, mit 67 Prozent zahlenmäßig die größte Personengruppen aus der DDR darstellten, die Zahl der Flüchtlinge, die über Drittländer in die Bundesrepublik einreisten, belief sich auf etwa 26 Prozent, wohingegen die Zahl der Sperrbrecher nur bei sechs Prozent und die der freigekauften Häftlinge bei etwa 2,8 Prozent im Jahr 1967 lag.⁴⁸

Doch vor allem der Freikauf von politischen Häftlingen in der DDR nahm über die Jahre zu: Hatte er 1967 nur 2,8 Prozent betrag, so waren zehn Jahre später, also 1977, schon 12 Prozent aller Übersiedler freigekaufte politische

43 Das Notaufnahmелager Uelzen schließt. Über 1,3 Millionen Heimatvertriebene und 765.000 Zonenflüchtlinge in achtzehn Jahren. In: FAZ vom 28. März 1963, S. 6.

44 Katja Augustin: Im Vorzimmer des Westens. Das Notaufnahmeverfahren Marienfelde. In: Bettina Effner/Helge Heidemeyer (Hg.): Flucht im geteilten Deutschland, Berlin 2005, S. 135-151, hier S. 147.

45 Das betraf auch diejenigen, die es nach Berlin-West zog.

46 Die Bundesländer einigten sich in mehreren Sitzungen darauf, dass jedes Bundesland je nach Größe und Einwohnerdichte eine bestimmte Quote an DDR-Übersiedlern aufzunehmen hatte. Vgl. Heidemeyer: Flucht und Zuwanderung, a.a.O., S. 125.

47 Hans Hermann Hertle/Konrad H. Jarausch/Christoph Kleßmann, (Hg.): Mauerbau und Mauerfall. Ursachen – Verlauf – Auswirkungen. Berlin, 2002, S. 310-14.

48 Ebenda.

Häftlinge.⁴⁹ Der Häftlingsfreikauf gewann in den 1980er Jahren deshalb zunehmende Bedeutung, weil die DDR-Regierung dringend Devisen brauchte. Mit der Abwicklung der Personenübergabe wurde vor allem die Verwaltung des Notaufnahmelandes betraut. Der Lagerleiter Heinz Dörr bestieg meist in Bad Hersfeld den Bus, der die Häftlinge aus Karl-Marx-Stadt, heute Chemnitz, abgeholt und über die Grenze gefahren hatte, und begleitete sie nach Gießen.⁵⁰

Außerdem wurden ab Ende der 1970er Jahre auch Spätaussiedler aus Osteuropa aufgenommen. Dabei handelte es sich um in Polen lebende Deutschstämmige und um Russlanddeutsche. Diese kamen in der Regel über die Lager in Friedland und Nürnberg nach Gießen und wurden nach einem kurzen Aufenthalt im Notaufnahmeland in Übergangsheimen untergebracht.

Nach der Fertigstellung 1962 verfügte das Lager über eine Aufnahmekapazität für etwa 700 Personen. Da solche Belegungszahlen in den folgenden fünfzehn bis zwanzig Jahren nur selten erreicht wurden, erfolgte alsbald eine Umwidmung der Räumlichkeiten: So wurde mit dem Kanzler der Gießener Universität vereinbart, einen Wohnblock als Schwesternheim für ausgebildete Krankenschwestern der Universität umzubauen. Auch die Polizei Gießen erhielt hier bis etwa 1972 Quartier, bis ihr Gebäude in der Stadt bezugsfertig war. Die Großküche des Lagers belieferte fortan nicht nur die sich im Lager aufhaltenden Flüchtlinge, sondern auch die Teilnehmer der Kurse der *Otto-Bennecke-Stiftung* sowie die Altenheime der Stadt und der Arbeiterwohlfahrt.⁵¹ Außerdem wurde ein Unterkunftsgebäude zeitweilig zu einer Förderschule mit Internat für jugendliche Spätaussiedler umfunktioniert.

In den 1980er-Jahre hatte es zwei große Ausreisewellen gegeben: 1984 kamen ca. 25.000 DDR-Bürger nach Gießen, 15.000 weitere beantragten das Notaufnahmeverfahren schriftlich. 1988 konnten 28.000 Menschen aus der DDR übersiedeln. Erst 1986 wurde die Einrichtung in „Zentrale Aufnahme- und Ausreisestelle für Übersiedler aus der DDR“ umbenannt. Damit wurde – wenn auch sehr verspätet – einem Entwicklungsprozess Rechnung getragen, der mit dem Bau fester Gebäude, Mitte der 50er Jahre, eingesetzt hatte, nämlich der Institutionalisierung einer einst provisorischen Einrichtung.

Vergleich mit den anderen Notaufnahmelandern

Abschließend bleibt zu fragen, warum das Lager in Gießen bis 1990 bestand. Ist dieser Umstand auf die zentrale Lage der Stadt innerhalb Deutschlands zurückzuführen? Der Frankfurter Flughafen war gut erreichbar, auch per Bahn konnten die Flüchtlinge gut zum Lager gelangen.

Vergleicht man das Gießener Lager mit dem Notaufnahmeland Uelzen-Bohdamm oder mit dem in Marienfelde fällt zweierlei ins Auge: Erstens erfolgte

49 1977 waren insgesamt nur 12.078 Menschen aus der DDR in die Bundesrepublik übersiedelt, nur 1983 waren es mit 11.343 noch weniger gewesen. Ebenda.

50 Effner/Heidemeyer: *Flucht*, a.a.O., S. 58; Hendrik von Quillfeldt: *Dissidenten für Devisen, Häftlingshandel zwischen DDR und Bundesrepublik Deutschland*, Erfurt 2010, S. 78.

51 HStAD, H 5, Nr. 26.

der Ausbau der Lager nach dem Lagerneubau in Marienfelde. Dieser war notwendig geworden, weil der Flüchtlingsstrom aus der DDR 1952 und 1953 stark zunahm, nachdem die DDR-Regierung mit Grenzsicherungsmaßnahmen entlang der Demarkationslinie begonnen hatte und den *Aufbau des Sozialismus* im Zuge der Zweiten Parteikonferenz der SED vorantrieb. Nach dem 17. Juni 1953, an dem die Arbeiterschaft vor allem gegen die Normerhöhungen protestiert hatten, der Niederschlagung der Proteste mit Hilfe der sowjetischen Besatzungstruppen und der späteren Rücknahme der Normerhöhungen sank die Abwanderung nur vorübergehend. Als die Berliner Lager die Fluchtwilligen 1951 und 1952 nicht mehr aufnehmen konnten, ließ die Bundesregierung zusammen mit den westlichen Alliierten in wenigen Monaten ein neues Lager in Marienfelde bauen, das aus zehn mehrstöckigen Wohnhäusern mit kleinen Wohneinheiten für Familien bestand und damals zu den modernsten seiner Art gehörte.⁵² Im Frühjahr 1953 wurde es medienwirksam eingeweiht. Damit war die größte Not der Flüchtlinge in West-Berlin jedoch nur gemildert worden, zahlreiche Nebenlager mit notdürftigsten Infrastrukturen bestanden noch bis 1963 und die Lebensumstände waren alles andere als modern.

Trotzdem kann davon ausgegangen werden, dass das Lager in Marienfelde als Vorbild für andere Lager in Deutschland diente. Die hessische Landesregierung setzte jedenfalls ab Mitte der 1950er Jahre alles daran, keine neuen Barackenlager für die SBZ-/DDR-Flüchtlinge mehr errichten zu müssen. Da das Bundesinnenministerium noch 1954 die Ländervertretungen angemahnt hatte, die bestehenden Lager und Notunterkünfte aufgrund der hohen Flüchtlingszahlen aus der DDR zu erhalten⁵³, wurde nun in die bestehenden Lager investiert. Das galt für das Lager Gießen ebenso wie für die Lager Hanau und Langen bei Frankfurt am Main, in denen in diesen Jahren ebenfalls feste Gebäude errichtet wurden.⁵⁴ Zu Weihnachten 1959 schließlich vermeldete der hessische Innenminister, dass alle *Barackenlager* aufgelöst seien.⁵⁵ Auch die umgebauten Einrichtungen zur Aufnahme von DDR-Flüchtlingen wurden weiterhin als *Lager* oder *Wohnlager* bezeichnet. Die Folgeeinrichtungen wurden in den 1950er und 1960er Jahren sehr nüchtern als *Notunterkunft Ost* bezeichnet, dahinter verbarg sich die Bezeichnung *Flüchtlingswohnlager*. Es ist also davon auszugehen, dass das Land Hessen mit dem Umbau des Gießener Notaufnahmelandes an die modernen Verhältnisse in Marienfelde anzuknüpfen versuchte. Zudem gilt es künftig, Aspekte der Standardisierung solcher Einrichtungen bzw. sie nach ihrer Wettbewerbsfähigkeit hin zu untersuchen.

Zweitens handelt es sich beim Gießener Lager um ein im Vergleich zum Notaufnahmeland Marienfeld und zum Notaufnahmeland Uelzen-Bohldamm verhältnismäßig kleines Lager. Während das Lager Gießen bis 1955 aus etwa 13

52 Vgl. Effner/Heidemeyer, *Flucht*, a.a.O.

53 Das Lager Griesheim bleibt bestehen. In: FAZ vom 23. Januar 1954, S. 25.

54 Unterkünfte für Sowjetzonenflüchtlinge. Erfolgreiche Bemühungen im Lande Hessen. In: FAZ vom 6. September 1958, S. 43.

55 Keine Barackenlager mehr in Hessen. In: FAZ vom 23. Dezember 1959, S. 13.

Barackenbauten bestand, zu denen u. a. auch das Pfortnerhäuschen zählte, verfügte das Lager Uelzen-Bohldamm im Jahr 1952 über 54 zum Teil in massiver Bausweise errichtete Verwaltungs-, Unterkunfts- und kirchliche Gebäude. Auch die Angestelltenzahlen spiegeln den Unterschied wider: Waren in Gießen ca. 83 Menschen im Lager beschäftigt⁵⁶, so waren in Uelzen-Bohldamm etwa 365 Angestellte des Landes und des Bundes.⁵⁷ Für das Notaufnahmelager Marienfelde wurden zehn mehrgeschossige Wohnblocks errichtet, in denen bis zu 2.000 Menschen Unterkunft finden sollten. Zusätzlich existierten in ganz Westberlin noch zahlreiche Außenlager, die ebenfalls SBZ-/DDR-Flüchtlinge beherbergten.⁵⁸ Auch Uelzen und Gießen unterhielten so etwas wie Außenlager: Dies waren Lager für männliche und weibliche alleinreisende Jugendliche.

Drittens ist auffällig, dass sich die Aufmerksamkeit der Medien vor allem auf die Lager in Berlin und auf das Lager Friedland fokussierte. Sowohl Friedland als auch das Notaufnahmelager Marienfelde wurden wiederholt als „Tor zur Freiheit“ bezeichnet. Diese Stilisierung stammt aus der Hochzeit des Kalten Krieges – mit diesem Topos arbeiten die sich hier ansiedelnden Erinnerungsstätten bis heute. Für das Notaufnahmelager Gießen ist eine solche Stilisierung bis in die 1970er Jahre hinein nicht bekannt. Zwar berichteten die lokalen Medien in der Tagespresse über Veränderungen und Neuerungen, auch über Kooperationen zwischen der Stadt und dem Lager, doch diese Berichterstattung erfolgte meist sachlich und unpathetisch. Erst als in den 1980er Jahren die Anzahl der Übersiedler aus der DDR wieder anstieg und rasch neue Unterkünfte organisiert werden mussten, verwies der hessische Sozialminister darauf, dass Gießen jetzt für die Brüder und Schwestern in der DDR *das* „Tor zur Freiheit“ sei.⁵⁹ Vielleicht lag es aber auch an dieser zurückhaltenden Berichterstattung der Medien, dass die Erinnerung an das Lager und an seine Bedeutung – es war immerhin das Lager, das am längsten bestand, das über zwanzig Jahre lang die erste Anlaufstelle für Übersiedler aus der DDR und damit so etwas wie eine Wunschheimat und ein Sehnsuchtsort darstellte – in den Jahren nach der Wiedervereinigung in Vergessenheit zu geraten schien.

56 Flüchtlingslager mit wenig Flüchtlingen. Gießen wird zentrales Notaufnahmelager für das Bundesgebiet. In: FAZ vom 20. Oktober 1962, S. 17.

57 „Sieben Jahre Flüchtlingslager“. In: FAZ vom 1. Oktober 1952, S. 5.

58 Bettina Effner: „Die rettende Insel“ – Flüchtlinge aus der DDR in West-Berlin. In: diess./Enrico Heitzer/Tina Schaller (Hg.): Verschwunden und vergessen. Flüchtlingslager in West-Berlin bis 1961. Berlin 2012, S. 5-12, hier S. 12.

59 Sozialminister Trageser in Gießen. Das Notaufnahmelager ist das Tor zur Freiheit. In: Wetzlarer Neue Zeitung vom 26. Juni 1987 sowie „Tor zur Freiheit prägender Eindruck“ Minister Trageser informierte sich in zentraler Aufnahme stelle Hessens – Integration unterstützen. In: Gießener Anzeiger vom 26. Juni 1987, HStAD, H 5 Nr. 25.

Gedenkveranstaltungen zum 17. Juni 1953 im Notaufnahmelager Gießen

Einleitung

FLORENTIN MÜCK

Am Abend des 16. Juni 1954 kamen auf dem Gießener Landgraf Phillip Platz mehrere Hundert Menschen zusammen, um den noch jungen Geschehnissen des 17. Juni 1953 zu gedenken. Hierzu sprachen lokale Politiker und Honoratioren einzelner Vertriebenenverbände. Wie die *Gießener Freie Presse* berichtete, war diese öffentliche Großveranstaltung jedoch nur ein Teil der gesamten Gedenkfeierlichkeiten. In einem zweiten, kleineren und weniger öffentlichen Festakt wurde am 17. Juni 1954 zusätzlich ein Kranz auf dem Gelände des Notaufnahmelagers Gießen niedergelegt.¹

Diese ersten Feierlichkeiten des Gedenkens an den Volksaufstand vom 17. Juni 1953 und dessen Opfer im und um das Notaufnahmelager Gießen stellten den Ausgangspunkt für verschiedene weitere Gedenkveranstaltungen und Feierlichkeiten bis 1989 dar. Der Mittelpunkt sämtlicher Formen dieses Gedenkens in Gießen war jedoch immer das Notaufnahmelager selbst, das schon aufgrund seiner Funktion als symbolisches Bindeglied zwischen den beiden deutschen Staaten verstanden werden kann. Es ist also angesichts seiner lokalen Permanenz eng verwoben mit dem Bild eines symbolischen erinnerungsauslösenden Raumes, der verschiedene Rituale des Erinnerns entwickelt und an sich bindet.²

Bemerkenswert war die Geschwindigkeit, mit der sich sowohl das Gedenken in Gießen vor Ort, als auch der Feiertag zum 17. Juni auf Bundesebene konstituierte. Die terminologische Einordnung des 17. Juni zwischen einem „faschistischen Putsch“ und einem „Volksaufstand zur deutschen Einheit“ kam hierzu in der Historiographie deutlich langsamer voran.³ Diese Diskrepanz von zeitgenössischer und geschichtswissenschaftlicher Rezeption mag unter anderem auch an der damaligen weltpolitischen Brisanz der Ereignisse gelegen haben.⁴ So war es auch deswegen zur unmittelbaren Zeit der *„Rebellion der Mitteldeutschen Arbeiter*

1 Zeitungsarchiv der Universitätsbibliothek Gießen: gr.2° Ztg.1: Artikel der Gießener Freien Presse vom 18.06.1954.

2 Zur Symbolik räumlicher Erinnerung: Satjukow, Silke: Bahnhofstraßen. Geschichte und Bedeutung, Weimar 2002.

3 Vgl. Lange, Dirk: Der „17. Juni 1953“ als Gegenstand der historisch-politischen Bildung. Lernchancen einer demokratischen Geschichtskultur, in: Finke, Klaus (Hrsg.): Erinnerung an einen Aufstand: Der 17. Juni in der DDR, Oldenburg 2003, S. 165.

4 Vgl. Baring, Arnulf: Der 17. Juni 1953, Köln 1965, S. 95 ff.

gegen die Normerhöhung⁵ noch sehr bescheiden um die westdeutsche Solidarität mit den Menschen aus der SBZ bestellt. Im Gegensatz dazu wurde bereits wenige Tage nach den Geschehnissen in Ostberlin und Mitteldeutschland im Bundestag über die Einführung eines nationalen Gedenktages debattiert.

Exakt eine Woche nach den Vorkommnissen in der DDR lag schon ein konkreter Antrag der CDU/CSU - Fraktion zur Einführung eines solchen nationalen Gedenktages vor.⁶ Daraufhin wurde unter dem Motto „*Einheit in Freiheit*“⁷ am 4. August 1953 der *Tag der deutschen Einheit* offiziell mittels Gesetzesvorlage im Bundesrat verabschiedet, und somit verbindlich eingeführt. Wie eingangs erwähnt, fanden sich schon im nächsten Jahr auch in Gießen mehrere hundert Menschen zusammen, um diesen neuen gesetzlichen Feiertag der ebenfalls noch jungen Bundesrepublik zu begehen.

Diese Arbeit zeigt auf, inwiefern diese Feierlichkeiten oder Rituale des Erinnerns in den Jahren 1954 bis 1989 differierten und welche Personen beziehungsweise Interessengruppen, diese Feierlichkeiten initiierten und sie vor allem inszenierten. Das im Besonderen die Inszenierung des Erinnerns politischer Gedenktage eng mit kollektiver Repräsentation von Vergangem verknüpft ist, wird im Folgenden untersucht und verdeutlicht.⁸ Hierzu soll die Rezeptionsgeschichte des 17. Juni 1953 auf Bundesebene mit der Repräsentation des Erinnerns auf kommunaler Ebene im Notaufnahmelaager Gießen verglichen werden, um potentielle Parallelen oder Diskrepanzen sichtbar zu machen. Im Einzelnen sollen die Feierlichkeiten zum 17. Juni in Gießen im historischen Längsschnitt untersucht werden, um eben diese Veränderungen oder Stimmungswechsel einzufangen. Die folgenden Untersuchungen stützen sich auf Akten des Stadtarchivs Gießen, die es ergänzend zu den Presseberichten der einzelnen Jahre erlauben, die betreffenden Feierlichkeiten zu rekonstruieren. Es bleibt allerdings anzumerken, dass es sich bei den Dokumenten des Stadtarchivs um keine vollständige Sammlung der Zeugnisse von 1954 bis 1989 handelt, sondern dass lediglich die Gedenkveranstaltungen einzelner Jahre schriftlich belegt sind.

Ein weiterer zentraler Anspruch dieser Arbeit ist es, die Initiatoren und Akteure des Erinnerns zu dessen Form in Beziehung zu setzen. Es wird hierbei nachzuweisen sein, inwiefern die ritualisierte Inszenierung von Erinnerung auch mögliche Selbstlegitimation einzelner, an den Feierlichkeiten teilnehmender Gruppierungen darstellen kann. Diese mögliche Sinnstiftung beteiligter Gruppen

5 So die terminologische Einordnung des 17. Juni 1953 von Martin Krämer. Vgl. Krämer, Martin: Der Volksaufstand vom 17. Juni 1953 und sein politisches Echo in der Bundesrepublik Deutschland, Bochum 1996.

6 Krämer, Martin: Der Volksaufstand vom 17. Juni 1953 und sein politisches Echo in der Bundesrepublik Deutschland, Bochum 1996, S. 174 ff.

7 Ebd. S. 184 f.

8 Hierzu: Schiller, Dietmar: Die inszenierte Erinnerung. Politische Gedenktage im öffentlich-rechtlichen Fernsehen der Bundesrepublik Deutschland zwischen Medienereignis und Skandal, Frankfurt am Main 1993.

wird vor allem dann wichtig, wenn man die schleichende Tendenz des 17. Juni zum „freien Tag, statt Feiertag“⁹ aufgreift, die sich schon wenige Jahre nach 1954 im kollektiven Gedächtnis der Bundesrepublik einstellte.¹⁰ Diese Kombination von verschiedenen Frageansätzen trägt dazu bei, ein ganzheitliches Bild zu den Feierlichkeiten zum 17. Juni in Gießen und deren Bedeutung zu zeichnen.

Zur Rezeptionsgeschichte des 17. Juni in der Bundesrepublik

Bevor auf die einzelnen Feierlichkeiten zum „Tag der deutschen Einheit“ in Gießen und der Bundesrepublik Bezug genommen werden kann, gilt es, die Einzigartigkeit der Einführung des 17. Juni als nationalem Feiertag herauszuarbeiten. Eingangs muss festgehalten werden, dass der weitgehend spontane und ungesteuerte Aufstand der Arbeiter in Ostberlin gegen die Normerhöhung zunächst nicht per se als Volksaufstand oder gar als ein Streben nach nationaler Einheit verstanden werden kann.¹¹ Erst die fortschreitende Eigendynamik des Aufstands und die im Nachhall folgende starke Reaktion der politischen Klasse aus Westdeutschland sind an der Formierung des Konstrukts eines Volksaufstands zur nationalen Einheit, vor allem in der zeitgenössischen Berichterstattung, mit maßgebend.¹² Ein historisches Ereignis im anderen Teil Deutschlands hat also zur Entstehung eines nationalen Feiertages in der Bundesrepublik geführt. Die Vorkommnisse in Ostberlin und der DDR wurden hierbei allerdings in Bezug auf die Gestaltung des Feiertages der Deutungshoheit einer bundesrepublikanischen Gesamtrezeption unterworfen.¹³ Die Institutionalisierung des Tages der deutschen Einheit in der Bundesrepublik kann folglich als politische Reaktion auf die Abläufe des 17. Juni 1953 verstanden werden, wobei sich der Akt des Gedenkens auf das Streben der Bevölkerung der DDR nach mehr Freiheit bezog.¹⁴ Dieses Streben nach Freiheit wurde seitens der Nachkriegs-Bundesrepublik jedoch explizit auch als ein Streben nach gesamtdeutscher Einheit aufgefasst, da im damaligen Duktus Einheit und Freiheit in diesem Zusammenhang

9 So die Überschrift eines Artikels in: Die Zeit, Nr. 25 v. 23.06.1972.

10 Vgl. Löhneysen, Ylva von: Der Gedenktag 17. Juni in der Bundesrepublikanischen Öffentlichkeit unter besonderer Berücksichtigung der Reden im Deutschen Bundestag, Kassel, Univ. Magisterarbeit 2000, S. 5.

11 Weber, Hermann: Die Krise der SED-Diktatur und der 17. Juni in der deutschen Arbeiterbewegung, in: Finke, Klaus (Hrsg.): Erinnerung an einen Aufstand: Der 17. Juni in der DDR, Oldenburg 2003, S. 95 f.

12 Krämer, Martin: Der Volksaufstand vom 17. Juni 1953 und sein politisches Echo in der Bundesrepublik Deutschland, Bochum 1996, S. 290 f.

13 So ist beispielsweise die Wortschöpfung „Tag der deutschen Einheit“ ein Vorschlag Herbert Wehners. Vgl. Krämer, S. 291.

14 Zur Politisierung von Gedenktagen: Wolfrum, Edgar: Geschichtspolitik und die deutsche Frage. Der 17. Juni im nationalen Gedächtnis der Bundesrepublik (1953-89), in: Geschichte und Gesellschaft 24/3, Göttingen 1998.

als synonym verstanden werden müssen.¹⁵ Daher ist es nicht überraschend, dass die Feierlichkeiten in der Bundesrepublik, aber auch in Gießen in den 1950er und 1960er Jahren, umfassender begangen wurden als in den Jahren danach. Der vorherrschende politische Kurs der Wiedervereinigung zu dieser Zeit wurde durch die Vorkommnisse des 17. Juni 1953 beziehungsweise deren Rezeption durch politische Deutungseliten, zusätzlich legitimiert, und in die bundesrepublikanische Öffentlichkeit getragen. So wurde ein noch junges historisches Ereignis bereits vor einer geschichtswissenschaftlichen Deutung politisiert, um dadurch eine Gesellschaft für einen politischen Zweck zu mobilisieren, der eine neue kollektive Identität stiftete und diese durch jährliche Repetition auch festigte.¹⁶ Wenn man Geschichte, oder einzelnen historischen Ereignissen also die Fähigkeit einer solchen Mobilisierungsressource zusprechen kann, dann impliziert Mobilisierung auch immer eine mögliche Demobilisierung.¹⁷ Dies wäre zumindest ein Erklärungsansatz für das im Laufe der Zeit aufkommende Desinteresse der Öffentlichkeit für die Bedeutung des Tages der deutschen Einheit. Im Anschluss sollen nun die eingangs erwähnten Fallbeispiele angeführt werden, die die Entwicklung des Gedenktages in Gießen veranschaulichen.

Gedenkveranstaltungen zum Tag der deutschen Einheit in den 1950er Jahren

In den 1950er Jahren fand das Gedenken zum Tag der deutschen Einheit großen Zuspruch in der Breite der bundesrepublikanischen Bevölkerung. Die Feierstunden, die auf Bundesebene häufig vom *Kuratorium unteilbares Deutschland*¹⁸ organisiert wurden, zogen anfangs zehntausende Menschen an, die auf Großkundgebungen in Städten oder in Stafettenläufen zur Zonengrenze den Opfern des 17. Juni gedachten.¹⁹ Auch in Gießen und im Notaufnahmelager wurden Gedenkveranstaltungen seitens verschiedener Organisatoren initiiert.

Die ersten Aufzeichnungen des Notaufnahmelagers zum Tag der deutschen Einheit finden sich in den Beständen des Stadtarchivs zum Jahr 1956 und liegen in Form eines Schnellbriefes des hessischen Innenministeriums an den Regierungspräsidenten des Bezirkes Darmstadt und an die Leitung des Not-

15 Sommer, Karl-Ludwig: Freiheit und Einheit in der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Finke, Klaus (Hrsg.): Erinnerung an einen Aufstand: Der 17. Juni in der DDR, Oldenburg 2003, S. 49.

16 Vgl. Wolfrum, Edgar: Geschichtspolitik und die deutsche Frage. Der 17. Juni im nationalen Gedächtnis der Bundesrepublik (1953-89), in: Geschichte und Gesellschaft 24/3. Göttingen 1998, S. 382 ff.

17 Ebd.

18 Das Kuratorium unteilbares Deutschland bezeichnet einen Zusammenschluss von Politikern aller Parteien sowie von Akademikern und Industriellen, die aktiv für die Wiedervereinigung Deutschlands eintraten. Hierzu: Kreuz, Leo: Das Kuratorium unteilbares Deutschland. Aufbau, Programmatik, Wirkung, Opladen 1980.

19 Krämer, Martin: Der Volksaufstand vom 17. Juni 1953 und sein politisches Echo in der Bundesrepublik Deutschland, Bochum 1996, S. 188.

aufnahmelagers vor.²⁰ Zunächst ist in diesem Schreiben auffällig, dass die Veranstaltungen im Notaufnahmelager, die in diesem Brief angekündigt werden, nicht am 17. Juni selbst abgehalten wurden oder überhaupt an diesen erinnern sollten. Vielmehr wird auf Versammlungen einer Interessensgruppe Bezug genommen, die nah mit dem Lager Gießen verknüpft war. Es handelt sich in dem vorliegenden Schreiben um einen Antrag des *Gesamtverbandes der Sowjetzonenflüchtlinge*²¹ (GSF), der um die Bereitstellung von Räumlichkeiten zur Durchführung einer Tagung im Lager Gießen bat. In diesem Brief wurde auch eine öffentliche, vom Gesamtverband organisierte Flüchtlingsversammlung thematisiert, zu der alle Flüchtlinge aus verschiedenen dem Lager Gießen zugehörigen Außenlagern eingeladen wurden. Es bleibt an dieser Stelle festzuhalten, dass mit dem GSF ein privater Akteur für die Interessen der Flüchtlinge in Aktion trat, der ebenfalls die ersten dokumentierten Feierlichkeiten zum Tag der deutschen Einheit maßgeblich mitgestaltete.²²

So legt eine Einladungsbroschüre zu den Feierlichkeiten am 17. Juni 1959 nahe, dass dessen Kreisverband Gießen zumindest als Mitinitiator zu diesen Feierlichkeiten auftrat.²³ Danach verteilten sich die Feierlichkeiten auf den 16. und den 17. Juni und sahen zunächst am 16. Juni eine abendliche Gedenkveranstaltung im Saalbau Liebigstraße vor. Diese war musikalisch umrahmt und wurde von verschiedenen Redebeiträgen ergänzt. Schließlich wurde die Veranstaltung mit der dritten Strophe des Deutschlandliedes beendet. Am 17. Juni hingegen begannen die Veranstaltungen am Morgen mit einem Schweigemarsch der Studentenschaft, der sich über den Berliner Platz hin zum Notaufnahmelager in der Hammstraße zog. Nach diesem Schweigemarsch fand dort eine Kranzniederlegung am Ehrenmal des Notaufnahmelagers statt.²⁴ Dieses Ehrenmal war ein vom GSF gestifteter Gedenkstein, der 1954 bei den Feierlichkeiten zum 17. Juni in Gießen eingeweiht wurde.²⁵ Die doch sehr anmutend gehaltenen Gedenkveranstaltungen zum 17. Juni im und um das Lager Gießen waren also zunächst vom GSF geplant, der die Feierlichkeiten als privater Akteur des Gedenkens ebenfalls organisierte und gestaltete. Eine aktive Ausgestaltung des Gedenktages

20 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Schnellbrief des hessischen Ministers des Inneren, 10.07.1956.

21 Hierzu: Eberl, Immo: Vertriebenenverbände: Entstehung, Funktion, Wandel, in: Beer, Mathias (Hrsg.): Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945. Ergebnisse des Kolloquiums vom 11. bis 12. November 1993, Sigmaringen 1994, S. 211 f.

22 Der Folgebriefwechsel des bereits zitierten Schnellbriefes enthält Anregungen des Vorstandes des Gesamtverbandes für Sowjetzonenflüchtlinge zur Auslegung des Notaufnahmerechtes.

23 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Broschüre des Kreisverbandes Gießen im Gesamtverband der Sowjetzonenflüchtlinge zum 17. Juni 1953.

24 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Broschüre des Kreisverbandes Gießen im Gesamtverband der Sowjetzonenflüchtlinge zum 17. Juni 1953.

25 Zeitungsarchiv der Universitätsbibliothek Gießen: gr.2° Ztg.1: Artikel der Gießener Freien Presse vom 18.06.1954.

seitens Politik und Parteien ist zu dieser Zeit noch nicht zu erkennen. Der GSF beziehungsweise dessen Ortsverband Gießen, war auch nach der ersten Gedenkfeier weiterhin an einer engen Bindung an das Lager interessiert, was weitere Korrespondenz zwischen Funktionären des Verbandes und offiziellen Stellen des Lagers und des Regierungsbezirkes zeigt.²⁶ Ebenfalls etablierte sich das Notaufnahmelager zu einer Versammlungsstätte des Gesamtverbandes und seiner Landes- und Ortsverbände, da das Lager auch weiterhin für verschiedene Versammlungen angefragt wurde. Auch andere Landesverbände, wie beispielsweise der aus Rheinland-Pfalz, nutzten das Lager für Arbeitstagen und Besuchsfahrten.²⁷ Da auf den GSF vermehrt Bezug genommen wird und er sich im Verlauf seiner Geschichte in eine weitere für die Feierlichkeiten im Lager Gießen relevante Gruppierung umformierte, soll an dieser Stelle noch in Kürze auf dessen Entwicklung eingegangen werden.

Flüchtlinge und Heimatvertriebene aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten organisierten sich nach dem Krieg in einzelne, ihren jeweiligen Herkunftsregionen entsprechende Gruppierungen. Flüchtlinge aus Ostpreußen schlossen sich beispielsweise in die *Landsmannschaft Ostpreußen* zusammen.²⁸ Die Flüchtlinge aus der SBZ hingegen, die im Gegensatz zu den Landsmannschaften per definitionem keine Heimatvertriebenen waren, gründeten 1949 erstmals einzelne Interessensverbände, die letztlich im Juni 1953 in den *Gesamtverband der Sowjetzonenflüchtlinge* aufgingen. Dieser benannte sich in der Folgezeit wiederum in den *Bund der Mitteldeutschen* (BMD) um.²⁹

Gedenkveranstaltungen zum Tag der deutschen Einheit in den 1960er Jahren

Im Jahr 1960 wurde erneut eine Einladungsbroschüre zu Gedenkfeierlichkeiten zum 17. Juni versandt, die aber erstmals neben dem GSF auch andere beteiligte Gruppierungen anführte. Das *Kuratorium unteilbares Deutschland* und der *Bund Vertriebener Deutscher* (BvD) traten als Mitinitiatoren der Gedenkveranstaltungen in Erscheinung, die auch nachweislich bei der Umsetzung der Feierlichkeiten mitwirkten.³⁰ Die Feierlichkeiten liefen formal ähnlich ab wie die vorhergehenden.

26 Vgl. Briefwechsel der Jahre 1959/60 von Lagerleiter Lehm und dem Gesamtverband, in: Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager.

27 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Briefwechsel des Rheinland-Pfälzischen Landesverbandes mit dem Notaufnahmelager.

28 Eberl, Immo: Vertriebenenverbände: Entstehung, Funktion, Wandel, in: Beer, Mathias (Hrsg.): Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945. Ergebnisse des Kolloquiums vom 11. bis 12. November 1993, Sigmaringen 1994, S. 211.

29 Eberl, Immo: Vertriebenenverbände: Entstehung, Funktion, Wandel, in: Beer, Mathias (Hrsg.): Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945. Ergebnisse des Kolloquiums vom 11. bis 12. November 1993, Sigmaringen 1994, S. 211.

30 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Broschüre zum Gedenken an den 17. Juni von 1960.

den, nur dass die Redebeiträge und der Festakt, die bislang im Saalbau Ludwigstraße stattgefunden hatten, auf dem Marktplatz, und somit in einem öffentlichen Rahmen begangen wurden.

Am 16. Juni begannen die Feierlichkeiten in den Abendstunden mit einem Platzkonzert und anschließenden Reden, die wiederum mit dem Absingen der Nationalhymne beendet wurden.³¹ Wo also im Vorjahr noch in geschlossenen Räumen gedacht wurde, suchten die Veranstalter nun vermehrt die städtische Öffentlichkeit. Gestützt wird diese Annahme auch von einem internen Schreiben des Lagerleiters Lehm, der die Bediensteten des Lagers dazu aufforderte, an der Veranstaltung teilzunehmen. Es wurde seitens der Lagerleitung mitgeteilt, dass diese Gedenkfeier eine besonders eindrucksvolle Kundgebung werden sollte.³² Ebenfalls wurden die Bediensteten des Lagers darauf hingewiesen, dass es ihre „staatsbürgerliche Pflicht“³³ sei, an dieser Veranstaltung teilzunehmen, um somit für ihren Willen einzutreten, das gesamtdeutsche Selbstbestimmungsrecht vertreten zu wollen. Ein ähnliches Schreiben des Lagerleiters wurde auch an die Lagerbewohner adressiert, die ebenfalls an der Gedenkfeier teilnehmen sollten. Auch in diesem Schreiben verwies Lehm erneut auf die staatsbürgerliche Pflicht aller Deutschen, das Selbstbestimmungsrecht Gesamtdeutschlands und die Solidarität zu Berlin öffentlich zu bekunden.³⁴ Den Ablauf der Feierlichkeiten betreffend gab es in diesem Jahr ein weiteres Novum. Die Organisatoren der Feierlichkeiten beraumten einen Schweigemarsch durch Gießen an. Dieser stumme Fackelumzug war als Sternmarsch konzipiert, der von den sechs Ausgangsstellen Universitätsaula, Elisabethenheim, Notaufnahmelager, Rodheimer Straße, Schwanenteich und Marburgerstraße zum Marktplatz geführt wurde. Dort wurden nach dem Eintreffen der Teilnehmer Gedenkreden und andere Wortbeiträge gehört.³⁵ Diese Inszenierung des Gedenkens in der Öffentlichkeit unter Zuhilfenahme von im kollektiven Gedächtnis der Menschen verankerten Ritualen wie dem Fackelzug, oder auch dem Absingen der Nationalhymne, sprechen deutlich für die Wichtigkeit des Gedenkereignisses. Weiterhin dienen solche Mechanismen dazu, dessen Bedeutung an die teilnehmenden Menschen zu vermitteln.³⁶

Die eingangs thematisierte Inszenierung von Gedenkveranstaltungen im Sinne ihrer Initiatoren kann also - breiter gefasst - auch auf kommunaler Ebene

31 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Broschüre zum Gedenken an den 17. Juni von 1960.

32 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Internes Schreiben zum 17. Juni an die Belegschaft des Lagers.

33 Ebd.

34 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Internes Schreiben zum 17. Juni an die Bewohner des Lagers.

35 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Interne Schreiben zum 17. Juni an die Bewohner und die Belegschaft des Lagers.

36 Vgl. Schiller, Dietmar: Die inszenierte Erinnerung. Politische Gedenktage im öffentlichen Fernsehen der Bundesrepublik Deutschland zwischen Medienereignis und Skandal, Frankfurt am Main 1993, S. 10 f.

beobachtet werden und dient, wenn auch in einer anderen Dimension, doch einem ähnlichen Zweck. Es erscheint plausibel, dass Größe und öffentliche Umsetzung der Gedenkveranstaltung durchaus für ein gesteigertes Selbstverständnis des GSF und dessen Mitveranstaltern spricht. Weiterhin können die Initiatoren ihren Führungsanspruch zur Abhaltung der Feierlichkeiten durch eben dieses Selbstverständnis beweisen und festigen. Die aus dem Vorjahr bekannte Kranzniederlegung im Lager am Folgetag verlief nach gleichem Muster, was anhand der Gesamtveränderung der Feierlichkeiten bemerkenswert ist. Briefwechsel zwischen Lagerleitung und GSF deuten darauf hin, dass die verstärkte Tendenz zum Begängnis der Gedenkveranstaltung in der öffentlichen gesellschaftlichen Mitte eine Initiative des Gesamtverbands war. Dass die neuen mitorganisierenden Interessensgruppen ebenfalls daran beteiligt waren, darf aufgrund der Gesamtheit der Aufzeichnungen zwischen Lagerleitung und Veranstaltern der Feierlichkeiten angenommen werden.³⁷

Das nächste fassbare Datum zum *Tag der deutschen Einheit* in Gießen ist der 14. Juni 1962, an dem erneut der GSF eine Anfrage an das Notaufnahmelager unter seinem damaligen Leiter Lehm richtete. Der Gesamtverband fragte an, ob Lagerleitung und Bewohner an den Gedenkveranstaltungen zum 17. Juni teilnehmen würden.³⁸ Der GSF kann auch deswegen wieder als führende Instanz zur Ausrichtung der Feierlichkeiten angesehen werden, da er in diesem Schreiben an die Lagerleitung auch für das *Kuratorium unteilbares Deutschland* und den Kreisverband Gießen des BvD sprach. Angesichts der relativ kurzen Vorlaufzeit für die Lagerleitung muss es sich bei den Feierlichkeiten zum 17. Juni im Jahr 1962 um bereits eingespielte Abläufe gehandelt haben, da die Kürze des Zeitfensters zwischen dem Anschreiben an die Lagerleitung (14. Juni) und der Umsetzung der Feierlichkeiten (16. und 17. Juni) wohl keinen größeren Handlungsspielraum zugelassen hat.³⁹ So veränderten sich die Abläufe in Bezug auf das Begängnis des Gedenktages innerhalb des Lagers 1962 nicht spürbar. Noch am gleichen Tag setzte die Lagerleitung ein Schreiben auf, in dem Lagerbedienstete, Verwaltung, ärztliche Abteilung und die Jugendlager Krofdorf sowie das Haus Elisabeth auf die Veranstaltung und auf die „*Ehrenpflicht*“ zur Teilnahme hingewiesen wurden.⁴⁰ Der obligatorischen Broschüre ist zu entnehmen, dass die beiden Gedenktage so verlaufen sollten wie die vorangegangenen.⁴¹ Lediglich der Schweigemarsch wurde anstatt von sechs nur noch von drei Punkten zum

37 Vgl. Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Internes Schreiben zum 17. Juni an die Belegschaft des Lagers.

38 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Schreiben des Gesamtverbandes der Sowjetzonenflüchtlinge an Lagerleiter Lehm, 14.06.1962.

39 Ebd.

40 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Interne Schreiben zum 17. Juni an die Bewohner und die Belegschaft des Lagers.

41 Der generelle Verlauf der Feierlichkeiten blieb in seinem inhaltlichen Kern, aber auch im zeitlichen Aufeinanderfolgen der einzelnen Elemente, wie zum Beispiel der Redebeiträge, gleich.

Marktplatz geführt. Anhand der Akten und der Zeitungsberichte wird nicht klar, was diese Verkleinerung des Sternmarsches hervorgerufen hat. Es kann jedoch angenommen werden, dass weniger Menschen zu diesem öffentlichkeitswirksamen Element des Gedenkens mobilisiert werden konnten, da in den Folgejahren seitens verschiedener Institutionen verstärkt für eine aktive Teilnahme an den Gedenkfeierlichkeiten geworben wurde.

Dies wurde 1964 deutlich, als sich die Feierlichkeiten in ihrer Ankündigung und in Teilen ihrer Durchführung von denen der Vorjahre unterschieden. Aus den Akten wird hierzu erstmals eine aktive Beteiligung der Landes- und Bundespolitik ersichtlich, die sich in einem Schreiben des stellvertretenden Lagerleiters Heinz Dörr an die Bediensteten des Lagers ankündigt und im späteren Verlauf der Veranstaltungen auch nachweislich umsetzt. Heinz Dörr bezog sich in seinem Schreiben auf eine Aussage des hessischen Innenministers, der zur Bedeutung des Tages der deutschen Einheit Stellung genommen hatte. Demnach hätten alle Bediensteten des öffentlichen Dienstes im Lager aufgrund der besonderen Bedeutung des Tages der deutschen Einheit an den Feierlichkeiten teilzunehmen.⁴² Im Gegensatz zu der bereits oben erwähnten staatsbürgerlichen Pflicht zum Erscheinen, die noch in hohem Maße auf Freiwilligkeit beruht hatte, erging nun von oberster Stelle eine Direktive, die verbindlich zur Teilnahme an den Gedenkfeierlichkeiten aufforderte. Dem vorhergegangenen Ansatz einer Mobilisierungsproblematik bezüglich der Feierlichkeiten weiter folgend kann diese Reaktion der Landespolitik deutlich als Beleg für Probleme in der Umsetzung des öffentlichen Gedenkens verstanden werden. Ein weiterer, nachweisbarer Beleg für ein geringeres öffentliches Interesse zur Teilnahme an Gedenkveranstaltungen zum 17. Juni wird auch in der Programmbroschüre zu den Feierlichkeiten 1964 ersichtlich. In diesem Jahr wurde der Schweigemarsch zum Marktplatz durch eine Gedenkstunde im Kultursaal des Notaufnahmelagers ersetzt.⁴³

Neben der Nennung der bekannten Trägervereine, wird in dieser Broschüre noch ein neuer Akteur des Gedenkens vorgestellt. Es handelte sich um den *Verband der Heimkehrer*⁴⁴, dessen Kreisverband Gießen die Feierlichkeiten mit ausrichtete. Ebenfalls wurde Oberbürgermeisters Bernd Schneider als Schirmherr der Veranstaltung erwähnt.⁴⁵ Der bereits angesprochene erhöhte politische Einfluss auf die Veranstaltung kann auch an der Tatsache festgemacht werden, dass der Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen, Ernst Lemmer, auf der Redner-

42 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Schreiben von Lagerleiter Dörr bezüglich der Teilnahme an den Feierlichkeiten zum 17. Juni 1964.

43 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Broschüre zum Gedenken an den 17. Juni von 1964.

44 Zum Verband der Heimkehrer: Schwellung, Birgit: Heimkehr – Erinnerung – Integration. Der Verband der Heimkehrer, die ehemaligen Kriegsgefangenen und die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft, Paderborn 2010.

45 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Broschüre zum Gedenken an den 17. Juni von 1964.

liste der Gedenkfeier stand, die in den Vorjahren fast ausschließlich mit Mitgliedern des GSF besetzt war. Ein weiterer interessanter Punkt zu den Feierlichkeiten 1964 war, dass erstmals auf das Absingen der Nationalhymne verzichtet wurde.⁴⁶ Mit dem Wegfallen des Schweigemarsches und der Nationalhymne büßen die Feierlichkeiten zum 17. Juni in Gießen gleich zwei starke Elemente des kollektiven Erinnerns ein. Dies kann nach bisherigem Erkenntnisstand kaum im Interesse der Veranstalter gelegen haben, stützt aber weiterhin die These einer Tendenz zum Verblässen der Wichtigkeit des Gedenkereignisses. Anhand der Tatsache dass sich das Gedenken an den 17. Juni in diesem Jahr zum zehnten Mal jährte, sind diese Veränderungen in jedem Fall beachtlich. Ähnliche Tendenzen waren 1964 jedoch auch auf Bundesebene erkennbar. So attestierte beispielsweise der Kölner Historiker Theodor Schieder in einer Gedenkrede zum „Tag der deutschen Einheit“, dass die „Uhr zur deutschen Frage“ stillstehen würde.⁴⁷

Die bisherigen Befunde lassen bereits folgende Feststellungen zu Organisationsstruktur und Einbindung des Notaufnahmelaagers in den Gesamtkontext der Feierlichkeiten zum Tag der deutschen Einheit zu. Obwohl das Interesse an das Gedenken zum 17. Juni nachgelassen hatte, war es für das Land Hessen und seinen administrativen Apparat weiterhin obligat. Dieses belegt auch ein Schnellbrief des hessischen Innenministeriums vom 24. April 1964, der an nahezu alle Stellen des öffentlichen Dienstes in Hessen weitergeleitet wurde. Dieser Brief kann als politisches Statement zum Tag der deutschen Einheit verstanden werden und instruiert die öffentlichen Stellen bezüglich Planung und Umsetzung desselben. Darin heißt es konkret, dass auch aufgrund des Mauerbaus vermehrt nach der Idee der deutschen Einheit gestrebt werden sollte, und dass sich vor allem die westdeutschen Bürger Deutschlands, stellvertretend für die unfreien Teile desselben, an diesem Tag engagieren und vor allem artikulieren sollten.⁴⁸ Explizit wurde auch darauf hingewiesen, dass der GSF, das *Kuratorium Unteilbares Deutschland* und der BvD jeweils mit Landes-, Kreis- und Ortsverbänden die Initiative bei Planung, Durchführung und Gestaltung der Feierlichkeiten hätten. Seitens des Innenministeriums wurde neben dem reibungslosen Ablauf der Feierlichkeiten auch die Überparteilichkeit der veranstaltenden Akteure gefordert.⁴⁹ Tatsächlich waren viele Politiker verschiedener Couleur in den einzelnen, die Feierlichkeiten tragenden Verbänden organisiert.⁵⁰

46 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelaager. Broschüre zum Gedenken an den 17. Juni von 1964.

47 Krämer, Martin: Der Volksaufstand vom 17. Juni 1953 und sein politisches Echo in der Bundesrepublik Deutschland, Bochum 1996, S. 207.

48 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Schnellbrief des hessischen Innenministeriums an Stellen des öffentlichen Dienstes, 24.04.1964.

49 Ebd.

50 Die Presseberichte zu den Feierlichkeiten zählen in Teilen Parteizugehörigkeiten der Redner bei Veranstaltungen auf. Vgl. Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Artikel des Gießener Anzeigers vom 19.06.1989.

Gedenkveranstaltungen zum Tag der deutschen Einheit in den 1970er Jahren

Die Gedenkveranstaltungen zum Tag der deutschen Einheit begannen auch 1972 wieder in der bis dahin gewohnten Verlaufsform der Vorjahre. Die schon bekannten Flüchtlingsverbände beziehungsweise Interessensgruppen zur deutschen Einheit richteten ihre Anfragen für die Planung der Feierlichkeiten an die Lagerleitung, und diese rief nach deren Genehmigung die Belegschaft und die Bewohner des Lagers zur Teilnahme auf. Auffällig war in diesem Jahr, dass der BvD eine leitende Rolle bei der Planung und der Durchführung der Feierlichkeiten zu haben schien. Aus den Akten gehen hierzu zwei mögliche Erklärungen hervor. Zum einen sprach Lagerleiter Dörr in seinem Schreiben an die Belegschaft zuerst vom BvD als tragendem Verein, und dann erst von dem sonst führenden GSF.⁵¹ Zum anderen richtete der BvD selbst ein Schreiben an die Lagerleitung, in dem der Verband sehr selbstbewusst anfragte, ob er im Zeitraum zwischen 16. und 18. Juni im Rahmen eines Verbandstages eine Feierstunde am Morgen des 17. Juni abhalten dürfte.⁵² Als selbstbewusst ist dieses Schreiben unter dem Gesichtspunkt zu verstehen, dass der BvD quasi im Alleingang diese Gedenkstunde anfragte und diese Anfrage auf das bereits erfolgte Einverständnis eines Ministerialrats Sippel stützte. Ebenfalls forderte der BvD selbst die Lagerbelegschaft samt Leitung zur Teilnahme an dieser Veranstaltung auf.⁵³ Ein solches Vorgehen war im bisherigen Verlauf der Veranstaltungen zum 17. Juni im Notaufnahmelaager noch nicht bekannt. Der in den 1960er Jahren bis dahin bei den Veranstaltungen federführende *Gesamtverband der Sowjetzonenflüchtlinge* schien also von der Planung des offiziellen Teils der Veranstaltung komplett ausgeschlossen worden zu sein. Lediglich in einem Schreiben der Lagerleitung an die Bewohner des Lagers wurde von einer der Feierstunde anschließenden, vom GSF organisierten Filmvorführung gesprochen.⁵⁴ Auch in den vorliegenden Zeitungsberichten zu den Feierlichkeiten des 17. Juni 1972 erhärtet sich der Verdacht, dass der BvD die Federführung bei den Gedenkveranstaltungen übernommen hatte, da ausschließlich vom BvD und dessen Rednern berichtet wurde. Das *Kuratorium Unteilbares Deutschland* und der GSF wurden lediglich als Nebenakteure beschrieben, die ähnlich wie CDU und SPD Kränze am Gedenkstein niederlegten.⁵⁵

51 Vgl. Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Schreiben der Lagerleitung an die Belegschaft, 09.06.1972.

52 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Brief des BvD an die Lagerleitung, 06.06.1972.

53 Ebd.

54 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Schreiben an die Lagerbewohner, 12.06.1972.

55 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Artikel der Gießener Allgemeinen Zeitung und des Gießener Anzeigers zum 17. Juni 1972.

Das Jahr 1973 markierte sicherlich einen zentralen Punkt an das Gedenken zum 17. Juni, da es sich nun bereits zum 20. Mal jährte. Als aktiver Akteur im Bezug auf die Gestaltung der Feierlichkeiten im Notaufnahmelaager trat in diesem Jahr das *Kuratorium Unteilbares Deutschland* beziehungsweise dessen Landesverband Hessen auf. In einem Anschreiben wird ersichtlich, dass man sich seitens des Landeskuratoriums der Besonderheit der 20. Jährung der Vorkommnisse am 17. Juni deutlich bewusst war. So lautete der offizielle Titel der diesjährigen Veranstaltung: „Der 17. Juni 1953 – 20 Jahre danach“.⁵⁶ Anhand einer Einladungsbroschüre, die wohl aufgrund der Besonderheit des 17. Juni 1973 sehr umfassend ausgefallen war, wird außerdem bestätigt, dass es sich bei dem Landeskuratorium Unteilbares Deutschland um einen hochkarätig besetzten Verein handelte. Die Einladung wurde in Namen des Vorsitzenden des Landeskuratoriums Georg Buch versandt, der zu dieser Zeit ebenfalls Präsident des hessischen Landtages war.⁵⁷ Die Feierlichkeiten begrenzten sich allerdings auf eine Kranzniederlegung am Morgen des 17. Juni und sahen keine Großveranstaltungen, wie noch aus den 1960er Jahren bekannt, vor.⁵⁸ Dies ist anhand des 20. Jahrestages der Vorkommnisse bemerkenswert und spricht für einen Paradigmenwechsel des Gedenkens, auf den im Folgenden noch eingegangen werden wird. Der jüngst in den Hintergrund getretene GSF war auch an den diesjährigen Feierlichkeiten zum 17. Juni beteiligt, aber erneut in untergeordneter Position. Aus einer eigenen Broschüre zu diesem Jahr geht hervor, dass der Gesamtverband an der offiziellen Kranzniederlegung und der Feierstunde beteiligt war, aber dass er erneut keinen Redner stellte.⁵⁹ Außerdem war in diesem Jahr ein weiterer Akteur des Gedenkens an den Feierlichkeiten beteiligt. Es handelte sich hierbei um die *Gießener Vereinigung der Opfer des Stalinismus e.V.*⁶⁰ Aus einem Zeitungsartikel geht hervor, was diese Vereinigung durch ihr Engagement bezwecken wollte. Sie setzte sich neben dem Gedenken an die Toten des Aufstandes in der DDR auch explizit für den Erhalt und die Bedeutung des Tages der deutschen Einheit als nationalen Feiertag ein.⁶¹

Hier klingt eine wichtige Entwicklung an. Schon gegen Ende der 1960er Jahre stand der Tag der deutschen Einheit im Bundestag aus verschiedenen Gründen zur Disposition. Zum einen sollte er als Feiertag deutlich aufgewertet werden, zum anderen gab es Ansätze, ihn als gesetzlichen Feiertag komplett

56 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Brief der Lagerleitung an die Belegschaft, 12.06.1973.

57 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Einladungsbroschüre des Landeskuratoriums Unteilbares Deutschland zum 17. Juni 1973.

58 Ebd.

59 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Broschüre des Gesamtverbandes der Sowjetzonenflüchtlinge zum 17. Juni 1973.

60 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Artikel des Gießener Anzeigers zum 17. Juni vom 18.06.1973.

61 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Artikel des Gießener Anzeigers zum 17. Juni vom 18.06.1973.

abzuschaffen.⁶² Die deutsche Frage und der Feiertag wurden bundespolitisch also mehr und mehr zu einem Konfliktfeld. Gerade die sozial-liberale Koalition, die ab 1969 regierte, setzte sich verstärkt für eine Änderung oder Abschaffung des Feiertages ein, wohingegen Teile von CDU und CSU an dem Charakter eines gesetzlichen Feiertages zum Gedenken an den 17. Juni festhalten wollten.⁶³ Das Erinnern an den 17. Juni passte scheinbar nicht mehr in politische Konzepte. Edgar Wolfrum spricht in seinem Aufsatz *Geschichtspolitik und deutsche Frage* sogar vom Feiertag als Waffe, die der Annäherungspolitik und dem Frieden in Europa gefährlich werden könnte.⁶⁴ Die Form des Gedenkens erhielt also eine gewisse Brisanz und geriet deswegen in die Diskussion. Ob dieses Spannungsfeld jedoch auch das Auftreten neuer Akteure des Gedenkens in Gießen begünstigte, bleibt eine offene Frage. Die Tendenz des Auftretens neuer, mit den Feierlichkeiten in Verbindung zu bringenden Interessensverbänden bestätigte sich jedenfalls auch 1974, als der *Bundesverband Mitteldeutscher Flüchtlinge e.V.*⁶⁵ (BMD) in einem Mitteilungsblatt auf Gedenkveranstaltungen zum 17. Juni im Notaufnahmелager Gießen aufmerksam machte. Interessant für die Feierlichkeiten in diesem Jahr war eine aus dem Mitteilungsblatt zu entnehmende Änderung des Gesamt Ablaufs. Der BMD legte Wert darauf, dass die Feierstunde im Notaufnahmелager bereits am Morgen des 16. Juni abgehalten wurde, was dem eigentlichen Feiertag am Folgetag einen besonderen Charakter geben sollte. So heißt es in diesem Mitteilungsblatt:

„Der 17. Juni muss ein stiller Tag werden. Öffentliche Veranstaltungen und Tanzveranstaltungen sollten unterbleiben. Deutsche sollten an diesem Tage nicht dem Ausland das beschämende Beispiel von Staatsbürgern geben, die nicht zur eigenen Sache stehen. In diesem Sinne werden wir Flüchtlinge aus Mitteldeutschland den Tag der deutschen Einheit begehen.“⁶⁶

Dem Zitat entsprechend sollte der 17. Juni selbst also nicht mehr als Plattform für das öffentliche Gedenken genutzt werden und die Feierlichkeiten sollten demütiger und bescheidener ausfallen. Der BMD verzichtete somit auf öffentliche Großveranstaltungen und beschränkte sich auf die Kranzniederlegung im Lager, die mit Redebeiträgen von verschiedenen Verbandsfunktionären umrahmt wurde. Bemerkenswerterweise stellte die *Gießener Allgemeine Zeitung* in

62 Krämer, Martin: Der Volksaufstand vom 17. Juni 1953 und sein politisches Echo in der Bundesrepublik Deutschland, Bochum 1996, S. 212 ff.

63 Krämer, Martin: Der Volksaufstand vom 17. Juni 1953 und sein politisches Echo in der Bundesrepublik Deutschland, Bochum 1996, S. 212 ff.

64 Wolfrum, Edgar: Geschichtspolitik und die deutsche Frage. Der 17. Juni im nationalen Gedächtnis der Bundesrepublik (1953-89), in: *Geschichte und Gesellschaft* 24/3, Göttingen 1998, S. 408.

65 Wie bereits einleitend in dieser Arbeit erwähnt, stellte der Bundesverband Mitteldeutscher Flüchtlinge (BMD) die Nachfolgeorganisation des Gesamtverbandes der Sowjetzonenflüchtlinge dar.

66 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmелager. Mitteilungsblatt des Bundesverbandes Mitteldeutscher Flüchtlinge e.V. Juni/Juli/August 1974.

einem Artikel vom 18. Juni 1974 fest, das in diesem Jahr trotzdem mehr Menschen an den Feierlichkeiten im Lager teilgenommen hatten als in den Vorjahren.⁶⁷ Anhand des „20. Jubiläums“ im Vorjahr war dies sicherlich außergewöhnlich und kann unter Umständen auch als Erfolg für den BMD und die neue zurückhaltende Linie des Gedenkens gewertet werden. Genauere Belege für diese Annahme fehlen allerdings. Dazu war die Veranstaltung in diesem Jahr zeitlich gesehen auch die bisher kürzeste und verzichtete auf Zusatzveranstaltungen wie beispielsweise Filmvorführungen.⁶⁸ Dies schien dem schlichten, auf das reine Gedenken bezogenem Kurs des BMD zu entsprechen, denn er trat, wie bereits erwähnt, als alleiniger Initiator der Feierlichkeiten auf und hatte somit freie Hand bei der Programmgestaltung. Lediglich das *Kuratorium unteilbares Deutschland* wurde im *Gießener Anzeiger* noch im Rahmen der Kranzniederlegung erwähnt.⁶⁹ Für die Lagerleitung war der Passus zu den Feierlichkeiten wie gewohnt gleich. Seitens des Lagerleiters Heinz Dörr ergingen die üblichen Einladungs- beziehungsweise Aufforderungsschreiben zur Teilnahme an der Veranstaltung an die Bewohner und die Belegschaft des Lagers.⁷⁰ An diesem schon häufig formulierten Schreiben fällt in diesem Jahr auf, dass zwar die Belegschaft des Lagers wieder zur Teilnahme an den Veranstaltungen aufgefordert wurde, die Lagerbewohner jedoch lediglich herzlich eingeladen wurden.⁷¹

Das Bemerkenswerte hierbei stellt die Änderung der Anrede selbst dar, die von der bisherigen Staatsbürgerlichen Pflicht zu einer eher unverbindlichen Einladung zurückgestuft wurde. Ein nicht auf die Akten zu stützender Erklärungsansatz hierfür könnte die geringe Auslastung des Notaufnahmelagers in den gesamten 1970er Jahren sein.⁷² Diese Tendenz ist auch bei den Feierlichkeiten 1976 erkennbar, da auch hier nur eine allgemeine Einladung an die Lagerbewohner ausgesprochen wurde. Zu den Feierlichkeiten lud erneut der BMD ein, der den Festakt allerdings in diesem Jahr wieder auf den 17. Juni, und nicht wie im Vorjahr auf den 16. Juni terminierte. Belegt werden können die Abläufe dieses Jahres wieder aus den lagerinternen Anschreiben an Belegschaft und Bewohner, die Heinz Dörr wieder relativ kurzfristig am 15. Juni abfasste.⁷³ Die Feierlichkeiten selbst wurden in einem Mitteilungsblatt des BMD näher be-

67 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Artikel der Gießener Allgemeinen Zeitung vom 18.06.1974.

68 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Mitteilungsblatt des Bundesverbandes Mitteldeutscher Flüchtlinge e.V. Juni/Juli/August 1974.

69 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Artikel des Gießener Anzeigers vom 18.06.1974.

70 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Schreiben der Lagerleitung an die Bewohner/Belegschaft vom 10.06.1974.

71 Ebd.

72 Vgl. Dörr, Heinz: Vom Flüchtlingskommissariat zur Zentralen Aufnahmestelle – Rückblick auf 45 Jahre Flüchtlingslager Gießen, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, 81. Band. Gießen 1996, S. 58.

73 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Schreiben der Lagerleitung an die Bewohner/Belegschaft vom 15.06.1976.

schrrieben, in dem es unter anderem erstmals auch Mitteilungen zu den Standpunkten des Vereins zu politischen Veränderungen in der DDR zu lesen gab. Wichtig waren hierbei die aus dem Mitteilungsblatt zu entnehmenden, sehr emotionalen Aufrufe durch das eigene Erscheinen zu den Gedenkfeierlichkeiten im Lager „*Solidarität zu Berlin*“⁷⁴, um den Willen zur Wiedervereinigung zu bekunden. Dieses Mitteilungsblatt forderte die Mitglieder des BMD weiterhin auf, der Veranstaltung geschlossen beizuwohnen und ebenfalls Freunde, Verwandte und Bekannte zu dieser Veranstaltung zu mobilisieren. Aufgrund der Tatsache, dass der Bundesverband dieses Mitteilungsblatt nicht öffentlich publiziert hat, ist davon auszugehen, dass die Teilnehmer der Veranstaltung tatsächlich aus Mitgliedern des Bundesverbandes und deren Angehörigen, der Lagerleitung und der Lagerbewohner, Vertretern der Lokalpolitik und Abgesandten der Presse bestanden hatten.⁷⁵ Auch die für dieses Jahr dokumentierten Abläufe, mit Reden von Verbandsfunktionären und der obligaten Kranzniederlegung sprechen für ein routiniertes Begängnis des 17. Juni, in dem sich für das Notaufnahmelager Gießen bezüglich der Feierkultur nur wenig veränderte. Das Folgejahr 1977 gestaltete sich in den Feierlichkeiten zum 17. Juni ebenfalls weitgehend identisch zu den Vorjahren. Die einzigen Änderungen können in der Nennung des *Kuratorium unteilbares Deutschland* und der *Vereinigung der Opfer des Stalinismus* als Mitveranstalter gesehen werden.⁷⁶ Der sonstige modus operandi blieb aber unverändert, was abermals anhand des obligatorischen Mitteilungsblatts und weiterer lagerinterner Schreiben ersichtlich wird.⁷⁷

Gedenkveranstaltungen zum Tag der deutschen Einheit in den 1980er Jahren

Die nächsten Aufzeichnungen in den Beständen des Gießener Stadtarchivs zu den Feierlichkeiten des 17. Juni gehen auf das Jahr 1980 zurück, in dem es anhand zweier Zeitungsartikel möglich ist, die Gedenkveranstaltungen zum 17. Juni im Notaufnahmelager zu rekonstruieren. Aus einem Artikel der *Gießener Allgemeinen Zeitung* vom 18. Juni 1980 geht hervor, dass der Kreisverbandsvorsitzende des BMD, Heinz Ducho, und mehrere Vertreter der politischen Parteien aus Hessen an einer Feierstunde mit Kranzniederlegung teilgenommen haben.⁷⁸ Besonderer Wert in der Berichterstattung wurde erneut auf die von den

74 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Mitteilungsblatt des Bundesverbandes Mitteldeutscher Flüchtlinge e.V. Mai/Juni 1976.

75 Ebd.

76 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Internes Schreiben des Leiters des Bundesnotaufnahmeverfahrens Gießen, 10.06.1977.

77 Vgl. Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Mitteilungsblatt des Bundesverbandes Mitteldeutscher Flüchtlinge e.V. Mai/Juni 1977. Und: Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager. Schreiben der Lagerleitung an die Bewohner/Belegschaft vom 07.06.1977.

78 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Artikel aus der Gießener Allgemeinen Zeitung vom 18.06.1980.

Veranstaltern gewünschte Schlichtheit des Festaktes gelegt, die auch in den zugehörigen Fotografien des Artikels ersichtlich ist und als typisch für die bisherigen vom BMD initiierten Feierlichkeiten gelten kann.⁷⁹ Neu in diesem Jahr war eine Folgeveranstaltung der Gießener CDU im Bürgerhaus Wieseck, für die ebenfalls im erwähnten Zeitungsartikel geworben wurde.⁸⁰ Wie bereits in den Jahren 1976/77, waren die Feierlichkeiten auch 1980/81 weitgehend identisch abgelaufen. Wie gewohnt gab es 1981 eine schlichte Feierstunde mit Kranzniederlegung, die von Vertretern der Parteien und dem Kreisverbandsvorsitzenden des BMD, Heinz Ducho, durchgeführt wurde.⁸¹

Geringfügige Änderungen zu den Vorjahren ergaben sich 1982. Neben den in diesem Jahr wieder aufgesetzten Schreiben an Lagerbelegschaft und Bewohner, erging auch ein besonderes Einladungsschreiben des BMD an die Lagerleitung.⁸² Dieses Schreiben enthielt neben der formellen Einladung zu den Feierlichkeiten 1982 auch die Bemerkung, dass am 17. Juni 1983 eine Großveranstaltung zum 30. Jahrestag geplant sei. Diese sollte im Notaufnahmелager begangen werden, und es wurde seitens des BMD um Mitwirkung bei der Suche nach prominenten Rednern gebeten, um die sich bereits in Planung befindende Veranstaltung zu unterstützen.⁸³ Interessant ist, dass erstmalig seit Mitte der 1960er Jahre wieder von einer Großveranstaltung anstatt eines schlichten Gedenkens gesprochen wurde. Die Akten des Stadtarchivs belegen hierbei auch den breiteren Rahmen der Veranstaltung, da es, wie bereits erwähnt, schon im Vorfeld umfassende Briefwechsel zwischen Lager und teilnehmenden Gruppierungen gegeben hatte. Erstmals kündigte sich beispielsweise auch die hessische CDU mit einem formellen Schreiben zur Kranzniederlegung im Lager an.⁸⁴ Aus diesem Schreiben geht ebenfalls ein Novum für die Feierlichkeiten zum 30. Jahrestag des 17. Juni hervor. Es wird davon gesprochen, eine Flammenschale aufzustellen, die eine „*Flamme der Freiheit*“⁸⁵ symbolisieren sollte.⁸⁶ Allein an der bedeutungsschweren Wortwahl ist an dieser Stelle bereits zu erkennen, dass dieser 30. Jahrestag der Feierlichkeiten etwas Besonderes bezüglich der Gesamtheit der Feierlichkeiten zum 17. Juni darstellte.

79 Ebd.

80 Ebd.

81 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmелager. Artikel aus der Gießener Allgemeinen Zeitung vom 20.06.1981.

82 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmелager. Schreiben der Lagerleitung an die Bewohner/Belegschaft vom 16.06.1982.

83 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmелager. Brief des Bundesverbands Mitteldeutscher Flüchtlinge an die Lagerleitung, 11.06.1982.

84 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmелager. Schreiben des CDU Stadtverbandsvorsitzenden an die Lagerleitung vom 10.06.1983.

85 Vgl. Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmелager. Artikel der Gießener Allgemeinen und des Gießener Anzeigers vom 18.06.1983.

86 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmелager. Schreiben des CDU Stadtverbandsvorsitzenden an die Lagerleitung vom 10.06.1983.

Diese „Renaissance“ der großen Gedenkveranstaltungen konnte auch auf Bundesebene beobachtet werden. Die christlich-liberale Koalition Kohl/Genscher wollte den verblassten Feiertag wieder mit nationaler Identität aufladen.⁸⁷ Hierzu ergingen dementsprechende Instruktionen an verschiedene politische Stellen.⁸⁸ Diese Entwicklung wird auch dadurch erkennbar, dass die oben erwähnte Flamme der Freiheit nicht etwa von den Vertriebenen- oder Flüchtlingsverbänden gestiftet wurde, sondern von der hessischen Landes- CDU. Insofern kann an dieser Stelle erneut festgehalten werden, dass die Politik zunehmend Einfluss auf die „*Restauration*“⁸⁹ der Feierlichkeiten zum 17. Juni nahm. Es muss auch davon ausgegangen werden, dass wieder verstärkt für die Gedenkveranstaltungen geworben wurde, da eine erhöhte öffentliche Aufmerksamkeit festgestellt werden kann. So berichtete die *Gießener Allgemeine Zeitung* in ihrem Artikel vom 18.06.1983 von 600 Bürgern aus ganz Hessen, die an der Veranstaltung teilnahmen.⁹⁰ Ebenso werden in allen vorliegenden Zeitungsartikeln die Politiker als Teilnehmer der Veranstaltung an erster Stelle genannt, und somit noch vor dem eigentlichen Ausrichter der Veranstaltung, dem BMD.⁹¹ Als Akteur des Gedenkens schien der BMD an diesem 30. Jahrestag des 17. Juni eher im Hintergrund zu fungieren, was sich jedoch nicht auf die Gesamtorganisation der Feierlichkeiten auswirkte. Obgleich des gewünschten Charakters einer Großveranstaltung fand der gesamte Ablauf der Veranstaltung ausschließlich am Morgen des 17. Juni statt, und nicht, wie bei den Großveranstaltungen der frühen 1960er Jahre, über zwei Tage. Musikalische Umrahmungen, die vom Landespolizeiorchester Wiesbaden und dem Gesangverein Heiterkeit Gießen beigetragen wurden und Redebeiträge, wie beispielsweise der des hessischen Ministerpräsidenten Börner, wechselten einander ab und gipfelten schließlich erstmalig wieder im Absingen der Nationalhymne.⁹² Die Wiedereinführung der Nationalhymne bestätigt ebenfalls die Wiederaufladung des Feiertages mit nationaler Identität.

Eine weitere Neuerung in diesem Jahr war ein vom BMD publiziertes Papier mit dem Titel „*30 Jahre 17. Juni 1953*“⁹³, in dem der Verband auf den Charakter des 17. Juni als Gedenktag und nicht als „*Feiertag zum Ausschlafen*“⁹⁴ aufmerksam machte. Weiterhin hieß es in diesem Schriftstück, dass es die Pflicht eines jeden

87 Hierzu: Wolfrum, Edgar: Geschichtspolitik und die deutsche Frage. Der 17. Juni im nationalen Gedächtnis der Bundesrepublik (1953-89), in: *Geschichte und Gesellschaft* 24/3, Göttingen 1998.

88 Ebd.

89 Ebd. S. 411.

90 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Artikel aus der *Gießener Allgemeinen Zeitung* vom 18.06.1983.

91 Ebd.

92 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Programmblatt des Bundes der Mitteldeutschen: 30 Jahre 17. Juni 1953.

93 Vgl. Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Papier des Bundes der Mitteldeutschen mit dem Titel: 30 Jahre 17. Juni 1953.

94 Ebd.

Deutschen sei, aktiv für die Einheit Deutschlands und die Freiheit der Deutschen in der DDR einzutreten.⁹⁵ Diese doch sehr deutlichen Aussagen des BMD müssen in starkem Gegensatz zur Gedenkrede des hessischen Ministerpräsidenten Holger Börner (SPD) gesehen werden, der in einem Artikel des *Gießener Anzeigers* mit moderateren Worten zitiert wurde. So heißt es im Artikel frei nach Börner, dass eine Lösung der deutsch/deutschen Frage nicht in absehbarer Zeit möglich sei. Weiterführend wird berichtet, dass die einzige Möglichkeit zur Lösung dieser Frage eine friedliche und auf Ausgleich ausgelegte Politik sei.⁹⁶ Verstärkt wurde diese Tendenz noch durch weitere Worte Börners, in denen er den BMD aufgrund seiner Arbeit zwar lobte, aber auch darauf aufmerksam machte, dass diese Arbeit mit Blick auf die Zukunft geschehen solle, und nicht mit unkritischem Blick auf die Vergangenheit.⁹⁷ Diese Bewertung kann sicherlich auch als Vorwurf an den BMD gewertet werden, wurde aber in ihrem Nachhall nicht weiter in den Akten aufgeführt. Hier deutet sich ein inhaltlicher Konflikt in Bezug auf das Gedenken auf lokaler Ebene an. Was also bereits auf Bundesebene festgestellt werden konnte, trat nun erstmals auch in Gießen auf. Die Annahme eines Konfliktes zwischen Politikern und Interessensgruppen kann auch durch die Berichterstattung der *Gießener Allgemeinen Zeitung* gestützt werden, die Börner so zitiert, dass nach seiner Meinung der Tag der deutschen Einheit ein Tag des Friedens und nicht der Ressentiments sei.⁹⁸ Ohne Zweifel waren diese Äußerungen des hessischen Ministerpräsidenten erneut Indizien für eine potentielle Streitbarkeit der Form des Gedenkens verschiedener an den Feierlichkeiten teilnehmender Gruppen.

Nach dem 30. Jahrestag des 17. Juni kehrte 1984 wieder bekannte Routine in die Feierkultur zum *Tag der deutschen Einheit* im Notaufnahmelaager Gießen ein. Routine soll in diesem Zusammenhang bedeuten, dass in der Tradition der 1970er Jahre wieder eine schlichte Gedenkstunde abgehalten wurde.⁹⁹ Eine Besonderheit war die im Vorjahr gestiftete Flamme der Freiheit, die 1984 von ihren Stiftern entzündet wurde, wie es die lokale Presse jeweils mit Bildbeiträgen berichtete.¹⁰⁰ Ähnliches ist auch für das Jahr 1985 festzuhalten, in dem die Feierlichkeiten zum Jahrestag des 17. Juni wieder sehr schlicht und ohne besondere Vorkommnisse abliefen. Eine dennoch bemerkenswerte Änderung im Vergleich zu den Vorjahren wird allerdings in der lokalen Presse ersichtlich. Der *Gießener*

95 Ebd.

96 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Artikel des *Gießener Anzeigers* vom 18.06.1983.

97 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Artikel des *Gießener Anzeigers* vom 18.06.1983.

98 Vgl. Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager Artikel der *Gießener Allgemeinen Zeitung* vom 18.06.1983.

99 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Brief des Bundesverbands Mitteldeutscher Flüchtlinge an die Lagerleitung, 08.06.1984.

100 Vgl. Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelaager. Artikel der *Gießener Allgemeinen* und des *Gießener Anzeigers* vom 18.06.1984.

Anzeiger personalisierte erstmals eine Gedenkveranstaltung im Lager, da er in seiner Berichterstattung einen erst kürzlich in Gießen angekommenen Flüchtling zu Wort kommen ließ. Dieser Flüchtling wurde mit den Worten zitiert, dass er gar nicht beschreiben könne, inwieweit ihn die Feier zum 17. Juni im Lager bewegt habe.¹⁰¹ Weiterführend heißt es:

„Wenn wir über Westfernsehen oder jetzt hier vor Ort direkt miterleben, dass der 17. Juni in Westdeutschland mit Gedenkfeiern begangen wird, dann gibt uns das moralischen Aufschwung und das Gefühl des Zusammenhaltens.“¹⁰²

Dieser Artikel kann im Vergleich zur generellen Berichterstattung der lokalen Presse auch deswegen als besonders bemerkenswert gelten, da er erstmals die potentiellen Eindrücke und erfahrbare Inhalte der Lebenswelt eines Flüchtlings in die Öffentlichkeit transportierte. Die Interpretation dieser im Artikel anklingenden Aussagen jedoch ist sicherlich im Besonderen interessant, da bei einer solchen Berichterstattung auch nach dem Zweck derselben gefragt werden kann. Die bisher monoton auf die an der Veranstaltung teilnehmende Verbände oder Politiker fokussierte Berichterstattung zum 17. Juni im Notaufnahmelager war stets mit einem neutral narrativen Charakter verknüpft, den diese neue Form der Berichterstattung nun öffnet. Da dieser Artikel in seiner Art als einzigartig gelten kann, ist eine vergleichende, nachhaltige Analyse dieser Form der Berichterstattung nicht möglich. Im Vergleich zu bisher bekannten Zeitungsberichten und auch dem Artikel aus der *Gießener Allgemeinen Zeitung* desselben Jahres, der sich an gewohnte Abläufe in der Berichterstattung hielt¹⁰³, erinnert der lebensweltnahe personalisierte Zugang des *Gießener Anzeigers* doch stark an eine Schrift eines Interessenverbandes wie dem BMD.¹⁰⁴ Möglicherweise diente die Befragung der im Artikel zitierten Flüchtlinge dazu, die Wichtigkeit der Gedenkveranstaltungen in der Bundesrepublik zu betonen, was im konkreten Fall durch die Aussagen ebendieser Flüchtlinge für die lokale Leserschaft gestützt würde. Das Motiv, mit der Aufnahme von DDR-Flüchtlings das Richtige zu tun, könnte im Zuge der anwachsenden Flüchtlingszahlen Mitte der 80er Jahren durchaus wichtig gewesen sein.¹⁰⁵

Abgesehen von dem eben angesprochenen Zeitungsartikel, der mit den eigentlichen Feierlichkeiten zum 17. Juni im Notaufnahmelager zunächst weniger zu tun hatte, blieb die generelle Feierkultur bezüglich des Gedenktages in den mittleren 1980er Jahren eher unauffällig. Diese Unauffälligkeit ist im

101 Vgl. Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Artikel des *Gießener Anzeigers* vom 18.06.1985.

102 Ebd.

103 Vgl. Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Artikel der *Gießener Allgemeinen Zeitung* vom 18.06.1985.

104 Vgl. Texte in den Broschüren des Bundes der Mitteldeutschen oder des Vorläuferverbandes Gesamtverband der Sowjetzonenflüchtlinge aus den Jahren 1964 oder 1973.

105 Dörr, Heinz: Vom Flüchtlingskommissariat zur Zentralen Aufnahmestelle – Rückblick auf 45 Jahre Flüchtlingslager Gießen, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, 81. Band, Gießen 1996.

Sinne einer schlichten Feiervveranstaltung zu verstehen, die sich an die gleichen organisatorischen Abläufe des Festaktes und den damit zusammenhängenden bekannten Formalitäten hielt. So kann auch für das Jahr 1986 konstatiert werden, dass zunächst der BMD mit seinem Stadt- beziehungsweise Kreisverband eine Feier bei der Lagerleitung anmeldete, und diese wiederum Lagerbelegschaft und Bewohner zur Teilnahme aufforderte.¹⁰⁶ Das lokale Presseecho verhalte in diesem Jahr unauffällig und beschrieb lediglich die Vorgänge der Feierlichkeiten. An die spezielle Form der Berichterstattung des Vorjahres wurde nicht mehr angeknüpft, auch wenn es eine Tendenz zur Einbeziehung der Flüchtlinge zu geben schien. So wird aus einem Bericht der *Gießener Allgemeinen Zeitung* vom 18. Juni 1986 ersichtlich, dass wieder ein Flüchtling in die Feierlichkeiten miteinbezogen wurde. Es wird im Artikel von einem „Lagerinsassen“ gesprochen, der einen Blumenstrauß niederlegte und aufgrund seiner „Freilassung“ Worte des Dankes an die Bundesrepublik richtete.¹⁰⁷ Auf einen Ausschnitt dieser Dankesworte wurde aber in der Berichterstattung verzichtet. An dieser Stelle kann man erneut auf die Wortwahl des Autors eingehen, der mit den Aussagen Insasse und Freilassung erneut sehr dramatisch berichtete. Leider fehlen auch hier weitere Belege für nachhaltige Interpretationsansätze. Einziger Zugang sind wieder die hohen Flüchtlingszahlen zu dieser Zeit und eine damit einhergehende mögliche Belastung für die Gießener Bevölkerung. Ansonsten beschränkte sich dieser Bericht weitgehend auf den üblichen modus operandi der Feierlichkeiten, also auf Kranzniederlegungen seitens der Verbände und Lokalpolitik, gepaart mit Redebeiträgen zur deutschen Einheit.¹⁰⁸

Im Folgejahr liegen leider nur wenige Nachweise zu den Feierlichkeiten am 17. Juni vor, dennoch lassen sich aufgrund der bisherigen Gedenktradition und vereinzelt Dokumenten die Abläufe zu diesem Tag der deutschen Einheit rekonstruieren. So kann es als gesichert gelten, dass die Feierlichkeiten wieder vom BMD organisiert wurden, und dass der gewohnte Briefwechsel zwischen BMD und Lagerleiter Dörr stattgefunden hat.¹⁰⁹ Ebenfalls kann aus einem Programm für die Veranstaltung am 17. Juni 1987 der genaue Ablauf der Feierlichkeiten wiedergegeben werden. Am Morgen des Gedenktages richtete der Vorsitzende des Bundes der Mitteldeutschen, Helmut Paetzold, demnach Grußworte an die Anwesenden und wurde von Professor Dr. Herbert Hömig, einem

106 Im Jahr 1986 liegt kein offizielles Schreiben des Bundes der Mitteldeutschen an die Lagerleitung vor, es kann aber stark von einem solchen Anschreiben ausgegangen werden, da in den Briefen an die Belegschaft/Bewohner des Lagers eine Bezugnahme auf den BMD ersichtlich wird. Vgl. Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Schreiben der Lagerleitung an die Bewohner/Belegschaft vom 12.06.1986.

107 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Artikel der *Gießener Allgemeinen Zeitung* vom 18.06.1986.

108 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Artikel der *Gießener Allgemeinen Zeitung* vom 18.06.1986.

109 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Schreiben der Lagerleitung an die Bewohner/Belegschaft vom Juni 1987.

Mitglied des Präsidiums des BMD, als Redner abgelöst.¹¹⁰ Nach diesem ersten Teil erfolgte die Kranzniederlegung am Gedenkstein, die mit dem Absingen des Deutschlandlieds abgeschlossen wurde.¹¹¹ Es muss sich 1987 um eine größere Feier gehandelt haben, was zwar einerseits aufgrund der nicht vorhandenen Presseberichte schwierig nachzuvollziehen scheint, sich aber in einem Schreiben andeutet. In diesem Schreiben des BMD - Vorsitzenden Paetzold an Lagerleiter Dörr wurde auf eine zusätzliche musikalische Umrahmung durch einen Gesangsverein hingewiesen und es wurde weiterhin darauf aufmerksam gemacht, dass der Westdeutsche Rundfunk mit einem Aufnahmeteam anwesend sein würde.¹¹² Diese mediale Aufmerksamkeit kann jedoch auch durch die enorme Auslastung des Lagers in diesem Jahr erklärt werden und muss nicht per se mit den Gedenkfeierlichkeiten in Verbindung gebracht werden.¹¹³

Das Jahr 1988 hingegen ist besser analysierbar. Auch hier ergingen wie gewöhnlich vor den Feierlichkeiten die üblichen Einladungen des BMD, der im übrigen seit 1980 als alleiniger Akteur in der Umsetzung der Gedenkveranstaltungen in der Aufnahmestelle Gießen gelten konnte, da keine weiteren Nennungen von an den Feierlichkeiten beteiligten Interessensgruppen mehr vorliegen.¹¹⁴ Daraufhin verfasste Heinz Dörr erneut die üblichen Einladungen an die Bewohner und die Belegschaft des Lagers.¹¹⁵ Auch die lokale Presse berichtete wieder über die jährlichen Feierlichkeiten zum 17. Juni, wobei in diesem Jahr besonders auffällig war, dass wieder der Gedenktag selbst im Fokus der beteiligten Redner stand. So erwähnte Kurt Fiedler, Präsidiumsmitglied des BMD, dass der 17. Juni ein „*Gedenktag in Moll*“¹¹⁶ sei, der nicht mit den so oft positiven Assoziationen eines Feiertages zu verwechseln sei, und dass alles getan werden müsse, um den 17. Juni als Gedenktag zu erhalten. Diese Aussage kann wieder als Gegensatz zu den Positionen einiger lokaler Politiker verstanden werden.¹¹⁷ Auch die Berichterstattungen im *Gießener Anzeiger* und der *Gießener Allgemeinen Zeitung* zum 17. Juni 1989 legen nahe, dass es zum Konflikt zwischen einzelnen Politikern und dem

110 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Programmblatt zum 17. Juni 1987.

111 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Programmblatt zum 17. Juni 1987.

112 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Schreiben des BMD-Vorsitzenden an Lagerleiter Dörr vom 09.06.1987.

113 Dörr, Heinz: Vom Flüchtlingskommissariat zur Zentralen Aufnahmestelle – Rückblick auf 45 Jahre Flüchtlingslager Gießen, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, 81. Band, Gießen 1996.

114 Die letzte Nennung anderer tragender Vereine der Gedenkveranstaltung findet sich 1976/77.

115 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Schreiben der Lagerleitung an die Bewohner/Belegschaft vom 07.06.1988.

116 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Artikel der Gießener Allgemeinen Zeitung vom 18.06.1988.

117 Etwa: Der Rede Börners.

BMD gekommen war.¹¹⁸ Dieser Bruch entstand durch die bereits erwähnten Unterschiede im Ablauf und der Gestaltung der jeweiligen Feierkultur von BMD und Politik. Lokale Politiker um den damaligen Staatssekretär Volker Bouffier befürchteten eine Veränderung des Ablaufes der Feierlichkeiten im undemokratischen Sinne, da der BMD - Vorsitzende Paetzold Mitglied der Republikaner geworden war.¹¹⁹

Es war also nicht zuletzt durch diesen in der Presse thematisierten Eklat im Rahmen der Gedenkveranstaltung zu erkennen, dass die Spanne zwischen BMD und Politik ständig weiter wuchs. Der Gießener Oberbürgermeister Mutz formulierte zudem wohl auch als Kontrapunkt zu dieser Debatte die neuen Werte Freiheit, Menschenwürde und Demokratie für den 17. Juni als Gedenktag.¹²⁰ Mit einem solchen Gedenken zeigte sich der in die Kritik geratene Paetzold nicht einverstanden und teilte in der *Gießener Allgemeinen Zeitung* seine Empörung über das Begängnis der Feierlichkeiten seitens der Parteien mit. Da es außer den beiden Zeitungsartikeln für 1989 keine weiteren Quellen zum Ablauf der Feier gibt, kann über die genaue Zusammensetzung der Redebeiträge oder die Entwicklung des eben skizzierten Konflikts keine Aussage gemacht werden. Es kann jedoch nicht zuletzt aufgrund der Empörung Paetzolds davon ausgegangen werden, dass die Feierlichkeiten nicht im Sinne des BMD abgelaufen waren. Es wird zwar erwähnt, dass Vertreter des Bundes der Mitteldeutschen an den Feierlichkeiten teilnahmen, die Initiative lag in diesem letzten Jahr aber erstmals ganz klar bei den Politikern der großen Parteien.¹²¹

Abschließende Bemerkungen

Im Bezug auf die Fragestellung dieser Arbeit lässt sich festhalten, dass die Feierkultur zum Tag der deutschen Einheit im Notaufnahmelager Gießen in jedem Fall einem Wandel unterzogen war. Wie die Analyse der einzelnen Jahrestage der Feierlichkeiten gezeigt hat, wirkte sich dieser Wandel im Besonderen auf die Art der Gedenkfeierlichkeiten und vor allem auf deren Umfang aus. Die Art des Gedenkens meint an dieser Stelle die generelle Inszenierung der Feierlichkeiten. Hierzu lässt sich vor allem eine Spanne zwischen ausgeprägt inszenierten Großveranstaltungen und schlichteren Gedenkfeiern feststellen. Es fällt besonders auf, dass die oft zweitägigen Großveranstaltungen der frühen 1960er Jahre tendenziell weiter in der Geschichte zurückliegen, als die eher schlichten Gedenkveranstaltungen der 1970er und 1980er Jahre. Diese Tatsache stützt den Verdacht, dass es sich bei der Veränderung der Ausprägung der Feierlichkeiten zum 17. Juni auch um einen generellen Wandel der Feierkultur bundesweit handelte.

118 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Artikel der Gießener Allgemeinen Zeitung vom 19.06.1989.

119 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Artikel des Gießener Anzeigers vom 19.06.1989.

120 Ebd.

121 Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager. Artikel des Gießener Anzeigers vom 19.06.1989.

Wie eingangs erwähnt, wurde das Gedenken in der unmittelbaren Folgezeit des Volksaufstandes stark emotionalisiert und möglicherweise auch dramatisch inszeniert. Diese Dramatisierung des noch jungen Volksaufstandes kann dazu geführt haben, dass von westdeutscher Seite der Drang nach „Einheit in Freiheit“ jährlich am Tag der deutschen Einheit ausgelebt wurde. Die an den Feierlichkeiten beteiligten Interessensgruppen haben in dieser frühen Phase des Gedenkens sicherlich auch eine wichtigere Rolle gespielt als unmittelbar vor der Wiedervereinigung, was nicht zuletzt die Vielzahl dieser Gruppen in den 1960er Jahren und die wechselnden Trägerschaften der Feierlichkeiten gezeigt haben.

Die zentrale Frage zu dem aufkommenden Paradigmenwechsel des Gedenkens in den 1970er Jahren ist die Frage nach dem Grund für den Wandel von den Großveranstaltungen zu den eher schlichten Formen des Gedenkens. Eine mögliche Antwort auf diese Frage ist der generelle Bedeutungsverlust des Tages der deutschen Einheit im Laufe der Zeit und die Mobilisierungsproblematik in der Bevölkerung. Auch die eher geringe Auslastung des Lagers könnte zur Verblassung der Wichtigkeit des Gedenktages im Lager beigetragen haben. Gründe für diesen Geltungsverlust kommen auch in den analysierten Akten klar zum Tragen, als die angesprochene Tendenz zur Abschaffung des Tages der deutschen Einheit beziehungsweise dessen Umwandlung in einen anderen Feiertag thematisiert wurde. Ein anderer Erklärungsansatz hierfür ist die ebenfalls in dieser Arbeit besprochene politische Funktion von Gedenktagen. Wie herausgearbeitet wurde, stellen Gedenktage und deren Umsetzung politische Rituale dar, die politische Systeme eines Landes legitimieren. Diesem Gedanken folgend, war der Tag der deutschen Einheit wichtig für die politische Agenda der Bundesrepublik nach dem 17. Juni 1953, die in dieser Zeit nachweislich in der deutschen Frage auf eine schnelle Wiedervereinigung erpicht war. Die eher zurückhaltende Feierkultur der 1970er Jahre und die latente Tendenz zur Abschaffung des Tages der deutschen Einheit könnten demzufolge eine Konsequenz aus der auf Annäherung ausgelegten Ostpolitik der sozial-liberalen Koalition sein.¹²² Dementsprechend kann das angesprochene Wiedererstarren der ritualisierten Feierkultur in den 1980er Jahren auf einen erneuten politischen Machtwechsel hindeuten, der ja, wie in dieser Arbeit skizziert, auch stattgefunden hatte. Dadurch wird bestätigt, dass der Gedenktag zumindest auf Bundesebene immer für politische Zwecke der jeweiligen Regierungen instrumentalisiert wurde. Der Wolfrumsche Begriff der „politischen Waffe“ kann als systematisch für diesen Umstand gelten.

Um den Wandel der Feierkultur zum Tag der deutschen Einheit aber konkret im Fall des Notaufnahmelandes Gießen zu beleuchten, bietet sich ein genauerer Blick auf die an den jeweiligen Feierlichkeiten beteiligten Interessensverbände an. Wie bereits erwähnt, gab es bei den stärker ausgeprägten Feierlichkeiten der frühen 1960er Jahre eine Vielzahl von Interessensgruppen, die die Großveranstaltungen

122 Vgl. Deutsch/Deutsche Beziehungen, in: Pötzsch, Horst: Deutsche Geschichte von 1945 bis zur Gegenwart. Die Entwicklung der beiden deutschen Staaten und das vereinte Deutschland, München 2009, S. 194-198.

staltungen organisierten. In dieser frühen Phase der Gedenkveranstaltungen könnte aufgrund der oft wechselnden Trägerschaften der Feierlichkeiten ein gewisser Konkurrenzkampf dieser Organisationen gedeutet werden. Dieser Konkurrenzkampf war nicht zuletzt ein Kampf um Geltung der verschiedenen Gruppierungen. Gruppenintern ist dieser Geltungsdrang zwar weniger nachweisbar, in den 1980er Jahren mit der Einmischung der Kommunalpolitik jedoch umso deutlicher. Mit dem Wandel der Feierlichkeiten zu den schlichten Gedenkveranstaltungen kann allerdings beobachtet werden, dass sich die Vielzahl der organisierenden Verbände auf eine kleine Gruppe reduzierte, die weiterhin auch an der Durchführung von schlichteren Veranstaltungen interessiert war. Also kann man mit dem Abflachen des öffentlichen Interesses an den Gedenkveranstaltungen auch ein geringeres Interesse von verschiedenen die Feier ausrichtenden Gruppen konstatieren. Ein daraus folgender Frageansatz „Wer initiiert, wer profitiert?“¹²³ kann also wie folgt beantwortet werden. Zunächst war die Grundintention der Interessensgruppen zum Tag der deutschen Einheit identisch. Alle die Feierlichkeiten ausrichtenden Gruppierungen wollten zum einen an den Volksaufstand des 17. Juni in Mitteldeutschland und Ost-Berlin erinnern, und zum anderen als Instanz zur Erinnerung an die deutsche Einheit auftreten. Gerade Interessensgruppen wie der *Gesamtverband der Sowjetzonenflüchtlinge* oder dessen Folgeorganisation, der *Bund der Mitteldeutschen*, erreichten hierbei oft erstaunliche Resultate. So erreichte der Gesamtverband der Sowjetzonenflüchtlinge beispielsweise die Einrichtung des Berliner Platzes in Gießen.¹²³ Durch aktives Gedenken an die Vorkommnisse des 17. Juni wollten eben diese Interessensgruppen den Tag der deutschen Einheit präsent in den Köpfen der Bevölkerung halten. Der Profit, den diese Gruppen aus ihrer Arbeit zogen, reduziert sich hierbei allerdings nicht nur auf den allgemeinen Wunsch der öffentlichen Anerkennung, sondern vielmehr nach der öffentlichen Manifestierung eigener Ideale. Dies muss als Antrieb dieser Gruppen für ihre Arbeit gesehen werden. Dennoch wird aus der Analyse gerade in den späteren Jahren der Gedenkfeiern klar, dass die Anstrengungen der Verbände parallel zu dem Abklingen des öffentlichen Interesses am Gedenktag wieder ansteigen, ja oft auch radikaler werden. Der Kampf um das nachhaltige Gedenken zum 17. Juni wird somit auch ein Kampf um die eigene Existenz. Es wird also eine enge Verbindung zwischen der Bedeutung des Gedenktages und der Bedeutung der Interessensgruppen sichtbar. Wie aus den Analysen der einzelnen Jahrestage weiterhin hervorgeht, gaben diese Anstrengungen den Interessensgruppen dann oft auch einen streitbaren Charakter. Die öffentlich ausgetragenen Konflikte mit Politikern oder auch Anschuldigungen der Verbände an die Bevölkerung mögen zwar den Ruf dieser Organisationen geschädigt haben, aber dennoch waren sie kein Grund für die Verbände, ihre Interessen aufzugeben. Abschließend kann man sagen, dass das Notaufnahmelager selbst immer nur ein passiver Akteur des Gedenkens an den 17. Juni war, die Interessenverbände hingegen immer einen aktiven Teil des

123 Zeitungsarchiv der Universitätsbibliothek Gießen: Gießener Freie Presse Nr. 139: Artikel der Gießener Freien Presse vom 18/19.06.1956.

Gedenkens dargestellt haben. Trotzdem musste sich der aktive Teil dieses Gedenkens dem Wandel in der Gedenktradition zum 17. Juni unterwerfen.

Literaturangaben:

Baring, Arnulf: Der 17. Juni 1953, Köln 1965.

Beer, Mathias (Hrsg.): Zur Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen im deutschen Südwesten nach 1945. Ergebnisse des Kolloquiums vom 11. bis 12. November 1993, Sigmaringen 1994.

Dörr, Heinz: Vom Flüchtlingskommissariat zur Zentralen Aufnahmestelle – Rückblick auf 45 Jahre Flüchtlingslager Gießen, in: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins, 81. Band, Gießen 1996.

Finke, Klaus (Hrsg.): Erinnerung an einen Aufstand: Der 17. Juni in der DDR, Oldenburg 2003.

Krämer, Martin: Der Volksaufstand vom 17. Juni 1953 und sein politisches Echo in der Bundesrepublik Deutschland, Bochum 1996.

Kreuz, Leo: Das Kuratorium unteilbares Deutschland. Aufbau, Programmatik, Wirkung, Opladen 1980.

Löhneysen, Ylva von: Der Gedenktag 17. Juni in der Bundesrepublikanischen Öffentlichkeit unter besonderer Berücksichtigung der Reden im Deutschen Bundestag, Kassel, Univ. Magisterarbeit, 2000.

Pötzsch, Horst: Deutsche Geschichte von 1945 bis zur Gegenwart. Die Entwicklung der beiden deutschen Staaten und das vereinte Deutschland, München 2009.

Satjukow, Silke: Bahnhofstraßen. Geschichte und Bedeutung, Weimar 2002.

Schiller, Dietmar: Die inszenierte Erinnerung. Politische Gedenktage im öffentlich-rechtlichen Fernsehen der Bundesrepublik Deutschland zwischen Medienereignis und Skandal, Frankfurt am Main, 1993.

Schwelling, Birgit: Heimkehr – Erinnerung – Integration. Der Verband der Heimkehrer, die ehemaligen Kriegsgefangenen und die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft, Paderborn 2010.

Wolfrum, Edgar: Geschichtspolitik und die deutsche Frage. Der 17. Juni im nationalen Gedächtnis der Bundesrepublik (1953-89), in: Geschichte und Gesellschaft 24/3. Göttingen 1998.

Quellen:

Stadtarchiv Gießen, 7/3 0001, Akte zum Notaufnahmelager.

Stadtarchiv Gießen, 7/3 0002, Akte zum Notaufnahmelager.

Zeitungsbibliothek der Universitätsbibliothek Gießen: Gießener Freie Presse Nr. 139: Artikel der Gießener Freien Presse vom 18/19. Juni 1956.

Zeitungsbibliothek der Universitätsbibliothek Gießen: gr.2° Ztg.1

Der Freundeskreis Alter Friedhof Gießen

DAGMAR KLEIN

Der letzte Punkt auf der Wunschliste des Freundeskreis' Alter Friedhof ist in Erfüllung gegangen: Nach 16 Jahren unermüdlichen Einsatzes ist es nun möglich – unter besonderen Bedingungen – eine Grabpatenschaft für den Alten Friedhof an der Licher Straße zu erwerben. Das Kulturdenkmal, einst außerhalb der befestigten Stadt Gießen am Fuß des Nahrungsbergs angelegt und im Laufe der Jahrhunderte auf das heutige Ausmaß von knapp 8,4 ha angewachsen, bot Anfang der 1990er Jahre in den Augen der Bürger und Bürgerinnen einen vernachlässigten Anblick. Eine Initiative zur Erhaltung und Pflege dieses Kulturdenkmals gründete sich.

Den entscheidenden Impuls gab Dietgard Wosimsky, die ihr Wohnhaus auf dem höchsten Punkt des Nahrungsbergs hat und von daher immer ganz nah am Geschehen war (und ist). Sie kontaktierte den OHG-Ehrenvorsitzenden Prof. Erwin Knauß im Sommer 1995 und machte den Vorschlag in Zusammenarbeit mit dem OHG einen Freundeskreis Alter Friedhof zu gründen. Auf der Vorstandssitzung am 2. November 1995 trug sie ihr Anliegen überzeugend vor und es kam zur Einrichtung einer solchen Arbeitsgruppe im Oberhessischen Geschichtsverein.

Bereits am 8. November 1995 berichtete die Gießener Allgemeine Zeitung (GAZ) über diese Allianz. Dafür hatte die Redaktion den amtierenden Baudezernenten Ekkehard Dammann zum Kritikpunkt der mangelnden Pflege befragt. Dieser wies jegliche Kritik von sich und auf die hohen Summen hin, die die Stadt für Grünpflege, Denkmalschutz und Mauersanierung in den Jahren zuvor ausgegeben hatte.

Bürgerversammlung

Am 26. Februar 1996 fand eine Bürgerversammlung zum Thema Alter Friedhof im voll besetzten Gemeindesaal am Lutherberg statt. Auf dem Podium saßen vom OHG-Vorstand: Dr. Eva-Marie Felschow (Leiterin des Universitätsarchivs) und Dr. Thomas Martin (Historiker an der Universität Gießen), die Kunsthistorikerin Dr. Eva Broschek, die im Auftrag der Stadt Gießen Gutachten über die Gießener Friedhöfe erstellt hatte,¹ Dr. Wolfgang Schultka (Wissenschaftlicher Leiter des Botanischen Gartens) und Stadtbaudezernent Dammann. Die Diskussionsleitung übernahm der Medizinhistoriker Prof. Dr. Jost Benedum († 2003).

1 Kunsthistorisch Bemerkenswertes, das dabei zutage trat, publizierte Broschek in den MOHG Bd. 80 (1995): Spuren der Berliner Bildhauerschule in Gießen, S. 41-134, und: Weitere drei Grabsteine um 1700 vom Alten Friedhof in Gießen, S. 135-146; MOHG Bd. 81 (1996): Matthias Wenzel. Ein Beitrag zur mittelhessischen Bildhauerkunst im 17. Jahrhundert.

Es wurde eine sehr kontroverse Diskussion, bei der immerhin als Ergebnis eine „Wunschliste“ notiert wurde. Dietgard Wosimsky hat diese bis heute aufgehoben (s. Abb. 1).

- Hauptamtlicher Gärtner
- Restaurierung der Tore
- Lageplan der Grabstätten und Hinweisschilder
- Patenschaften
- Sicherheit (z.B. Aufsicht durch Rentner)
- Regelmäßige Kontakte des Freundeskreises mit der Stadt

Für den Freundeskreis galt von Anfang an, dass „nicht in Konfrontation mit der Stadt, sondern in unterstützender Zusammenarbeit“ konkrete Arbeiten „angeregt, vorbereitet oder ausgeführt“ werden sollten (Gießener Anzeiger/GA 28.2.1996).

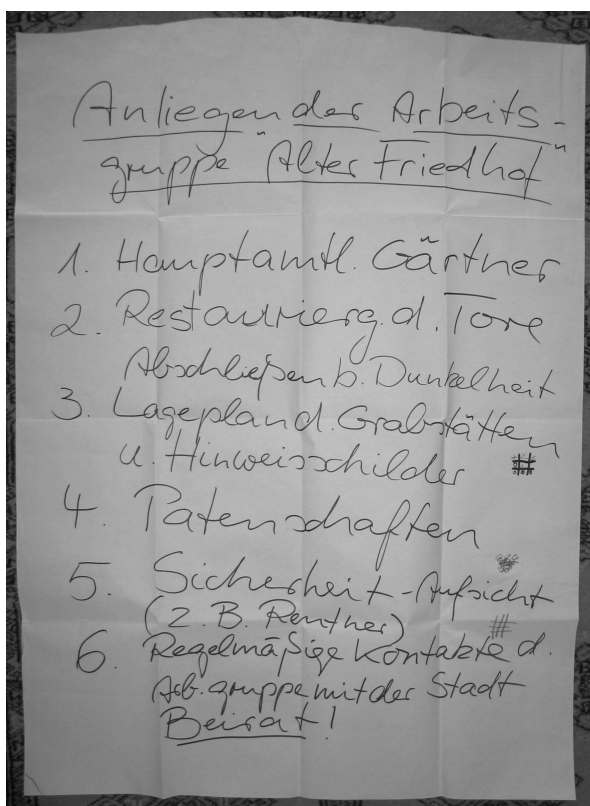


Abb. 1: Die Wunschliste, die am 26.02.1996 bei der Bürgerversammlung im Gemeindesaal am Lutherberg von Dr. Eva Felschow notiert wurde.
(bei Dietgard Wosimsky)

Dazu trugen auch die Vorträge zum Alten Friedhof bei, die der OHG-Vorstand im Rahmen seiner Wintervortragsreihen anbot, gehalten von Dr. Eva Broschek (GA u. GAZ 1.3.1996) und von Dagmar Klein (GA u. GAZ 23.11.2001).

Erste Erfolge und bleibende Streitpunkte

Anfangs war die Skepsis auf Seiten der Stadt groß, so manche Aktivität stieß auf Ablehnung, manchmal auch aufgrund persönlicher Dissonanzen. Die Zusammenarbeit zwischen Stadt und Freundeskreis entwickelte sich aber insgesamt positiv. Der Zustand des Alten Friedhofs veränderte sich sukzessive.

Schon bei der OHG-Mitgliederversammlung im Mai 1997 konnte Dr. Martin von ersten Erfolgen berichten. Die GAZ titelte am 6. Mai: „Bemühungen um Alten Friedhof tragen Früchte“. Und tatsächlich war als erste Maßnahme wieder ein Gärtner bestimmt worden, der für den Alten Friedhof zuständig war.

Bis heute sorgt dies für den positiven Gesamteindruck, auch wenn es immer wieder unterschiedliche Auffassungen in Sachen Natur gibt: Die einen empören sich über das Fällen jedes Baumes, auch wenn die Standsicherheit laut Experten gefährdet ist, die anderen wollen einen blattlosen Baumkrüppel entfernt sehen, der wiederum nach Expertenansicht Fledermäusen und Insekten einen Heimstatt bietet.

Auch gab/gibt es unterschiedliche Meinungen, etwa zu der Frage, ob Hunde auf dem Friedhof erlaubt sein sollten. Diese Diskussion erreichte 2003, nach einem Verbot für Hunde unter Stadtbaudezernent Thomas Rausch und Gartenamtsleiter Jürgen Friedel, einen emotionalen Höhepunkt. Seit dem Frühjahr 2004 gilt die Regelung: Der Alte Friedhof wird in diesem Punkt wie ein Park behandelt, d.h. Hunde dürfen angeleint ausgeführt werden. Einige Mitglieder des Freundeskreises hatten immer für eine solche Regelung plädiert, weil die regelmäßigen Spaziergänger mit Hund in ihren Augen ein wichtiger Faktor der sozialen Kontrolle sind, mithin auch das Sicherheitsgefühl für Besucher stärken.

Sitzbänke – Nistkästen – Grabmalsanierung

Es gibt drei Hauptaktivitäten des Freundeskreises, die über die Jahre die Arbeit bestimmten: Sitzbänke für Besucher, Nistkästen für Vögel und die Instandhaltung von Grabsteinen, wobei letzteres die personell und inhaltlich wohl aufwendigste Initiative ist.

Im Einzelnen:

- seit 10 Jahren werden mit tatkräftiger Unterstützung der Stadt fest installierte Sitzbänke auf dem Alten Friedhof aufgestellt, wofür Service-Clubs und Privatpersonen als Spender gewonnen wurden/werden (GAZ 9.5.2001, GA 15.11.2001). Derzeit sind es 20 (Jahresende 2012). Mittlerweile erfolgte schon die erste Restaurierung der Bänke durch die Jugendwerkstatt.
- Dietmar Wosimsky kümmert sich mit Unterstützung von Karl Reich um die Nistkästen, d.h. sie werden gekauft oder selbst gebaut, jedes Frühjahr gereinigt und über das Jahr immer wieder kontrolliert. Mittlerweile ist deren Gesamtzahl auf 86 angewachsen.

- Im Laufe der Zeit wurde klar, dass der städtische Denkmalschutz Unterstützung benötigt bei den vielen kostspieligen Restaurierungen. Daher kümmert sich der Freundeskreis seit 2005 um die vielen, kleinen Maßnahmen: Aufträge werden an Fachleute vergeben um Grabsteine wieder aufzurichten und zu befestigen, um Schriften wieder lesbar zu machen.



Abb. 2: Bei einem gemeinsamen Rundgang wird jeweils im Frühjahr besprochen, wie mit notwendigen Sanierungsarbeiten verfahren wird. Hier beraten Joachim Rauch (stehend) und Dr. Cornelius (Foto Dagmar Klein, 2012)

Die Vorgehensweise wird in jedem Frühjahr bei einem gemeinsamen Rundgang aller Experten geklärt. Eingeladen werden: Denkmalpfleger Joachim Rauch, Gartenamtsleiter Thomas Röhmel, Dietmar Gick von der Friedhofsverwaltung, Friedhofsführerin Dagmar Klein (auch Mitglied im OHG-Vorstand) und Steinmetz Hans-Ulrich Ehrhardt.



Abb. 3: Dietgard Wosimsky bespricht mit den Steinmetzen Hans-Ulrich Ehrhardt und Sohn Daniel notwendige Maßnahmen. (Foto Dagmar Klein, 2012)

Die Kerngruppe – bestehend aus Dr. Brigitte Cornelius, Petra Hamann und Dietgard Wosimsky – bittet im Jahresbrief vor Weihnachten um Spenden für diese Maßnahmen. Seit 2010 wird eine Liste der jeweils sanierten Gräber beigefügt, damit Interessierte sich vor Ort eigenständig umsehen können. Insgesamt wurden für die Grabsteinsanierungen in den Jahren 2005 bis 2011 knapp 23.000 € gesammelt und zweckgebunden ausgegeben. Was aus heutiger Sicht ein schöner und unerwarteter Erfolg ist.

Info-Flyer und Info-Tafeln

Der Freundeskreis sammelte gleich zu Beginn Spendengelder für sein erstes Projekt: Hinweistafeln „aus Bronze gegossen“, damit sich Besucher auf dem Alten Friedhof orientieren können. Der einhellige Wunsch war, dass es zu Beginn des Stadtjubiläums im Frühjahr 1997 fertig gestellt sein sollte (GA 2.10.1997), doch dauerte es bis Oktober. Stadtrat Dammann präsentierte die auf Pappen aufgezogenen Folien im Beisein von Dr. Felschow (GA 4.10.1997).

Im April 2001 erfolgte im Beisein des Freundeskreises, SHG-Leiterin Barbara Kallweit und Pfarrer Henning Wobbe die Präsentation des ersten Informations-

Flyers durch Bürgermeisterin Karin Hagemann. Erarbeitet hatten diesen die Stadt- und Friedhofsführerinnen Dagmar Klein und Jutta Failing (GAZ 6.4.2001).

Die Hinweistafeln blättern allmählich ab, eine Erneuerung wurde notwendig. Hierbei arbeiteten Gartenamt und Freundeskreis jetzt eng zusammen, die Auswahl der genannten Personen und das Auffinden von Grabstätten auf dem Plan wurden überarbeitet. Im April 2008 konnten die großen Tafeln aus Glas, die dem Stadtinformationssystem „Gießen Historisch“ von Tourist-Information und Kulturamt angegliedert sind, der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Sie befinden sich an fünf Stellen: den vier Eingangsportalen und dem Gärtnerhaus oberhalb der Kapelle. Zuständig war nun Dezernentin Gerda Weigel-Greulich, die gemeinsam mit Freundeskreis-Vertreterinnen, Gartenamtsleiter Thomas Röhmel, Friedhofssachbearbeiter Ludwig Wiemer und Denkmalschützer Joachim Rauch die Tafeln vorstellte (GA u. GAZ 10.4.2008).



*Abb. 4: Die neue Orientierungstafel aus Glas wird im April 2008 vorgestellt, auf dem Foto (v.l.): Joachim Rauch, Thomas Röhmel, Ludwig Wiemer, Dr. Brigitte Cornelius, Petra Hamann, Dagmar Klein, Gerda Weigel-Greulich.
(Foto Dagmar Klein, 2008)*

Im Jahr darauf wurde der dazu gehörige Flyer vorgestellt (GA u. GAZ 22.8.2009), der seitdem im Gartenamt, bei Führungen in der Friedhofskapelle, in Außenklappen am Gärtnerhaus und in der Tourist-Information erhältlich ist.

Reinigung der jüdischen Grabsteine

Eine Maßnahme, die vor allem körperlichen Einsatz forderte, war die Reinigung der Grabsteine auf den beiden jüdischen Teilen in den Jahren 2010 und 2012 (GA u. GAZ 4.6.2010). Die Friedhofsmitarbeiter/innen stellten den Wasserwagen bereit und eine kleine Gruppe rückte in Gummistiefeln, mit Eimern und Bürsten an.

Hintergrund: Die Hebraistin Rebecca Sebbagh (Wettenberg/Universität Frankfurt) hatte angeboten, die Inschriften systematisch zu transkribieren und zu übersetzen. Eine fotografisch unterstützte Dokumentation soll künftig auf der Homepage des Oberhessischen Geschichtsvereins erscheinen. Zwar werden diese Grabsteine seit Jahren mit den Geldern des Landes Hessen und in Absprache mit dem Landesverband der jüdischen Gemeinden in Hessen (Prof. Dr. K. Werner, Frankfurt) restauriert, doch ist auch hier der allmähliche Verfall, vor allem das Verwittern der Inschriften und Symbole, nicht gänzlich aufzuhalten. Die Dokumentation trägt dazu bei, diesen Teil der Gießener Geschichte im Gedächtnis zu bewahren.



*Abb. 5: Mit Wasser und Bürste werden die jüdischen Grabsteine gereinigt. Dabei helfen (v.l.): Dagmar Klein, Rebecka Sebbagh, Susanne Gerschauer, Brigitte Cornelius.
(Foto Sebastian Skopko, 2010)*

Patenschaften

Der letzte übrig gebliebene Wunsch der Bürgerversammlung von 1996 waren Grabpatenschaften, um die Stadt bei ihren denkmalpflegerischen Aufgaben zu unterstützen. Und zwar Patenschaften, die mit einem Nutzungsrecht verbunden

sind. 1992 war diese Möglichkeit nämlich beendet worden, Bestattungen sollten künftig nicht mehr möglich sein. Nutzungsrechte an Familiengrabstätten können seitdem nicht mehr erneuert werden.²

In diesem Zusammenhang gab die Stadt ein umfangreiches Gutachten zum Parkpfliegewerk in Auftrag (GAZ 8.10.1998, GAZ 2.12.1999). Im Falle einer Umsetzung hätte dies zwar eine öffentliche Zuschussfinanzierung gebracht, aber auch die klare Regelung, dass keine Bestattungen an diesem Ort mehr stattfinden dürfen. Dies war nicht allen Betroffenen klar und führte bei Todesfällen immer wieder zu Unmut.

Die Mitglieder des Freundeskreises warben unermüdlich für Grabpatenschaften als eine Form des unterstützenden Denkmalschutzes. Dies geschah in zahllosen Gesprächen, aber auch mit der Organisation von Exkursionen: ins Museum für Sepulkralkultur in Kassel (2005) und zu Friedhöfen, auf denen Patenschaften damals schon möglich waren: zwei historische Friedhöfe in Marburg (2006), der Frankfurter Hauptfriedhof (2007) und der Alte Friedhof in Bad Arolsen (2010).



Abb. 6: Die OHG-Exkursion im Juli 2010 zum Alten Friedhof in Bad Arolsen. Es berichtet Edith Hüttig (re.), die Initiatorin des dortigen Freundeskreises. (Foto Dagmar Klein, 2010)

Jeder Friedhof hat eine andere Geschichte und Struktur, entsprechend unterschiedlich sind die Regelungen für Patenschaften, was sich gut online recherchieren lässt. Die meisten Friedhöfe, auf denen Patenschaften eingerichtet wurden, sind durchgängig belegte, also aktuelle Bestattungspplätze, die unter großem wirt-

2 Friedhofsordnung der Universitätsstadt Gießen, Vierte Satzung zur Änderung 7.9.2001, Art. 14 § 32 (2).

schaftlichen Druck stehen. Auch hat sich städtische Denkmalpflege, etwa in Frankfurt, jahrzehntelang nicht um die historischen Grabmäler gekümmert. Es herrscht dort also ein riesiger Nachholbedarf, den die Städte allein nicht bewältigen können. Im Unterschied dazu werden auf dem Alten Friedhof in Gießen schon seit 1978 die Grabsteine sukzessive saniert, beginnend unter Denkmalpfleger Bernhard Bachmann (GAZ 19.4, 20.4. und 30.10.1985).



*Abb. 7: So sehen auf dem Alten Friedhof in Bad Arolsen die neuen Grabstellen der Paten aus.
(Foto Dagmar Klein, 2010)*

Die Gießener Situation ist am ehesten mit der in Bad Arolsen vergleichbar: Dort war der Friedhof still gelegt, teilweise überbaut und liegen gelassen worden. Er verwahrloste und wurde ein gemiedener Ort. Ein Freundeskreis setzte sich dafür ein, den Friedhof zu reaktivieren, um ihn als sozialen Ort wieder in die Stadtgemeinschaft zu integrieren. Gemeinsam mit der Stadt begann man damit, sich denkmalpflegerisch um die alten Grabsteine zu kümmern.³

Für die Patenschaften wählte man folgendes Verfahren: Die Interessenten zahlen eine bestimmte Summe auf ein Treuhandkonto, die Entscheidung über die zu sanierenden Objekte treffen Denkmalpflege und Freundeskreis gemeinsam. Da der Preis anfangs sehr niedrig angesetzt war, wurden die Verantwortlichen von den vielen Nachfragen überrascht. Das Verfahren wurde modifiziert, denn es sollte keinesfalls um möglichst billige Grablege gehen, wie die Initiatorin und Friedhofsführerin Edith Hüttig beim Besuch der OHG-Gruppe erzählte (s. Abb. 6). Der Bad Arolsener Freundeskreis erhielt für sein Engagement 2008 den Denkmalschutzpreis des dortigen Landkreises.⁴

Das Verfahren des Einzahlens auf ein Treuhandkonto unterbreiteten die Gießener Freundeskreis-Vertreterinnen dann in einer internen Gesprächsrunde, zu der die neue Oberbürgermeisterin Dietlind Grabe-Bolz am 31. August 2010 einberufen hatte. Der Vorschlag fand offene Ohren und positive Resonanz. Es dauerte einige Monate, bis die Friedhofssatzung entsprechend modifiziert, das Rechtsamt alle Fragen geklärt hatte und die Stadtverordnetenversammlung Anfang Dezember 2011 über die Vorlage beschließen konnte.

Nun ist es letztlich eine Patenschaft für den Alten Friedhof geworden, zum Erhalt des gesamten Kulturdenkmals, auch wenn das Ende Juni 2012 erschienene Informationsblatt den Titel „Patenschaftsgräber Alter Friedhof“ trägt. Der Flyer ist in gedruckter Form erhältlich im Stadtbüro und steht als Download auf der städtischen Homepage zur Verfügung (auch unter www.ohg-giessen.de). Zufällig kam in den Tagen der Flyer-Publikation auch die erste Patenschaft zustande.

Weiterhin Spenden nötig

Zum Abschluss weist der Freundeskreis Alter Friedhof Gießen darauf hin, dass auch weiterhin Spenden gesammelt werden. Denn neben den kostenintensiven Maßnahmen – etwa die anstehende Sanierung des Sinoldschen Totenhauses –, werden immer auch die kleineren Sanierungen notwendig bleiben (Konto: 200 603 990, bei Sparkasse Gießen 513 500 25).

3 Heiko Schimmelpfeng: Ein Bilderbuch in Stein gehauen. Der Alte Friedhof in Bad Arolsen wurde vor sechs Jahren reaktiviert, in: Denkmalpflege und Kulturgeschichte, Heft 1-2011, S. 33-37.

4 Gerold Epler: Der Freundeskreis des Alten Arolser Friedhofs e.V. - Mit bürgerschaftlichem Engagement zum Erfolg, in: Friedhof und Denkmal, Zeitschrift für Sepulkralkultur, Heft 3-2012, S. 15-19; dort Berichte zu weiteren Friedhofsfreundeskreisen.



Abb. 8: Überschriften von Zeitungsartikeln zum Alten Friedhof durch die Jahrzehnte.
(Montage: Harald Schätzlein)

II. MISZELLEN

Augenblicke für die Ewigkeit - Gießen im Sommer 1890. Fotografien von Charles Francis Himes (1838-1918)

LUDWIG BRAKE

Als das Stadtarchiv Gießen im Jahr 2009 von Hans Hankel aus Frankfurt die Information über „sensationelle“ Fotografien aus dem alten Gießen erhielt, waren wir zunächst skeptisch, weil wir annahmen, schon alle Fotografien zu Alt-Gießen zu kennen. Wie überrascht waren wir dann, als wir diesen Fund näher in Augenschein nahmen.

Es waren tatsächlich bisher vollkommen unbekannte Fotos aus dem Gießen der 90er Jahre des 19. Jahrhunderts. Sie zeigen Momentaufnahmen aus dem Gießener Alltagsleben in einer Lebendigkeit und Qualität, die alles, was bisher bekannt war, daneben verblassen lässt und tatsächlich für Gießen eine Sensation darstellt.



Abb. 1: Marktplatz, Schulkinder und Marktgeschehen, Blick in die Marktstraße.

Neben der Freude über das Auftauchen der Fotografien bestand die größte Überraschung in der Herkunft der Bilder: Sie kommen aus den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Archive und Sondersammlungen des Dickinson Colleges in Carlisle im Staate Pennsylvania beherbergen unter anderem auch den Nachlass des Naturwissenschaftlers Charles Francis Himes, der zahlreiche Fotografien enthält. Einige davon - die in Gießen entstanden sind - wurden hier erstmals in Europa präsentiert.



Abb. 2: Durchgang vom Lindenplatz zum Kirchenplatz.

Charles Francis Himes wurde am 2. Juni 1838 in Lancaster County, Pennsylvania geboren, studierte von 1853 bis 1855 am Dickinson College und arbeitete danach zunächst als Pädagoge. 1860 wurde er zum Professor an der Troy University, New York, ernannt. Bereits nach drei Jahren entschloss er sich zu einer Reise über den großen Teich und immatrikulierte sich am 30.4.1864 für das Studium der Chemie an der Universität Gießen. Er hat hier vermutlich zwei Semester studiert (bis zum Wintersemester 1864/65) - wie sich durch Einträge in den Personenstandsverzeichnissen der Universität Gießen nachvollziehen lässt.

Nach seiner Rückkehr aus Europa erhielt er eine Professur für Naturwissenschaften am Dickinson College, die er drei Jahrzehnte innehatte. Ab 1901 übernahm er die Präsidentschaft der „Pennsylvania German Society“, in der er sich seit 1897 engagiert hatte. Charles Francis Himes starb am 6. Dezember 1918 im Alter von 80 Jahren in Baltimore. Zeit seines Lebens war er ein begeisterter

Weltenbummler, den es schon früh in die Ferne hinaus zog. Zu seinen Zielen zählte unter anderem Europa, wohin ihn zahlreiche ausgedehnte Reisen in den Jahren von 1872 bis 1911 führten.

1890 knüpfte er an seine Studienzeit in den sechziger Jahren an und besuchte auf einer Europareise, zusammen mit seiner Tochter Anna Magdalen, auch Gießen. Während seiner Studienzeit war er hier mit dem Professor der Chemie Heinrich Will bekannt geworden.

Aus dieser Zeit und aus dieser Bekanntschaft hat sich wohl zur Familie Will eine Beziehung entwickelt, welche die zwei Semester Studienzeit überdauerte und es Himes ermöglichte, an die früheren Zeiten anzuknüpfen und bei dem Besuch in Gießen die Bekanntschaft zu erneuern.

Als sich Charles Francis Himes mit seiner Kamera auf Reisen begab, war er nicht nur ein Hobby-Fotograf wie viele andere. Seit Jahren hatte er mit fotografischen Verfahren experimentiert. Auf allen seinen Reisen begleitete ihn stets seine Kamera. So sind schon auf der Hinreise aber auch auf der Rückreise an Bord der Schiffe eine Reihe von Fotos entstanden.

Für Gießen selbst liegt eine Anzahl von ca. 80 Fotografien vor, welche in der Stadt, auf dem Schiffenberg und auf dem Gleiberg entstanden sind. Diese Fotos gewähren insbesondere für die Stadt Gießen einen Blick auf eine längst vergangene Welt. Die Motive sind für die bisher aus dieser Zeit bekannten Fotos aus Gießen ungewöhnlich und zeichnen sich darüber hinaus durch ihre große Lebendigkeit aus. Es fehlt ihnen völlig die üblicherweise vorherrschende statische Darstellungsweise. Sie sind im Gegenteil auf die Personen bezogen, rücken Alltagsszenen in den Mittelpunkt und haben oft Schnappschuss-Charakter, was ihre Dynamik angeht.

Mit diesen Aufnahmen lebt ein Teil des alten Gießen wieder auf; vor allem aber werden seine Menschen in aller Lebendigkeit sichtbar. Himes, der sich selbst als Amateur der Fotografie bezeichnete, war in Wirklichkeit eine der führenden Persönlichkeiten auf dem Gebiet der Entwicklung der Fotografie in den Vereinigten Staaten.

Ein Aspekt seines fotografischen Wirkens galt dem Bewahren des Bildmotivs. Für Himes war klar, dass gut aufbewahrte und konservierte Fotos die Vorbilder überdauern konnten - seien es Menschen oder Gebäude. Daher kreisten viele seiner Überlegungen um Versuche, fotografische Abzüge möglichst lange haltbar zu machen.

Auf seinen Reisen versuchte Himes Dinge zu dokumentieren, um sie der Nachwelt für die Zeiten zu erhalten, in denen die Originale, die Vorbilder längst vergangen sein würden. Und genau dies ist mit dem Bilderzyklus der Reise im Sommer 1890 nach Gießen gelungen. Fast alles was Himes fotografierte, ist mittlerweile materiell verschwunden und nur noch in Bildern greifbar.



Abb. 3: Drei Marktfrauen auf dem Marktplatz, Blick Richtung Einmündung Schulstraße.

Und so trifft das zu, was in einem Aufsatz einmal über Himes geschrieben wurde: „Catching a glimpse for forever“. Er versuchte, Augenblicke für die Ewigkeit zu erhalten. Dies ist gelungen, denn all das, was Himes fotografierte, musste entweder schon bis zu den dreißiger Jahren Modernisierungen weichen oder ist in den Bombennächten 1944/45 ein für allemal untergegangen.



Abb. 4: Einfahrt zum Hotel Einborn. Von links: Anne Magdalen Himes, [Hausmädchen des Hotel Einborn], Oberkellner des Hotel Einborn, Herr Simon.

Die Fotos aus dem alten Gießen erlauben somit einen Blick in eine verlorene Welt. Die Aufnahmen des amerikanischen Chemikers auf Besuch in Gießen lassen somit ein einzigartiges Bild der Stadt entstehen, das an Lebendigkeit und Frische bisher unbekannt war.

Eine Auswahl der Aufnahmen wurde in einer Ausstellung im KiZ (Kultur im Zentrum, Gießen, Südanlage 3a) in der Zeit vom 11. Oktober bis 13. Dezember 2012 gezeigt. Durch das Entgegenkommen des Dickinson Colleges ist es möglich gewesen, eine Begleitbroschüre zu drucken, die im Stadtarchiv zum Preis von 4,00 € erworben werden kann.

Jahresbericht aus der Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität Gießen 2011-2012*

MATTHIAS RECKE

Wie jedes Jahr soll an dieser Stelle über aktuelle Ausstellungen, Aktivitäten und Neuzugänge der Antikensammlung der Universität berichtet werden.

1. Ausstellungen und Aktivitäten

Anlässlich des 70. Geburtstages von Professor Dr. Wolfram Martini wurde am 11. November 2011 eine Ausstellung über die antike Stadt Hierapolis-Kastabala eröffnet. Unter dem Titel „Heilige Stadt der Artemis“ waren großformatige, künstlerisch anspruchsvolle Photographien einer eindrucksvollen, bislang aber fast unbekannten Ruinenstätte im kleinasiatischen Kilikien zu sehen, deren Inhalt dem Betrachter durch knappe Kommentare erläutert wurden (Abb. 1).



Abb. 1: Blick in die „Hierapolis-Kastabala“-Ausstellung mit der römischen Transportamphora des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst.

Als ehemaliger Schüler Martinis war auch der Leiter der aktuellen Ausgrabungen vor Ort, Professor Turgut H. Zeyrek von der Universität Gaziantep, bei der Eröffnung anwesend. Die Ausstellung knüpfte mit ihrem Fokus auf Kleinasien nicht nur an einen der Forschungsschwerpunkte Wolfram Martinis an, sondern

* Abbildungsnachweis für alle Bilder: Foto Matthias Recke

würdigte mit dem Veranstaltungsort auch seine Verdienste um die Antikensammlung. Dies kam in den sehr persönlich gehaltenen Grußworten der Bürgermeisterin Gerda Weigel-Greilich und Museumsdirektor Dr. Friedhelm Häring – die beide Martini seit Jahrzehnten eng verbunden sind – zum Ausdruck und wurde auch von Martinis Nachfolgerin Anja Klöckner bei der Eröffnung hervorgehoben: Der gemeinsamen Initiative Martinis und Härings ist es zu verdanken, dass die Gießener Antikensammlung seit 1987 öffentlich im Wallenfels'schen Haus ausgestellt ist – ein Umstand, der sich 2012 zum 25. Mal jährt.



Abb. 2: Karin Wieckhorst vor einem ihrer Werke.

Ab 7. November 2012 ist die Ausstellung „Heimlich in Rom“ zu sehen (Abb. 2). Sie zeigt Bilder der Leipziger Künstlerin Karin Wieckhorst, die – noch zu DDR-Zeiten – die Gelegenheit eines offiziellen Besuchs in der Bundesrepublik nutzte, ohne Wissen (?) des kommunistischen Systems für einige Tage nach Rom zu fahren. In der Stimmung der Umbruchszeit und unter der Vorstellung, möglicherweise niemals mehr eine solche Gelegenheit zu haben, entstanden sehr persönliche Bilder der Stadt zwischen klassischer Antike und pulsierender Moderne. Sie bieten einen ganz individuellen Blick auf die Ewige Stadt und repräsentieren insbesondere vor dem historischen Hintergrund ihrer Entstehung ein Stück Zeitgeschichte. Die Ausstellung wird bis Mitte Februar 2013 in den Räumen der Antikensammlung im Wallenfels'schen Haus zu sehen sein.

Gleich drei Sonderausstellungen der Gießener Antikensammlung außerhalb Gießens gingen Anfang 2012 zu Ende. Die Ausstellung „Bare Kunst – Meisterwerke im Miniaturformat“ im Museum im Spital Grünberg (Abb. 3) und die Ausstellung „Antike Kunst – Die Gießener Antikensammlung zu Gast in den Städtischen Museen Wetzlar“ (Abb. 4) waren beide bis zum 15. Januar 2012 zu sehen und stießen auf große Resonanz. Beide Veranstaltungen wurden durch ein dichtes Rahmenprogramm von Vorträgen und Führungen begleitet. Aufgrund des großen Erfolges soll die Kooperation mit den Museen der beiden Nachbarstädte fortgesetzt werden. Bis zum 19. Februar 2012 war im Stadtmuseum Jena die bereits 2010 für Gießen konzipierte Ausstellung „Herakles Co – Griechische Götter und Helden aus den Antikensammlungen der Universitäten Jena und Gießen“ zu sehen (Abb. 5). Wie in Gießen war die Ausstellung auch in Jena ein Publikumsmagnet insbesondere für Schulklassen.

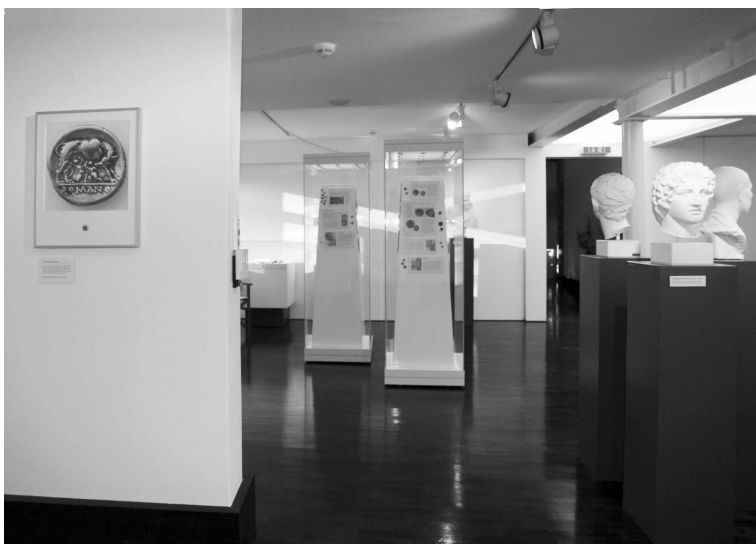


Abb. 3: Mythenbilder, Meilensteine, Meisterwerke: Die Ausstellung „Bare Kunst“ in Grünberg präsentierte Münzen der Antike auf besondere Art.

Durch den Fernsehbeitrag in der Reihe „Herrliches Hessen“ ist das öffentliche Interesse an der Sammlung deutlich gestiegen. Dies hat sich durch die Aktionen zum Internationalen Museumstag (19./20. Mai 2012) nochmals bestärkt. Rund 1750 Personen besuchten das Museum und nahmen an den vielfältigen Aktivitäten auf dem Museumsvorplatz teil. Das waren rasant inszenierte Gladiatoren-Schaukämpfe (Abb. 6), eine römische Modenschau sowie der Aufmarsch der *Legio Prima Germanica* aus Waldgirmes in voller Rüstung. Eine Kinderrallye mit Preisen, die die Sparkasse Gießen gestiftet hatte, erfreute sich großer Beliebtheit.

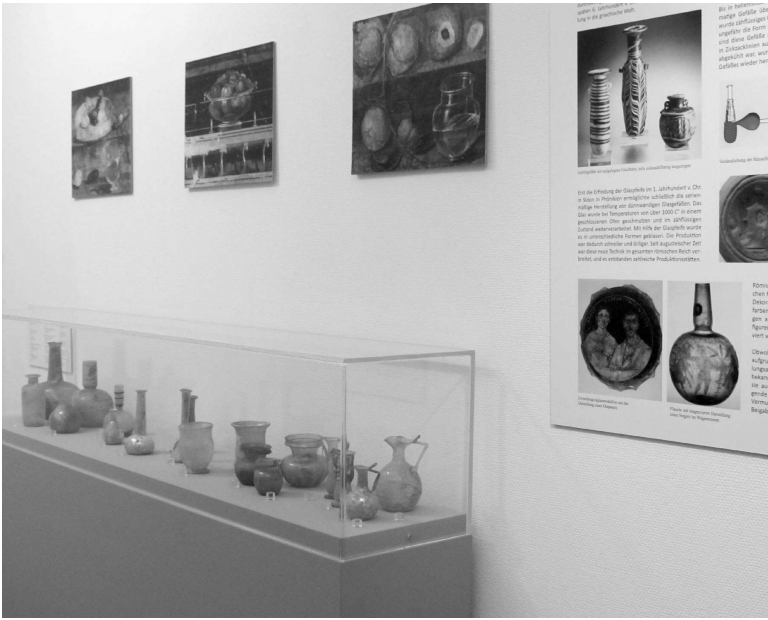


Abb. 4: Eine besondere Abteilung der Ausstellung „Antike Kunst“ in Wetzlar war dem römischen Glas gewidmet.



Abb. 5: Im Zentrum der Aufmerksamkeit: Antike Vasen und Kleinkunst der Gießener Sammlung in Jena.



Abb. 6: Dramatische Gladiatorenschaukämpfe wurden am Internationalen Museumstag 2012 geboten.



Abb. 7: Die „Kulinarische Reise“ kombinierte geistige und leibliche Genüsse in der Antikensammlung.

Wegen der großen Nachfrage gleich zweimal angeboten werden musste die „Kulinarische Reise“, bei der Thomas Krug von der Gießener „Käseglocke“ und Anja Klöckner interessante Einblicke in die Realität antiker Ernährung gaben und durch die Verkostung diverser Käse, Olivenöle und Weine ein wahrhaft geschmackvolles Erlebnis ermöglichten (Abb. 7). Als besonderer Clou konnte bei der abschließenden „Mondscheinführung“ von Mario Baumann und Matthias Recke eine große, originale römische Weinamphore, die der Sammlung vom hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst übereignet worden war, erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt und gleich thematisch in die Führung zum antiken Trinkgelage eingebunden werden (vgl. Abb. 1).

Die Presse hat im Vorfeld und im Nachhinein sehr ausführlich über die Aktivitäten im Rahmen des Internationalen Museumstages berichtet. Insgesamt war das Ganze also ein großer Erfolg und wird im nächsten Jahr eine Fortsetzung finden.

Im Rahmen der Gießener Bilderbuchtage (27.8. -9.9.2012) fand am 2. 9. eine Autorenlesung mit der Kinderbuchautorin und Archäologin Elke Böhr statt, aus ihrem Buch „Herakles. Heldentaten und Abenteuer“. Eine besondere Attraktion waren die farbenprächtigen Original-Illustrationen des Kinderbuchs von Lucia Kästner-Lezzi.

2. Neuerwerbungen und Neuzugänge

Auch in diesem Berichtsjahr konnte die Sammlung durch verschiedene Neuzugänge bereichert werden, von denen die wichtigsten hier kurz vorgestellt werden sollen. Bereits 2010 war der Antikensammlung ein Konvolut römischer Bleireliefs vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst übereignet worden. Drei weitere Reliefs dieser als „Donaureiter“ bekannten Votivgaben befanden sich seitdem als Depositum in Gießen. Während eines dieser Reliefs im Rahmen des Abkommens zum Kulturgüterschutz inzwischen an das bulgarische Historische Nationalmuseum in Sofia gegeben werden konnte, wurden die beiden anderen Reliefs aufgrund der Entscheidung des österreichischen Bundesdenkmalamtes nunmehr endgültig der Gießener Antikensammlung überlassen. Die beiden Reliefs sollen aus der antiken Stadt Flavia Solva (dem heutigen Leibnitz) stammen, einer der wichtigsten römischen Verwaltungsstädte in der Steiermark. Sie zeigen, wie die Gattung generell, durch die Wiedergabe der Großen Göttin, des Sonnengottes Sol, der Mondgöttin Luna sowie diverser Symbole wie Sterne, Stier und Löwe, Schlange und Weinkessel, deutliche Bezüge zu orientalischen Kulturen, sind aber durch lokal geprägte Motive (wie die beiden aus den Dioskuren umgedeuteten Reitern, unterworfenen Feinde, Fische und Leuchter) als donauländische Besonderheiten zu erkennen (Abb. 8).

Weitere Übereignungen seitens des Hessischen Ministeriums für Wissenschaft und Kunst in die Antikensammlung der Universität Gießen fanden Anfang Februar 2012 statt. Dabei gelangten rund 20 Antiken aus Ampurias (Spanien) in die Sammlung, vor allem Bronzen und Bleiobjekte, aber auch zwei großformatige Transportamphoren aus Aquileia (Italien). Eine davon konnte

während des Internationalen Museumstages im Mai 2012 erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt werden (vgl. Abb. 1).



Abb. 8: Neu in Gießen: Römisch-kaiserzeitliches Bleirelief der „Donaureiter“.

Einen sehr gewichtigen Zuwachs erfuhr die Gießener Antikensammlung im Juni 2012 durch zahlreiche Objekte, die zum Vorkriegsbestand der Sammlung gehörten und die in den Wirren der unmittelbaren Nachkriegszeit verschollen waren. Dabei handelt es sich um 55 weitgehend komplette Gefäße, die aus den Ausgrabungen Heinrich Schliemanns in Troja und von zwei altägyptischen Fundplätzen stammen, der prädynastischen Nekropole von Abusir el-Melq und den Schachtgräbern des Mittleren Reichs in Beni Hasan. Da der Zustand, insbesondere der ägyptischen Gefäße, durch Salzbelastung stark gefährdet ist und die alten Ergänzungen durch unsachgemäße Lagerung beschädigt worden sind, wurden die Objekte zur Erstellung eines Kostenvoranschlages einer Restauratorin übergeben. Drei weitere Objekte des Altbestands, die wieder in die Antikensammlung gelangt sind, sind bedeutende Zeugnisse der etruskischen Koroplastik und stammen, wie das hier abgebildete Herz, aus der umfangreichen Sammlung etruskischer Körperteilvotive der alten Sammlung Ludwig Stieda (Abb. 9).



Abb. 9: Rund 60 Jahren lang galten sie als verschollen: Neben rund 50 Vasen aus Schliemanns Troja-Grabung sind diese beiden etruskischen Terrakotten – ein Frauenkopf und ein Körperteil-Votiv in Form eines menschlichen Herzens –wieder aufgetaucht.

3. Gießener Antiken unterwegs

Der wachsende Bekanntheitsgrad der Gießener Antikensammlung führt zu einer verstärkten Anfrage nach Leihgaben, mit denen Sonderausstellungen anderer Museen ergänzt werden. So ist der unteritalisch rotfigurige Skyphos mit Darstellung der Tötung der Gorgo Medusa durch den Helden Perseus ein wichtiges Exponat der Ausstellung „Schädelkult. Kopf und Schädel in der Kulturgeschichte des Menschen“ die erst in den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim und dann im Schleswig-Holsteinischem Landesmuseum Schloss Gottorf gezeigt wurde und derzeit im Westfälischen Landesmuseum Herne (bis 14.4.2013) zu sehen ist. Von Mai bis Dezember 2013 soll die Ausstellung mit der Gießener Vase in der Kunsthalle von Leoben (Österreich) präsentiert werden.

Die römisch-kaiserzeitlichen Votivreliefs der so genannten „Donaureiter“ waren im Römerkastell Saalburg als wesentliche Ergänzung der Ausstellung „Mysterium Mithras“ (27.9.2011-22.1.2012) zu sehen, darunter auch die beiden inzwischen in den Besitz der Sammlung übergegangenen Deposita (vgl. Abb. 8).

Die bereits vor einiger Zeit gestartete Zusammenarbeit mit dem Berliner Pergamonmuseum wurde durch die Leihgabe zweier etruskischer Terrakotten der Gießener Sammlung fortgesetzt. Die beiden Statuetten gehören zu der extrem seltenen Klasse der anatomischen Votive mit geöffneter Leibeshöhle und sind bereits 1913 als Teil der Sammlung Ludwig Stieda nach Gießen gelangt. In der Berliner Ausstellung „Jenseits des Horizonts – Raum und Wissen in den

Kulturen der Alten Welt“ illustrieren sie das bereits im Hellenismus detaillierte medizinische Wissen des Altertums. Ein weiteres Stück dieser Gießener Sammlung befindet sich zurzeit als Leihgabe im Deutschen Medizinhistorischen Museum in Ingolstadt. Hier war 2008 die von Gießen aus kuratierte Ausstellung „Kultische Anatomie – Etruskische Körperteil-Votive“ zu sehen.

4. Sonstiges

Die Antikensammlung der Justus-Liebig-Universität bot im Januar 2012 den Rahmen für eine archäologische Fachtagung des Deutschen Archäologenverbandes zum Thema „Kooperationen im Museumsbereich“. Museumsdirektoren, Kuratoren und andere für öffentliche oder universitäre Antikensammlungen Verantwortliche diskutierten das hoch aktuelle Thema und berichteten über ihre Erfahrungen. Vorträge zum Thema hielten die Leiterin der Antikensammlung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe, Dr. Katarina Horst, Dr. Hans-Peter Müller von der Antikensammlung Leipzig, Dr. Hermann Pflug von der Universität Heidelberg und Dr. H.-Helge Nieswandt, Kustos der Antikensammlung in Münster. Bei einem gemeinsamen Besuch der Sonderausstellung „Antike Kunst“ in Wetzlar (s.o.) konnte das vorbildhafte Gießener Konzept der „Satellitenausstellungen“ vor Ort in Augenschein genommen werden.



Abb. 10: Eine naturwissenschaftliche Untersuchung des CoDArchLab Köln soll die Herkunft von Gefäßen und Fragmenten der Gießener Sammlung klären.

Die Gießener Antikensammlung beteiligt sich an einem Forschungsprojekt von Dr. Martin Langner (CoDArchLab, Universität Köln). Darin sollen durch archäometrische Analysen, die vom Helmholtz-Institut für Strahlen- und Kernphysik in Bonn durchgeführt werden, neue Aussagen zur Herstellung spätrotfiguriger Kelchkratere getroffen werden. Insbesondere die Frage, ob Athen, Attika oder Böotien als Herstellungsort identifiziert werden können, soll mit dieser naturwissenschaftlichen Untersuchung eindeutig geklärt werden (Abb. 10).

Nachlass von Prof. Dr. Hugo Hepding und seiner Familie neu im Universitätsarchiv Gießen

LUTZ TRAUTMANN

Am Ende des Jahres 2011 kam durch die Erben von Bibliotheksdirektor Prof. Dr. phil. Hugo Hepding (1878-1959) viel neuer handschriftlicher Lesestoff in mehreren Umzugskisten in das Universitätsarchiv Gießen. Nach den notwendigen Ordnungs- und Verzeichnungsarbeiten liegen seit Mai 2012 Hunderte von Schriftstücken des 18. bis 20. Jahrhunderts in dem neuen Bestand „Familien-nachlass Hepding“ in einer archivgerechten Ordnung. Man kann sie in einem sogenannten Findbuch nachvollziehen und die einzelne Archivalien darin „auf-finden“. Neben einem repräsentativen Ehrenbürgerbrief der Stadt Gießen auf Pergament von 1958 in blau-goldener Lederhülle und diversen anderen groß-formatigen, auch griechischen und lateinischen Ehrenurkunden, finden sich auch andere ausgefallene Stücke im Nachlass Hepding, darunter die schöne Medaille eines Ehrensenators der Justus Liebig-Hochschule von 1956.

Hugo Hepding wurde 1878 als Sohn eines Pfarrers geboren und wollte als junger Mann Missionar werden. Er studierte in Gießen und Bonn Klassische Philologie und Germanistik, legte 1902 die Prüfung für das höhere Lehramt an Schulen ab und promovierte 1903. Hepding arbeitete von 1902 bis 1949 als Bibliothekar an der Universitätsbibliothek Gießen und nahm als Archäologe von 1904 bis 1913 an verschiedenen Ausgrabungen, besonders an mehreren Grabungskampagnen in Pergamon in Griechenland teil. Seit 1899 forschte er auch auf dem Gebiet der Volkskunde und gab von 1906 bis 1908 und von 1920 bis 1940 die „Hessischen Blätter für Volkskunde“ heraus. 1910 habilitierte sich Dr. Hugo Hepding an der Universität Gießen und wurde dort 1915 außerordentlicher Professor für Alte Philologie.

Hepding war politisch liberal und demokratisch und gehörte als Pfarrgemeinderat zur „Bekennenden Kirche“. Die nationalsozialistischen Machthaber verhinderten daher 1934 seine anstehende Ernennung zum Direktor der Universitätsbibliothek. Prof. Hepding blieb als Oberbibliothekar, d. h. Bibliotheksrat, weiterhin nur der zweite Mann hinter dem Leiter. In den folgenden Jahren des NS-Regimes stand er der Partei und ihrem System weiter fern. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurde unter der amerikanischen Militärregierung daher der durch den Nationalsozialismus unbelastete Hugo Hepding 1946 umgehend Direktor der Gießener Hochschulbibliothek. Sie war durch Kriegseinwirkung seit 1944 fast vollständig zerstört. Hepding organisierte ihren Wiederaufbau und die Wiedereinrichtung bis zu seiner Pensionierung 1949. Er gehörte auch zu den Mitbegründern der CDU in Gießen und setzte sich sehr für die Wiederherstellung seiner Burschenschaft Alemannia ein. Neben den vielfältigen Ehren, die Prof. Hepding als verehrtem Kollegen, Wissenschaftler und Vorgesetzten in den 1950er Jahren erwiesen wurden, hatte er 1957 auch die große Freude, noch

einmal als Ausgräber nach Pergamon gehen zu können. 1958 erschien eine Festschrift zu seinem Geburtstag in den „Hessischen Blättern für Volkskunde“. 1959 ist Prof. Dr. Hugo Hepding mit fast 81 Jahren verstorben.



Abb. 1: Das Ehepaar Anne Quentell (1885-1953) und Dr. Hugo Hepding (1878-1959) um 1910. (Aufnahme des Ateliers Philipp Uhl in Gießen; Privatbesitz)

Ein großer Anteil an der archivalischen Überlieferung von Hugo Hepding und seiner Familie besteht in den Briefschaften von vier Generationen der engeren und weiteren Verwandtschaft von Hepding und seiner Frau Anne Quentell (1885-1953), sowie des Sohnes Dr. Ludwig Hepding (1912-1997) und dessen Frau Annemarie (1913-2011). Die Familienkorrespondenz von etwa 1860 bis ca. 1995 mit rund 10.600 Schreiben ist eine wichtige Informationsquelle, die mit dem Aufkommen der modernen elektronischen Medien zukünftig immer seltener in Nachlässen vertreten sein dürfte. Ergänzt werden diese originären Quellen für ein bildungsbürgerliches Familienleben im Hessen des 20. Jahrhunderts durch die Familienforschung von Ludwig Hepding. Die unterschiedlichen Archivalien im Bestand Hepding können unter verschiedensten Gesichtspunkten für die Archivbenutzer interessant sein - zur Stadtgeschichte von Gießen und Worms, zur Universitätsgeschichte, zum bürgerlichen Familienleben über vier Generationen im 19. und 20. Jahrhundert, zur Rolle der Frauen, zum Ersten und Zweiten Weltkrieg, zur Wissenschaftsgeschichte, zum Gesellschaftsleben im 20. Jahrhundert, zu Verfolgten des NS-Regimes usw.

Die Universitätsbibliothek Gießen hat durch Kriegseinwirkung fast ihre gesamte Registratur vor 1945 verloren. Als Zweitüberlieferung sind im Nachlass Hepding manche Informationen über den Dienstbetrieb zu finden. Ebenso

beleuchten Schreiben von Hugo Hepding an seine Familie die Zustände in der Stadt und der Universitätsbibliothek Gießen in den Jahren 1944 und 1945. Feldpostbriefe von und an Hugo Hepding aus dem Ersten Weltkrieg und solche von und an seinen Sohn Ludwig Hepding aus dem Zweiten Weltkrieg sind dort ebenfalls reichlich vorhanden und geben dem Leser Einblick in diese Kriegszeit.

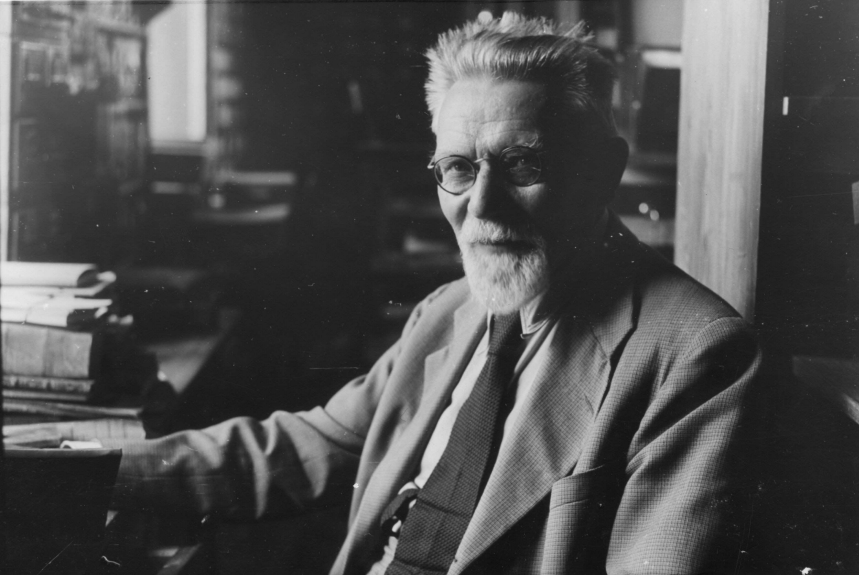


Abb. 2: Prof. Dr. Hugo Hepding (1878-1959), um 1950. (Privatbesitz)

Die älteren Unterlagen sind bereits für die Benutzung frei zugänglich. Bei Archivalien jüngerer Datums sind noch die Schutzfristen des Hessischen Archivgesetzes zu beachten. Das Findbuch zum Nachlass der Familie Hepding wird in der Reihe „Berichte und Arbeiten aus der Universitätsbibliothek und dem Universitätsarchiv Gießen“ im Druck erscheinen.

Dendrochronologische Untersuchung am Dachstuhl der evangelischen Kirche in Gießen-Allendorf

MANFRED BLECHSCHMIDT

Die evangelische Kirchengemeinde feiert 2012 das 50-jährige Jubiläum der Eigenständigkeit; 1962 bezog der damalige Pfarrer das neu gebaute Pfarrhaus. Vorher wohnte der für die Gemeinde zuständige Pfarrer im zweiten Pfarrhaus von Großen-Linden.

In verschiedenen Gemeindebriefen wurde die Geschichte dargestellt. Dabei berichtete der Verfasser in einem Beitrag, dass Heinrich Walbe in den „Kunstdenkmalern des Volksstaates Hessen“ von 1936 geschrieben hatte, dass Alledorf seit 1323 eine eigenständige Pfarrei sei; nur der Dachstuhl über dem Chor stamme aus dem Mittelalter.

Dieser Frage wollte der Verfasser weiter nachgehen. Joachim Rauch von der Unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Gießen stimmte einer dendrochronologischen Untersuchung des Dachgebälks zu und übernahm die Finanzierung. Mit der Untersuchung wurde Hans Tisje aus Neu-Isenburg beauftragt. Auf seinem Bericht basiert dieser Beitrag.

Insgesamt wurden Proben von elf Eichenbalken genommen: Eine vom Westgiebeldreieck des Emporenanbaus, vier von verschiedenen Sparren des Hauptdaches, vom Chordach von drei verschiedenen Sparren, zwei verschiedenen Firstsäulen und einem Längsunterzug vom Mittelgerüst. Nahezu alle Balken wurden zweit- oder sogar drittverwendet. Darauf weisen Blattsassen oder Zapflöcher hin.

Beim großen Umbau der Kirche 1845 wurde u. a. die Empore eingebaut. Der Aufgang zu ihr wurde vor die westliche Giebelwand gesetzt. Das westliche Giebeldreieck des Aufgangs wurde in Eichenfachwerk errichtet. Als südlichen Wandstiel hat man ein älteres Holz mit einer typisch mittelalterlichen Blattsasse in Form eines Hakenblattes verwendet. Die Datierung ergab als Fälljahr 1387.

Das Hauptdach besitzt etwa zu 70% zweitverwendete Sparren. Die meisten davon haben Blattsassen. Bei einigen weisen zusätzlich Zapfenlöcher auf eine Drittverwendung hin. Alle untersuchten Balken weisen das Fälljahr Ende 1386 oder 1387 auf. Die Bauzeit der jetzigen Kirche ist demnach 1387/88. Dabei lässt sich aus dem Winkel der Blattsassen schließen, dass ursprünglich der Dachfirst um etwa 1,50 m höher war. Beim Umbau 1845 hat man den gemauerten Westgiebel der Kirche wohl etwas abgetragen.

Das Dach des Chores ist im Wesentlichen noch in der alten Form vorhanden. Die sechs Holzproben ergaben als Baujahr 1521. Bei einem recht aufwändigen Umbau (wohl 1845) hat man die Deckenhöhe über dem Chor nachträglich auf die Höhe des Hauptdaches angehoben und die Stabilität wesentlich verstärkt; dabei wurden vorwiegend zweitverwendete Hölzer verbaut.

Aus der Arbeit des Gleiberg-Vereins

JÜRGEN LEIB

Die nordwestlich von Gießen auf einem 308 m hohen Basaltkegel gelegene Burg ist eines der markantesten Wahrzeichen des Landkreises Gießen und der gesamten Region Mittelhessen. Nicht ohne Grund wurde die Gleiburg u.a. als Motiv für die erste Umschlagseite der „Denkmaltopographie Bundesrepublik

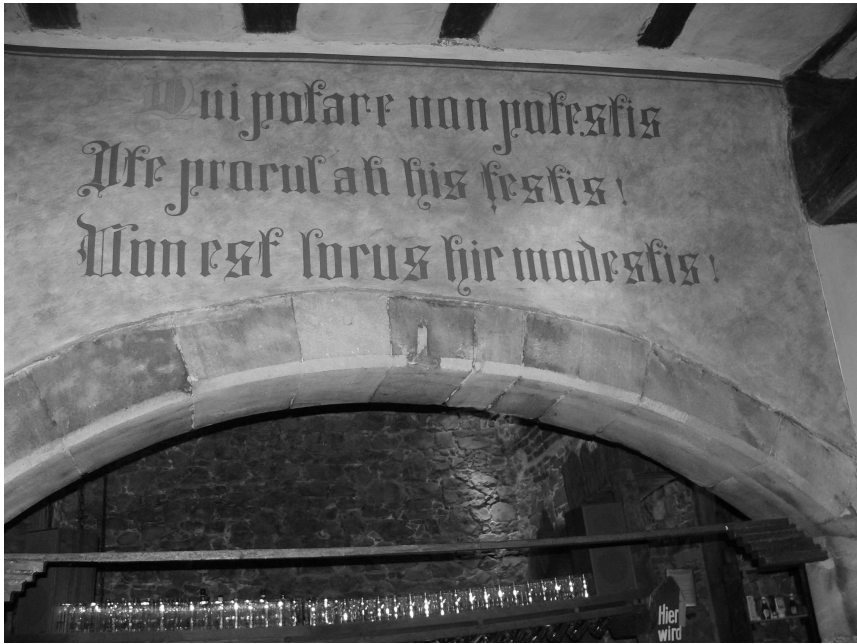
Deutschland. Kulturdenkmäler in Hessen. Landkreis Gießen. Bd. III“ (Wiesbaden 2010) ausgewählt.

Eine von den Grafen von Luxemburg um 1000 errichtete erste Befestigungsanlage erfuhr in den folgenden Jahrhunderten eine sukzessive Erweiterung. Dies geschah vor allem im 13./14. Jahrhundert im Bereich der Oberburg, dann in den Jahren 1578-1581 durch die Errichtung des Albertus- und Nassauer-Baus in der Unterburg. 1646 wurde die Oberburg im Zuge des sog. Hessenkrieges zum Großteil zerstört. Die Burg erlangte insbesondere im 11./12. Jh. reichspolitische Bedeutung, kam 1170 an die Herren von Merenberg, 1333 an die Grafen von Nassau, 1816 an das Land Preußen und 1879 an den Gleiberg-Verein.

Der 1837 gegründete „Geselligkeitsverein zur Erbauung einer Treppe im Turm der Schlossruine zu Gleiberg“ (später: Gleiberg-Verein) verpflichtete sich bei Übernahme der 1,6 Hektar umfassenden Burganlage in das Vereinseigentum, die Burg vor dem weiteren Verfall zu bewahren, Sanierungsarbeiten durchzuführen und der Öffentlichkeit den Zutritt zu ermöglichen. Diesen Aufgaben kommt der Verein mit seinen derzeit 530 Mitgliedern bis heute nach. Allein seit 1950 sind über 4,5 Mio. € in den Erhalt der Burg geflossen. Sie ist in das Denkmalsbuch eingetragen und seit dem 5. November 2009 mit der Haager Konventionsplakette gekennzeichnet.

Vorliegender Bericht umfasst den Zeitraum von Oktober 2009 bis September 2012 und knüpft an denjenigen an, der in den Mitteilungen Bd. 94 (2009) veröffentlicht wurde. Die knapp drei Jahre umfassende Zeitspanne waren eine Phase der finanziellen Konsolidierung, da der Verein noch Darlehen zu tilgen hatte. Sie mussten aufgenommen werden, um kostspielige Baumaßnahmen zu finanzieren, die in den Vorjahren erledigt wurden.

Dennoch wurden in der Ober- und Unterburg eine Vielzahl kleinerer Instandhaltungs- und Sanierungsarbeiten erledigt. Außerdem erfolgten konservatorische und restauratorische Maßnahmen an zwei großformatigen Gemälden im Nassauer-Bau durch Sabine Kuypers. Es handelt sich zum einen um ein Wandgemälde „Wirtshausszene“ im sog. Stübchen, welches in der ersten Hälfte der 1880er Jahre von dem Gießener Maler Möser (der aber ein Phantom bleibt) geschaffen wurde. Vielleicht war er ein talentierter, aber nicht weiter auffällig gewordener Maler, der das Bild eines flämischen Malers geschickt kopierte, um seine Zechschulden auf der Burg zu bezahlen. Zum anderen ist es ein Gemälde der Burg Gleiberg, welches der Landschaftsmaler Fritz von Wille (1860-1941) gegen Ende des 19. Jahrhunderts schuf und das im sog. Vorstandszimmer (der Raum zwischen Rittersaal und Luxemburger Zimmer) des Nassauer-Baus hängt. Darüber hinaus wurden Maler- und Putzarbeiten in der ehemaligen Küche der Unterburg, der heutigen Albertus-Klause, durchgeführt. Dabei erfolgte auch die Restaurierung eines lateinischen Spruches am Kamin, der von Studenten in den 1880er Jahren dort angebracht wurde. Er lautet: *Qui potare non potestis, Ite procul ab his festis, non est locus hic modestis*. Übersetzt: Wer (von Euch) nicht trinken kann, halte dich von solchen Festen fern; dies ist kein Ort für Maßvolle.



*Restaurierter Trinkspruch in der ehemaligen Küche der Unterburg, heute Albertus-Klause,
Foto: Margret Wagner*

Verschiedene und teilweise jährlich wiederkehrende Veranstaltungen sorgten für kulturelle, informative und kulinarische Unterhaltung: „Gleiberg Rocks“, „Jazz at its best“ mit „The Bavarian Classic Jazz Band“, zahlreiche Burgführungen während des Sommerhalbjahres, u.a. am Tag des offenen Denkmals, Lesungen mit Anna Tüne und Georg Stefan Troller, veranstaltet von der Deutsch-Französischen Gesellschaft Wetttenberg sowie die „Spanische Nacht“ und die „Italienische Nacht“.

Eine besondere Veranstaltung fand am 12. September 2010 aus Anlass des Gedenkens an den Siebenjährigen Krieg vor 250 Jahren statt: Unter dem Motto „100.000 Soldaten im Gießener Land“ wurden der Alltag des Militärs und die Folgen für die einheimische Bevölkerung eindrucksvoll auf der Burg dargestellt. Im Rittersaal führte zwei Tage vorher eine musikalisch-kulinarische Reise in die Zeit Friedrichs des Großen.

Gewerbekletterer sind seit vielen Jahren damit beauftragt, Pflanzen und loses Steinmaterial aus den Fugen des Bergfrieds zu entfernen, diese anschließend mit Mörtel zu schließen und die Arbeiten zu dokumentieren. Im Frühjahr 2011 schlugen sie Alarm, da sie große Risse, erhebliche Ausbuchtungen und Steinverschiebungen des Mauerwerks festgestellt hatten, die eine Gefahr für die Sicherheit in der Burganlage darstellten.



Aktionstag zum Siebenjährigen Krieg auf der Gleiburg. Foto: Dagmar Klein

Hauptschadensursache ist eindringendes Niederschlagswasser in der Fuge zwischen dem Brüstungsmauerwerk und dem Boden der Aussichtsplattform. Auf Empfehlung des Landesamtes für Denkmalpflege wurde das Ingenieurbüro HAZ in Kassel mit der Begutachtung und Maßnahmenplanung beauftragt.

Im Herbst 2011 wurde zunächst an den oberen 5 Metern des Turmes eine Notsicherung durchgeführt, indem der schadhafte Bereich mit je einem Kunststoff- und Metallnetz umschlossen wurde, die von Lastspanngurten gehalten werden (s. Abb.). 2013 sollen der gesamte Bergfried eingerüstet, insgesamt neu verfugt und die Schäden im oberen Bereich beseitigt werden. Die Kosten werden nach derzeitigen Schätzungen 300.000 € betragen. Der Gleiberg-Verein bemüht sich derzeit um die Sicherstellung der Finanzierung. Am 3. August 2012 übergaben der Parlamentarische Staatssekretär im Forschungsministerium, Dr. Helge Braun, und Regierungsdirektor Jan Nikolaus Viebrock vom Hessischen Landesamt für Denkmalpflege, einen Bewilligungsbescheid in Höhe von 90.000 € aus dem Denkmalschutz-Sonderprogramm III des Bundes. Der Verein hat weitere Zuschussanträge gestellt, und zwar bei der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, beim Landesamt für Denkmalpflege, beim Landkreis Gießen und bei der Gemeinde Wettenberg. Eigenmittel stehen ebenfalls zur Verfügung. Wegen der engen Durchfahrt zum Burghof und da die Gastronomie weiter geführt werden muss, wird die Durchführung der Maßnahme mit enormen Problemen der Baustelleneinrichtung und -logistik verbunden sein.



*Anbringung einer Notsicherung am Bergfried im Herbst 2011;
Foto: Margret Wagner*

Wegen dieser sehr teuren, nicht vorhersehbaren Baumaßnahme musste eine schon mehrfach angedachte und für 2012 fest eingeplante, umfangreiche bauhistorische Untersuchung der Burg erneut verschoben werden. Die Stiftung der Sparkasse Wetzlar hatte dem Gleiberg-Verein im Dezember 2011 eine Anschubfinanzierung von 3.000 € für diesen Zweck bewilligt. Die Bauhistorikerin Susanne Gerschlauser ist seit August 2012 damit beschäftigt, einige „Brennpunkte“ in der Oberburg einer bauhistorischen Analyse zu unterziehen.

Der Gleiberg-Verein dürfte eine der ältesten deutschen Bürgerinitiativen im Bereich des Denkmalschutzes sein. Auch deshalb erhielt der Verein als einer von acht Preisträgern den mit 3.000 € dotierten Hessischen Denkmalschutzpreis 2012 „für die hervorragende und vorbildliche Erhaltung und Sanierung der Burg Gleiberg durch ehrenamtliche Vereinstätigkeit“. Die vom Landesamt für Denkmalpflege und der Lotterietreuhandgesellschaft mbH Hessen als Preisstifterin durchgeführte zentrale Übergabe für ganz Hessen fand am 23. August 2012 auf Burg Gleiberg statt, u.a. im Beisein der Hessischen Ministerin für Wissenschaft und Kunst, Eva Kühne-Hörmann.

Am 14. September 2012 feierte der Gleiberg-Verein sein 175-jähriges Bestehen. Im Mittelpunkt der von Dr. Jutta Failing moderierten Veranstaltung standen die Festvorträge von Prof. Dr. Gerd Weiß, dem Präsidenten des Hessischen Landesamtes für Denkmalpflege über „Bedeutung und Notwendigkeit des Engagements von Denkmalinitiativen in Hessen“ und von Dr. Jürgen Leib, dem Schriftführer des Vereins zum Thema „175 Jahre Gleiberg-Verein“.

Bereits eine Woche vorher, am 8. September, fand im Rahmen des Mittelhessischen Kultursommers ein Konzert heimischer Künstler auf der Burg statt. Es stand unter dem Motto „175 Jahre Gleiberg-Verein – eine musikalische Zeitreise“, wurde von dem Entertainer und Schauspieler Martin Gärtner moderiert und spannte einen Bogen von Liedern und Arien aus der Zeit der Romantik bis hin zu neuesten Songs, die ihre Wurzeln in Jazz, Blues, Latin und Bossa haben.

Im Berichtszeitraum haben wiederum viele Vereinsmitglieder zwei Mal jährlich bei Arbeitseinsätzen mitgewirkt. Dabei wurden überwiegend Buschwerk auf Stock gesetzt, Efeu von den Mauern fern gehalten, Wildwuchs beseitigt, Laub gereicht und Abfall eingesammelt. Etliche Mitglieder verzichteten bei runden Geburtstagen oder zu sonstigen Anlässen auf Geschenke und riefen zu Spenden für den Gleiberg-Verein auf.

Informationsmaterial über die Burg ist bei Burggastronomie erhältlich. Burgführungen für interessierte Gruppen und ein gedruckter Burgführer für Kinder können bei Dr. Jürgen Leib bestellt werden (e-Mail: leib.j@web.de). Weitere Informationen sind über die Homepage des Vereins (www.burg-gleiberg.de) oder bei dem Vorsitzenden Günter Feußner (e-Mail: g.feussner@web.de) erhältlich.



Gleiberg: Ober- und Unterburg von Westen, Foto: Horst Seidel

Die Büste der Irena

HANS-JOACHIM WEIMANN †

Irena Gail (1897-1967) ist eine Tochter des polnischen Gutsbesitzers Marjan von Benislawsky (1867-1906) und seiner Ehefrau Ophelia geb. von Kosminski (1870-1945). Sie hat eine Schwester Leni und einen Bruder Waldemar. Hauptmann Dr. Georg Gail, seit Januar 1912 Teilhaber der hundertjährigen Gießener Firma, kommt als Kompaniechef im einzigartigen Kaiserlichen Kraftfahrzeug-Bataillon 1917 nach Wilna, lernt dort die Familie von Benislawsky kennen und verliebt sich in die attraktive Irena. Sie heiraten am 22.2.1919. Frau Gail bleibt sehr polnisch und sehr katholisch. Oft gibt sie sich als der deutschen Sprache unkundig, schreibt aber deutsche Gedichte.



Irena Gail geb. von Benislawsky
1917 in Wilna

1929 in Rodheim

Irena und Georg Gail beziehen eine Stadtwohnung in dem schönen spätklassizistischen Haus Friedrichstraße 35, dann in dem komfortablen Jugendstilbau Bahnhofstraße 71. Eine Tochter Irene („Irlis“) und ein Sohn Georg („Geo“) werden geboren. Nach dem Tod des Geheimrats Dr. Wilhelm Gail steht ihnen die Rodheimer Villa als Sommersitz zur Verfügung. Ab 1938 leben Georg und Irena Gail getrennt. Die Wohnung in der Bahnhofstraße wird dem Fürsten von Solms-Lich und seinem Stab zur Verfügung gestellt. In der Rodheimer Villa gewährt Irena dann Ausgebombten und anderen Flüchtlingen eine immer enger

werdende Zuflucht. Polnische Gäste gibt es auch. Mutter, Schwester und Bruder von Irena Gail flüchten nach Rodheim. Im Juli 1945 wird Irena und die Familie ihrer Tochter von der amerikanischen Army aus der Villa vertrieben. Ihren Lebensabend verbringt sie in dem Haus, das Irene Rumpf-Gail und Walter Rumpf dann in der Gail'schen Obstplantage haben bauen lassen. Dort wird eine erfolgreiche Cocker- und Teckelzucht betrieben.



Hanne Bourcarde 1939

Die von merkwürdigen Zufällen begleitete Geschichte der Büste von Irena beginnt mit einem 43 cm hohen verschollenen Kunstwerk eines unbekanntes Bildhauers, vielleicht Carl Bourcarde. Die Entstehungszeit ist in den späten 1930er Jahren zu vermuten. Eine Stuckbüste seiner Tochter Hanne hat Carl Bourcarde 1940 gefertigt. Es gibt ein in diesem Zusammenhang interessantes Foto von Irena Gail aus dem Jahre 1939.

Der Keramikmeister Wolfgang Luh, der von 1955 bis 1996 in der Gail'schen Fabrik tätig ist und die Handformerei leitet, erhält den Auftrag eine Keramik-Kopie der Büste herzustellen. Den Namen der dargestellten Frau erfährt er nicht. Herr Luh fertigt eine vierteilige Gipsform von Kopf und Schulterbereich. Zumindest eine Ton-Abformung wird hergestellt, gebrannt und glasiert. Diese mag als interessantes Stück für gelegentliche Ausstellungen gesehen worden sein. Sie wird nicht im Werksmuseum aufbewahrt, wo sich neben Erinnerungsstücken der Gail'schen Feuerwehr Vasen und andere besondere Arbeiten aus der Handformerei befinden. Die Büste hat schließlich einen schönen Fensterplatz im Zimmer der Werbeassistentin Christel Schleenbecker-Schick, die seit 1963 in der Firma tätig ist. Sie hat Freude an der schönen Keramik. Den Namen kann sie nicht kennen.

In den 1960er Jahren ist die In- und Auslandswerbung von einer externen Agentur betreut worden. Eine eigene Marketing Abteilung besteht seit 1971. Frau Schleenbecker-Schick baut eine Sammlung von Belegstücken auf, die sehr umfangreich wird und sich schließlich in einer Holzbaracke befindet. Es handelt sich um sämtliche Lieferprogramme und Preislisten, zielgruppenorientierte Prospekte, „Bautechnische Mitteilungen“, Planungsmappen, große Präsentationsmappen mit Keramikproben, Anzeigen-Belege aus „Der Spiegel“, „Schöner wohnen“, „Das Haus“, „Zuhause“ und Fachzeitschriften für Architekten, Baustoffhändler und Fliesenleger. Kurz vor dem Ende der Produktion am Erdkauterweg wird das Gebäude abgerissen, der Inhalt verbrannt.

Als Frau Schleenbecker Schick sich im Jahre 1990 von der Firma Gail verabschiedet, übergibt sie die Büste an die Sekretärin von Dr. Walter Rumpf. Glücklicherweise fertigt sie noch zwei Polaroid-Fotos zur Dokumentation. Einige weitere Erinnerungsstücke an ihre berufliche Tätigkeit bewahrt sie sorgfältig auf.



Irene Gail 1939



Foto der Keramikbüste 1990

Im August des Jahre 2000 wird der „Freundeskreis Gail’sche Villa und Park“ gegründet. Frau Schleenbecker-Schick wird Vereinsmitglied. Bald zeigt sie dem Verfasser einige Stücke ihrer kleinen Sammlung. Auch die beiden Polaroid-Fotos sind dabei. Der Verfasser scannt die Bilder. Er erinnert sich, diese Frau schon einmal irgendwo gesehen zu haben, vergleicht schließlich mit dem Foto der Irena Gail geb. von Benislawsky aus dem Jahre 1939. Nun hat die Büste einen Namen. Aber die Keramik ist weg. Was mit ihr geschehen ist bleibt unbekannt. In der Familie Rumpf und Rumpf-Gail gibt es keine Erinnerung. Die Sekretärin von Dr. Walter Rumpf ist tot. Es kommt zu einigen Nachforschungen, alle vergebens. Auch ein Besuch des Verfassers in der Handformerei der früheren

Dampfziegelei bleibt erfolglos.

Der aus Sachsen stammende Künstler Matthias Biedenkopf-Riedel lebt seit 1983 in Gießen. Angefangen hat er als Kunstschmied, 1995 eine Werkstatt



Künstlertreff

Atelier, Treffpunkt, Schwof
und Dinge zum Selbermachen

Matthias Biedenkopf Riedel

„Künstlertreff“ im Aulweg gegründet. Jetzt arbeitet er in der am Ostrand des Gail’schen Werksgeländes gelegenen ehemaligen „Zentralwerkstatt“, hat dort auch eine ständige Ausstellung. Er formt seine Werke aus gefundenen Materialien. Dem wegen seines forstlichen Berufs an Baumaterial interessierten Verfasser gefallen besonders einige Stücke aus schön und aussagekräftig gewordenem Holz. Matthias Biedenkopf-Riedel wagt Entdeckungsversuche auch in der geschichtsträchtigen Großräumigkeit der ehemaligen Kermamikfabrik. Dabei gelingt ihm die Rettung einiger Gipsformen. Ein besonderer Glücksfall ist die Entdeckung der Form der Irena. Dort gibt es auch den berühmten Gail’schen Ton. Matthias Biedenkopf-Riedel beginnt zu kneten und zu formen, wagt sich auch an eine Abformung der Irena. Wie Kopf und Rumpf zusammen gehören, kann er nicht wissen. Seine Irena schaut kühn in die Welt.

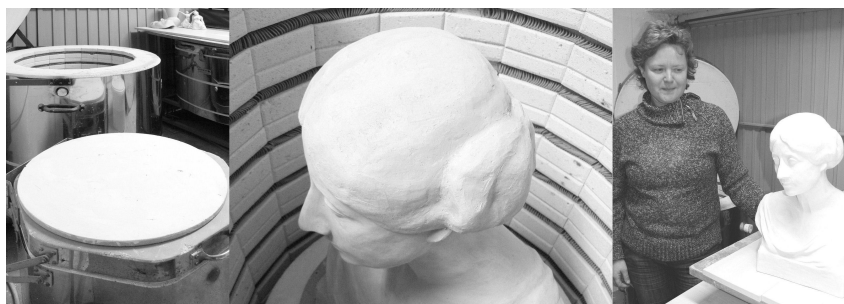


Erste Abformung durch Matthias Biedenkopf-Riedel

Auf Anregung von Frau Anita Bänninger, die den Künstler hilfreich unterstützt, und der Zweiten Vorsitzenden des Freundeskreises Gail'scher Park kommt es wegen des Interesses des Verfassers an Gail'scher Tradition Ende Oktober 2011 zu einem Besuch in der Werkstatt. Der Verfasser sieht die Irena, erkennt sie sofort, ist freudig überrascht, erzählt die dazu gehörige Geschichte.

Der Verfasser erwägt dann die Möglichkeit eines schönen Ausstellungsstücks für das von ihm gesponserte Projekt eines Gail-Museums im Uhrtürmchen des Rodheimer Parks. Darin würde Gail'sche Familientradition und Keramik in eindrucksvoller Weise zusammenfinden. Das Ganze muß im Rahmen durch Gemeinnützigkeit gebotener Grenzen bleiben. Herrn Biedenkopf-Riedel werden weitere Chancen der Verwendung der geretteten Formen angedeutet. Er wird am 4.11. nach seiner finanziellen Vorstellung für eine durch Fotos der verschwundenen Keramik und von Irena Gail unterstützten Abformung gefragt. Aus der genannten Zahl wird eine Einigung mit einer Aufrundung des Betrages um ein Viertel. Zu dieser Zeit gibt es noch den Plan eines Brandes im reparaturbedürftigen Ofen der Werkstatt.

Im Januar 2012 macht sich Matthias Biedenkopf-Riedel ans Werk. Die Erwähnung des 27. Januar 2012 als Datum einer 200-jährigen Geschichte der Gail'schen Unternehmen, hat er mißverstanden. Irena Gail aus Gail'schem Ton mit leicht geneigter Kopfhaltung steht nun in seiner Werkstatt. Weil der dortige Ofen immer noch defekt ist, wird nach einer anderen Möglichkeit für das Brennen gesucht. Allmählich ergibt sich auch eine Vorstellung über das Risiko des Brandes einer so komplizierten Hohlform mit unbekanntem Innenverhältnissen der getrockneten Tonmasse. Ungleichmäßige Materialstärke kann beim Trocken- und Brennprozeß zu Rissbildung führen. Verbindungen von Tonpartien, die während der Ausformung nur locker aneinander gesetzt wurden, können getrocknet noch als Einheit erscheinen, überstehen den Brand jedoch nicht. Restwasser, das in besonders massiven Partien zurückgeblieben ist, und geschlossene Hohlräume sind Sprengungspotential.



Keramikmeisterin Sabine Storch und Irena am 21./22.4.2012

Ein weiteres Glück kommt schließlich zustande. Die Keramikmeisterin Sabine Storch in Rodheim läßt sich für Irena interessieren. Die Biedenkopf-Ausstellung in der ehemaligen Fabrikwerkstatt und die Abformung werden besichtigt. Frau

Storch ist sich klar über das Risiko, sieht die kompakte Nase, ist unsicher, weil sie die Tonschicht nicht selbst aufgetragen hat. Sie spricht sich dafür aus, zunächst einen Trocken/Schrühbrand bis 900 Grad durchzuführen, der während des Wasseraustritts zu beobachten ist. Eine freundlicher Weise angebotene Brennalternative im Ofen der Rodheimer Schule wird nicht verfolgt, weil die Kontrolle während der langen Brenndauer zu umständlich wäre. Der Verfasser lernt einiges über Keramik, insbesondere Brennkunst.

Die Organisation des Transports zum Ofen wird zeitraubend. Eine passende Transportkiste soll gefertigt werden, die auch für andere Zwecke nützlich werden kann. Am 17. April darf der Verfasser Irena und den Künstler nach Rodheim fahren. Am Abend des 21.4. wird Irena in den Ofen gestellt. Eine erhöhte Position auf Brennhilfsstützen sorgt für einen Austritt des Wasserdampfes auch aus dem Inneren der Skulptur. Die Brennkurve wird in diesem Fall sehr behutsam im unteren Temperaturbereich nach optischer Wasserdampfkontrolle gefahren. Der Trockenvorgang bis 240° dauert 14 Stunden. Was am Vormittag des 22. April aus dem Ofen herausgehoben wird, ist wunderschön. Es gibt keine Risse. Die Farbe hat einen sehr duftigen Stich zum Rosa. Der frühere Glasurplan wird aufgegeben. Der Charme wäre dahin. Herr Biedenkopf-Riedel wird benachrichtigt und freut sich sehr.



Die gebrannte Büste

Der Materialfestigkeit wegen wird ein zweiter Brand bis 1050° vorbereitet. Um vor unangenehmem Farbwechsel geschützt zu sein, werden Proben aus dem gleichen Material zusammen mit anderen Stücken bis zu dieser Temperatur gebrannt. Der Farbunterschied ist marginal. Auch der um 150° höhere Brand gelingt. Allerdings hat die nun einsetzende Brennschwindung leichte Risse verursacht.

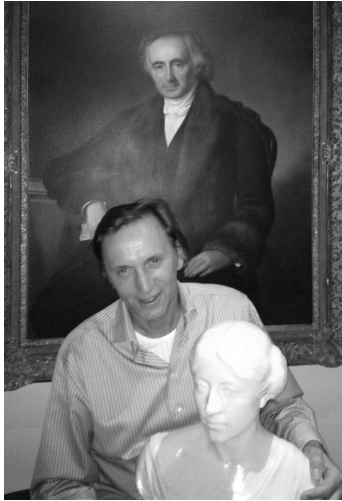
An dieser Glücksgeschichte haben viele Personen mitgewirkt: Ein Bildhauer, wohl Carl Bourcarde, hat die Skulptur geschaffen. Der Keramikmeister Wolfgang Luh hat eine Gipsform hergestellt, mindestens eine Abformung gebrannt und glasiert. Die Werbeassistentin Christel Schleenbecker-Schick hat die Keramik aufbewahrt und dokumentiert. Der Künstler Matthias Biedenkopf Riedel hat die Gipsform gerettet und eine Abformung hergestellt. Der Verfasser hat Teile dieser Geschichte entdeckt und die Zusammenhänge gefunden. Die Keramikmeisterin Sabine Storch hat die Abformung gebrannt.



*Kreuze für Irena Gail, ihre Tochter Irene und ihre Mutter
(von links) auf dem Rodheimer Friedhof*

Der bis dahin verfaßte Artikel wird an Herrn Biedenkopf-Riedel gesandt, auch an Dr. Michael Rumpf Gail, der jetzt in Sao Paulo wohnt. Das hat eine überraschende Wirkung. Dr. Gail erinnert sich daran, daß eine solche Büste in seinem brasilianischen Arbeitszimmer gestanden hat. Sie hat ihm gefallen. Um welche Person es sich handelt, wußte er nicht. In einem Depot wird nachgeschaut, die Skulptur entdeckt. Nun befindet sich diese glasierte Büste der Irena Gail in der Wohnung Ihres Enkels. Das Dreierbild zeigt die Freude über den überraschenden Fund: Dr. Michael Rumpf Gail zwischen dem Gründer der

Firma und seiner Großmutter. Es ist möglich, daß es sich hierbei um eine weitere Abformung des Keramikmeisters Luh handelt. Unter der rechten Schulter ist ein Zeichen erkennbar, das eine Signatur sein kann. Das wird eine schwierige Suche werden.



Georg Philipp Gail / Dr. Michael Rumpf Gail/ Irena Gail

Irena, das im Werkstattgebäude am Erdkauterweg und in Rodheim kürzlich hergestellte Stück, hofft nun auf den versprochenen Platz im Keramik-Türmchen zu Rodheim.



Irena Gail in Sao Paulo

Archivverbund Langgöns/Grünberg erhielt den Hessischen Archivpreis 2012

MAREI SÖHNGEN-HAFFER

Einmal im Jahr verleiht der Landesverband Hessen des Verbands deutscher Archivarinnen und Archivare e. V. den Hessischen Archivpreis an eine Einrichtung, die sich in vorbildlicher Weise um den Kulturgutschutz und die Archivierung von Schriftquellen und Dokumentationsgut verdient gemacht hat. Im Jahr 2012 wählte die Jury den Archivverbund Langgöns/Grünberg für herausragende Leistungen im Bereich der Sicherung und Zugänglichmachung von Archivgut aus. Die Preisverleihung, bei der neben dem Archivverbund Langgöns/Grünberg auch drei ehrenamtlich in Archiven tätige Personen ausgezeichnet wurden, fand am 5. Dezember 2012 in Grünberg statt.



Die Leiterin des Archivverbundes Langgöns/Grünberg, Marei Söhngen-Haffer, mit einer Schülergruppe im Grünberger Stadtarchiv.

Der seit Januar 2009 durch die Historikerin und Diplom-Archivarin Marei Söhngen-Haffer M.A. geleitete Archivverbund entstand Mitte 2008 und beruht auf einer öffentlich-rechtlichen Vereinbarung zwischen der Gemeinde Langgöns und der Stadt Grünberg. Die Bildung des Archivverbundes und die gemeinschaftliche Finanzierung einer Archivarstelle ermöglichen es seither beiden Kommunen in Zeiten knapper Kassen, eine wichtige kommunale

Aufgabe – die Sicherung, Erhaltung und Zugänglichmachung historischer Dokumente – durch eine archivarische Fachkraft wahrnehmen zu lassen. Marei Söhngen-Haffer ist zwei Tage pro Woche im Langgönsener Gemeindearchiv und drei Tage im Stadtarchiv Grünberg tätig. Ihr Aufgabenspektrum erstreckt sich dabei von der Beratung der Kommunen in Fragen der Schriftgutverwaltung, von der Bewertung und Übernahme analoger und digitaler Unterlagen der Verwaltungen einerseits und Schrift- und Sammlungsgutes aus Privatbesitz andererseits über die Erschließung der Archivalien im Archiv mittels Online-Datenbank sowie deren fachgerechte Verwahrung unter bestmöglichen Bedingungen bis hin zur Anfragenbeantwortung, Benutzerbetreuung und Öffentlichkeitsarbeit.

Mit dem von der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen gestifteten Preis werden das Engagement des Archivverbundes bei der Sicherung von Schrift- und Dokumentationsgut, herausragende Erschließungsleistungen, der Ausbau des Nutzerservices – beispielsweise durch die Anbindung an die Online-Archivdatenbank HADIS –, die Pressearbeit und besondere Leistungen auf dem Gebiet der Restaurierung sowie der geeigneten Unterbringung der historisch wertvollen Archivalien gewürdigt. Zudem hat der Archivverbund Langgöns/Grünberg Modellcharakter in Hessen. Das bislang einzige Verbundarchiv kann als Vorbild für weitere hessische Kommunen dienen und beweist, dass auch unter schwierigen finanziellen Bedingungen Lösungen für die dauerhafte Sicherung einzigartigen Kulturguts in kommunalen Archiven gefunden werden können.

Spurensuche im International Tracing Service (ITS)

Forschung und Bildung zur nationalsozialistischen Verfolgung – und zu den Überlebenden

SUSANNE URBAN

Die Wurzeln des International Tracing Service (ITS) liegen im Jahr 1943, als die Alliierten bereits ahnten, dass die Verschleppungen und Verfolgungen durch das nationalsozialistische Deutschland Millionen Menschen entwurzelt hatten.¹

1 Es ist nicht angestrebt, in diesen Beitrag eine Organisationsgeschichte des ITS zu integrieren; deshalb wird die Geschichte des ITS hier nur gestreift. Weiterführende Literatur (in Auswahl): Historical Survey of Central Tracing Activity in Germany 1945-1951, Historical Survey of the ITS and the Historical Survey of the Search for unaccompanied Children, 6.1.1, 82492910 bis 82493160, ITS Digitales Archiv; Jan Erik Schulte: Nationalsozialismus und europäische Migrationsgeschichte: Das Archiv des Internationalen Suchdienstes in Arolsen, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 4 (2007) H. 1+2, URL: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Schulte-2-2007> (letzter Zugriff: 07.02. 12); Dr. Bernd-Joachim Zimmer: International Tracing Service Arolsen. Von der Vermisstensuche zur Haftbescheinigung. Die Organisa-

Diese Menschen benötigten Fürsorge und, so die Alliierten, sollten so rasch wie möglich wieder in ihre Ursprungsländer zurückgeführt werden. Die Unterstützung der als Displaced Persons (DPs) bezeichneten Überlebenden war begleitet von der Suche nach überlebenden Familienangehörigen, was wiederum oftmals mit einer versuchten Schicksalsklärung einherging. Allein sechs Millionen Juden Europas waren ermordet worden – und irgendwo auf der Welt fragten sich Angehörige, was z.B. aus den geliebten Großeltern im polnischen Piotrkow geworden war, während man selbst hatte rechtzeitig fliehen können. Diese ursprünglichen Aufgaben traten im Lauf der Zeit allmählich in den Hintergrund. Daher musste sich auch der ITS nach der hart debattierten, aber Ende 2007 schließlich durchgesetzten Öffnung seiner Archive neu definieren; zugleich wurde der Bereich Forschung und Bildung eingerichtet.

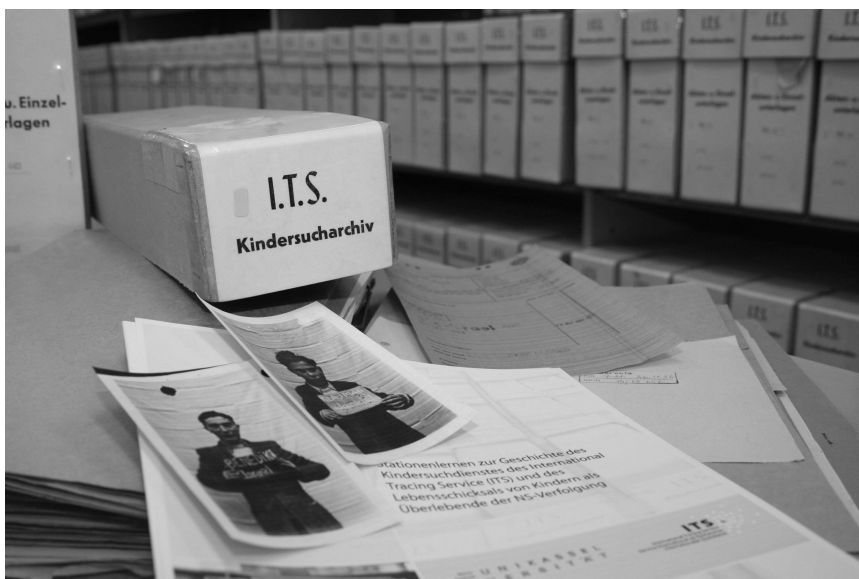
Im nordhessischen Bad Arolsen konnte im Laufe der Jahrzehnte ein umfassender Quellenbestand über die NS-Verfolgung, die Zwangsarbeit sowie den Holocaust und nicht zuletzt DPs angesammelt werden. Diese Dokumente bilden die Grundlage für die Forschung, Bildung und Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen beim ITS. Die letzten Zeitzeugen sterben und die Verpflichtung zur Erinnerung an deren Geschichten wird an die nachfolgenden Generationen weiter gegeben. Somit nimmt insbesondere die Bedeutung der Dokumente, mit Hilfe derer diese Geschichten erzählt werden können, zu.

Nach dem Aufbau des Bereichs Forschung und Bildung haben der Ausbau und die verschiedenen Aktivitäten ab 2011 verstärkt eingesetzt. Es sind Forschungsgemeinschaften mit anderen Experten und Einrichtungen entstanden, um Themen wie die Todesmärsche oder zukünftig verschiedene Aspekte der Geschichte der DPs zu beleuchten. Auch werden pädagogische Projekte mit Schulen oder anderen Bildungseinrichtungen konzipiert und durchgeführt, Multiplikatorenfortbildungen in Kooperation etwa mit dem Fritz-Bauer-Institut, der Gemeinschaft Evangelischer Erzieher (GEE) oder dem Beratungsnetzwerk Rechtsextremismus in Hessen angeboten; hinzu kommen Ausstellungen oder Vorträge. Eine wissenschaftliche Bibliothek mit mittlerweile rund 5.000 Medien ergänzt die Dokumentenbestände des ITS – mit Schwerpunkten wie Zwangsarbeit, verschiedene Opfergruppen, Holocaust oder Entschädigung.

Der erste Band des wissenschaftlichen Jahrbuchs des ITS (Wallstein-Verlag) ist im Juni 2012 erschienen und widmet sich, nach zweieinhalb Jahren intensiver Diskussion mit Fachkollegen, den Todesmärschen.² Erste Unterrichtsmaterialien unter dem Titel 'Ich wusste nicht, wer meine Eltern waren'. zum Lebensschicksal von Kindern auf der Grundlage des alliierten Kindersuchdienstes sind als kostenloser Download auf der Website des ITS zur Verfügung gestellt worden.

tionsgeschichte eines „ungewollten Kindes“ während der Besatzungszeit, Waldeckische Forschungen 18, Waldeckischer Geschichtsverein: Bad Arolsen 2011.

2 Bestellung über den Wallstein-Verlag: <http://www.wallstein-verlag.de/9783835310117.html> (letzter Zugriff: 20.08.12).



Kindersuchakten, auf deren Basis im ITS gemeinsam mit der Universität Kassel Unterrichtsmaterialien entwickelt wurden. ©ITS Arolsen

Sie sind in Kooperation mit der Universität Kassel entstanden.³ Weitere acht Hefte – ‚Ich bin alleine, zwischen fremden Menschen‘ – Kinder und Jugendliche als Verfolgte und Opfer des nationalsozialistischen Deutschland⁴ – mit umfassenden Biografien, Tagebüchern, Egotexten und einer Fülle von Dokumenten und Fotos sind ebenfalls beim ITS erhältlich.⁴ Die pädagogische Arbeit des ITS orientiert sich an den Prinzipien der Internationale Schule für Holocaust-Studien in Yad Vashem. Der ITS hat das Konzept jedoch erweitert und seinen spezifischen Bedürfnissen angepasst, weil die Einrichtung durch seine Dokumentensammlung alle Opfergruppen berücksichtigen und insbesondere die Lage der Displaced Persons nach 1945 mit einbeziehen möchte. Das Konzept geht von drei zentralen Elementen aus: den Biografien von NS-Verfolgten, der Darstellung von Tätern und Zuschauern sowie – damit verbunden – dem Widerstand, Helfern und Rettern und deren Handlungsoptionen.⁵

Der Zugang zu den Dokumenten des ITS ist für Forscher und Pädagogen denkbar einfach: Über einen Forschungsantrag auf der Website⁶ gelangt die

3 Bestellung über den ITS: http://www.its-arolsen.org/de/forschung_und_bildung/bildung/unterrichtsmaterialien/index.html

4 Bestellung über den ITS: <http://www.its-arolsen.org/de/service/publikationen/bestellformular/index.html>

5 http://www.its-arolsen.org/de/forschung_und_bildung/bildung/konzept/indexhtml#c4613

6 Download auf: http://www.its-arolsen.org/de/forschung_und_bildung/forschungsantrag/index.html.

Anfrage an einen Mitarbeiter, der sich des Anliegens annimmt. Eine Nutzererklärung komplettiert die Formalia, d.h. hiermit erklärt sich der Wissenschaftler oder jeder andere seriöse Nutzer dazu bereit, Sorgsamkeit bei der Veröffentlichung von personenbezogenen Daten walten zu lassen.⁷ Eine Vorschrift zur Anonymisierung oder Schwärzung existiert im ITS nicht, vielmehr ist jeder selbst für einen sensiblen Umgang mit den Daten verantwortlich. Lediglich Korrespondenzen zwischen Überlebenden oder deren Familien und dem ITS aus den jeweils vergangenen 25 Jahren sind nicht zugänglich, d.h. in 2012 sind Korrespondenzen bis 1987 frei, ab 2013 bis 1988 usw.



*Internationale Konferenz des ITS im November 2011 zu den Todesmärschen (v.l.): Martin C. Winter (Historiker, Leipzig), Dr. Susanne Urban (ITS), Josephine Ulbricht (Historikerin, Leipzig), Albert Knoll (Gedenkstätte Dachau), und Daniel Blatman (Historiker, Jerusalem)
©ITS Arolsen*

Aus Sicht der Forschung ist das Archiv des ITS zwar – glücklicherweise – keine Terra Incognita mehr, aber durch die systematische Sichtung der Bestände wird den drei wissenschaftlichen Mitarbeitern immer deutlicher: Es sind durchaus Dokumente enthalten, die sie selbst so noch nicht kannten – seien es einige Erhebungen deutscher Behörden über die Aktivitäten jüdischer Gemeinden nach 1938 oder die umfassenden Bestände zu Displaced Persons, die viel über Strukturen, Zuwanderung und auch den Lebensmut Überlebender erzählen.

⁷ http://www.its-arolsen.org/de/forschung_und_bildung/forschungsantrag/benutzerregelung/anhang/index.html.

Befragungen Überlebender für deren Auswanderungsersuchen in der unmittelbaren Nachkriegszeit sind zudem eine Form früher Zeugnisse.

Der hohe Grad der Digitalisierung und damit die im ITS einsehbare Datenbank, die den Zugriff auf alle digitalisierten Dokumenten ermöglicht, sind wegweisend. Es kann und soll keine Beschränkung auf nur ein oder zwei Ordner geben, die dem Nutzer vorgelegt werden, sondern die Wissenschaftler entscheiden selbst, ob sie neben den grundlegend für ihre Arbeit wichtigen Beständen auch weitere ansehen möchten. Dies verführt dazu, sich immer einmal wieder in den Dokumenten zu verlieren, aber Forschung lebt schließlich vom lebenslangen Lernen und steter Neugier. Bis umfassende Findmittel vorliegen, benötigen die Wissenschaftler allerdings noch die Einführung in die Datenbank und die Begleitung durch die Mitarbeiter des ITS.

Der ITS befindet sich in einem wissenschaftlichen und pädagogischen Netzwerk, das sich stetig erweitert. Ständige Partner sind: Yad Vashem in Jerusalem, das United States Holocaust Memorial Museum in Washington, die Historische Kommunikation der Volkswagen AG, weiterhin das Centrum Judaicum, die Gedenkstätte Hinzert, die Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, die Universität Gießen und Schulen aus Bad Arolsen, Wolfhagen, Kassel oder Ingolstadt.

In den kommenden Monaten wird sich der ITS in seiner Forschungsarbeit vor allem den DPs widmen; im Herbst 2014 werden zeitgleich eine Ausstellung eröffnet, ein Jahrbuch und pädagogische Angebote veröffentlicht und ein Verzeichnis der DP-Camps in den drei Westzonen Deutschlands vorgelegt.

Das Internationale Komitee vom Roten Kreuz (IKRK), das seit 1955 das Management des ITS übernommen und auch das Direktorat gestellt hatte, zieht sich mit Ablauf des Jahres 2012 zurück. Der ITS wird am 1. Januar 2013 eine neue Direktorin begrüßen können, die renommierte US-amerikanische Historikerin Dr. Rebecca Boehling. Zugleich wird von da an das Bundesarchiv den ITS als Partner in archivischen Fragen beraten. Der ITS aber bleibt grundsätzlich das von den Alliierten ins Leben gerufene Konstrukt: eine Organisation internationalen Charakters, unabhängig und dem Grundsatz verpflichtet, durch seine Aktivitäten das Andenken an die Opfer und Überlebenden weiterzugeben.

Hermann Otto Geißler: Ernst Ludwig Dietrich (1897-1974). Ein liberaler Theologe in der Entscheidung. Evangelischer Pfarrer – Landesbischof – Religionshistoriker. Quellen und Studien zur hessischen Kirchengeschichte (QSHK) Band 21. Verlag der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung, Darmstadt 2012. XXIV/630 S. mit 43 Abb. 24,80 €.

Um es vorweg zu sagen: Zumindest im Blick auf die hessen- und nassauische Kirchenzeitgeschichte kenne ich kein Thema, das derart von Erlebnis- und (vor allem) Kampfbildern beherrscht ist wie das Urteil über den in Worms aufgewachsenen, der hessen-darmstädtischen Pfarrerausbildung (Gießen/Friedberg) entstammenden, doppelt promovierten (Gießen 1920: Lic. theol.; 1922: Dr. phil.) liberalen Theologen in der Ausprägung der „Religionsgeschichtlichen Schule“, von 1929-1968 als Pfarrer an der Wiesbadener Marktkirche tätigen, 1934-1945 als Landesbischof der Evangelischen Landeskirche Nassau-Hessen amtierenden, formell zwar nicht den „Deutschen Christen“ (DC), dafür aber seit 1932 der NSDAP angehörenden Studienratsohn Ernst Ludwig Dietrich! Ein des Bischofsamtes unwürdiger, nationalsozialistisch instrumentalisierbarer Ehrgeizling, ein ein gnadenloses Regiment führender Kirchenzerstörer, ein wahrer Buße unfähiges blindes Werkzeug der NS-Kirchenpolitik: Das sind nur einige der Anklagepunkte, die Dietrich bis in die jüngste Zeit hinein zu einer „protestantischen Unperson“ haben werden lassen. Allerdings ersetzen da oft genug auch Überzeugungen und bloße Meinungen ein genaues Hinsehen; moralisches Verurteilen dispensiert leicht von einer kritischen Überprüfung auch des eigenen Standpunktes durch ein differenzierendes, eher an Bildungs- als an Heilswissen (M. Lepsius) interessiertes historisches Bemühen. Die oft der Pfarrer- und Siegeroptik entstammenden moralisierender Bilder

des Kirchenkampfes wirken auch auf die Forschungsatmosphäre ein. Zugegeben: Als ich 1957 an der Marktkirche auch Dietrichs Kollege werden sollte, bin ich, obwohl in hessischer Kirchengeschichte nicht unerfahren, zunächst zusammengesackt! Dass er mich nach Borngässers Tod (1965) wieder an die Marktkirche als Kollege haben wollte, sei gerne vermerkt.

Schon die mir vorliegenden verschiedenen früheren Titel der hier anzuzeigenden kundigen, sich auch durch eine exakte, die großen Linien allerdings nicht aus den Augen verlierende Detailarbeit auszeichnende voluminöse Frankfurter ev.-theol. Dissertation (2010) des Wiesbadener Lutherkirchenpfarrers und engagierten Mitarbeiters der „Kirchenkampfkommision“ der EKHN Hermann Otto Geißler (*1934) spiegeln auch Überprüfungen und Präzisierungen eigener Fragehinsichten und Beurteilungen der komplexen Vorgänge beim Fortgang der Forschungen wider, näherhin der Weg von einer eher theologienahen, selbstrechtfertigenden Kirchenkampfforschung hin zu einer historisch-kritischen Rekonstruktion des protestantischen Milieus und damit auch des kulturell und politisch bedeutsamen Phänomens „Kirchenkampf“, bei dem nicht nur „Glaubensinhalte“ und theologische Diskurse, sondern auch soziale, dorf/stadt- und familienpolitische, individual- und sozialpsychologische Gegebenheiten sowie auch geschichtlich vermittelte religionskulturelle Angelegenheiten eine wichtige Rolle spielten. Auch im Blick auf die nicht einfache Persönlichkeit Dietrichs wird von Geißler dessen subjektive Wahrnehmung der jeweiligen Alltags- und Lebenswelt als Bestandteil der historischen Realität anerkannt. „Kirche“ ist für Dietrich eben mehr als „Gemeinde unter Wort und Sakrament“ im Sinne Dialektischer Theologie und der „Bekennenden Kirche“ (BK) als deren auch kirchenpolitische Transformation!

Geißlers bemerkenswertes, eine ungeheure Materialfülle bearbeitendes eindrucksvolles Buch enthält zugleich auch ein eigenes biographisches Bekenntnis: „Bei der Arbeit an der *Dokumentation zum Kirchenkampf in Hessen und Nassau* [1974-1996] entstand bei dem Verfasser der vorliegenden Untersuchung der Verdacht, dass die Darstellung und Beurteilung von Ernst Ludwig Dietrich nicht unerheblich von Vorurteilen beeinflusst war, die auch er selbst bis dahin teilte... Es war der Beginn eines Frageprozesses, der sich über zwei Jahrzehnte ausgedehnt hat“ (33). Vieles erwies sich dabei als komplizierter, als bisher weithin dargestellt.

Diese Einsicht samt ihren Folgen für die Forschung macht allerdings, auch für den Rezensenten, Geißlers Buch zu keiner einfachen Lektüre! Man kann nicht einfach seinen Inhalt kommentierend und/oder kritisierend „nacherzählen“! Schon die zahlreichen Dissertationsstandards (z.B. eine fast überbordende Fülle von Herkunftsnachweisen, Auseinandersetzungen mit den jeweiligen Forschungsständen, methodische Diskussionen, Wiederholungen der Darstellung bestimmter Ereignisse unter thematisch wechselnden Bezügen, ein umfangreicher Text-, Quellen- und Literaturanhang) machen dies, wie auch Geißlers reflexive Darstellungsweise, unmöglich. Es kann hier nur auf einzelne, vom Rezensenten zuweilen auch subjektiv als für weitere Forschungen bedeutsam gehaltene Aspekte hingewiesen und so Mut zur eigenen Lektüre gemacht werden. Neben mehrfach gegliederter und immer wieder ziffernmäßig unterteilter Einleitung (übrigens ein Merkmal der gesamten Dissertation!) und einem „Betrachtungen, Beobachtungen und Schlussfolgerungen“ überschriebenen, über eine übliche Zusammenfassung aber hinausgehenden Schlußkapitel geht Geißler einteilungsmäßig biographisch vor: Werdegang (1897-1933) – Im Amt als Landesbischof

(1934-1935) – Neuorientierung (1938-1945) – Entlastung (1945-1974).

Die für mich wichtigste These Geißlers lautet: Es ist Dietrichs Verständnis vom Heiligen Geist als einer Kraft, die ihre „Dynamik“ von innen her entfaltet und den lebendigen Christus als auch in der heutigen Lebenswelt und im Politischen der Gegenwart wirkend verstehen läßt. „Dynamisch-organisch-konkret“: Diese Kurzfassung seines theologisch-politischen Denkens markiert 1933 für Dietrich die positiven Erwartungen für ein Zusammengehen der Kirche mit dem Nationalsozialismus; die Dynamik, die die Massen einschließlich nicht weniger, auch sich später zur BK haltender Pfarrer damals in der NS-Bewegung vereinigte, war für ihn mehr als nur eine politisch-soziologische Erscheinung (505 f.; vgl. 500, 517). Sie war für ihn „die Wunderkraft des aus Gott sich erneuernden Lebens“ (539). „Der verwüstenden, dem russischen Nihilismus entlehnten Theologie Karl Barths von der Minderwertigkeit der gesamten geschaffenen Welt und von der absoluten Distanz zwischen Gott und Welt muß die gesunde alte christliche Losung von der ‚Menschwerdung‘ und der Überwindung der Distanz zwischen Gott und Welt zentral entgegengestellt werden“ – so Dietrich (539) dann auch in Übereinstimmung mit seinem von ihm 1935 an die Marktkirche berufenen Kollegen Willy Borngässer. Geißler kommentiert diesen religions- und theologisch-politisch höchst relevanten Ansatz Dietrichs: „An keiner Stelle wird so deutlich, daß es seine [= Dietrichs] Theologie war, die ihn in den Irrtum gelenkt hat. Hier, in seiner Auffassung vom Heiligen Geist, ist das Einfallstor für die NS-Theologie, die ihn zu den Maßnahmen verführte, welche ihn zum Inbegriff des DC-Bischofs werden ließen, obwohl er dies doch eigentlich gerade nicht zu sein meinte. Die Wurzel seines Irrtums lag an der zentralen Stelle seiner Theologie, wo es darum ging, sich dem Wirken des Geistes Gottes, dem

lebendigen Christus, nicht entgegenzustellen, sondern ihm auch den Raum in der Kirche für sein Wirken offen zu halten“ (500), wobei die religionsgeschichtlich gewendete Sicht des Liberalismus mit der Betonung der Zusammengehörigkeit von Kirche und Volk eine unterstützende Rolle spielte, ohne jedoch, wie dann von der BK mit ihrer differenztheologischen Grundierung nach 1945 behauptet, als wichtigste Ursache für das kirchliche und auch politische Desaster 1933/45 herhalten zu müssen – so Geißlers Resümee der einen Seite. Darüber darf aber die andere Seite nicht vergessen werden: Mag auch die Denkweise der religionsgeschichtlichen Schule Dietrichs Hoffnung, daß die NS-Bewegung vor allem in der Person Hitlers auch zu einem neuen Erwachen der christlichen Religion führen könne (324) gefördert haben: Bei der sich nach 1935 anbahnenden Entfremdung und schließlichen Abkehr Dietrichs vom Nationalsozialismus spielte gerade auch die religionsgeschichtliche, liberale Theologie eine wichtige, wenn nicht sogar entscheidende Rolle (529f.)!

Ein weiterer Aspekt: „Dietrich faßte das Amt des Landesbischofs, das er faktisch nur von 1934-1935 bekleidete, als ein öffentliches Amt auf, das für Frieden und Ordnung zu sorgen hatte. Dafür fühlte er sich den staatlichen Behörden verantwortlich“ (508), was Geißler dann als „unzureichende Unterscheidung zwischen weltlichem und kirchlichem Amt, das seine Ursache auch in den liberalen Grundanschauungen haben mag“, charakterisiert. Erhoffte sich Dietrich durch die Verbindung mit der nationalsozialistischen Bewegung eine innere Erneuerung der Kirche, die auch zu einer Belebung der Frömmigkeit führen sollte, so hat er für Geißler doch bald „über der institutionellen Kirchenreform, die ihn immer mehr in den Kleinkrieg mit den aufsässigen Pfarrern und Gemeinden verstrickte, sein eigentliches Ziel aus dem Auge ver-

loren“ (110). Man kann darüber streiten, ob nicht bereits zur Zeit von Dietrichs Dienstantritt als Landesbischof am 8.2.1934 das Interesse der NS-Bewegung an der Kirche den Zenit schon überschritten hatte, was für die Bewegung der DC in Nassau-Hessen bestimmt galt: Als liberaler Theologe stand er einer eher biblizistisch-„positiven“ (324), primär an Dogma und Kultus, d.h. an der engen Gottesdienstgemeinde orientierten, sich als Kreuzzug gegen den Neuprotestantismus, als Kampf gegen Aufklärung und Liberalismus, als totale Verkirklichung der protestantischen Welt verstehenden „bekenndenden“ Kirche bald wehrlos gegenüber, zumal das von ihm auch theologisch-reformatorisch gerechtfertigte „Führerprinzip“ mit seinem sich darauf stützenden Maßnahmenkatalog sich – vor allem auch infolge der grundsätzlichen Abkehr des NS-Staates von seinen Getreuen in der Kirche – zunehmend als stumpfe Waffe erwies. Zwar wurde die „Angst“ vor dem „Gewaltregiment Dietrich – Kipper“ als die Anhänger der BK motivierende Kampfpapare weiter gepflegt. Im Alltag des Kirchenkampfes aber verlor sie bald ihre Schrecken, wie z.B. die zunehmende Nichtbefolgung von Disziplinarmaßnahmen Dietrichs zeigt. Ja: Vertreter des Staates schoben dafür Dietrich die Schuld zu: „Sie, Herr Dietrich, sind zum Teil selbst daran schuld, dass es Ihnen so geht. Sie waren zu scharf“ – so Ministerialdirigent von Detten am 8.7.1936 zu Dietrich (282, 531). Dieser mußte in steigendem Maße erfahren, dass die Kirche und auch seine Person den Führern des Nationalsozialismus gleichgültig, ja störend war (325), was für ihn dann in der Auseinandersetzung mit Kirchenminister Kerl deutlich wurde: „Es war vom Nationalsozialismus keine Erneuerung der kirchlichen Religiosität zu erwarten, wovon er bisher ausgegangen war. Im Gegenteil – der Nationalsozialismus selbst, einschließlich seines Führers, erschien ihm nun als Feind der

Kirche; dies bedeutete für Dietrich eine schmerzliche Erkenntnis“ (325). Geißler faßt zusammen: „Das Ergebnis dieser Entwicklung war die völlige innere Abwendung vom Nationalsozialismus, die sich bis zum Jahresende 1937 festigte“ (327) und auch zu seiner Öffnung für die Zusammenarbeit mit anderen Gruppierungen des Kirchenkampfes bis hin zur BK führte (Arbeitsgemeinschaft Dietrich - Veidt – [Dr. Friedrich] Müller; Einigungswerk Nassau-Hessen!), was allerdings keine theologische Hinwendung zur dialektischen Theologie oder zu der von der traditionellen Orthodoxie geprägten BK-Theologie bedeutete (352), wohl aber zu seinem Bekenntnis auf dem Pfarrertag am 25.1.1939 in Frankfurt am Main: „Mein kirchlicher Weg von heute ... ist nicht mehr mein Weg von 1934/35. Ich bestehe nicht mehr, wie damals, auf der Durchsetzung des politischen Führerprinzips im äußeren Aufbau der Reichs- und Landeskirche ... Ich bestehe daher auch nicht mehr auf den Mitteln und Maßnahmen, die ich in Verfolgung dieses Prinzips auf dem Boden der Kirche damals anwenden zu müssen glaubte ... Es tut mir aufrichtig leid, daß derartige Maßnahmen Härten ergeben haben, durch die sich die Amtsbrüder damals gekränkt oder bedrückt fühlten oder noch bedrückt fühlen...“ (371 f.). Im Einzelnen darf hier auch auf die Darstellung der „Verteidigungslinien“ Dietrichs bei Geißler (z.B. 422, 435, 456) hingewiesen werden.

Ein Letztes: Erlebte Dietrich den Einmarsch der Amerikaner 1945 zunächst als Befreiung, so die folgende „Selbstreinigung der Kirche“ vor allem durch die BK und die staatliche Entnazifizierung letztlich als einen ihn tief verletzenden Akt, für den er auch Martin Niemöller und die keinen Raum für eine plurale Theologie und Kirchenpolitik gebende radikale BK verantwortlich machte. Der im Gefolge staatlicher und vor allem kirchlicher Maßnahmen vom Pfarramt suspendierte

Dietrich durfte erst am 11.12.1949 wieder in der Marktkirche predigen, was er auch als Bestrafung liberaler Theologie und als Ausdruck der kirchenpolitischen Bestrebungen einer bestimmten Gruppe (BK) empfand, die die wichtigsten Leitungämter für sich beanspruchte und die dann die Kirchen- und Lebensordnung nach ihrem Geschmack gestaltete, wobei ihr neben dem linken hessischen Nachkriegsmilieu und den fehlenden Einflussmöglichkeiten anderer Gruppen auch der Übergang von einem sich gemäßigt deutschnational-volkskirchlich definierenden Protestantismus (auch in der BK!) zu eher theologisch „orthodoxen“, sich auch mit linken politischen Positionen verbindenden „Bekennerkirche“ mit ihrem mit Bußtönen unterlegten, aber kirchenpolitisch instrumentalisierten Moralismus zu Hilfe kam! „Buße“ im Sinne einer radikalen BK und „Umkehr“ im Sinne Dietrichs waren eben nicht dasselbe. Geißlers Fazit: „Dietrich ist es schwer gefallen, seine Rolle als Täter zu erkennen und anzuerkennen. Stattdessen sah er sich alsbald eher als Opfer – Opfer des Betrugs der Nationalsozialisten, die sich in ihrem Parteiprogramm zu einem positiven Christentum bekannten und am Tag von Potsdam durch Hitler den Kirchen ihren Schutz zusicherten und um ihre Mitarbeit baten. Er sah sich getäuscht durch den Wechsel in der staatlichen Kirchenpolitik, die ihn seine bischöfliche Autorität kostete, durch seine Behandlung von Seiten des Kirchenministers Kerrl, in dessen Handeln er nur Falschheit erkennen konnte, und schließlich durch die Offenbarung der wahren Intentionen Hitlers im Blick auf die Kirchen, die ihm die Mitteilung von Staatssekretär Dr. Stuckart über die Besprechung in Berchtesgaden brachte. Auch in der Nachkriegszeit verstand er sich als Opfer der Alliierten und vor allem Niemöllers ... Letztlich hat eben diese Unfähigkeit, sich mit seinen Taten und der Verantwortung für dieselben zu identifi-

zieren, zu seiner Verbitterung geführt, die ihn am Lebensende bedrückte“ (531 f.). Die Marktkirche war noch zu meiner Zeit eine „Bk-freie Zone“ (476)!

Geißlers Ziel, das bisherige höchst zwiespältige Bild Dietrichs durch die Darstellung der Entwicklung Dietrichs zu ergänzen und dabei vor allem auch der Frage nach der Bedeutung der Theologie für dessen Lebensgang nachzugehen, dürfte aufs Ganze gesehen gelungen sein, soweit dies auch im Blick auf die „auffällige Gespaltenheit Dietrichs in seinen Neigungen, Urteilen und Entscheidungen“ (522) möglich ist. „Kompromisse schließen war nicht Dietrichs Sache. Das hat ihm sein Leben erschwert. Andererseits aber liegt genau in dieser Wesensart der Grund, dass ihm die Lösung aus den Bindungen an den Nationalsozialismus möglich war“ (ebd.). Dietrich war gerne Pfarrer, aber er sah auch die Alternative der wissenschaftlich-akademischen Laufbahn als eine Möglichkeit, die ihm allerdings nicht nur die Nationalsozialisten verschlossen. Neben dem Geißler gerne geschuldeten Dank für seine anspruchsvolle und ertragreiche Dietrich-Biographie und dem Wunsch nach zahlreichen Lesern darf ich mit einer persönlichen, Geißler adäquaten Erfahrung schließen: Dietrich war gerade dann aufgebracht, wenn er sich mit aus seiner Sicht nach Verstand und Herz „ungebildeten Personen“ auseinandersetzen mußte, wobei er die besondere Fokussierung auf „Pfarrer“ zwar verbal offen ließ, aber in nicht wenigen Fällen meinte!

Karl Dienst, Darmstadt-Eberstadt

Andreas AY, Neues Wohnen in alten Mauern. Joseph Maria Olbrichs Innenausstattung der Privaträume für Großherzog Ernst Ludwig von Hessen und bei Rhein im Alten Schloss in Gießen. Begleitband zur Ausstellung des Oberhessischen Museums Altes Schloss in Gießen. Edition noir, Lich

2012, 231 S. (Querformat), 149 Abb., davon 22 farbig, geb. € 25,00

In der umfangreichen Literatur über die Darmstädter Künstlerkolonie der Jugendstil-Jahre und ihren ersten Chef und „spiritus rector“ Joseph Maria Olbrich (1867-1908) finden sich unter den wichtigen „Privataufträgen“ für Großherzog Ernst Ludwig stets auch die als „Absteigequartier“ eingerichteten Räume im „Alten Schloss“ in Gießen, das von den Bomben des letzten Krieges ebenso zerstört wurde wie das großherzogliche Kabinettsarchiv in Darmstadt mit den schon bei der Jubiläumsausstellung 1976 schmerzlich vermissten Akten und Korrespondenzen zur Mathildenhöhe und ihren Künstlern. Der Ausstellungskatalog zum 75. Todestag Olbrichs illustrierte die „Großherzoglichen Wohnräume im Alten Schloss Gießen“ mit immerhin acht Abbildungen.¹ Die 1988 erschienene Neuausgabe der noch von Olbrich selbst angeregten sogen. „Wasmuth’schen Tafeln“ brachte an die 30 Planskizzen und Abbildungen über die Giessener Arbeit,² und Kenner wussten, dass sich dazu unter den mehr als 2000 Blatt des 1911/12 in die Bibliothek des Kunstgewerbemuseums in Berlin gelangten zeichnerischen Nachlasses Olbrichs auch zahlreiche Entwurfszeichnungen und Aquarelle finden, die bei einer ersten Ausstellung in Gießen 1974 allerdings nicht allzu viel Interesse fanden³

1 Bernd Krimmel/Sabine Michaelis (Red.), Joseph M. Olbrich 1867-1908. Katalog, Mathildenhöhe Darmstadt 1983, S. 142-145, 310 f.

2 Peter Haiko/Bernd Krimmel/Renate Ulmer, Joseph Maria Olbrich: Architektur. Vollständiger Nachdruck der drei Originalbände von 1901-1914, Ernst Wasmuth Verlag, Tübingen 1988, S. 26, Tf. X und 120-130.

3 Vgl. Karl Heinz Schreyll, Joseph Maria Olbrich. Die Zeichnungen in der Kunstbibliothek Berlin. Kritischer Katalog, Berlin 1972. - Dazu: Robert Judson

Dem im 100. Todesjahr Olbrichs 2008 mit dem in der Festschrift für den Marburger Kunsthistoriker Ulrich Schütte erschienenen Aufsatz seines Schülers Michael H. Sprenger „Der Fürst im Museum“⁴ folgte bereits ein Jahr später in dieser Zeitschrift H. J. Weimanns Zusammenfassung der bis dahin bekannten, zum Teil widersprüchlichen Daten über „Die großherzogliche Wohnung in Gießen“⁵, die gleichwohl in der großen Olbrich-Schau des Folgejahres lediglich unter „ferner liefen“ erwähnt wurde.⁶ Es war vielleicht mehr als ein Zufall, dass bei Sanierungsarbeiten im Depot des Oberhessischen Museums in eben diesem Sommer 2010 mehrere Kartons mit dem einschlägigen Briefwechsel Olbrichs und sonstigen Unterlagen über seine Arbeit für Gießen gefunden wurden. Das gab den Anstoß zu der im August 2012 eröffneten Ausstellung des Oberhessischen Museums, die das neu gefundene Material mit den Gießen-Bezügen des zeichnerischen Nachlasses in der Bibliothek der heutigen Kunstbibliothek Berlin und den im Besitz der Hessischen Hausstiftung

erhaltenen Möbelstücken zusammenführte, die nach der Revolution von 1918 zunächst nach Darmstadt und weiter nach Wolfsgarten gelangt waren. Der neue Gießener Dokumenten-Fund ist insofern über das konkrete Thema hinaus bedeutsam, weil er neben wichtigen Ergänzungen zu Olbrichs bis dato nur bruchstückhaft überliefertem Briefwechsel mit Handwerker-Anweisungen und Rechnungsunterlagen einen völlig neuen Einblick in die Arbeitsweise des Architekten und Designers, seine Entwurfsarbeit und den konkreten Anteil an ihrer Umsetzung ermöglicht.

Im hier anzuzeigenden Begleitband der Gießener Ausstellung gibt Kurator Andreas Ay zunächst einen Überblick über die anhand der neu gefundenen Dokumente und eines „Generalprotokolls“ im Stadtarchiv Gießen zunächst einen ergänzten und berichtigten Überblick über die Sanierung des „Alten Schloss“, von dem Großherzog Ludwig IV. nach einem Gießen-Besuch 1891 in seinem Tagebuch notierte, es befinde sich „in wüstem, wilden Zustand“, sei „halb Ruine“. Gegen im Kreis der Stadtverordneten erörterte Abrisspläne regte Oberbürgermeister Feodor Gnauth eine Veräußerung des zum großherzoglichen Privatvermögen zählenden maroden Baus an die Stadt Gießen an. Der junge Großherzog Ernst Ludwig verband die am Juni 1893 verfügte Schenkung an die Stadt mit der Auflage, in dem mit Zuschuss renovierten Bau ein Museum zur oberhessischen Geschichte einzurichten. Die im „Generalprotokoll“ vermerkte Anregung Gnauths, einen Teil des Baus als „Absteigequartier“ für den Großherzog einzurichten, wurde gebilligt. Obwohl man 1898 die ersten Pläne des Städtischen Baumeisters Otto Schmandt 1898 bereits genehmigt hatte, wurde mit der endgültigen Planung und Durchführung der „Wiederherstellung“ zur Jahrhundertwende, wohl kurz vor der Berufung Gnauths zum hessischen Finanzminister,

Clark, Joseph Maria Olbrich. Die Großherzogliche Wohnung im Gießener alten Schloss, o.A. 1974.

- 4 M. H. Sprenger, Der Fürst im Museum. Das Alte Schloss in Gießen und seine Wiederherstellung und Ausstattung unter Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt. In: Herrschaft – Architektur – Raum. Festschrift ..., hg. Stephanie Hahn/M. H. Sprenger (Schriften zur Residenzkultur 4, Berlin 2009), S. 226-259.
- 5 H.-J. Weimann, Die großherzogliche Wohnung in Gießen, in: MOHG 94/2009, S. 45-62 mit 16 Abb.
- 6 Ralf Beil/Regina Stephan (Hrsg.), Joseph Maria Olbrich. 1867-1908. Architekt und Gestalter der Frühen Moderne. Eine Ausstellung in Zusammenarbeit mit dem Leopold Museum Wien und der Kunstbibliothek-Staatliche Museen Berlin. Mathildenhöhe Darmstadt, Hatje Cantz Verlag, Ostfildern 2010, 456 S., über 250 Abb.; zum Thema: S. 284, 352, 419.

der vor allem als Kirchenbaumeister renommierte Architekt Ludwig Hofmann aus Herborn betraut, der auch den Gießener Bahnhof gebaut hat.

Zur Instruktion an Hofmann gehörte auch der Beschluss, „für den Großherzog ... ein wenn auch bescheidenes Absteigequartier in G[ießen]“ einzuplanen. In Hinblick auf die familiäre Situation Ernst Ludwigs, dessen schon vorher zerrüttete Ehe mit der britischen Cousine Victoria Melita Ende 1901 geschieden wurde, wirkt ein auf Februar 1901 datiertes Briefkonzept, das „für den Großherzog und die Großherzogin“ Repräsentationsräume und Schlafzimmer mit Bad vorsieht, eher befremdlich. Architekt Hofmann hatte zwar im Oktober 1902 einen „Kostenanschlag über den inneren Ausbau des Großherzogl. Absteigequartiers“ eingereicht. Doch reaktiviert wurde die Planung erst Ende 1905, als die aufwändigen, historisierenden Renovierungs- und Umbauarbeiten abgeschlossen waren, und damit nach der Wiederverheiratung des Großherzogs mit Eleonore von Solms-Lich, die vielleicht auch mehr als ihre Vorgängerin an der Absteige in Oberhessen interessiert war.

Vielleicht angeregt durch die Planung des „Hochzeitsturms“ auf der Darmstädter Mathildenhöhe als Geschenk der Residenzstadt an das Großherzogspaar – der erste Olbrich-Entwurf eines „Eleonorenthurms“ stammte vom März 1905 – beschloss man jetzt auch in Gießen, dass die geplante Fürstenwohnung im Nordflügel des Alten Schlosses ein Hochzeits-Präsent von Stadt und Provinz werden sollte. Die Regierung der Provinz Oberhessen übernahm die Ausgestaltung der für Repräsentationszwecke vorgesehenen Erdgeschoss-Räume, die Stadt die großherzoglichen Privaträume im Obergeschoss. Für die „Prunkräume“ unten hatte Provinzialdirektor Andreas Breidert bereits im Frühsommer 1905 mit der Darmstädter Hofmöbelfabrik Glückert verhandelt, deren Pläne mit dem Groß-

herzog abgestimmt wurden. Die von der Stadt zu leistende Einrichtung der Privatwohnung vergab Oberbürgermeister Anton Mecum – wohl erst nach der erfolgreichen Anwerbung einer Reihe privater Sponsoren und Rückversicherung beim Großherzog – zu Jahresende direkt an Joseph Olbrich, der sozusagen postwendend zusagte. Dass man hier eine Konkurrenz Glückert/Olbrich oder gar eine grundlegende Stil-Divergenz sehen wollte, ist sicher unberechtigt. Der fast sechzigjährige Fabrikant Julius Glückert war weder Architekt noch Designer; Olbrich hatte im Rahmen der Darmstädter Künstlerkolonie die beiden sogen. „Glückert-Häuser“ geplant und gebaut, hatte überdies für das heute von der Akademie für Sprache und Dichtung genutzte „Große Glückert-Haus“ sowohl die Ersteinrichtung zur Ausstellung 1901 wie die Neu-Möblierung 1908 entworfen, während die Ausgestaltung des kleineren Hauses seinem Kollegen Patriz Huber übertragen war. Wer im Rahmen des Gießener „Glückert-Projekts“ für die konkrete Planung zuständig war, ist nicht überliefert. Olbrichs Möbel-Entwürfe für die Privaträume wurden, wie dies die neu aufgefundenen Rechnungs-Unterlagen detailliert belegen, für die meisten Räume von der Friedberger Möbel-Industrie H. Bindewald umgesetzt, während die von Bankier Siegmund Heichelheim finanzierte Einrichtung des Wohnzimmers, wohl auf dessen Empfehlung, von der ebenfalls auf der Mathildenhöhe engagierten Darmstädter Hofmöbelfabrik Joseph Trier geliefert wurde.

Der Hauptteil des Begleitbandes (S. 41-152) bietet, geordnet nach der Abfolge der Einzelräume, eine mit den ermittelten Dokumenten, Entwurfsskizzen, Fotos und ggf. erhaltenen Mobiliarteilen illustrierte Darstellung der Olbrich'schen „Atelierarbeit“. Ein kürzeres Kapitel gilt der damit verbundenen, mit dem neuen Dokumenten-Fund erstmals in solchem Detail fassbaren „Kontorarbeit“ von den

ersten Plänen, über die kleinen oder größeren Ärgernisse mit Technik und Finanzierung bis zur feierlichen Übergabe der fertiggestellten Räume Ende Juli 1907. Ein Anhang gibt mit Transkripten und Repros, die sich zum Teil bereits im eigentlichen Katalog finden, noch einmal eine Auflistung der jetzt im Oberhessischen Museum verwahrten Dokumente, wobei die Rechnungsunterlagen auch eine so bisher fehlende Übersicht über die beteiligten „Stifter“ liefern. Insgesamt leistet der Band eine erfolgreiche Wiederbelebung der verlorenen Gießener Arbeit Joseph Olbrichs und damit zugleich einen wertvollen Beitrag zur Werk-Biografie des bereits Anfang August 1908, fast genau ein Jahr nach der Einweihung in Gießen, verstorbenen Künstlers.

Eckhart G. Franz, Darmstadt

Hanno Müller: Juden in Gießen 1788-1942, hrsg. vom Magistrat der Stadt Gießen, Stadtarchiv, 19,80 €, ISBN 978-3-930489-53-4

Nun hat auch die Stadt Gießen ein Gedenkbuch für die Juden, die in ihrer Stadt gelebt, gearbeitet und studiert haben, die in der letzten Generation der Verfolgungs- und Vernichtungsmaschinerie der Nationalsozialisten ausgesetzt waren. Hanno Müller recherchiert seit Jahren zur Geschichte der Juden in Oberhessen, hat schon diverse Gedenkbücher publiziert, etwa zu den Juden in Butzbach, Großen-Buseck, Hungen und Lich. Durch das Durchforsten verschiedener Archive und das systematische Sammeln an Detailinformationen hat Müller eine unschätzbare Menge an Wissen angehäuft und geordnet. Mit seinen Publikationen macht er diese unglaubliche Faktenmenge auch anderen Forschern/innen und sonstigen Interessierten zugänglich.

Das Buch zu den Juden in Gießen hat DinA4-Format, streckt sich über 851 Seiten und wiegt 2,4 Kilo. Es ist auch

inhaltlich ein Schwergewicht, bietet es doch Daten über gut 5000 Personen und Familien, auch aus den Vororten Rödgen und Wieseck. Bei manchen sind es nur knappe Erwähnungen aus Registern, Akten oder Zeitungsanzeigen. Bei einigen wenigen Personen und Familien gibt es Forschungsbeiträge, die Müller in einem standardisierten Verfahren ausgewertet hat, an diesen Stellen erfahren wir etwas mehr über die Menschen.

Es ist keine einfache Lektüre, da die Aneinanderreihung von Daten und Namen nicht flüssig lesbar ist, die trockenen Angaben etwa von Grabsteinen, Personenstandskarten oder aus Adressbüchern ohne inhaltliche Füllung nicht viel aussagen. Aber es ist die Basis, um darauf aufbauend weitere Lebensgeschichten zu schreiben. Dem Buch ist ein bewegender Bildanhang beigelegt, inklusive dem Fotofund aus den Akten des Finanzamts Gießen, aus dem bislang nur wenige Personen identifiziert werden konnten. Es sind auch Fotos von Nachfahren zu sehen, die in Israel oder Amerika neue Familien gegründet haben.

Im Anhang sind auch Wahlverzeichnisse aufgeführt und dankenswerterweise ein Register der Geburtsorte, was die Nutzbarkeit als Nachschlagewerk noch steigert. Zum ausführlichen Quellenverzeichnis kommt eines über die bislang nicht sehr üppige Literatur zur Juden in Gießen und Umgebung. Das Buch ist erhältlich im Stadtarchiv Gießen, Rathaus, Berliner Platz 1 und kann dank diverser finanzieller Unterstützer zu dem günstigen Preis von 19,80 Euro verkauft werden.

Dagmar Klein, Wettengel

Aufgefallen: Neue Publikationen

2010

Christian Peter: Staatsbildung und Residenzausbau. Höfische Repräsentation, adlige Netzwerke und zeremonielle Selbstbehauptung im geistliche Fürstentum Fulda (ca. 1670-1802), 69. Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsverein 2010 (Diss. 2008/09 Uni Würzburg)

2011

René Halkett: Der liebe Unhold, Autobiografisches Zeitporträt von 1900 bis 1939, Edition Memoria, Hürth bei Köln 2011, ISBN 978-3-930353-30-9. Das ist: Albrecht Freiherr von Fritsch, vom Hofgut Schmitte in Biebental-Rodheim.

Babett Williger: Die ersten niedergelassenen Ärztinnen in Gießen. Eine Mikrostudie – Der Weg Gießener Frauen zum Medizinstudium und Arztberuf (Schriften zur Gießener Stadtgeschichte Bd. 8), Selbstverlag, Gießen 2011, 146 Seiten, div. Abb., Pb., ISBN 978-3-930489-52-7

Aide Rehbaum: Flammentod im Grafenhaus? Ein Indizienprozess als kulturhistorische Quelle, Jonas-Verlag, Marburg 2011, 127 Seiten, div. Abb., Geb., ISBN 978-3-89445-445-5. Zum Tod der Gräfin von Görlitz, Stifterin des Baleserischen Stifts in Gießen, Gutachter war Justus Liebig.

Hannes Heer, Sven Fritz, Heike Drummer und Jutta Zwilling: Verstumte Stimmen. Die Vertreibung der „Juden“ und „politisch Untragbaren“ aus den hessischen Theatern 1933-1944. (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen Bd. XXVII), Wallstein-Verlag 2011, 411 S., zahlreiche Abb., brosch., ISBN 978-3-921434-31-4

Irmtraud Sahmland, Kornelia Grundmann (Hg.): Perspektiven der Medizingeschichte Marburgs. Neue Studien und Kontexte (Quellen und Forschungen zur Hessischen Geschichte Bd. 162), Darmstadt und Marburg 2011, Hessische Historische Kommission Darmstadt und Historische Kommission für Hessen, 189 Seiten, 43 Abb., Geb., ISBN 978-3-88443-317-1

2012

Kornelia Grundmann, Gerhard Aumüller (Hg.): Das Marburger Medizinhistorische Museum – Museum Anatomicum (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur Bd. 98), Rathausverlag, Marburg 2012, 167 Seiten, div. Abb., Geb., ISBN 9978-3-923820-98-6

Mutgard und Hans-Jürgen Kuschke: 100 Jahre Jugendherbergen 1909-2009. Erinnerungen an Dr. Wilhelm Flörke (1893-1970, Direktor der Liebigschule) und die Ortsgruppe Gießen des Jugendherbergswerks Rhein, Main, Fulda und Lahn in der ersten Hälfte des 20.Jh., Schriftenreihe „Damals und Heute“ Band XII, Bad Nauheim 2012

Jürgen Nolte: Die Schlacht bei Wilhelmsthal - Der Siebenjährige Krieg in Nordhessen, 64 Seiten, geb., ISBN: 978-3-8313-2438-5

Hans-Joachim Weimann: Carl Justus Heyer – Revierförster, Forstmeister, Professor, 246 Seiten, div. SW-Abbildungen, Forstbuch-Verlag, ISBN 978-3-941300-62-0

Christel Buseck, Monika Graulich, Dagmar Klein, Ursula Schroeter und Klaus Weißgerber (Hg.): stolpersteine in Gießen. Dokumentation 2012 nach vier Verlegungen 2008-2010. Gießen 2012.

Wolfgang Form, Theo Schiller, Karin Brandes (Hg.): Die Verfolgten der politischen NS-Strafjustiz in Hessen. Ein Gedenkbuch, Historische Kommission Hessen (XLVIII), 440 S., 2 Abb., Marburg 2012, ISBN 978-3-942225-14-4

Eckhart G. Franz (Hg.): Haus Hessen. Biografisches Lexikon, Arbeiten der Hessischen Historischen Kommission, NF Bd.34, Darmstadt 2012, ISBN 978-3-88443-411-6

Rosemarie von Schweitzer: Erinnerungen an die ersten 40 Jahre Ökotrophologie. Die Entwicklung des Studiengangs Ökotrophologie und des Instituts für Wirtschaftslehre des Haushalts und Verbrauchsforschung an der Justus-Liebig-Universität Gießen von 1962 bis 2002; unter Mitarbeit von: Jörg Bottler, Petra Hartmann-Can, Heide Preuße, Barbara Watz, Ute Wiegmann, VVB Laufersweiler Verlag Gießen 2012, ohne ISBN

Wieder aufgelegt:

Hans-Günter Lerch: „Tschü Lowi ...“. Das Manische in Gießen. Die Geheimsprache einer gesellschaftlichen Randgruppe, ihre Geschichte und ihre soziologischen Hintergründe; mit lexikalischem Wörterbuch Manisch-Deutsch und Deutsch-Manisch, 4. Auflage, VVB Laufersweiler Verlag Gießen 2012, ISBN 978-3-89687-485-6

IV. AUS DEM VEREINSLEBEN

Zusammengestellt von Dagmar Klein (Schriftführung)

1. OHG-Vorträge 2011/12

Jeweils mittwochs um 20 Uhr, üblicherweise im Netanya-Saal des Alten Schlosses am Brandplatz, in diesem Jahr teilweise im Margarete-Bieber-Saal/MBS der Justus-Liebig-Universität

26. Okt. 2011	Henriette Fürth (1861 – 1938) – Soziales Engagement zwischen Wissenschaft und Politik	Prof. Dr. Helmut Berding, Universität Gießen
09. Nov. 2011 / MBS	Die Lahn ruft. Ein Gießener Sagenmotiv und seine Geschichte	Prof. Dr. Siegfried Becker, Universität Marburg
23. Nov. 2011 / MBS	Romanik in Hessen	Dr. Thorsten Droste, Waldsolms
07. Dez. 2011 / MBS	Briefe aus dem Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und das Tagebuch des Georg Ernst von und zu Gilsa (1740 – 1798)	Prof. Dr. Holger Gräf, Universität Marburg
18. Jan. 2012	Die ersten Menschen im Raum Gießen – Eine Bewertung der altsteinzeitlichen Funde	Norbert Kissel, Gießen
01. Febr. 2012	Klima und Witterung in Ober- hessen seit der Frühen Neuzeit	Johannes Hofmeister, Universität Marburg
15. Febr. 2012	Architektur der 50er Jahre in Gießen	Paul-Martin Lied, Lich
29. Febr. 2012	Das Notaufnahmelager Gießen – eine Institutionen- und Be- ziehungsgeschichte zwischen 1946 und 1990	Dr. Jeanette van Laak, Universität Gießen

2. OHG-Exkursionen 2011/12

H = Halbttag, G = Ganzttag, T = Tage

a) Museumsexkursionen im Winter 2011/2012 (H, PKW)

Organisiert von Karin Bautz M.A. und Prof. Dr. Siemer Oppermann

24. Febr. 2012	Heimatomuseum im Hirtenhaus Reiskirchen
23. März 2012	Museum der Rabenau

b) Sommer-Exkursionen 2012

16. Juni 2012 (G, Bus)	Dortmund: Zeche Zollern/LWL-Industriemuseum, Sonderausstellung „Zwangsarbeit. Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg“ und Burg Altena: Führung in den Burg-Museen und im Deutschen Drahtmuseum	Organisation: Karin Bautz, Dr. Carsten Lind
25. Aug. 2012 (H, PKW)	Friedberg: Mikwe und Stadtführung mit dem Schwerpunkt jüdische Geschichte	Organisation: Susanne Gerschlauer
01. Sept. 2012 (H, PKW)	Biedenkopf: Stadtführung und Hinterlandmuseum	Organisation: Susanne Gerschlauer

3. Ehrungen für langjährige Mitgliedschaft

Seit der Mitgliederversammlung 2003 wird die langjährige Mitgliedschaft mit einer Urkunde gewürdigt. Am 09. Mai 2012 wurden 31 Personen für 25 Jahre Mitgliedschaft geehrt: Dr. Barbara Breitbach, Dr. Michael Breitbach, Helmut Brück, Annemarie Busch, Dr. Karl Dienst, Irmgard Dürr, Elisabeth Faber, Klaus Frommelt, Monika Graulich, Ralf Hölzer, Ekkehard Kätsch, Sibylle Kahnt, Dr. Reinhard Kaufmann, Maria Kühn, Wolfgang Lindenborn, Dr. Peter Mayser, Uta Mehlhorn, Hans-Joachim Nagel, Dieter Nettelbeck, Gudrun Nettelbeck, Günther Prillwitz, Gudrun Prillwitz, Alfred Rösler, Emilie Rösler, Anne Rübsamen, Horst Rübsamen, Bernd Schauen, Jürgen Schellenberg, Dr. Hans-Joachim Schäfer, Peter Schlagetter-Bayertz, Manfred Schöwel.

4. Publikationen

Im Vereinsjahr 2012 hat der OHG folgende Publikation finanziell unterstützt:

Hanno Müller: Juden in Gießen 1788-1942, herausgegeben vom Magistrat der Stadt Gießen, Stadtarchiv

V. PRESSEBERICHTERSTATTUNG

Über die OHG-Vorträge im Winterhalbjahr 2011/12

Als „Fremde im Vaterland“ gestorben

Vortragsreihe des Oberhessischen Geschichtsvereins gestartet: Helmut Berding erinnert an Henriette Fürth

Mit einem Vortrag über die Gießener Soziologin Henriette Fürth hat der Oberhessische Geschichtsverein seine Vortragsreihe für das Winterhalbjahr 2011/12 begonnen. Professor Dr. Helmut Berding referierte über das Leben der engagierten deutsch-jüdischen Frauenrechtlerin, die vor 150 Jahren in Gießen geboren wurde und 1938 in Bad Ems starb.

Zu ihrem Todeszeitpunkt war es schon sehr still um sie geworden: Sie hatte Berufsverbot, und sämtliche Ehrungen waren ihr durch die Nationalsozialisten 1933 aberkannt worden. So starb sie, wie sie von Hugo Sinzheimer in seinem Nachruf bezeichnet wurde, „als Fremde im Vaterland.“

Der Gießener Historiker Professor Berding näherte sich dieser außergewöhnlichen Frau sehr behutsam. Ausgehend von ihrem Tod zeichnete er ein klares Bild der in Gießen als Henriette Katzenstein Geborenen nach. Allerdings, so musste er zu Beginn des Vortrags feststellen, ist sie für viele Gießener eine unbekanntere Person. Dies habe sich durch die Herausgabe der Autobiografie im vergangenen Jahr leicht verbessert; auch gebe es in Gießen wie auch in Frankfurt eine Henriette-Fürth-Straße und die Gießener SPD-Geschäftsstelle trage jetzt ihren Namen.

Fürth wurde in Gießen in das Spannungsfeld der deutsch-jüdischen Kultur und Religion hineingeboren. Ihre Mutter war eine orthodoxe Jüdin, ihr Vater war ein Liberaler. Sie selbst fühlte sich mit

dem Judentum verbunden und nannte sich „eine zum Trotz Jüdin“. So sei sie Gründungsmitglied des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens gewesen. Benachteiligungen habe sie von Anfang an gespürt, führte Berding aus. So konnte sie kein Abitur ablegen und auch kein Studium absolvieren, da sie als Jüdin keinerlei Berufsaussichten gehabt habe. Sie heiratete mit 19, ging mit ihrem Mann nach Frankfurt, bekam acht Kinder und begann später ihre Laufbahn als Publizistin und engagierte zunehmend für soziale Belange. Große Beachtung hätten ihre empirischen sozialwissenschaftlichen Studien erlangt, so Berding, die allerdings nach 1933 in Vergessenheit gerieten. Sie war Mitglied der SPD und saß für sie im Stadtparlament Ihre These sei immer die Zusammenarbeit aller Gruppen gewesen, sagte der Professor. Dies brachte ihr viel Kritik ein, da sie in den Augen der Sozialisten zu wenig klassenkämpferisch sei, da sie dem bürgerlichen Lager entstamme.

Namens des Vorstands wies Manfred Blechschmidt auf die weiteren Veranstaltungen des Geschichtsvereins hin, deren Veranstaltungsort für die kommenden Male der Margarete-Bieber-Saal sein wird.

*Barbara Czernek, (cz); erschienen am 29.
Oktober 2011 im Gießener Anzeiger*

Lebenswerk Henriette Fürths gewürdigt

Eine überschaubare Anzahl von Besuchern hatte sich im Alten Schloss versammelt, um den Beitrag von Prof. Helmut Berding über Leben und Werk der in Gießen geborenen Henriette Fürth zu hören, mit dem der Oberhessische Geschichtsverein die Vortragsreihe im Winterhalbjahr 2011/12 eröffnete.

Berding, der als Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Geschichte an der JLU ganze Studentengenerationen prägte, erinnerte an den Nachruf von Hugo Sinzheimer, den dieser nach Fürths Tod 1938 verfasst hatte. Er hatte den Verlust bedauert, den ihr Tod für die Frauenbewegung, die Sozialwissenschaft und die sozialistische Bewegung bedeutete. Zugleich hatte er hervorgehoben, dass sie sich stets für die schwächeren, benachteiligten, diskriminierten Gesellschaftsschichten eingesetzt habe. Schon 1933 hatten sich die Nazis bemüht, alle Erinnerung an die Frauenrechtlerin zu tilgen, die am 14. August 1861 als Tochter des Möbelfabrikanten Sigmund Katzenstein geboren wurde.

Berding berichtete, dass die hochbegabte Schülerin keine Chance erhielt, Abitur zu machen. Kurz nach dem Schulabbruch heiratete sie Wilhelm Fürth, mit dem sie acht Kinder hatte. Sie bildete sich mit Literatur über Frauenrechte oder von Friedrich Engels weiter. Ihr Eintritt in „die Arena wissenschaftlicher Arbeit“ kam durch Vermittlung von Karl Flesch zustande. Ihre Studie über die Lebensverhältnisse von in der Herrenkonfektionsbranche tätigen Frauen öffnete ihr den Weg zu weiteren Studien und deren Publikation. Ihre Untersuchungsergebnisse über die Arbeit von Frauen in den Fabri-

ken legte eine Reihe von Mängeln im Schutzbereich offen, die von den Gewerkschaften und der Presse aufgegriffen wurden. Die Verlegung ihrer Arbeit über „die große, noch nicht beschriebene Bürde des armen Mittelstands“ wurde auf Empfehlung vom Fischer-Verlag veröffentlicht und brachte ihr die endgültige Anerkennung in den Kreisen der Wissenschaft. Arbeiten über Rassenhygiene/Eugenik und Bevölkerungspolitik folgten. Dabei trat sie für Freigabe von Verhütungsmitteln und Schwangerschaftsabbruch unter bestimmten Voraussetzungen ein.

Ihre Bereitschaft zur aktiven Hilfe im sozialen Bereich konnte sie seit 1897 auch als Vorsitzende der Rechtsschutzstelle des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins von Amts wegen ausleben und insbesondere für Kinder in Pflegefamilien viel Gutes tun. Nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges stürzte sie sich voll patriotischen Eifers in Hilfsprojekte. Gedankt wurde ihr dieser Dienst nicht. Das Verbot weiterer Aktivitäten und der Entzug ihrer Auszeichnungen als „eine der profiliertesten Denkerinnen der deutschen Sozialwissenschaft“ drängten die bekennende Jüdin in die Isolation.

Prof. Berding zeigte sich erfreut, dass Henriette Fürth heute wieder gewürdigt werde. Stadtführerin Dagmar Klein verwies anschließend darauf, dass Fürth für Vorträge und Bildungsveranstaltungen immer wieder einmal in ihre Geburtsstadt zurückkehrte.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 29. Oktober 2011 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Die zwei Gesichter der Lahn in der Sage

Prof. Siegfried Becker mit spannendem Vortrag für den Geschichtsverein - Fluss fordert immer wieder „Menschenopfer“

An ungewohnter Stätte, nämlich im Margarete-Bieber-Saal in der Ludwigstraße, konnte am Mittwoch Manfred Blech-

schmidt für den Vorstand des Oberhessischen Geschichtsvereins zahlreiche Besucher zu einem Vortragsabend be-

grüßen, der seinen eigenen Reiz hatte und über das Stammpublikum hinaus Besucher anlockte. Das mag insbesondere am Thema gelegen haben, denn Professor Siegfried Becker vom Institut für Europäische Ethnologie (früher: Volkskunde) beschäftigte sich mit der Sage von der Lahn, die von Zeit zu Zeit einen Menschen verschlingt, wobei sie einige Zeit vorher durch „lange, hohle und dumpfe Töne“ dessen Tod durch Ertrinken ankündigt.

Ausgehend von einem Bild Otto Ubbelohdes, das dieser in der „Hessenkunst“ 1914 veröffentlichte, ging der Referent dem Ursprung des Sagenmotivs nach, das insbesondere durch Heßlers „Sagenkranz“ berühmt wurde und der heute touristisch gern als „romantisch“ vermarkteten Lahn einen schaurig-dämonischen Ruf verschaffte. Wie Becker darlegte, schuf Ubbelohde die Federzeichnung mit der Lahnnixe im Zuge seiner Arbeit an einem Zyklus der Grimmschen Märchen, wobei „Die Nixe am Brunnen“ eben diese Thematik enthält. Heßler wiederum hatte seine Sage Johann Wilhelm Wolfs 1853 erschienenen „Hessischen Sagen“ zu verdanken, dessen Gewährsmann der Gießener Germanist Wiegand war. Dem mit dem Stadtbild nicht so recht vertrauten Wolf dürfte die merkwürdige Ortsangabe unterlaufen sein, wonach die Lahn „bei Neustadt am Heßler“ nach dem zum Tod des Ertrinkens Bestimmten rufe. Tatsächlich dürfte die Lahn bei Hochwasser bis Oswaldsgarten und Neustadt gereicht haben.

Ubbelohdes Darstellung der nackten Nixe, die dieser ähnlich auch bei der Märchenfigur Frau Holle wählte, wertete Becker als Protest des modernen Künstlers gegen die geistige Enge des Kaiser-

reichs. Zugleich entsprach die nackte Wasserfrau aber auch den romantisch-patriotischen Vorstellungen vom „deutschen“ Rhein, die damals populär waren, und nicht zuletzt der dämonisch-verführerischen Rheinnixe Lorelei. Die wiederum war durch die Heine-Verse aus dem Jahr 1825, die Friedrich Silcher zum „typisch deutschen Liedgut“ machte, und das Gemälde von Carel Joseph Begas aus dem Jahr 1835 längst nationales Kulturgut und künstlerisches Vorbild geworden.

Intensiv setzte sich Becker mit einer Erscheinung im Jahr 1615 in Marburg auseinander. Dieses Phänomen „Nympha Marpurgensis Lanicola, die Marburger Wassernix“ wurde sowohl rational zu erklären versucht, als auch im Sinne des Paracelsus mit allerlei „wunderlichen Discursen“ dämonisiert. Völlig unstrittig ist, wie Becker mit Beispielen aus Kirchenbüchern insbesondere der Marburger Gegend bewies, dass die Lahn immer wieder ihre „Menschenopfer“ bekam. Mal wurde jemand aus der Kutsche gerissen, mal ein Kind beim Baden auf den Grund gezogen, dann wieder ein Nachen zum Kentern gebracht - meist an Prallhängen, an die das Wasser stieß und Strudel bildete. Ausführlich ging Becker auch dem in der Nixengestalt verkörperten Bild der Weiblichkeit nach.

Er schloss seinen spannenden und lehrreichen Vortrag mit der Erkenntnis, dass der Mensch nicht die dämonische Personifikation von Natur benötige, um zu erkennen, zu welch verhängnisvollen Folgen seine Eingriffe in die Natur führten, wie der Klimawandel deutlich zeige.

Hans-Wolfgang Steffek (hw); erschienen am 11. November 2011 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Hessens Kleinode aus dem Frühmittelalter

Dr. Thorsten Droste begeistert mit einem packenden Vortrag zur Romanik Gäste des Oberhessischen Geschichtsvereins

Mit begeistertem Beifall, wie man ihn bei Vorträgen des Oberhessischen Ge-

schichtsvereins nicht alle Tage erlebt, honorierte das Auditorium dieser Tage im

Margarete-Bieber-Saal Dr. Thorsten Drostes Ausführungen zum Thema „Romanik in Hessen“. Gewürdigt wurde eine gelungene Synthese von Bild und Ton, die keine Sekunde langweilig war. Die Gäste wurden begrüßt von Vorstandsmitglied Dagmar Klein, die den in Hamburg geborenen und in der Nähe von Wetzlar lebenden Referenten als erfolgreichen Fachautor und Kenner der Romanik vorstellte.

Droste widmete seinen Vortrag dem kürzlich verstorbenen Gottfried Kiesow, der sich Verdienste um Land, Volk, Geschichte und Denkmalschutz für Hessen erworben habe. Kiesows Werke über die Romanik seien eine unverzichtbare Grundlage für jeden, der sich damit beschäftige. Droste erinnerte daran, dass sich Hessen in karolingischer Zeit zum Mittelpunkt des Reiches entwickelt habe. Aus dieser Zeit seien zehn Bauten erhalten, vier davon nahezu vollständig, während für ganz Frankreich nur acht registriert werden könnten. Er stellte zunächst den Ratgar-Bau des Fuldaer Doms vor, mit dem der vom Ehrgeiz zerfressene Abt Ratgar nicht nur die Mönche gequält hatte, sondern letztlich sogar vom Papst zur Mäßigung aufgerufen wurde. Die gleich neben dem Dom befindliche Michaelskapelle mache deutlich, dass hier ein Memorialbau nach antikem bzw. iranischem Vorbild gebaut wurde.

Als weiteres „Kleinod des deutschen Frühmittelalters“ stellte der Vortragende die Justinus-Kirche in Frankfurt-Höchst vor. Auch die Lorscher Torhalle als besterhaltenes Zeugnis fränkischer Zeit fehlte nicht. Sie stelle die letzte Blüte, aber auch den Höhepunkt der Karolingerzeit in Hessen dar. Danach habe sich unter Heinrich I. aus Sachsen die Macht nach Norden verschoben, in Hessen seien bedeutende Bauten erst in der späten Ottonenzeit wieder errichtet worden. Hier habe Heinrich II. mit Gründung einer Pfalz in Kaufungen-Ober-Kaufungen 1008 ein Zeichen gesetzt. Der be-

deutendste Bau des 11. Jahrhunderts sei die Abtei Hersfeld. An ihr sei zu beobachten, dass auch der Blick der Salier nach Italien gegangen sei. Mit diesem Bauwerk halte eine neue Grundrissformation in Deutschland Einzug.

Nach der Retardierung der Salierperiode sei, wie es Droste blumig formulierte, bezüglich der Bauwerke in der Stauferzeit förmlich eine Knospe aufgegangen. Hier fand sich auch die Kirche auf dem Schiffenberg in Gesellschaft der Klosterbauten in Oestrich-Winkel und auf dem Johannesberg im Rheingau wieder. Ganz und gar in seinem Element war Droste dann bei der Vorstellung herausragender Bauwerke der Romanik im Vergleich mit zeitgleichen in Frankreich und Italien. Welchen Schatz die Hessen etwa in der Ilbenstädter Kirche mit ihrer Zweiturmfassade besitzen, machte der Referent mit der Vita des Gründers Gottfried deutlich. Faszinierend auch seine Erklärung eines Durchgangs als Merkmal einer Passagenkirche. In Bezug auf den Limburger Dom als eines der Vorzeigebauwerke Hessens nannte Droste die Diskussion, ob der Dom noch romanisch oder schon gotisch sei „völlig unsinnig“. Hier sei beides amalgamiert. Und als Knalleffekt eines virtuosen Vortrags erfuhren die Besucher noch vom Wetzlarer Dom, dass hier der Baumeister aus Geldnot eine Tugend machte und alte Bauteile in den Neubau integrierte.

Zum Abschluss gab es noch ein Kompliment für Hessen und seine Bewohner: „Hessen ist eine Landschaft mit einer Offenheit in jeder Richtung und der Fähigkeit, aus jeder Richtung etwas aufzunehmen.“ Dies gelte für Land und Leute. Unzweifelhaft gehöre Hessen zu den großen Landschaften der Romanik.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 29. November 2011 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Der Vortrag beim OHG war sein letzter, Dr. Thorsten Droste starb am 27. Dezember 2011.

Auch 21 Gießener kämpften in Amerika

Zum letzten Vortragsabend des Oberhessischen Geschichtsvereins konnte Vorstandsmitglied Dr. Eva-Marie Felschow eine beachtliche Zuschauerzahl im Margarete-Bieber-Saal begrüßen. Sie alle waren gekommen, um sich von Prof. Dr. Holger Gräf (Marburg) über Briefe hessischer Soldaten aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg informieren zu lassen. Es sind etwa 140 Briefe von hessischen Soldaten, die für Großbritannien im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg (1755-1783) nach dem „Verkauf durch den Landesherrn“ im Einsatz waren. Die Briefe enthalten nicht nur militärische Angaben, sondern auch persönliche Schilderungen von Land und Leuten. Gerichtet waren sie an Georg Ernst von und zu Gilsa (1740-98), der von seinem Eintritt ins hessische Militär bis kurz vor seinem Tode ein Tagebuch führte, in das er viele Mitteilungen aus den Briefen übernahm. Die Schreiben und die Tagebuchaufzeichnungen des späteren ritterschaftlichen Obereinnehmers seien eine „einzigartige Quelle“, da ihnen „der persönliche Charakter und die Authentizität der Schreiben besonderen Reiz und nahezu singulären Rang verschaffe“, so Gräf.

Insgesamt seien etwa 2.000 Hessen in den USA im Einsatz gewesen, davon auch mindestens 21 Gießener. Ihr Kampf auf britischer Seite habe sie als „weiße Sklaven“ zur Negativfolie für die amerikanischen Helden um den legendären George Washington gemacht.

Auf den Inhalt eines weiteren „Dachbodenfundes“, der im Jahr 2010, drei Jahre nach dem Fund der von Gilsa'schen Ledermappe gemacht wurde, ging Dr. Gräf intensiver ein. Dabei handelte es sich um das Tagebuch des Leutnants der Hanauer Jäger, Philipp Jakob Hildebrandt, der über die Jahre 1777 bis 1781

Aufzeichnungen gemacht habe. Zuvor berichtete er allerdings noch von kulturellen Missverständnissen. So habe sich unter den Briefen der Gilsa'schen Sammlung eine Reihe Schreiben aus der Feder des Feldpredigers Friedrich Becker befunden. Der habe nach seiner Ankunft in New York förmlich von den vielen hübsch gekleideten Schönheiten der Stadt geschwärmt, bis er durch die Entdeckung, dass diese feinen Damen Prostituierte waren, desillusioniert wurde.

Gräf wies darauf hin, dass der in Quebec angekommene und später bei der erfolglosen Belagerung von Fort Stanwix eingesetzte Hanauer Jäger-Leutnant Hildebrandt in dem „gegen alle Menschlichkeit laufenden Krieg“, in dem Väter Freude über den Tod des auf der Gegenseite kämpfenden Sohn zeigten, noch einen ganz anderen Kulturschock erlebt haben dürfte. Er zog von Quebec zur Belagerung des Forts Stanwix mit etwa 90 Hanauer Jägern, 200 britischen Infanteristen, einigen Franko-Kanadiern und an die 1000 Irokesen. Sein zunächst positives Indianerbild habe sich nach der fast als kriegsentscheidend geltenden Niederlage stark verändert. Hatte ihn auch vorher schon die Skalp jagd der „Blutsbrüder“ befremdet, so seien sie beim Rückzug „außer Kontrolle“ geraten. Wesentlich besser habe das Leben der Franko-Kanadier auf den Hanauer Offizier gewirkt. Ein faszinierender Vortrag, der Lust darauf machte, die von Gräf edierten Briefe einmal selbst zu lesen.

Hans-Wolfgang Steffek (has); erschienen am 10. Dezember 2011 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

„Faustkeil Universalwerkzeug der Steinzeit“

In seinem Vortrag „Die ersten Menschen im Raum Gießen“ präsentiert Norbert Kissel Altsteinzeitfunde aus der Region

„Die ersten Menschen im Raum Gießen“ lautete der Titel des Vortrags, den Norbert Kissel von der Arbeitsgemeinschaft Altsteinzeit am Mittwochabend auf Einladung des Oberhessischen Geschichtsvereins im Netanya-Saal im Alten Schloss hielt. Gut 85 Zuhörer kamen zu der Veranstaltung, bei der Kissel nicht nur zahlreiche Funde aus dem weiteren Umfeld von Gießen präsentierte, sondern auch fundiert und lebendig in die Erforschung und Geschichte der Altsteinzeit einführte.

„Hessen ist ein reiches Land an Funden aus der Altsteinzeit“, erklärte der Referent, der sich ehrenamtlich in der AG Altsteinzeit engagiert und wie seine Kollegen bei Wind und Wetter - natürlich mit Nachforschungsgenehmigung - auf Feldern unterwegs ist, um Artefakte zu sichern. Mit dem Auffinden der Stücke allein ist es allerdings nicht getan, verdeutlichte Kissel, der unter anderem das aufwendige Zeichnen von Fundstücken und ihre Interpretation erläuterte. Zudem sei profunde Fachkenntnis bei der Feldforschung unbedingt vonnöten, um beispielsweise einen Faustkeil überhaupt von einem einfach zerbrochenen Stein unterscheiden zu können. Anhand zahlreicher Beispiele erläuterte der Pohlheimer Schulleiter seinen Zuhörern ganz unterschiedliche Werkzeuge und ihre Bauweise aus verschiedenen Epochen der Altsteinzeit anhand von Fotos und Anschauungsobjekten. Darunter waren viele Funde aus dem Raum Gießen, wie beispielsweise ein Faustkeil, der auf heute bebautem Grund in der Rödgener Straße entdeckt wurde oder ein weiterer etwa 300 000 bis 400 000 Jahre alter Faustkeil, den man im Südkreis geborgen hat. In der Region um Gießen seien sowohl die älteste Stein-

zeit (Beginn vor mehr als zwei Millionen Jahren), das Mittelpaläolithikum (vor etwa 200 000 Jahren) und das Jungpaläolithikum (vor etwa 40 000 Jahren) durch Artefakte vertreten. Allerdings berge die Gegend für die Forscher besondere Schwierigkeiten, da die Bodenbeschaffenheit eine Datierung erschwere und das Alter nur nach der Bauweise eines Werkzeugs bestimmt werden könne, wann Menschen anfangen, sich Hilfsmittel zu bauen?

„Vor etwa zwei Millionen Jahren hat der Mensch bewusst damit begonnen, Werkzeuge herzustellen“, betonte der Forscher, der zu den Begründern der AG gehört. In diesem Kontext wies er auf den sich vor etwa 1,8 Millionen Jahren in Afrika entwickelnden Homo erectus hin. „Diese Menschenform ist für den Faustkeil verantwortlich und auch für die Nutzung des Feuers“ unterstrich Kissel, der zahlreiche weitere Werkzeugtypen wie beispielsweise vor etwa 35 000 Jahren hergestellte Klängen hinwies. Wozu der Keil gut war? „Der Faustkeil war das Universalwerkzeug der Steinzeit“, sagte der Referent. Er habe unter anderem als Säge, Dolch oder Beil Verwendung gefunden. Zudem räumte der Lehrer gleich noch mit manchem Vorurteil auf. Die Steinzeit - aufgrund der langen Dauer der Epoche hat der Mensch 97 Prozent seiner gesamten Kulturgeschichte in der Altsteinzeit verbracht - soll vorwiegend mit Steinen zu tun gehabt haben? Stimmt nicht, sagte Kissel. Das Gestein war vor allem Mittel zu dem Zweck, andere Materialien zu bearbeiten, doch haben sich wegen der Vergänglichkeit der meisten Stoffe eben nur steinerne Artefakte erhalten. Ein weiteres Klischee: Die vermeintliche Primitivität unserer Urahnen wird von modernen Menschen gern genutzt, um die eigene Existenz zu

distanzieren. Aber: „Wir haben natürlich mit dem Neandertaler zu tun“, so der Referent, der es den Gästen zum Abschluss des Abends ermöglichte,

seine Anschauungsobjekte aus nächster Nähe zu betrachten.

Stephan Scholz (olz); erschienen am 20. Januar 2012 im Gießener Anzeiger

So kalt, „dass die Vögel in der Luft erfroren“,

... war es auch schon 1853 im Vogelsberg - Johannes Hofmeister spricht im Geschichtsverein über Wetter und Klima

Ganz so kalt, dass die Vögel wegen der Kälte in der Luft erfroren, wie es im Jahr 1853 ein Landwirt aus Köddingen im Vogelsberg vermerkte, war es am Mittwochabend in Gießen nicht, sodass Dr. Carsten Lind im Namen des Vorstands des Oberhessischen Geschichtsvereins doch recht viele Gäste im Netanya-Saal des Alten Schlosses begrüßen konnte. Sie alle waren gekommen, um dem in Frankenberg geborenen Diplom-Geografen Johannes Hofmeister zu lauschen, der sich ähnlich wie in seiner Dissertation mit „Klima und Witterung“ in Oberhessen seit der Frühen Neuzeit“ beschäftigte. Er stellte zunächst klar, dass zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert eine „kleine Eiszeit“ herrschte, wodurch es aber letztlich nur zu einer etwas kälteren Durchschnittstemperatur als heute gekommen sei. Für seine Recherche habe er lokalhistorische und landesgeschichtliche Quellen genutzt, aber auch ältere Fachliteratur und Archivquellen wie Kirchenbücher oder Rechnungen. Im Mittelpunkt der Aufzeichnungen hätten zunächst Wetterextreme und ihre schädlichen Auswirkungen gestanden.

Am 6. Januar 1643 habe „ein groß Gewässer“ (Hochwasser) dazu geführt, dass man in Gießen wie in Venedig mit dem Nachen durch die Stadt fahren musste. Besonders hervorgehoben wurde vom Gewährsmann Jakob Burgk aus Steinheim, dass zwei junge Fürsten aus Darmstadt deswegen auf dem Schiffenberg nächtigen mussten. Sehr häufig waren auch Kälteeinbrüche und Hagel-

schlag Gegenstand der Aufzeichnungen. So seien am 4. August 1677 in Großen-Buseck Hagelkörner groß wie Hühner-eier gefallen, eine Kirchenrechnung von 1763 aus Lützellinden berichtet von zerstörten Kirchenfenstern durch Sturm und für Homberg/Ohm verzeichnete das Kirchenbuch für den Winter 1659/60 den „stärksten Schneefall seit Jahrzehnten“. Hofmeister verwies darauf, dass manche Hinweise nicht wörtlich, sondern metaphorisch verstanden werden müssten, wie etwa bei den vom Himmel gefallenem toten Vögeln.

Wie Johann Jacob Justus, der „Kalendermann vom Veitsberg“ aus Saasen, hätten sich auch viele Lehrer der Wetterbeobachtung gewidmet. Für die Lehrer in Nassau sei dies im 19. Jahrhundert sogar Pflicht geworden. Überhaupt habe es in dieser Zeit bereits mehr allgemeine Wetterbeobachtungen gegeben, wozu nicht zuletzt auch eine 1857 vom Großherzog an die Bürgermeister ergangene Weisung beigetragen habe, Temperaturwerte und Niederschlagsmengen zu erfassen. Indem er auf landesgeschichtliche Quellen einging, stellte Hofmeister auch hier zunächst die Tendenz zur Aufzeichnung ungewöhnlicher Wetterphänomene fest.

Originalquellen aus Archiven, oft über Verwaltungsakte, beschäftigen sich, wie der Referent darlegte, meist mit Schäden, etwa durch Hagel. Der erste Vorschlag für eine Hagelversicherung in Oberhessen stamme von 1795, umgesetzt worden sei sie 1854.

Landwirtschaftliche Statistiken beschäftigten sich meist mit dem Einfluss des Wetters auf die Ernte. Ein besonderes Phänomen seien eigene lokale Gedenktage wie in Gonterskirchen, Breungeshain, Hörgenau oder Nösberts-Weidmoos. An den Tod von Samuel Ruhl am 18. Januar 1839 in einem Schneesturm erinnere ein Gedenkstein, außerdem sei über Jahrzehnte von November bis März das „Schneeläuten“ eingeführt worden. Der Tod Philipp Opfers in Leihgestern, am 18. Juli 1748 bei einem Unwetter sei mit seinem Charakter in Verbindung gebracht worden. Hofmeister erwähnte zudem, dass Gott einerseits als Sender der Unwetter vom Volk gesehen worden sei, aber auch als Erretter aus der Not.

Am Beispiel der Riedesel'schen Forsten erläuterte der Referent, wie der

Einfluss des Wetters auf die Forstwirtschaft dokumentiert wurde, wobei Sturmschäden sowie Frost- und Eisbruch tabellarisch und nach Holzarten getrennt überliefert wurden. Schließlich habe sich auch die Medizin im 19. Jahrhundert mit dem Wetter befasst, allerdings ohne Niederschlagsmeldungen aufzuzeichnen. Die seien dafür bereits 1844 im Botanischen Garten dokumentiert und ab 1850 regelmäßig aufgezeichnet worden. Viel Beifall gab es für einen kurzweiligen Vortrag, an dessen Ende für jeden Besucher der Heimweg durch eine grimmige Frostnacht stand.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 4. Februar 2012 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

Streifzug durch das Gießen der 1950er Jahre

Paul-Martin Lied referiert im Oberhessischen Geschichtsverein über die Nachkriegsarchitektur in der Stadt

Mit großer Freude stellte Manfred Blechschmidt, 2. Vorsitzender des Oberhessischen Geschichtsvereins, am Mittwochabend im Netanyasaal des Alten Schlosses fest, dass es nicht immer Vorträge über archäologische Themen sein müssen, die den Raum bis fast zum letzten Platz füllen. Diesmal hatte der veranstaltende Geschichtsverein mit der Gießener Architektur der 1950er Jahre ein architektonisches Thema gewählt und damit dem Verein offensichtlich neue Besucherschichten erschlossen. Blechschmidt stellte den Referenten Paul-Martin Lied, der als freier Architekt in Lich lebt und zugunsten der Vereinskasse auf sein Honorar verzichtete, als Absolventen der TH Darmstadt und vorher unter anderem in München, Delft und Amsterdam tätigen Architekturoptionen und Sachverständigen vor.

Lied räumte zunächst ein, dass das Vortragsthema allein eine persönliche Stellungnahme enthalte und viele Meinungen in den Ausführungen geäußert würden. Zudem sei auch Politik bei diesem Thema nicht zu vermeiden. Er stellte aber klar, dass Kultur und (gute) Architektur nichts mit Parteien zu tun hätten. Er versprach, die rund 110 Zuhörer in Wort und Bild auf einen Spaziergang durch die Innenstadt mitzunehmen, wobei er Kirchen-, Schul- und Sonderbauten weitgehend auslasse.

Zunächst stellte er grundsätzlich wichtige Architekten der Nachkriegszeit vor und betonte, dass 90 Prozent der am Wiederaufbau beteiligten Architekten auch die Zeit des Nazi-Regimes in Deutschland verbracht hatten. Rudolf Wolters etwa sei Nazi im Umfeld von Speer gewesen und geblieben und habe etwa den Wiederaufbau in Düsseldorf entscheidend geprägt, aber auch das

Dortmunder Polizeipräsidium gebaut. Paul Schmidthenner sei zwar 1933 Parteimitglied geworden, habe aber die Monumentalbauten der Nazis abgelehnt und eine Privatfehde mit de Corbusier gepflegt. Herbert Rimpl sei über einen Wettbewerb der Henkel-Werke in Rostock in die höchste Ebene der Nazi-Architekten aufgerückt und mit der Planung der Hermann-Goering-Stadt Salzgitter beauftragt worden. Er habe während des Krieges bis 700 Mitarbeiter gehabt und in seinem „Rimpl-Laden“ dennoch eine gewisse Opposition geduldet. So sei ihm sogar bei der Entnazifizierung eine antifaschistische Haltung attestiert worden. In seinem Werk zeige sich die Ambivalenz zwischen architektonischer Modernität und politischen Vorgaben. Hans Scharoun habe sich in die innere Emigration zurückgezogen und sei dann zum Stadtbaurat in Berlin und Professor an der TU Berlin geworden.

Im Wohnungsbau habe es Gemeinsamkeiten zwischen „rechten und linken Architekten“ gegeben, etwa die Massenfertigung, Zeilenbauweise oder die Bauhaus-Maxime Licht, Luft und Sonne. Wohn-, Arbeits- und Einkaufsbereiche seien getrennt gebaut worden. Die Bauten im Bereich Wiesecker Weg/Dürerstraße, zum Teil noch mit Schuttmaterial gebaut, seien mit ihren Lochfassaden sehr simple Konstruktionen mit Gestaltungselementen wie Balkons und Vorbauten.

Danach wandte sich Lied dem Wiederaufbau in Gießen zu und erläuterte die Problematik der Entscheidungsfindung unter den drei Oberbürgermeistern Karl Dönges, Albin Mann und Otto Heinz Engler, bis Wilhelm Gravert 1950 als Stadtbaurat maßgebliche Akzente setzte.

Vorher hatte Lied unterschiedliche Konzeptionen um einen zentralen Platz, das zentrale Rathaus und die verkehrstechnische Erschließung vorgestellt. Bei

der Beantwortung der Frage „In welcher Stadt wollen wir leben?“ gab es folgende Aspekte zu klären, wie Lied verdeutlichte: Neugestaltung oder Alterhaltung?

Sollen das Gemeinwesen oder die Eigentümer bestimmen? Soll der Verkehr in die Innenstadt geführt werden oder draußen bleiben? Welche Eckpfeiler bieten sich an?

Der Referent unterstrich, dass Graverts Plan nach der Währungsreform gekommen und Gießen städtebaulich gegenüber Wetzlar und Marburg im Hintertreffen gewesen sei. Für den Verkehrsfluss seien schon in einem Plan von 1937 runde Straßenecken gefordert worden. Man habe an Parkplätze gedacht, aber wie eine Äußerung des Geschäftsmanns Bette besagte, keine Abstimmung mit den Geschäftsleuten gesucht, sondern „von oben herab“ gehandelt.

Lied hob hervor, dass eine Reihe der ersten Gebäude der traditionellen Architektur verpflichtet gewesen sei (Eckhaus Geisse, Kaufhaus Kerber, heutige TH Mittelhessen [„Fachhochschule“]), während im Bereich Kirchplatz, Marktplatz, Schulstraße modernere Bauten errichtet wurden (Engel-Apotheke, Gewerkschaftshaus mit Fensterbänken und Rasterung, Schulstraße nach Fluchtlinienplan mit oberer Traufenkante und nicht zuletzt die Milch-Bar mit italienischem Flair, neuen Baustoffen und neuer Bauweise).

Höhepunkt des Selterswegs sei das Imhheuser-Gebäude gewesen, das Neue Post-Gebäude habe einen Fluchtpunkt markiert, der unter Protest gebaute Blumen-Corso als Zielpunkt der Plockstraße mit viel Glas und Asymmetrie habe letztlich viel Zustimmung erfahren. Die Dreiheit der Verwaltungsbauten am Berliner Platz, das Dach-Café, das für Gießens Innenstadtbereich einen Maßstabssprung bedeutete, und nicht zuletzt der Bau der

Universitätsbibliothek hätten ebenfalls besondere Bedeutung für den behandelten Zeitraum. Lied; dessen Vortrag trotz deutlicher Überlänge im VHS-Format bis zum Schluss fesseln konnte, machte Appetit darauf, die Gießener Bauten einmal wieder aufmerksamer zu

betrachten. Feinen Humor verriet Lied, als er das Wölfersheimer Beispiel von 1950 ansprach, wo Rathaus und Kirche kombiniert wurden.

Hans-Wolfgang Steffek (bas); erschienen am 17. Februar 2012 in der Gießener Allgemeinen Zeitung

„Gießen mutierte zu einem Sehnsuchtsort“

Historikerin Jeannette van Laak spricht beim Oberhessischen Geschichtsverein über Historie des Notaufnahmelagers

Die Bilder sind um die Welt gegangen. Als am 9. November 1989 die Mauer fiel, stand auch Gießen im Fokus des Interesses von TV-Sendern und Zeitungen aller Herren Länder. Das sicherlich beliebteste Motiv damals: Die zu Tausenden in langen Schlangen vom Bahnhof zum benachbarten Notaufnahmelager ziehenden DDR-Flüchtlinge, für die somit ein neues Leben begann. Die bewegende Geschichte der heute als Erstaufnahmeeinrichtung für Asylbewerber bestehenden Einrichtung zwischen 1946 und 1990 war Thema eines Vortrags, den die JLU-Historikerin Dr. Jeannette van Laak beim Oberhessischen Geschichtsverein hielt.

Die von ihr genannte Zahl von rund 4,5 Millionen Flüchtlingen, die in diesem Zeitraum hier Aufnahme nach ihrer Flucht oder Übersiedlung aus der Sowjetischen Besatzungszone und später der DDR suchten, verblüffte selbst viele der etwa 100 Zuhörer im Netanya-Saal des Alten Schlosses. Jeder von ihnen dürfte bei ihren Schilderungen sofort eigene Erinnerungen vor allem an die Wendezeit 1989/90 vor dem geistigen Auge gehabt haben. Als Gießens Straßen von Trabis geradezu überschwemmt wurden, am Bahnhof ein voller Zug nach dem anderen eintraf und es in der Innenstadt nur so von unseren neuen ostdeutschen Mitbürgern wimmelte. Doch der Name Gießens wie auch das Lager selbst seien schon

lange davor in der DDR ein Begriff für Freiheit gewesen. „Gießen mutierte zunehmend zu so etwas wie einem Sehnsuchtsort“, beschrieb es Jeannette van Laak.

Die am Historischen Institut (Didaktik der Geschichte) der Justus-Liebig-Universität (JLU) tätige Wissenschaftlerin sieht den Beginn dieser Entwicklung im Jahr 1963. Damals sei das vorher wichtigere Notaufnahmelager in Berlin-Marienfelde verkleinert und „Gießen zur ersten Anlaufstation für Flüchtlinge aus der DDR“ geworden. In den Jahren 1961 bis 1971 sollte deren Zahl aber eher klein bleiben. „Erst mit Willy Brands Ostpolitik nahm ihr Zustrom wieder zu“. Die höchsten Zahlen, auch dank Häftlingsfreikäufen konnte man vor der Wendezeit dann 1984 (25000) und 1988 (28000) verzeichnen, bevor 1989/90 oftmals täglich bis an die 1500 kamen. Menschenmassen, die in dem 1946 auf Befehl der amerikanischen Streitkräfte, gegründeten Barackenlager niemals hätten bewältigt werden können. Und auch die 1959 errichteten festen Gebäude, die heute noch existieren, sollten mehr als nur überfüllt sein. „Es ist davon auszugehen, dass die Menschen die Zeit im Lager als eine Übergangsphase gesehen haben“, folgerte van Laak. Da hatten es die ebenfalls in den Gebäuden untergebrachten Geheimdienst-Mitarbeiter wesentlich komfortabler: Circa acht

Räume waren von ihnen belegt, dagegen von karitativen Vereinen nur zwei“, habe sie in Gesprächen mit Lagerpersonal erfahren. „Die Angst vor Spionage war groß.“ Doch die Befragungen seien von den Bewohnern meist ohne Klage hingenommen worden. „Da haben wir in der DDR viel Schlimmeres erlebt“, haben mir manche gesagt. Und andere bedauerten, „dass sie nicht noch mehr wussten und erzählen konnten“, schilderte die Historikerin. Eine wichtige Rolle bei vielen Flüchtlingen scheint auch die so umstrittene historische Treppe auf dem Bahnhofsvorplatz gespielt zu haben. „Man muss sie unbedingt erhalten“, forderte ein Zuhörer, der sie mit seiner Gattin wie viele andere nahezu täglich benutzt habe, als man im Lager untergebracht gewesen sei, erinnerte er sich.

Dr. Jeannette van Laak zeigte sich ein wenig „irritiert“, dass trotz der „Erfolgsgeschichte“ des Lagers gerade in den Jahren 1989/90 „in Gießen kaum etwas an diese aus historischer Sicht durchaus bemerkenswerte Schnittstelle der deutsch-deutschen Beziehungen erinnert“. Zumal „auch historische Aufarbeitungen hierzu bislang kaum vorliegen“. Und so habe sie 2008 beschlossen, selbst Material zusammenzutragen. Sie sei auch weiterhin auf der Suche nach Zeit- und Augenzeugen, die ihre Erlebnisse rund um das Lager schildern möchten. Interessenten können sich dazu telefonisch, 06441/9740138, an die Historikerin der JLU wenden.

Frank O. Docter (fod); erschienen am 2. März 2012 im Gießener Anzeiger

Der OHG dankt dem

- **Gießener Anzeiger**

www.giessener-anzeiger.de

und der

- **Gießener Allgemeinen Zeitung**

www.giessener-allgemeine.de

für die Möglichkeit der Onlinepublikation.

VI. Autorinnen und Autoren dieses Bandes:

Volker Benand-Wagenhoff, Konrad-Broßwitz-Straße 45, 60487 Frankfurt am Main

Manfred Blechschmidt, Am Zehntfrei 5, 35398 Gießen

Dr. Ludwig Brake, Stadtarchiv Gießen, Berliner Platz 1, 35390 Gießen

Jürgen Dauernheim, Aulweg 82, 35392 Gießen

Susanne Gerschlauser M.A., Gießener Straße 69, 35460 Staufenberg,
Susanne.Gerschlauser@tagebergen.de

Michael Gottwald, hessenARCHÄOLOGIE, Landesamt für Denkmalpflege
Hessen, Schloss Biebrich/Ostflügel, 65203 Wiesbaden, gottwald-
michael@gmx.de

Heidrun Helwig, hhelwig@giessener-anzeiger.de

Volker Hess, Gießener Straße 69, 35460 Staufenberg, v@tagebergen.de

Dagmar Klein M.A., Talstraße 10, 35435 Wettenberg, dkl35435@web.de

Prof. Dr. Erwin Knauß, Georg-Philipp-Gail-Straße 14, 35394 Gießen

Dr. Jürgen Leib, Löwengasse 8, 35435 Wettenberg, leib.j@web.de

Florentin Mück, florentinmueck@web.de

Dr. Dieter Neubauer, Saalgasse 6, 97082 Würzburg

Elke Noppes M.A., Gießener Straße 33, 35460 Staufenberg,
noppes@mentuhotep.de

Prof. Dr. Hans Ramge, Tilsiter Straße 3, 35444 Biebertal

Christoph Röder, M.A., hessenARCHÄOLOGIE, Landesamt für
Denkmalpflege Hessen, Schloß Biebrich/Ostflügel, 65203 Wiesbaden,
chr.roeder@gmx.net

Dr. Konrad Schneider, Herzbergweg 9, 65760 Eschborn

Marei Söhngen-Haffer M.A., Stadtarchiv Grünberg, Rabegasse 1, 35305 Grün-
berg, m.soenngen@gruenberg.de, Gemeindearchiv Langgöns, St.-Ulrich-Ring
13, 35428 Langgöns, m.soenngen@langgoens.de

Dieter Steil, Jenaer Straße 13, 35396 Gießen, dieter.steil@steil-giessen.de

Lutz Trautmann, M.A., Aulweg 32, 35392 Gießen.

Clemens Uhlig, Hessisches Staatsarchiv Darmstadt

Dr. Susanne Urban, IST/Bereich Forschung und Bildung, Große Allee 5-9,
34454 Bad Arolsen, Susanne.urban@its-arolsen.org

Dr. Jeanette van Laak, Justus-Liebig-Universität Gießen, Otto-Behaghel-Straße
10 D, 35394 Gießen

Dr. Matthias Recke, c/o Professur für Klassische Archäologie an der Justus-
Liebig-Universität, Otto-Behaghel-Straße 10 D, 35394 Gießen,
Matthias.Recke@archaeologie.uni-giessen.de

Prof. Dr. Hans-Joachim Weimann †, Friedlandstraße 5, 35444 Biebental

OBERHESSISCHER GESCHICHTSVEREIN

Mitgliedsbeitrag: 15 € jährlich für Einzelmitglieder
20 € für Familienmitgliedschaft

Konten: Sparkasse Gießen
BLZ 513 500 25, Kto. Nr. 200 508 512

Sparkasse Gießen (Freundeskreis Alter Friedhof)
BLZ 513 500 25, Kto. Nr. 200 603 990

Volksbank Gießen
BLZ 513 900 00, Kto. Nr. 457 701

Die Mitgliedschaft berechtigt:

1. Zum Bezug der jährlich erscheinenden „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“. Die persönliche Abholung im Stadtarchiv ist erwünscht. Die spätere Zustellung ist mit Portokosten verbunden.
2. Zum freien Eintritt zu allen Vorträgen und bevorzugter Teilnahme an den Exkursionen des Oberhessischen Geschichtsvereins.

Für Form und Inhalt der Aufsätze in den „Mitteilungen“ sind die Verfasserinnen und Verfasser verantwortlich. Manuskripte werden in folgender Form erbeten: unformatierte Texte als Word-Datei auf CD abgespeichert oder als Anhang zu einer Email und einen Ausdruck. Sofern Abbildungen vorgesehen sind, bitte diese nummerieren und die entsprechende Stelle im Text markieren. Die Abbildungen möglichst gescannt (300 dpi) und auf CD.

Anschrift: Oberhessischer Geschichtsverein Gießen e.V.
Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Postfach 11 08 20, 35353 Gießen
www.ohg-giessen.de

Besuchsadresse: Geschäftsstelle im Stadtarchiv
Berliner Platz 1, 35390 Gießen
Telefon: 0641/3061540, Fax: 0641/3061545
eMail: info@ohg-giessen.de

Der Schriftentausch wird von der Universitäts-Bibliothek Gießen, Otto-
Behaghel-Straße 8, durchgeführt.

An alten Jahrgängen der „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ sind noch vorhanden und können über die Geschäftsstelle im Stadtarchiv, Postfach 11 08 20, 35353 Gießen, bezogen werden:

Nr. 40/1955	2,50 €
Nr. 41/1956	2,50 €
Nr. 43/1959	2,50 €
Nr. 44/1960 Festschrift Prof. Dr. Rauch	2,50 €
Nr. 46/1962	2,50 €
Nr. 47/1963	2,50 €
Nr. 48/1964	2,50 €
Nr. 49/50/1965	2,50 €
Nr. 51/1966	2,50 €
Nr. 52/1967	2,50 €
Nr. 53/54/1969	2,50 €
Nr. 55/1970	2,50 €
Nr. 56/1971	2,50 €
Nr. 57/1972	2,50 €
Nr. 60/1975	2,50 €
Nr. 62/1977 Festschrift Dr. Herbert Krüger	2,50 €
Nr. 63/1978 Festschrift 100 Jahre OHG	2,50 €
Nr. 65/1980	2,50 €
Nr. 66/1981	2,50 €
Nr. 67/1982	2,50 €
Nr. 76/1991	2,50 €
Nr. 79/1994	2,50 €
Nr. 80/1995	2,50 €
Nr. 81/1996	2,50 €
Nr. 82/1997	2,50 €
Nr. 83/1998	2,50 €
Nr. 84/1999	2,50 €
Nr. 85/2000	2,50 €
Nr. 86/2001	2,50 €
Nr. 87/2002	14,00 €
Nr. 88/2003	9,30 €
Nr. 89/2004	14,50 €
Nr. 90/2005	14,00 €
Nr. B1 Beiheft „Amerika-Haus“	7,50 €
Nr. 91/2006	14,50 €
Nr. 92/2007	14,50 €
Nr. 93/2008	14,50 €
Nr. 94/2009	14,50 €
Nr. 95/2010	14,50 €
Nr. 96/2011	14,50 €
Nr. 97/2012	14,50 €

Ältere Jahresbände werden öfter für wissenschaftliche Institutionen gesucht. Der Verein bittet seine Mitglieder um Abgabe von „Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins“ Nr. 1-79.

